S&F

# Die neue Rundschau

XIXter Jahrgang der freien Bühne

Zweiter Band

1908

Berlin / S. Fischer / Verlag

LIBRARY
MAR 31 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

AP
30
N5
1908
Bd. 2

# Inhaltsverzeichnis

## Romane, Novellen, Dramen, Gedichte:


Seite

S. Ausländer, Ein Abend bei Herrn de Sevirage . . . . 902
Herman Bang, „Barchan ist tot" . . . . . 575
Herbert Eulenberg, Zwei Sonette . . . . . 913
Gedichte von Wilhem v. Scholz, Ulrike Wörner, Benno Geiger 762
Rainer Maria Rilke, Gedichte . . . . . 529
Arthur Schnitzler, Der Weg ins Freie . . . . . 471, 643, 801
Stefan Zweig, Geschichte in der Dämmerung . . . . . 730


## Aufsätze:


Theodor Barth, Politische Chronik . . . . . 609, 767, 914
Oscar Bie, Ausstellungen . . . . . 908
Ein Weg zur Politik für die Unpolitischen . . . . . 465

Seite
Alexander von Gleichen-Rußwurm, Vom Weltbürger . . . 764
Willi Handl, Über die Rasse der Schauspieler . . . . . 892
Johannes V. Jensen, Skizzen aus New York . . . . . 723
Karl Jentsch, Die Konfessionen in Deutschland . . . . . 785
Rudolf Lehmann, Kultur und Schule der Gegenwart . . . 753
Friedrich Naumann, Die Leidensgeschichte des deutschen Liberalismus . . . . . 625
Felix Poppenberg, Abenteuer der Seele . . . . . 600
Jakob Schaffner, Vom Wandern . . . . . 898
Karl Scheffler, Kommandierte Ideale . . . . . 873
Ferdinand Tönnies, Die Krisis des Reichsgedankens . . . 518
J. von Uexküll, Das Tropenaquarium . . . . . 694
Jakob Wassermann, Faustina . . . . . 530

## Briefe, Reisen, Memoiren:

Gerhart Hauptmann, Aus einer griechischen Reise . . . . 584
Max Meyerfeld, Lord Byron und seine Schwester . . . . 707
John Ruskin, Briefe an Charles Eliot Norton . . . . . 557
Richard Wagner, Briefe aus sechs Jahrzehnten . . . . . 858

## Rundschau:

Peter Altenberg, Masken des Mannes . . . . . 927
Peter Altenberg, Masken der Vierzehnjährigen . . . . . 624
Oscar Bie, Leben und Dichten . . . . . 926
Oscar Bie, Liebeskünste . . . . . 925
Oscar Bie, Psychologie der Mode . . . . . 623
Oscar Bie, System des Impressionismus . . . . . 623
Oscar Bie, Wagners Briefe an die erste Frau . . . . . 780
Max Brod, Der Ordnungsliebende . . . . . 782

Seite

W. Fred, Jensen . . . . . 923
Anselma Heine, Das Ärgernis . . . . . 620
Marie Herzfeld, Ludwigshöhe . . . . . 777
Robert Hessen, Kurze Röcke . . . . . 781
Norbert Jacques, Ein modernes Gebäude . . . . . 926
Karl Jentsch, Historische Standpunkte . . . . . 774
Gerhardt Katsch, Biomechanik . . . . . 619
Felix Poppenberg, Jakob Schaffner . . . . . 779
S. Saenger, Den Manen David Friedrich Strauß' . . . . . 616
S. Saenger, Die Revolution . . . . . 922
S. Saenger, Handel und Händel . . . . . 617
S. Saenger, Octave Mirbeaus Automobilbuch . . . . . 921
Jakob Schaffner, Vineta . . . . . 621
Albrecht Wirth, Großbelgien . . . . . 772

# Ein Weg zur Politik für die Unpolitischen

Es scheint jetzt schon erwiesen, daß die Forderung des Reichstagswahlrechts für Preußen unsern Liberalen mehr eine Fahne als einen strategischen Punkt bedeutet hat; — und was ist eine Fahne für aufgeklärte Menschen anderes als ein Stück Tuch an einem Stock? Da es den Nerv einer Partei ausmacht, mit Kraft und gutem Gewissen zu fordern, so ist's kein Wunder, daß das deutsche Bürgertum bei jeder politischen Probe Verlegenheit sehen läßt. Es weiß nichts rechtes zu fordern, weil es gerade soviel erreicht hat, wie nötig ist, den Willen abzuspannen. Selbst das letzte, das uneingestandene Ziel aller politischen Gleichheitsbestrebungen, nämlich den Staat nicht etwa nur der vordrängenden Klasse, sondern den Mittelmäßigkeiten dieser Klasse bequem zu machen, hört auf, verstockte Begeisterung anzufachen, wo überall Mittelmäßigkeit keine Entschuldigung und keine Schonung nötig hat. Das Geld klingt im Kasten; hohe Orden, auch außerhalb der Kronen- und Rotenadlerhierarchie, Ministersessel und übermorgen Gesandtschaftsposten, zum Beispiel in Washington, bezeugen einen Sieg, der groß genug ist, daß man's dem Adel noch eine Weile gönnen kann, die Offizierstellen der Gardereiterregimenter festzuhalten und bei Hofe vorzutanzen.

Aber dieses Bürgertum, das durch seine Erfolge viel zu sehr ins Private zersplittert ist, als daß es sich zur Einheit zusammenfassen könnte, soll doch noch nicht die letzte Ebbe einer großen Flut sein. Immer wieder und in sehr verschiedenen Lagern ist der Wunsch laut geworden, es als Kernmaterial für eine zu gründende große deutsche Kulturpartei zu gewinnen. Eine zweite Verlegenheit. Kultur schaffen heißt: Tatsachen zum Dienste zwingen; aber Wirtschaft, die an die Deichsel gehörte, sitzt auf dem Kutscherbock, und der Mann im Wagen schaut, zwar etwas unsicher, doch recht vergnüglich, durch die Scheiben. Das Abendland hat einen neuen Gott entdeckt, der mächtig wie das alte Fatum ist und zur fatalistischen Ergebenheit zwingt wie Mohammeds Allah; es nennt

ihn Entwicklung und weiß noch nicht, daß auch dieser Gott, soll er nicht zum Götzen hinabsinken, Anbetung und Auflehnung verlangt, um seine Arbeit zu tun. Der falschen, neuen Frömmigkeit kam überdies der Tatsachensinn zu Hülfe, den das vorige Jahrhundert durch das gewaltige Anwachsen des Tatsachenbestandes unserm Volke anerzog. Zwar ist es unverkennbar, daß der Realismus die Geister schamhaft gemacht hat; aber die Schamhaftigkeit kann unfruchtbar machen. Wir sollten uns nicht scheuen, Ideologie zu treiben, wenn wir das Herz dazu haben; es ist unsre beste und schließlich stärkste Form, Politik zu treiben.

Fürchten wir etwa die Ideologie, weil wir den Spott der Geschichte fürchten? Es braucht uns nicht zu kümmern, daß die Dinge immer einen andern Weg laufen, als die ihnen vorwaltende Idee zu bestimmen schien; und durchaus ist dem Besserwisser Erfolg der Satz entgegenzuhalten, worin Kant seine und Platos Meinung ausspricht, „daß unsere Vernunft natürlicher Weise sich zu Erkenntnissen aufschwinge, die viel weiter gehen, als daß irgend ein Gegenstand, den Erfahrung geben kann, jemals mit ihm kongruieren könne, die aber nichtsdestoweniger ihre Realität haben und keineswegs bloß Hirngespinnste seien". Bismarck, durch den die Realpolitiker ohne Mandat, die Propheten ex eventu mit Vorliebe ihre Kleingesinntheit decken wollen, ist ein Beweis gegen sie. Er wurde die große, heroische, mythische Gestalt, insofern als er den Auftrag der deutschen, bürgerlichen Ideologie ausführte; was er nach 1871 getan hat, blieb, trotz seiner unverminderten Kraft und seiner gesteigerten Weisheit, innerhalb der unmittelbaren politischen Nöte und wirkte nicht formgebend und aufbauend ins Volk. Noch in einer andern, einer sehr philiströsen Form äußert sich oder versteckt sich die Furcht vor der Geschichte und untergräbt die Naivität. Eitle und zaghafte Menschen wollen sich um keinen Preis anders verhalten, als eine spätere Zeit möglicherweise von ihnen verlangen wird. Sie reden sich ein, daß die Gegenwart unter demselben Maße stehe, das in den Abkürzungen der Bücher an die Vergangenheit gehalten wird. Weil Goethes Werther unsterblich ist, meinen sie, daß die historische Lotte und der historische Albert mit entzückter Bereitwilligkeit in die poetischen hätten aufgehen sollen. Aber Lotte und Albert wären es nicht wert gewesen, daß ein großer Dichter sich mit ihnen beschäftigte, wenn sie es ohne Widerspruch sich hätten gefallen lassen. Nicht dieser Widerspruch ist philiströs, sondern der Vorwurf dieses Widerspruchs ist es. Und wenn der Historizismus soviel beklagt wurde, weil er uns das Erbe der Vergangenheit auf die Schultern wälzte, so verdient er in seiner Umkehrung, die uns die Gegenwart schon als eine Zukunft und unterm Richterblick fühlen läßt, noch größeren Argwohn.

Ist es also nicht nötig, sich davor zu scheuen, Ideale zu vertreten, so bleibt doch der Zweifel an der Kraft, Ideale zu bilden. Aber trotz der Erschütterung aller Gewißheiten und trotz der Zertrümmerung aller Dogmen braucht

keine Ideologie leer zu sein. Vor jeder Generation steht ein Lehrer des Menschheitswillens auf: die neue Generation, die Kinder, die wir erziehen, die uns erziehen. So verschieden und unsicher auch der Wille sein mag, der das Kind zu formen unternimmt, und so sehr auch die Erziehung in den Wirbel des Problematischen mit hineingerissen ist, so gibt es doch hier den einen festen Punkt. Wenn ein Kind sich beklagt, daß es von einem andern geschlagen sei, wird kein Vater, er sei denn ein unheilbarer Vegetarier, etwas anderes sagen, als: schlage wieder. Stark, nicht gut will jeder sein Kind machen, besonders aber der Gute. Die Kraft will man dem Kinde geben, die Güte soll es sich erwerben. Überlieferte Güte ist Schwäche, erworbene ist eine Kraft über alle Kräfte. Es ist im Kleinen wie im Großen, daß Kultur die Fähigkeit zur Kultur erlahmen macht. Der tapfere Mann tötet die Löwen, der schwache wohnt in dem sicheren Land. Prüfen wir uns noch genauer, so finden wir, daß wir das Kind am liebsten auch auf eigene Faust nicht in einen dauernden Zustand von Güte möchten gelangen sehn; es soll tüchtig sein zu seinem Geschäft, des Aufschwungs fähig und nur in der Feierstunde des Aufschwungs teilhaftig. Es soll sich von der Güte nicht unmittelbar führen lassen, und sie soll ihm ein Stern zu einem Aufblick, aber nicht ein Leuchtfeuer auf einem Turm oder eine Laterne an einer Straße sein.

Und so, wie wir's im Kinde wünschen, lebt das Religiöse in Wirklichkeit in uns, und wir gehen irre, wenn wir es nach der einen oder nach der andern Seite gewaltsam entscheiden. Alles Religiöse will erworben sein. Christ sein, heißt: Christ werden. Und wenn das religiöse Gefühl, sei es als christlich persönliche Gotteskindschaft, sei es als spinozistische Hingegebenheit an die Allnatur, die rätselvolle Macht ist, die die Gefangenschaft der Individuation bricht und uns Teilwesen von der mitgeborenen Ahnung des Allwesens durchfahren läßt, so wissen wir, daß seine Wahrheit nicht länger als einen Augenblick dauert.

Die Ewigkeit ist nicht die endlos lange Zeit, sondern ist: keine Zeit, ist das Gegenteil von Zeit. Kein zeitlicher Sinn nimmt sie wahr, kein zeitliches Wirken wirkt sie aus.

„Wie lange der Mensch in Gebet oder Begeisterung dort oben verweilt? So lange, als der Blitzstrahl hier unten." Das hat Hebbel geschrieben, das leugnen die Priester, das bekennen wenige, und das leben alle. Selbst der Heilige kommt ohne ein Zeremoniell nicht aus, mit dem er das Feuer des Blitzes als kümmerliches Altarfeuer wachhält; und wir andern Menschen werden gegen unsern Willen Heuchler oder Knechte der Gewohnheit, wenn wir unser irdisches Geschäft mit unsrer Religion in stetiger und gleichgerichteter Vereinigung glauben oder glauben machen.

Ein moralischer Vorwurf ist zu leicht erhoben, als daß man ihn nicht im Zügel halten müßte. Zu urteilen, daß die Menschen durch Jahrtausende Heuchler gewesen seien, ist anmaßend und selbstgefällig. Freilich scheint uns

Helm ab zum Gebet und bis fünfzig zählen ein so rohes Symbol, daß es fast zur Lüge wird; aber heuchelt Bismarck, der Paris bombardieren will und auf seinen Nachttisch die Bibel legt? Er hat in jungen Jahren gegen die orthodoxen Verwandten seiner Frau die Epistel des Jakobus verteidigt, die Luther im paulinischen Zornmut einmal die stroherne nennt; es war der Politiker in ihm, der die Werkgerechtigkeit nicht dem reinen Glauben opfern konnte; der exemplarische Mensch, der sie nicht opfern wollte; der Menschenkenner, der die Forderung des Opfers als unreal erkannte. In einer derartigen Natur, in der es von Tatkraft gewittert und deren religiöse Erregbarkeit doch von ernstester Wahrhaftigkeit ist, muß ein Seelenzustand herrschend werden, für den wir keine Bezeichnung haben, weil wir in unserer Sprache kein Wort für die dem Laster der Heuchelei entsprechende Tugend besitzen. Der religiöse Augenblick ist ein Strahl der Zeugung; wir leben durch ihn, nicht von ihm. Das ist die durch die Geschichte der Menschheit bezeugte Tatsache; nur Pfaffen wissen und wollen es anders.

Also wären Pfaffen die wahren Ideologen? Nein, sondern sie sind die falschen. Die Realität des Lebens läßt sich nicht unmittelbar meistern, wie denn alle Unmittelbarkeit subaltern ist. Erkenntnis muß als Mittler dazutreten; sie muß aus der Realität das Ideal herausreißen, und nur dieses Ideal kann wieder in die Realität wirken. Wir müssen die Zustände schaffen, die schon sind.

Irreligiöse Gesinnung und Gleichgültigkeit haben die Trennung der religiösen Dinge von den staatlichen verlangt; mit größerem Recht, mit ursprünglicherer Pflicht verlangt dasselbe die religiöse Gesinnung. In unsrer Zeit hat ein Christ, Tolstoj, aus Christlichkeit den Staat in allen seinen Formen bekämpft; aber seine Kritik hat nur einen negativen Wert. Er hat helfen mißtrauisch machen, das bleibt sein Verdienst; aber er mißt an der Religion Dinge, die kein gemeinsames Maß mit ihr haben. Er hat mit seinen hellen, empörten, durchdringenden Augen vieles gesehn, nur das eine nicht, daß die Religion ihrem Wesen nach antisozial ist. Sie verbindet nicht die Menschen miteinander, sondern sie verbindet jeden einzelnen Menschen mit Gott. Sie ist etwas völlig anderes, als Moral. Ein moralischer Mensch kann irreligiös sein, ein religiöser unmoralisch. Dostojewski sah diesen Widerstreit, er kannte den Freigeist und den Sünder, sein Herz blutete, und er unternahm es nicht, zu lehren. Insofern Tolstoj mehr ein Moralist als ein religiöser Mensch ist, verliert seine Kritik des Staates an Gewicht, und es ist kein Zufall, daß dort, wo seine unmittelbarsten Lehrer sind, in China, der Staat ein eisernes Gefüge hat. Die Moral findet innerhalb des Staates, ja zuweilen durch ihn alle ihre Bedingungen; die Religion hat nichts mit ihm gemein. Jede soziale, das heißt zwischenmenschliche Ausdeutung und Ausbeutung der Religion ist ein Fehler, der sich an ihr selbst und an den Menschen rächt; denn wenn zwei Menschen von demselben religiösen Gedanken ergriffen werden, so sehen sie nicht ein-

ander an, sondern in dieselbe Ferne hinaus. Das Leben der Menschheit ist dem Sammet vergleichbar, dem Gewebe, das eine horizontale und eine vertikale Anordnung hat; jene das verbindende Netz, diese die zahllosen, unverbundenen Einzelfäden; die eine das soziale Prinzip, die andere das individuelle im Gleichnis. Wohl bilden sie eine Einheit; — denn ernsthaft einen Dualismus auszudenken, ist nicht mehr möglich; die tollkühnsten, bis zur Absurdität gesteigerten Versuche dazu — sie sind gemacht worden — müssen zuschanden werden. Was sich als Dualismus ausgeben möchte, sei es aus Altertümelei, sei es aus Eitelkeit, ist schließlich doch immer nur ein Monismus auf Umwegen; ist ja auch der christliche Teufel, der die Sünder straft, ein Funktionär Gottes, also auch er keine dualistische Konzeption, sonst müßte er's den Bösewichtern, auf seine Weise, in der Hölle lustig machen. Also nicht die Einheit Religion und Gesellschaft soll geleugnet werden, sondern es gilt, ihre Vermischung zu bekämpfen.

Beide haben den Schaden von dieser Vermischung.

Die Religion kann nur dann in ihrer Wesensreinheit leuchten, wenn sie nicht zur sozialen Funktionärin erniedrigt wird; und der Staat wird sich zu der harten, reinen und schönen Kunstform, die in seiner Idee liegt, erst entwickeln, wenn er sich von der religiösen Vormundschaft frei macht. Die von Philosophen mit wütendem Hohn angegriffene Staatsidee ist die mächtigste, am meisten künstlerische und am meisten konstruktive der heutigen Menschheit. Sie ist stärker als die Nationalität, stärker sogar als die Rasse; das sehen wir so gut an dem Verhältnis zwischen Japan und China, und England und Deutschland, wie an dem zwischen Rußland und Frankreich. Eine solche kühne, kühle, intellektuale Kraft unserer eigenen Natur mit Mißmut anzusehen, bringt uns um ein Lebensgefühl von Stolz und Selbständigkeit.

Wir müssen der beiden Richtungen unseres Wesens inne werden, und uns entschließen, jeder nur in ihrer Art genüge zu tun; müssen fromm sein in der Ewigkeit und wirkungskräftig in der Zeit, als Heuchler mit gutem Gewissen.

Wie unfrei macht das schlechte Gewissen! Es ist schwer verständlich, daß die Könige es mit ihrem Stolz verträglich finden, an der Spitze nachgemachter Theokratieen zu stehn; und es ist nur allzuleicht verständlich, daß die Prediger der Religion durch den Widerspruch zwischen dem, was sie sind, und dem, was sie zu sein vorgeben und was man ihnen nur glaubt wie auf dem Maskenball, längst jede Würde verloren haben. Unsere evangelischen Geistlichen wirken nur dann, wenn sie ihre Pflicht versäumen; sobald sie ihre Pflicht tun, ist's mit ihrer Macht zu Ende. Da kommt in eine Dorfkirche ein Brautpaar zur Trauung, das nicht ganz so ist, wie es sein sollte; der Geistliche will sich nicht mit Redensarten zufrieden geben und schlägt auf die Gewissen; — sogleich ist die Feierlichkeit zu Ende, die Gemüter verstocken sich, und der Prediger muß sich an die Fälle erinnern lassen, wo Unsittlichkeit durch den höheren

Steuerzettel nachsichtig bedeckt wurde. Man ist bereit, sich mit ihm einzuleben, aber er soll die Spielregeln respektieren. Daß der Katholizismus auch bei uns eine so viel stärkere Gewissensmacht ausübt als der Protestantismus, rührt daher, daß er freier vom Staate ist; er selbst wird darin von den ganz freiwillig zusammengeschossenen Sekten übertroffen. Wo eine Religionsgemeinschaft sich mit dem Staate zu identifizieren strebt, ist es ihr um irdische, nicht um göttliche Herrschaft zu tun; und ihr Anspruch trübt beide. Erst wenn der scharfe Schnitt der Trennung gemacht ist, kann die Religion ein privates Ereignis und der Staat ein soziales Kunstwerk werden.

Konservative Leute, die den Dr. Karl Peters durch einen Vergleich mit Warren Hastings decken wollen, trennen die Kirche vom Staat so gründlich, daß das Eingeständnis davon ihnen nur noch dazu verhelfen würde, ihre Argumentation zu säubern. Aber sie gestehen es nicht ein. Sie glauben immer noch, die Religion als Polizei nötig zu haben; sie übersehen, daß der Mensch das wilde, nur durch überirdische Angst und Betrug zu lenkende Wesen nicht mehr ist; manche sagen ja, daß er allzu zahm geworden sei. Was ihm aber an Unfreiheit zum Zwecke der Zucht und der Kultur immer wieder aufzuerlegen ist, das würde der Staat aus eigener Souveränität sicherer und nobler durchsetzen, als wenn er den Vollziehungsbeamten eines Priestergottes macht. Ist die Religion nicht mehr Polizei, so wird die Polizei eine religiöse Würde zurückgewinnen, und der Bürger wird sie nicht als einen Gegner umgehen, sondern als den sichtbaren Ausdruck des Bürgerwillens anerkennen. Wir könnten uns leicht darüber einigen, daß das Urteil des Paris auf keine Postkarte und die Aphrodite Kallipygos nicht ins Schaufenster gehören, wenn wir nicht die Pflicht hätten, der scheelsüchtigen Priestermoral keine Handbreit nachzugeben.

Wir müssen unsere Orthodoxen davor stellen, zu bekennen, ob sie ihre und einer Kirche Macht, oder die Macht der Wahrheit und Gottes wollen. Wollen sie diese und glauben daran, nur so fest wie der Chemiker an seine Gesetze, so müssen sie den Versuch, die Kirche und den Staat zu trennen, mindestens dulden. Ist die Gewalt, die sie verkünden, eine Realität, dann sind überhaupt Zustände unausdenkbar, in denen sie nicht lebte und schaffte; ist sie ein Menschenerschleichnis, so wird sie nicht als erste ins Exil gehn.

Deutschland wird nicht eher eine Kultur haben, als bis es einig ist, und wird nicht eher einig sein, als bis es seine konfessionelle Spaltung überwunden hat. Das aber kann auf keine andere Weise geschehn, als daß der Staat beide Kirchen abdankt. Dieser Weg ist zu brechen, dieser Wille zu entfesseln. Es stehe der Rufer zu diesem Streite auf, und die Tausende, die es nach Freiheit und Form gelüstet, werden ihrer bedrückten Eigensucht ledig werden und sich zu einem kampffreudigen Heere sammeln, das mehr und besseres hätte, als eine Fahne.

# Der Weg ins Freie/ Roman von Arthur Schnitzler

Dritte Fortsetzung

Das Landhaus, das Georg suchte, fand er auch auf seinen Wanderungen mit Nürnberger nicht; ja, von einem Mal zum andern, schien die Entdeckung schwieriger zu werden. Nürnberger spottete zuweilen über die schwer erfüllbaren Ansprüche Georgs, der nach einer Villa zu suchen schien, an der vorn die wohlgepflegte Straße vorbeiführen und die rückwärts eine Gartentüre in den Urwald haben sollte. Schließlich glaubte Georg selbst nicht mehr ernsthaft daran, daß es ihm jetzt gelingen würde, das erwünschte Haus zu finden und verließ sich auf den Zwang des Findenmüssens nach der Rückkehr von der Reise. Notwendiger erschien es, sich möglichst bald mit einem Arzt ins Einvernehmen zu setzen; aber auch das verschob Georg von einem Tag zum andern. Doch eines Abends teilte Anna ihm mit, daß sie, durch einen neuen Ohnmachtsanfall in plötzliche Angst versetzt, Doktor Stauber besucht und ihm ihren Zustand eröffnet hatte. Er war sehr herzlich gewesen, hatte keinerlei Erstaunen ausgedrückt, sie in jeder Hinsicht vollkommen beruhigt und nur den Wunsch geäußert, Georg vor der Abreise zu sprechen.

Ein paar Tage darauf folgte Georg der Einladung des Arztes. Die Ordination war eben zu Ende. Doktor Stauber empfing ihn mit der vorausgesehenen Freundlichkeit, schien die ganze Angelegenheit so einwandfrei und natürlich als möglich zu finden und sprach von Anna nie anders als von der jungen Frau, was Georg eigentümlich, aber nicht unangenehm berührte. Als die sachlichen Erörterungen abgeschlossen waren, erkundigte sich der Arzt nach dem Ziel der Reise. Georg hatte noch kein Programm entworfen, nur so viel stand fest, daß das Frühjahr im Süden, wahrscheinlich in Italien verbracht werden sollte. Doktor Stauber nahm Anlaß von seinem letzten Aufenthalt in Rom zu erzählen, der zehn Jahre zurücklag. Er war damals, wie schon früher einmal, mit dem Leiter der Ausgrabungen in persönlichem Verkehr gestanden und sprach zu Georg in fast begeistertem Ton von den neuesten Entdeckungen auf dem Palatin, über den er als junger Mann selbst Studien gepflogen und in den Heften für Altertumsforschung veröffentlicht hatte. Dann zeigte er Georg, nicht ohne Stolz, seine Bibliothek, die in eine medizinische und in eine kunsthistorische geschieden war, und trug ihm leihweise einige seltenere Bücher, eines aus dem Jahre 1834 über die vatikanischen Sammlungen und eine Geschichte Siziliens an. Georg fühlte sich höchst angeregt, während ihm so deutlich zum Bewußtsein kam, wie reiche Tage ihm bevorstanden. Eine Art von Heimweh nach wohlbekannten und lang entbehrten Gegenden überkam ihn, halbvergessene Bilder tauchten wieder in ihm auf: die Pyramide des Cestius stand am Horizont, in den scharfen Umrissen, wie sie ihm erschienen war, da er als Knabe mit dem Prinzen von Makedonien in

die abendliche Stadt zurückgeritten war; die dämmrige Kirche tat sich auf, wo er seine erste Geliebte als Braut zum Altar hatte schreiten sehen; unter einem dunkeln Himmel zog ein Nachen mit seltsam schwefelgelben Segeln an der Küste hin .... Er begann zu reden, sprach von den vielen Städten und Landschaften des Südens, die er als Knabe, als Jüngling gesehen, erzählte von der Sehnsucht nach diesen Orten, die ihn oft wie ein wahres Heimweh ergriff, von seiner Freude all das Ersehnte, Bewahrtes und Vergessenes, und vieles Neue, mit gereiftem Blick umfassen zu dürfen, und diesmal in Gesellschaft eines Wesens, das fähig war, alles mit ihm zu verstehen und zu genießen, und das ihm teuer war. Doktor Stauber, der eben daran war, ein Buch in die Reihe zurückzustellen, wandte sich plötzlich nach Georg um, sah ihn mild an und sagte: „Das laß ich mir gefallen." Da Georg seinen Blick ein wenig befremdet erwiderte, setzte er hinzu: „Es war nämlich das erste warme Wort über Ihre Beziehung zu Annerl, das ich im Laufe dieser Stunde von Ihnen vernommen habe. Ich weiß, ich weiß, es liegt nicht in Ihrer Art, sich einem beinahe fremden Menschen gegenüber aufzuschließen, aber gerade weil ichs eigentlich nicht erwarten durfte, hats mir wohlgetan. Es ist Ihnen wirklich aus dem Herzen gekommen, man hats gemerkt. Und es hätte mir leid getan um das Annerl — entschuldigen Sie, ich heiß sie halt noch immer so — wenn ich mir hätte denken müssen, Sie haben sie nicht so gern, wie sie es verdient."

„Ich weiß eigentlich nicht," erwiderte Georg kühl, „was Sie veranlaßt, daran zu zweifeln, Herr Doktor."

„Hab' ich etwas von Zweifeln gesagt?" erwiderte Stauber gutmütig. „Aber schließlich, es soll schon dagewesen sein, daß ein junger Mann, der allerlei erlebt hat, so ein Opfer nicht genügend würdigt. Es bleibt ja doch ein Opfer, lieber Baron. Wir können noch so erhaben sein über alle Vorurteile — eine Kleinigkeit ist es heutzutage noch immer nicht, wenn sich ein junges Mädel aus guter Familie zu so was entschließt. Und ich wills Ihnen nicht verhehlen — Annerl hab ichs natürlich nicht merken lassen — es hat mir doch einen leisen Ruck gegeben, wie sie neulich bei mir gewesen ist und mir die Sache erzählt hat."

„Entschuldigen Sie Herr Doktor," erwiderte Georg geärgert aber höflich, „wenn es Ihnen einen Ruck gegeben hat, so beweist das doch einiges gegen Ihr Erhabensein über Vorurteile . . ."

„Da haben Sie recht," sagte Stauber lächelnd. „Aber vielleicht sehen Sie mir diese Rückständigkeit nach, wenn Sie bedenken, daß ich etwas älter bin als Sie und aus einer andern Zeit herkomme. Und dem Einfluß seiner Epoche kann sich selbst ein ziemlich selbständig denkender Mensch ... was zu sein ich mir schmeichle ... nicht ganz entziehen. Das ist ja das Merkwürdige. Aber glauben Sie mir, es gibt auch heutzutage, selbst unter den jungen Leuten, die bei Nietzsche und Ibsen aufgewachsen sind, geradesoviel Philister als es vor

dreißig Jahren gegeben hat; sie geben sich nur nicht zu erkennen, außer es geht ihnen selbst an den Kragen, zum Beispiel, wenn man ihnen die Schwester verführt oder wenn ihre Frau Gemahlin ihnen plötzlich mit der Idee kommt, sie will sich ausleben ... Manche sind natürlich konsequent und spielen ihre Rolle weiter ... das ist aber mehr eine Frage der Selbstbeherrschung als der Weltanschauung. Und früher wieder, wissen Sie, in der Epoche, aus der ich eben komme, wo die Begriffe so unwiderruflich festgestanden sind, wo jeder zum Beispiel genau gewußt hat: man hat seine Eltern zu verehren, sonst ist man ein Schuft ... oder: eine wahre Liebe gibt es nur einmal im Leben ... oder: es ist ein Vergnügen für das Vaterland zu sterben ... wissen Sie, in der Epoche, wo jeder anständige Mensch irgend eine Fahne hochgehalten, oder wenigstens irgend was auf sein Banner geschrieben hat ... glauben Sie mir, schon damals haben die sogenannten modernen Ideen mehr Anhänger gehabt, als man ahnt. Nur, daß es diese Anhänger selbst manchmal nicht recht gewußt, daß sie selber ihren Ideen nicht getraut, daß sie sich gewissermaßen wie Auswürflinge oder gar wie Verbrecher vorgekommen sind. Soll ich Ihnen was sagen, Herr Baron? Es gibt überhaupt keine neuen Ideen. Neue Gedankenintensitäten — das ja. Aber meinen Sie im Ernst, daß Nietzsche den Übermenschen, Ibsen die Lebenslüge gefunden hat, und Anzengruber die Wahrheit, daß die Eltern selber „danach sein sollen", die von ihren Kindern Verehrung und Liebe wünschen? Keine Spur. Alle ethischen Ideen sind immer dagewesen, und staunen würde man, wenn man wüßte, was für Flachköpfe die sogenannten neuen, großen Wahrheiten gedacht, vielleicht sogar manchmal ausgesprochen haben, lang vor den Genies, denen wir diese Wahrheiten verdanken, oder vielmehr den Mut, diese Wahrheiten für wahr zu halten. Aber ich bin da etwas weit abgekommen, verzeihen Sie. Eigentlich hab ich nur sagen wollen ... und Sie werden mirs glauben ... ich weiß so gut wie Sie, Herr Baron, daß es manches jungfräuliche Mädchen gibt, das tausendmal verdorbener ist als eine sogenannte Gefallene, und manchen, als anständig geltenden jungen Mann, der schlimmere Dinge auf dem Gewissen hat, als daß er mit einem unschuldigen Mädchen ein Verhältnis anfängt. Und doch ... das ist eben der Fluch meiner Epoche ..." schaltete er lächelnd ein, „ich hab mir nicht helfen können: im ersten Moment, wie Annerl mir die Geschichte erzählt hat, da haben gewisse unangenehme Worte, die seinerzeit ihre feststehende Bedeutung gehabt haben, in meinem alten Kopf ganz mit ihrem alten Ton zu klingen angefangen, dumme, überlebte Worte wie ... Wüstling ... Verführung ... sitzen lassen ... und so weiter. Und daher, ich muß noch einmal um Entschuldigung bitten, jetzt, da ich Sie etwas näher kennen gelernt habe — daher ist dann der Ruck gekommen, den gespürt zu haben ein moderner Mensch eigentlich nicht eingestehen dürfte. Aber, um wieder ganz ernst zu reden, überlegen Sie nur einmal, wie sich Ihr seliger Herr Vater zu der Sache gestellt hätte, der wieder das Annerl nicht gekannt hat. Er war doch

sicher einer der klügsten und vorurteilslosesten Menschen, den man sich denken kann. Und trotzdem zweifeln Sie gewiß nicht daran, daß es auch bei ihm nicht ganz ohne Ruck abgegangen wäre."

Georg streckte dem Arzt unwillkürlich die Hand entgegen. Das Unerwartete dieser plötzlichen Mahnung an den geliebten Toten ließ eine so heftige Sehnsucht in ihm aufsteigen, daß er sie nur zu lindern vermochte, indem er von dem Entschwundenen zu reden begann. Auch der Arzt wußte noch von mancher Begegnung mit dem verblichnen Baron zu erzählen, meist zufälligen flüchtigen auf der Straße, bei Sitzungen der Akademie der Wissenschaften, und Konzerten. Wieder war einer jener Augenblicke, in dem Georg sich dem Dahingeschiedenen gegenüber seltsam schuldvoll erschien und sich im Innern zuschwor, seines Andenkens würdig zu werden.

„Grüßen Sie das Annerl von mir", sagte der Arzt beim Abschied zu ihm, „aber von dem ‚Ruck' erzählen Sie ihr lieber nichts. Sie ist ein sehr feinfühliges Geschöpf, das wissen Sie ja, und jetzt kommt es vor allem darauf an, ihr jede unangenehme Aufregung zu ersparen. Bedenken Sie nur, lieber Baron, es handelt sich jetzt nur um das eine, daß ein gesundes Kind auf die Welt kommt, alles übrige . . . na, grüßen Sie sie schön von mir, hoffentlich sehen wir uns alle gesund im Sommer wieder."

Georg entfernte sich mit dem erhöhten Bewußtsein seiner Verpflichtungen gegenüber dem Wesen, das sich ihm gegeben und jenem andern, das in wenigen Monaten zum Dasein erwachen sollte. Er dachte zuerst daran, ein Testament zu machen und es bei einem Notar zu hinterlegen. Bei näherer Überlegung aber fand er es richtiger, sich seinem Bruder zu eröffnen, der ihm unter allen Menschen doch auch innerlich am nächsten stand. In der eigentümlichen Befangenheit aber, die dem doch so innigen Verhältnis zwischen den Brüdern eigen war, ließ er Tag um Tag verstreichen, bis endlich Felicians Abreise nach Afrika zu den Jagden ganz nahe bevorstand. In der Nacht vorher, auf dem Weg aus dem Klub nach Hause, teilte Georg seinem Bruder mit, daß er schon in der nächsten Zeit eine lange Reise anzutreten gedenke.

„So? Auf wie lange willst du denn fort?" fragte Felician.

Georg hörte im Ton dieser Worte eine gewisse Besorgnis mitklingen und fühlte sich veranlaßt hinzuzusetzen: „Es wird wohl auf Jahre hinaus die letzte größere Reise sein, die ich unternehme. Im Herbst befinde ich mich ja hoffentlich in einer festen Stellung."

„Du bist also ganz entschlossen?"

„Ja, selbstverständlich."

„Es freut mich sehr, Georg, aus verschiedenen Gründen, wie du dir denken kannst, daß du nun endlich ernst machen willst. Und im übrigen trifft's sich auch gut, daß nicht nur einer von uns in die Welt hinaus muß, und der andere zurückbleibt. Das wär' doch ein biß'l traurig gewesen."

Georg wußte wohl, daß Felician im nächsten Herbst einer auswärtigen

Vertretung zugeteilt werden sollte, aber mit solcher Klarheit war ihm noch nie bewußt geworden, daß es nun in wenigen Monaten mit der langjährigen brüderlichen Gemeinschaft, mit dem Zusammenwohnen in dem alten Haus gegenüber dem Park, ja gewissermaßen mit der Jugend unwiederbringlich vorbei sein mußte. Er sah das Leben ernst, beinahe drohend vor sich liegen.

„Hast du denn schon eine Ahnung?" fragte er, „wohin sie dich schicken werden?"

„Eine gewisse Chance besteht für Athen."

„Wär' dir das angenehm?"

„Warum nicht. Die Gesellschaft dort soll nicht uninteressant sein. Bernburg war drei Jahre lang dort und er ist ungern fort. Und dabei haben sie ihn nach London versetzt, was doch auch nicht ohne ist."

Sie gingen eine Weile schweigend weiter, nahmen den Weg durch den Park wie gewöhnlich. Eine Luft wie vom nahen Frühling war um sie, obwohl auf den Rasenplätzen noch schmale, weiße Schneeflecken schimmerten.

„Also nach Italien reist du?" fragte Felician.

„Ja."

„Wieder so weit nach dem Süden wie voriges Frühjahr?"

„Das weiß ich noch nicht."

Wieder ein kurzes Schweigen.

Plötzlich aus dem Dunkel heraus die Stimme Felicians: „Hast du von Grace eigentlich seitdem etwas gehört?"

„Von Grace", wiederholte Georg etwas verwundert, denn es war lange her, daß Felician diesen Namen nicht mehr ausgesprochen hatte. „Von Grace hab' ich nichts mehr gehört. Das war übrigens so abgemacht zwischen uns. In Genua haben wir für ewig Abschied genommen. Auch schon über ein Jahr her . . .!"

Auf einer Bank, ganz im Dunkeln, saß ein Herr im Pelz, mit Zylinder und weißen Handschuhen. Ah, Labinski, dachte Georg einen Moment lang; im nächsten fiel ihm natürlich ein, daß der sich erschossen hatte . . . Es war nicht das erstemal, daß er ihn zu sehen glaubte. Auch im botanischen Garten zu Palermo unter einer japanischen Esche war einmal einer gesessen, bei hellichtem Tag, den Georg eine Sekunde lang für Labinski gehalten hatte. Und neulich, hinter den geschlossenen Fenstern eines Fiakers hatte Georg das Antlitz seines verstorbenen Vaters zu erkennen geglaubt.

Hinter den laublosen Ästen schimmerten Häuser her. Eines davon war das, in dem die Brüder wohnten.

Es wäre Zeit, dachte Georg, daß ich endlich auf die Angelegenheit zu reden komme. Und um rasch anzuknüpfen, bemerkte er leicht: „Ich fahr' übrigens heuer auch nicht allein nach Italien."

„So, so", sagte Felician und sah vor sich hin.

Im selben Moment fühlte Georg, daß er den Ton nicht richtig genommen

hatte. Er besorgte, daß Felician sich etwa denken könnte: ah, nun hat er wieder ein Abenteuer mit so einer dubiosen Person. Und ernst fügte er hinzu: „Du Felician, ich hätte was ziemlich Wichtiges mit dir zu besprechen."

„Was wichtiges?"

„Ja."

„Na Georg", sagte Felician mild und sah ihn von der Seite an. „Was gibt's denn, du heiratest doch nicht am Ende?"

„O nein", erwiderte Georg und ärgerte sich gleich wieder, daß er diese Möglichkeit so entschieden abgelehnt hatte. „Nein, nicht um eine Heirat handelt es sich, sondern um etwas viel Wesentlicheres."

Felician blieb einen Moment stehen. „Du hast ein Kind?" fragte er ernst.

„Nein. Noch nicht. Das ist es eben. Darum reisen wir fort."

„So", sagte Felician.

Sie waren aus dem Park herausgetreten. Unwillkürlich sahen sie beide zu dem Fenster ihrer Wohnung auf, von dem aus noch vor einem Jahr ihr Vater ihnen manchmal grüßend zugenickt hatte. Beide fühlten mit Wehmut, wie sie seit dem Tode des Vaters einander allmählich entglitten waren — und mit leiser Angst, um wie viel weiter sie das Leben noch voneinander entfernen konnte.

„Komm zu mir ins Zimmer", sagte Georg, als sie oben waren. „Da ist's am gemütlichsten."

Er setzte sich auf seinen bequemen Sessel am Schreibtisch. In die Ecke des kleinen, grünen Lederdivans, der an den Schreibtisch angerückt war, lehnte sich Felician und hörte ruhig zu. Georg nannte ihm den Namen seiner Geliebten, sprach von ihr in guten und innigen Worten und erbat sich von Felician, daß er sich der Mutter und des Kindes annähme für den Fall, daß ihm, Georg, in der nächsten Zeit etwas Menschliches zustieße. Was von seinem Vermögen noch vorhanden wäre, hinterließe er selbstverständlich dem Kind, der Mutter fiele die Nutznießung bis zu des Kindes Volljährigkeit zu. Als Georg zu Ende war, sagte Felician nach kurzem Schweigen lächelnd: „Na, du hast ja gegründete Hoffnung, von deiner Reise ebenso gesund und wohl zurückzukommen, als ich von Afrika und so hat unsere Besprechung wohl nur akademische Bedeutung."

„Das hoff ich natürlich auch. Aber es ist mir jedenfalls eine Beruhigung, Felician, daß du nun eingeweiht bist und ich nach jeder Richtung hin unbesorgt sein kann."

„Ja natürlich, das kannst du." Er reichte dem Bruder die Hand. Dann stand er auf, ging im Zimmer auf und ab. Endlich fragte er: „Zu legitimieren denkst du deine Beziehungen nicht?"

„Vorläufig nein. Was die Zukunft bringt, kann man ja nicht wissen."

Felician blieb stehen. „Na ja . . ."

„Du wärst dafür, daß ich heirate?" rief Georg mit einigem Erstaunen aus.

„Durchaus nicht."

„Felician ich bitte dich, sei aufrichtig!"

„Weißt du, in solche Geschichten soll man niemandem drein reden, auch seinem Bruder nicht."

„Aber wenn ich dich bitte, Felician. Mir kommt vor, als gefiele dir irgendetwas an der Geschichte nicht."

„Ja siehst du Georg . . . du wirst mich ja nicht mißverstehen . . . ich weiß natürlich, daß du nicht daran denkst, sie im Stich zu lassen, im Gegenteil, ich bin sogar überzeugt, daß du dich in jeder Beziehung viel nobler benehmen wirst, als irgend ein Mensch an deiner Stelle. Aber, die Frage ist doch eigentlich die: hättest du dich in die Sache eingelassen, wenn du dir die Folgen nach allen Seiten hin überlegt hättest?"

„Ja das ist freilich schwer zu beantworten."

„Es ist schon zu beantworten, Georg. Ich meine ganz einfach: Hast du die Absicht gehabt . . . nicht sie zu deiner Lebensgefährtin zu machen, aber ein Kind mit ihr zu haben?"

„Gott, wer denkt daran? Wenn man es absolut hätte vermeiden wollen —," Felician unterbrach ihn. „Weiß sie, daß du nicht daran denkst, sie zu heiraten?"

„Na du glaubst doch nicht, ich hab ihr's ‚heiraten versprochen'."

„Nein. Aber das Sitzenlassen doch auch nicht."

„Das wäre gerade so eine Unaufrichtigkeit gewesen, Felician. Es ist gekommen, wie derartige Dinge eben zu kommen pflegen, hat sich alles ganz ohne Programm entwickelt, bis auf den heutigen Tag."

„Ja das ist recht schön. Es ist nur die Frage, ob man nicht in wichtigen Lebensdingen zu Programmen gewissermaßen verpflichtet ist."

„Möglich . . . Aber das war ja meine Sache nie, leider . . ."

Felician blieb vor Georg stehen, machte ein liebes Gesicht und nickte ein paarmal. „Das ist schon wahr, Georg. Du bist doch nicht bös . . . aber weil wir schon einmal davon sprechen . . . ich maße mir natürlich nicht das Recht an, dir in deine Lebensführung dreinzureden . . ."

„Red nur, Felician . . . wirklich . . . es tut mir geradezu wohl . . ." Er strich ihm leise über die Hand, die auf der Divanlehne lag.

„Na ja, es ist weiter nicht viel zu sagen. Ich meine nur, daß es in allen Dingen bei dir so ist . . . so ein Mangel an Programm. Siehst du, um von einem andern wichtigen Punkt zu reden, ich für meinen Teil bin ja überzeugt von deinem Talent und viele andre auch. Aber du arbeitest doch eigentlich verflucht wenig, nicht? Und von selbst kommt der Ruhm ja doch nicht, selbst wenn man . . ."

„Gewiß nicht. Aber so wenig wie du glaubst, arbeit ich durchaus nicht, Felician. Nur ist ja das Arbeiten bei unsereinem so eine eigentümliche Geschichte. Manchmal beim Spazierengehen, ja sogar im Schlaf fällt einem allerlei ein . . . Und dann im Herbst . . ."

„Na ja, hoffen wir, obzwar ich fürchte, von deiner Gage wirst du anfangs nicht leben können. Und wie lange dein bissel Geld reichen wird, bei deiner Art zu leben, das ist sehr die Frage. Ich sag dir aufrichtig, wie du mir früher die Summe genannt hast, die du deinem Kind hinterlassen könntest, hab ich einen förmlichen Schrecken gekriegt."

„Hab nur Geduld, Felician. In drei Jahren oder fünf, wenn ich meine Oper fertig hab . . ." er sagte es in selbstironisierendem Tone.

„Schreibst du wirklich an einer Oper, Georg?"

„Nächstens fang ich an."

„Wer macht dir denn den Text?"

„Der Heinrich Bermann. Da machst du natürlich wieder ein Gesicht."

„Lieber Georg, was deinen Verkehr anbelangt, bin ich immer weit davon entfernt gewesen, dir dreinzureden. Es ist ganz natürlich, daß du bei deiner geistigen Richtung in andre Kreise kommst als ich und mit Leuten umgehst, an denen ich vielleicht weniger Geschmack fände. Aber, wenn der Text von Herrn Bermann nur schön ist, so hast du meinen Segen . . . und der Herr Bermann natürlich auch."

„Der Text ist noch nicht fertig, nur das Szenarium."

Felician mußte wider Willen lachen. „So siehts mit deiner Oper aus? Wenn nur das Theater schon gebaut ist, für das sie dich als Kapellmeister engagieren."

„Na", sagte Georg etwas beleidigt.

„Verzeih," entgegnete Felician. „Ich zweifle wirklich nicht an deiner Zukunft. Ich möcht halt nur, daß du selber ein bißchen mehr dazu tätest. Ich wär ja so .... wirklich Georg, stolz wär ich, wenn was Großes aus dir würde. Und es liegt ja gewiß nur an dir. Der Willy Eißler, der doch ein sehr musikalischer Mensch ist, hat mir erst neulich wieder gesagt, daß er von dir mehr hält, als von den meisten jüngern Komponisten."

„Wegen der paar Lieder, die er von mir kennt?"

„Ja er findet sie eben hervorragend. Auf die Masse kommts doch nicht an."

„Du bist ein guter Kerl, Felician. Aber du brauchst mich wirklich nicht zu ermutigen. Ich weiß schon was in mir steckt, nur fleißiger muß ich halt sein. Und die Reise wird sehr wohltätig auf mich wirken. So auf eine Zeit aus der gewohnten Umgebung herauskommen, das tut sehr gut. Das ist diesmal was ganz anderes, als im vorigen Jahr. Es ist ja das erstemal, Felician, daß ich mit einem Wesen zusammen bin, das vollkommen auf meinem Niveau steht, das mir mehr .... das mir wahrhaftig auch eine Freundin ist. Und das Bewußtsein, daß ich ein Kind haben werde, und grad mit ihr, das ist mir, trotz aller Begleitumstände, eher angenehm."

„Das kann ich mir schon denken," sagte Felician und betrachtete Georg ernst und liebevoll.

Die Uhr auf dem Schreibtisch schlug zwei.

„O schon so spät," rief Felician. „Und morgen früh muß ich packen. Na, morgen bei Tisch können wir noch über allerlei reden. Also grüß dich Gott Georg."

„Gute Nacht Felician. Ich danke dir," setzte er bewegt hinzu.

„Wofür dankst du mir, du bist komisch Georg." Sie reichten sich die Hände und dann küßten sie einander, was schon seit langer Zeit nicht geschehen war. Und Georg beschloß, sein Kind, wenn es ein Knabe sein sollte Felician zu nennen, und er freute sich der guten Vorbedeutung im Glücksklang dieses Namens.

Nach des Bruders Abreise fühlte sich Georg so verlassen, als hätte er nie einen andern Freund gehabt. Der Aufenthalt in der großen einsamen Wohnung, wo ihm eine ähnliche Stimmung zu lasten schien, wie in der ersten Zeit nach dem Tode des Vaters, machte ihn beinahe traurig. Die Tage, die noch bis zur Abreise verstreichen mußten, empfand er als Übergangszeit, mit der nichts rechtes mehr anzufangen war. Die Stunden mit der Geliebten im Zimmer der Kirche gegenüber wurden farblos und öde. Mit Anna selbst schien nun auch seelisch eine Veränderung vorzugehen. Sie war manchmal reizbar, dann wieder schweigsam fast melancholisch, und oft überkam Georg im Zusammensein mit ihr eine solche Langeweile, daß ihm vor den nächsten Monaten, in denen sie ganz aufeinander angewiesen sein sollten, geradezu bange wurde. Wohl versprach die Reise an sich Abwechslung genug. Aber wie sollte es in den spätern Monaten werden, die man ruhig irgendwo in der Nähe Wiens zu verbringen genötigt war? Er mußte auf eine Gesellschaft für Anna bedacht sein. Noch zögerte er mit ihr davon zu sprechen, als Anna selbst ihm mit einer Neuigkeit entgegenkam, die jene Schwierigkeit und zugleich eine andre auf die einfachste Weise zu beheben geeignet war. In der letzten Zeit, insbesondere seit Anna ihre Lektionen allmählich aufgegeben, hatte sie sich Theresen wieder näher angeschlossen, ihr alles anvertraut; und so war bald auch Theresens Mutter mit im Geheimnis. Diese nun kam Anna gütiger entgegen als die eigene Mutter, die nach einem kurzen Aufflackern des Verständnisses sich von der schuldigen Tochter gekränkt und schwermütig abgeschlossen hatte. Frau Golowski erklärte sich nicht nur bereit bei Anna auf dem Lande zu wohnen, sondern versprach auch, das kleine Haus, das Georg nicht hatte entdecken können, während das junge Paar fern war, ausfindig zu machen. So sehr diese Bereitwilligkeit Georgs Bequemlichkeit entgegenkam, es war ihm doch ein wenig peinlich, dieser fremden alten Frau verpflichtet zu sein; und daß gerade sie, die Mutter Leos, und der Vater Bertholds dazu bestimmt waren, an einem so wichtigen Erlebnis Annas so bedeutenden Anteil zu nehmen, wollte ihm in verstimmten Augenblicken beinahe lächerlich erscheinen.

Drei Tage vor der Abreise, an einem schönen März-Nachmittag, machte Georg seinen Abschiedsbesuch bei Ehrenbergs. Seit jenem Weihnachtsfeier-

tage hatte er sich nur selten oben blicken lassen, und seine Gespräche mit Else waren seither durchaus harmlos geblieben. Wie einem Freunde, der solche Bemerkungen nicht mehr mißverstehen konnte, gestand sie ihm, wie sie sich daheim immer weniger wohl fühle. Insbesondre, was Georg schon selbst manchmal beobachtet hatte, schien die Stimmung des Hauses durch das üble Verhältnis zwischen Vater und Sohn dauernd getrübt zu sein. Wenn Oskar in seiner nonchalant-vornehmen Haltung zur Türe hereinkam und in seinem wienerisch-aristokratischen Ton zu reden begann, wandte sich der Vater mit Hohn ab, oder konnte Anspielungen nicht unterdrücken, daß er von heut auf morgen der ganzen Vornehmheit durch Entziehen oder Herabsetzen des sogenannten Gehaltes, der ja doch nur ein Taschengeld wäre, ein Ende machen könnte. Fing hingegen der Vater, wie er es vor Leuten und mit offenbarer Absicht am liebsten tat, im Jargon zu reden an, so biß Oskar die Lippen aufeinander und verließ wohl auch das Zimmer. Doch kam es in der letzten Zeit nur mehr selten vor, daß Vater und Sohn zugleich sich in Wien oder in Neuhaus aufhielten. Sie ertrugen kaum mehr einer des andern Nähe.

Als Georg bei Ehrenbergs eintrat, lag das Zimmer fast im Dunkel. Hinter dem Klavier hervor leuchtete die marmorne Isis, und in den Erker, wo Mutter und Tochter einander gegenübersaßen, fiel das Dämmerlicht des späten Nachmittags. Zum erstenmal hatte für Georg die Erscheinung dieser zwei Frauen, etwas seltsam rührendes. Eine Ahnung tauchte in ihm auf, daß ihm dieses Bild heute vielleicht zum letztenmal vor Augen träte, und Elses Lächeln leuchtete ihm so schmerzlich süß entgegen, daß er einen Augenblick lang dachte: wäre nicht am Ende hier das Glück gewesen? . . .

Nun saß er neben Frau Ehrenberg, die ruhig weiter stickte, Else gegenüber, rauchte eine Zigarette und war wie zu Hause. Er erzählte, daß er, verführt von dem lockenden Frühlingswetter, die geplante Reise früher antrete, als beabsichtigt war, und daß er sie wahrscheinlich bis in den Sommer hinein ausdehnen werde.

„Und wir wollen diesmal schon Mitte Mai nach dem Auhof," sagte Frau Ehrenberg. „Aber heuer rechnen wir sicher darauf Sie bei uns zu sehen."

„Wenn Sie nicht anderweitig beschäftigt sind," setzte Else hinzu, ohne eine Miene zu verziehen.

Georg versprach im August zu kommen, auf einige Tage wenigstens.

Dann sprach man über Felician und Willy, die sich vor wenig Tagen von Biskra aus mit ihrer Gesellschaft in die Wüste begeben hatten, um zu jagen; über Demeter Stanzides, der nächstens seinen Abschied vom Militär nehmen und sich auf ein Gut in Ungarn zurückziehen wollte, und endlich über Heinrich Bermann, von dem seit Wochen niemand eine Nachricht hatte.

„Wer weiß, ob er überhaupt nach Wien zurückkommt," sagte Else.

„Warum sollte er nicht? — wie kommen Sie darauf, Fräulein Else?"

„Gott, vielleicht wird er diese Schauspielerin heiraten und mit ihr in der Welt herumziehen."

Georg zuckte die Achseln .. Er wüßte von keiner Schauspielerin, mit der Heinrich in Verbindung stand und erlaubte sich seinen Zweifel auszudrücken, daß Heinrich jemals heiraten werde, ob nun eine Prinzessin oder eine Zirkusreiterin.

„Es wäre schade um Bermann," sagte Frau Ehrenberg, ohne sich um Georgs Diskretion zu kümmern. „Überhaupt finde ich, die jungen Leute nehmen diese Dinge entweder zu leicht oder zu schwer."

Else ergänzte: „Ja es ist sonderbar. Ihr seid alle in diesen Dingen entweder viel klüger oder viel dümmer, als in allen andern, obwohl man doch gerade in solchen Lebenssachen möglichst der bleiben sollte, der man für gewöhnlich ist."

„Liebe Else," sagte Georg obenhin, „wenn einmal Leidenschaften im Spiele sind ...."

„Ja, wenn sie im Spiele sind," betonte Frau Ehrenberg.

„Leidenschaften!" rief Else. „Ich glaube die sind so was seltenes, wie alles großartige auf der Welt."

„Was weißt Du mein Kind," sagte Frau Ehrenberg.

„In meiner Nähe habe ich wenigstens noch nichts dergleichen gesehen," erklärte Else.

„Wer weiß, ob Sies entdecken würden," meinte Georg, „auch wenn es einmal in Ihrer Nähe vorkäme. Von außen gesehen mag zuweilen ein Flirt und eine Liebestragödie ganz den gleichen Anblick bieten."

„Das ist gewiß nicht wahr," sagte Else. „Leidenschaft ist etwas, das sich unbedingt verraten muß."

„Woher willst Du denn das wissen, Else?" wandte Frau Ehrenberg ein. „Gerade Leidenschaften können sich manchmal tiefer verbergen, als irgend ein kleines Gefühlchen, schon weil mehr auf dem Spiel zu stehen pflegt."

„Ich glaube gnädige Frau," entgegnete Georg, „das ist sehr individuell. Es gibt eben Leute, denen alles auf der Stirn geschrieben steht, und andre, die undurchdringlich sind. Undurchdringlichkeit ist sogar gewissermaßen ein Talent wie ein anderes."

„Man kann es auch ausbilden wie ein anderes," sagte Else.

Das Gespräch stockte einen Augenblick, wie es leicht geschieht, wenn mit einemmal hinter einer allgemeinen Bemerkung die persönliche Nutzanwendung allzudeutlich hervorblinkt.

Frau Ehrenberg setzte neu ein: „Haben Sie was schönes komponiert in der letzten Zeit, Georg?" fragte sie.

„Ein paar Kleinigkeiten fürs Klavier. Übrigens ist auch mein Quintett bald fertig."

„Das Quintett fängt bald an mythisch zu werden," sagte Else unzufrieden.

„Else," mahnte die Mutter.

„Na ja, es wäre doch wirklich gut, wenn er fleißiger wäre."

„Da haben Sie freilich Recht," erwiderte Georg.

„Ich glaube die Künstler haben früher viel mehr gearbeitet als jetzt."

„Die großen," ergänzte Georg.

„Nein, alle," beharrte Else.

„Es ist vielleicht gut, daß Sie eine Reise machen," sagte Frau Ehrenberg weitblickend. „Sie werden hier zu viel abgelenkt."

„Er wird sich überall ablenken lassen," behauptete Else streng. „Auch in Iglau, oder wo er sonst im nächsten Jahr sein wird."

„Daran hab ich jetzt gar nicht gedacht, daß Sie fortgehen," sagte Frau Ehrenberg und schüttelte den Kopf. „Und Ihr Bruder ist nächstes Jahr in Sophia oder Athen, und Stanzides in Ungarn .... traurig eigentlich, wie die nettesten Menschen in alle Windrichtungen auseinander stieben."

„Wenn ich ein Mann wär," sagte Else, „stöb ich auch."

Georg lachte. „Sie träumen von einer Reise um die Welt in einer weißen Yacht. Madeira, Ceylon, St. Franzisko."

„O nein, ich möchte nicht ohne Beruf sein, aber wahrscheinlich wäre ich Marineoffizier geworden."

„Möchten Sie nicht so lieb sein," wandte sich Frau Ehrenberg an Georg, „und uns Ihre neuen Sachen ein bissel vorspielen?"

„Ganz gern." Er stieg vom Erker ins Zimmer hinab, in die Dunkelheit des Zimmers. Else erhob sich und schaltete das Oberlicht ein. Georg öffnete das Klavier, setzte sich hin und spielte seine Ballade. Else hatte auf einem Fauteuil Platz genommen und wie sie den Arm auf die Lehne und den Kopf auf den Arm gestützt dasaß, in der Haltung einer großen Dame und mit dem schwermütigen Gesicht eines altklugen Kindes, fühlte Georg von ihrem Anblick sich wieder sonderbar gerührt. Er war heute nicht sehr befriedigt von seiner Ballade und sich wohl bewußt, daß er durch ein allzuausdrucksvolles Spiel der Wirkung nachzuhelfen suchte.

Hofrat Wilt trat leise ein und machte ein Zeichen, man möchte sich nur nicht stören lassen. Dann blieb er mit dem grauen, kurz gesträubten Kopfhaar, überlegen, gütig und lang neben der Tür an der Wand gelehnt stehen, bis Georg mit übertrieben klangvollen Akkorden den Vortrag endete. Man begrüßte einander. Wilt beglückwünschte Georg, daß er ein freier Mann war und jetzt in den Süden reisen durfte. „Ich kann das leider nicht," fügte er hinzu, „und dabei hat man noch überdies zuweilen eine dunkle Ahnung, daß sich in Österreich nicht das geringste ändern würde, selbst wenn man ein Jahr lang sein Bureau nicht beträte." Wie immer redete er von seinem Beruf und seinem Vaterland mit Ironie. Frau Ehrenberg entgegnete ihm, es gäbe ja doch keinen, der sein Vaterland mehr liebte und seinen Beruf ernster nähme, als gerade er. Er gab es zu. Für ihn aber bedeutete Österreich ein

unendlich kompliziertes Instrument, das nur ein Meister richtig behandeln könnte und das nur deshalb so oft übel klänge, weil jeder Stümper seine Kunst daran versuche. „Sie werden solange darauf herumschlagen," sagte er traurig, „bis alle Saiten zerspringen und der Kasten dazu."

Als Georg ging, begleitete ihn Else ins Vorzimmer. Sie hatte ihm noch ein paar Worte über seine Ballade zu sagen. Besonders der Mittelsatz hatte ihr gefallen. So innerlich glühend wäre der gewesen. Im übrigen wünschte sie ihm glückliche Reise. Er dankte ihr. „Also," sagte sie plötzlich, während er schon den Hut in der Hand hielt, „nun heißt es wohl gewissen Träumen endgültigen Abschied geben."

„Welchen Träumen?" fragte er befremdet.

„Den meinen selbstverständlich, die Ihnen nicht unbekannt geblieben sein dürften."

Georg war sehr überrascht. So deutlich war sie nie gewesen. Er lächelte befangen und suchte nach einer Antwort. „Was weiß man von der Zukunft," sagte er endlich leicht.

Sie runzelte die Stirn. „Warum sind Sie nicht wenigstens ehrlich zu mir, so wie ich zu Ihnen? Ich weiß ja, daß Sie nicht allein da hinunter reisen.... Ich weiß auch, wer Sie begleitet.... Ich weiß überhaupt alles. Gott, was hab ich denn nicht gewußt, seit wir uns kennen."

Und Georg hörte Schmerz und Zorn im Untergrund ihrer Worte beben. Und er wußte: wenn er sie doch einmal zur Frau nähme, sie würde ihn fühlen lassen, daß sie zu lange hatte auf ihn warten müssen. Er sah vor sich hin, schwieg wie schuldbewußt und trotzig zugleich. Da lächelte Else heiter, reichte ihm die Hand und sagte nochmals: „glückliche Reise."

Er drückte ihr die Hand, als müßte er ihr etwas abbitten. Sie entzog sie ihm, wandte sich ab, ging ins Zimmer zurück. Er blieb noch ein paar Sekunden an der Türe stehen, dann eilte er auf die Straße.

Am Abend desselben Tages sah Georg nach vielen Wochen zum erstenmal Leo Golowski im Kaffeehaus wieder. Er wußte von Anna, daß Leo als Freiwilliger in der letzten Zeit unangenehme Dinge durchzumachen hatte, daß besonders jene „Bestie in Menschengestalt" ihn mit Bosheit, ja mit wahrem Haß verfolgte. Es fiel Georg heute auf, wie Leo in der kurzen Zeit, während er ihn nicht gesehen, sich verändert hatte. Er sah geradezu gealtert aus.

„Es freut mich, daß ich Sie vor meiner Abreise noch einmal zu Gesicht bekomme," sagte Georg und setzte sich ihm gegenüber an den Kaffeehaustisch.

„Sie freut es," erwiderte Leo, „daß Sie mich zufällig wieder einmal zu Gesicht kriegen, und mir war es ein Bedürfnis, Sie noch einmal zu sehen, das ist der Unterschied." Seine Stimme klang noch zärtlicher als gewöhnlich. Er sah Georg ins Auge, gütig, beinahe väterlich. In diesem Moment zweifelte Georg nicht mehr, daß Leo alles wußte, war ein paar Sekunden so verlegen, als wenn er sich vor ihm zu verantworten hätte, ärgerte sich über seine

Verlegenheit und war Leo dankbar, daß er sie nicht zu bemerken schien. Sie sprachen beinahe nur über Musik an diesem Abend. Leo erkundigte sich nach dem Fortgang von Georgs Arbeiten und im Verlaufe der Unterhaltung ergab es sich, daß Georg sich bereit erklärte, Leo am morgigen Sonntag Nachmittag einiges aus seinen neuesten Kompositionen vorzuspielen. Aber als sie sich voneinander verabschiedeten, hatte Georg plötzlich das unangenehme Gefühl, als wenn er eben eine theoretische Prüfung mit mäßigem Erfolg bestanden hätte und ihm für morgen das praktische Examen bevorstünde. Was wollte dieser junge, weit über sein Alter sich reif gebärdende Mensch eigentlich von ihm? Sollte Georg ihm gegenüber erweisen, daß sein Talent ihn berechtigte, Annas Geliebter zu sein, oder der Vater ihres Kindes zu werden? Er erwartete Leos Besuch mit innerm Widerstand. Einen Moment dachte er sogar daran, sich verleugnen zu lassen. Aber als Leo erschienen war, so harmlos und herzlich, wie er sich manchmal zu geben liebte, wurde Georg bald milder gestimmt. Sie tranken Tee, rauchten Zigaretten, Georg zeigte seine Bibliothek, die Bilder, die in der Wohnung hingen, Antiquitäten und Waffen, und die Prüfungsstimmung verschwand. Georg setzte sich ans Klavier, spielte ein paar seiner Stücke aus früherer Zeit und die letzten, auch die Ballade, viel besser als gestern bei Ehrenbergs, dann einige Lieder, zu denen Leo ohne Stimme, aber mit sicherem musikalischem Gefühl die Melodie markierte. Endlich begann er das Quintett aus der Partitur vorzutragen, es gelang ihm nicht recht, und Leo stellte sich mit den Noten zum Fenster hin und las sie aufmerksam. „Eigentlich weiß man noch gar nichts", sagte er. „Manches ist wie von einem Dilettanten mit sehr viel Geschmack, und anderes wie von einem Künstler ohne rechte Zucht. In den Liedern spürt man noch am ehesten .... aber was ... Talent? ... ich weiß nicht ... daß Sie eine vornehme Natur sind, spürt man jedenfalls, eine musikalisch vornehme Natur."

„Na, das wäre nicht viel."

„Es ist sogar ziemlich wenig. Aber da Sie noch so wenig gearbeitet haben, beweist das auch nichts gegen Sie. Wenig gearbeitet und wenig durchfühlt."

„Sie glauben ..." Georg zwang sich zu einem spöttischen Lächeln.

„O, erlebt wahrscheinlich sehr viel, aber gefühlt ... wissen Sie, was ich meine, Georg?"

„Ja, ich kann mirs schon denken. Aber Sie irren sich entschieden. Ich finde sogar eher, daß ich eine gewisse Neigung zur Sentimentalität habe, die ich bekämpfen muß."

„Ja, das ist es eben. Sentimentalität ist nämlich etwas, was in einem direkten Gegensatz zum Gefühl steht, etwas, womit man sich über seine Gefühlslosigkeit, seine innere Kälte beruhigt. Sentimentalität ist Gefühl, das man sozusagen unter dem Einkaufspreis erstanden hat. Ich hasse Sentimentalität."

„Hm, und doch glaube ich, daß Sie selbst nicht ganz frei davon sind."

„Ich bin Jude, bei uns ist es eine Nationalkrankheit. Die Anständigen arbeiten dran, daß Grimm oder Zorn daraus werde. Bei den Deutschen ist es schlechte Gewohnheit, innere Nachlässigkeit sozusagen."

„Also bei Ihnen zu entschuldigen, bei uns nicht?"

„Auch Krankheiten sind nicht zu entschuldigen, wenn man im vollen Bewußtsein seiner Anlage versäumt hat, sich dagegen zu wehren. Aber wir fangen an, aphoristisch zu werden, befinden uns also auf dem Wege zu Halben- oder Viertelswahrheiten. Kehren wir zu Ihrem Quintett zurück. Das Thema des Adagio ist mir das liebste daran."

Georg nickte. „Das hab ich einmal in Palermo gehört."

„Wie," fragte Leo, „sollte es eine sizilianische Melodie sein?"

„Nein, aus den Wellen des Meeres ist es mir entgegen gerauscht, wie ich eines Morgens allein am Strand spazieren gegangen bin. Das Alleinsein tut meiner Produktion überhaupt gut. Auch fremde Gegenden. Ich verspreche mir darum von meiner Reise allerlei." Er erzählte ihm von Heinrich Bermanns Opernstoff, der für ihn von Anregungen erfüllt sei. Wenn Heinrich wieder zurückkäme, sollte Leo ihn doch veranlassen, den Text ernstlich in Angriff zu nehmen.

„Wissen Sie noch nicht," sagte Leo, „sein Vater ist gestorben."

„Wirklich? Wann denn? Woher wissen Sies?"

„Heute früh ist es in der Zeitung gestanden."

Sie redeten über Heinrichs Verhältnis zu dem Hingeschiedenen, und Leo sprach aus, daß es um die Welt vielleicht besser stünde, wenn die Eltern öfter von den Erfahrungen ihrer Kinder lernten, statt zu verlangen, daß diese sich ihrer Altersweisheit anbequemten. Sie kamen in ein Gespräch über die Beziehungen zwischen Vätern und Söhnen, über echte und falsche Arten von Dankbarkeit, über das Sterben von geliebten Menschen, über die Verschiedenheit von Trauer und Schmerz, über die Gefahren des Erinnerns und die Pflichten des Vergessens. Georg fühlte, daß Leo den ernstesten Dingen nachsann, sehr allein war, und es verstand, allein zu sein. Er liebte ihn beinahe, als die Türe in später Abendstunde sich hinter ihm geschlossen hatte, und der Gedanke, daß Annas erste Schwärmerei ihm gegolten, tat ihm wohl.

Noch ein paar Tage vergingen rascher als man gedacht, mit Einkäufen, Besorgungen, Vorbereitungen aller Art. Und eines Abends fuhren Georg und Anna nach einander, in zwei Wagen, am Bahnhof vor und begrüßten sich gegenseitig in der Vorhalle zum Spaß mit großer Höflichkeit, wie entfernte Bekannte, die sich zufällig begegneten. „O mein Fräulein, was für ein glücklicher Zufall, reisen Sie vielleicht auch nach München?" „Jawohl, Herr Baron." „Ei wie trifft sich das gut. Und haben Sie etwa Schlafwagen, mein Fräulein?" „Jawohl Herr Baron, Bett Nummer fünf." „Nein, wie sonderbar, ich habe Nummer sechs." Dann gingen sie auf dem Perron hin und her. Georg war sehr gut aufgelegt und es freute ihn, daß Anna in ihrem

englischen Kleid mit dem schmalkrempigen Reisehut und dem blauen Schleier aussah wie eine interessante Fremde. Sie schritten den ganzen Zug ab, bis zur Lokomotive, die außerhalb der Halle stand und in aufgeregten Stößen hellgrauen Dampf zum dunkeln Himmel sandte. Draußen auf der Strecke, im mattem Schein, erglühten grüne und rote Laternen. Angstvolle Pfiffe kamen von irgendwoher aus der Weite, und langsam aus dem Dunkel hervor, ringelte ein Zug sich in den Bahnhof. Ein rotes Licht schwankte zauberhaft auf der Erde hin und her, schien meilenweit zu sein und wie es stille hielt, war es mit einemmal ganz nah. Und draußen, schimmernd und im Unsichtbaren sich verlierend, zogen die Gleise ihren Weg, nach Nähen und Fernen, in die Nacht, in den Morgen, in den nächsten Tag, ins Unerforschliche.

Anna stieg ins Coupé. Georg blieb noch eine Weile draußen stehen und amüsierte sich über die Reisenden, die eilig Aufgeregten, die vornehm Ruhigen und die, die die Ruhigen spielten, — und über die verschiedenen Abarten der Begleiter: die Wehmütigen, die Heitern, die Gleichgültigen.

Anna beugte sich aus dem Fenster. Georg plauderte mit ihr, tat so, als dächte er gar nicht daran abzureisen, stieg im letzten Moment ein. Der Zug fuhr ab. Auf dem Bahnsteig standen Leute — unbegreifliche Leute, die in Wien zurückblieben, und denen wieder all die andern unbegreiflich erschienen, die nun ernstlich davon fuhren. Ein paar Taschentücher wehten, der Stationschef stand wichtig da und sandte dem Zug einen strengen Blick nach, ein Träger, in blau weiß gestreifter Leinenbluse hielt eine gelbe Tasche hoch und blickte gierig in jedes Fenster. Merkwürdig, dachte Georg beiläufig, es gibt Leute, die davon fahren und ihre gelben Taschen in Wien zurücklassen. Alles verschwand, Tücher, Tasche, Stationschef, Bahnhofsgebäude, das hell erleuchtete Signalhaus, die Gloriette, die flimmernden Lichter der Stadt, die kleinen kahlen Gärten am Damm; und der Zug sauste weiter durch die Nacht. Georg wandte sich vom Fenster ab. Anna saß in der Ecke, hatte Hut und Schleier neben sich liegen, kleine, sanfte Tränen rannen ihr über die Wangen. „Aber," sagte Georg, umschlang sie, küßte sie auf die Augen, auf den Mund. „Aber Anna," wiederholte er noch zärtlicher und küßte sie wieder. „Was weinst du denn? Es wird ja so schön sein!"

„Du hasts leicht," sagte sie, und über ihr lächelndes Antlitz flossen die Tränen weiter. —

Es wurde schön. Zuerst hielten sie sich in München auf. In den hohen Sälen der Pinakothek spazierten sie umher, standen entzückt vor alten, dunkelnden Bildern, wanderten in der Glyptothek zwischen marmornen Göttern, Königen und Helden; und wenn Anna plötzlich ermüdet auf einem Divan sich niederließ, fühlte sie Georgs zärtlichen Blick über ihrem Scheitel. Sie fuhren durch den englischen Garten, in breiten Alleen, unter noch entlaubten Bäumen, eng aneinander geschmiegt, jung und glücklich, und glaubten gern, daß die Menschen sie für Hochzeitsreisende hielten. Und sie hatten ihre Plätze nebenein-

ander in der Oper, bei Figaro, bei den Meistersingern, bei Tristan; und es war ihnen, als webte sich aus den geliebten Klängen ein tönend durchsichtiger Schleier um sie allein, der sie von allen andern Zuhörern abschied. Und sie saßen, von niemandem gekannt, an hübsch gedeckten Gasthaustischen, aßen, tranken und plauderten wohlgelaunt. Und durch Gassen, die den wunderbaren Hauch der Fremde hatten, wandelten sie heim, wo im gemeinsamen Zimmer die milde Nacht ihrer wartete, schlummerten beruhigt Wange an Wange ein, und wenn sie erwachten, lächelte vor dem Fenster ein freundlicher Tag, mit dem sie schalten durften wie es ihnen beliebte. Sie waren in einander beruhigt, wie sies nie gewesen und gehörten einander endlich ganz. Dann reisten sie weiter, dem rufenden Frühling entgegen; durch gedehnte Täler, auf denen der Schnee glänzte und zerrann, dann, wie durch einen letzten, weißen Wintertraum, über den Brenner nach Bozen, wo sie mittags auf dem grellen Marktplatz in Sonnenstrahlen badeten. Auf den verwitterten Stufen des weiten Amphitheaters von Verona, unter einem kühlen Osterabendhimmel, fand sich Georg endlich der ersehnten Welt gegenüber, in die eine wahrhaft Geliebte zu geleiten ihm diesmal gegönnt war. Aus rötlich blassen Fernen, zugleich mit all den ewigen Erinnerungen, die auch andern Menschen gehörten, grüßte ihn die eigene entrückte Knabenzeit; ja, ein Hauch der verwehten Tage, da seine Mutter noch gelebt hatte, zitterte hier schon durch die fremd-heimatliche Luft. Venedig empfing ihn gefällig, doch zauberlos, und wohlbekannt, als hätte er es gestern verlassen. Auf dem Markusplatz wurde er von flüchtigen Wiener Bekannten gegrüßt, und der verschleierten Dame an seiner Seite im weiten Mantel galt mancher neugierige Blick. Einmal nur, spät abends auf einer Gondelfahrt durch enge Kanäle, erstanden ihm die starrenden Paläste, die im Alltagslicht allmählich zu Kulissen entwürdigt waren, im schweren Prunk dunkelgoldener Vergangenheiten.

Dann kamen ein paar Tage in Städten, die er kaum oder gar nicht kannte, wo er als Knabe nur kurze Stunden, oder noch niemals geweilt hatte. Aus einem schwülen Paduaner Mittag traten sie in eine dämmrige Kirche und betrachteten, langsam von Altar zu Altar wandelnd, die einfältig herrlichen Bilder, auf denen Heilige ihre Wunder vollbrachten und ihre Martyrien vollendeten. An einem trüben, regenschweren Tag fuhr sie ein rumpelnder, trauriger Wagen an einem ziegelroten Kastell vorbei, um das in einem breiten Graben graugrünliches Wasser stand, über einen Marktplatz, wo vor dem Kaffeehaus nachlässig gekleidete Bürger saßen; in stillere und traurige Gassen, wo zwischen den buckligen Steinen Gras wuchs; und sie mußten glauben, daß diese kläglich dahinsterbende Kleinstadt den schmetternden Namen Ferrara trug. In Bologna schon, wo die lebhaft aufblühende Stadt sich nicht am Stolz vergangener Herrlichkeiten genügen ließ, atmeten sie auf. Aber erst als Georg die Hügel von Fiesole erblickte, fühlte er sich wie von einer andern Heimat begrüßt. Dies war die Stadt, in der er aufgehört hatte Knabe zu

sein, in der der Strom des Lebens durch seine Adern zu kreisen begonnen hatte. An manchen Plätzen tauchten Erinnerungen in ihm auf, die er für sich behielt; und in dem Dom, wo jenes Florentiner Mädchen unter dem Brautschleier den letzten Blick zu ihm gesandt, sprach er zu Anna nur von der Herbstabendstunde in der Altlerchenfelder Kirche, wo sie beide ahnungsvoll von dieser Reise zu reden begonnen hatten, die nun so unbegreiflich rasch Wirklichkeit geworden war. Er zeigte Anna das Haus, in dem er vor neun Jahren gewohnt hatte. Noch befanden sich unten die gleichen Kaufläden, in denen Korallenhändler, Uhrmacher, Spitzenhändler ihre Waren feilhielten. Da der zweite Stock zu vermieten war, hätte Georg ohne weiteres das Zimmer wiedersehen können, in dem seine Mutter gestorben war. Aber er zögerte lange, die Wohnung wieder zu betreten. Erst am Tag vor der Abreise, als dürfte er es doch nicht versäumen, und allein, ja ohne es Anna vorher zu sagen, betrat er das Haus, die Stiege, das Gemach. Der alt gewordene Portier führte ihn herum und erkannte ihn nicht. Es waren noch dieselben Möbel überall; das Schlafzimmer der Mutter sah noch genau so aus wie vor zehn Jahren, und in der gleichen Ecke, aus braunem Holz, mit der dunkelgrünen, silbergestickten Samtdecke, stand das gleiche Bett. Aber nichts von allem was Georg erwartet hatte, regte sich in ihm. Ein müdes Erinnern, seichter und glanzloser als jemals sonst, rann ihm durch die Seele. Er verweilte lange vor dem Bett mit dem klar bewußten Willen, die Empfindungen, zu denen er sich verpflichtet fühlte heraufzubeschwören. Er murmelte das Wort „Mutter", er versuchte sichs vorzustellen wie sie hier gelegen war, in diesem Bett, viele Tage und Nächte lang. Er erinnerte sich der Stunden, in denen es ihr wohler gegangen war und er ihr hatte vorlesen oder im Nebenzimmer auf dem Klavier vorspielen dürfen, sah den kleinen runden Tisch in der Ecke stehen, an dem der Vater und Felician ganz leise gesprochen hatten, weil die Mutter eben eingeschlummert war; und endlich, wie eine Szene auf dem Theater, so nah und scharf, stieg jenes furchtbaren Abends Bild in ihm auf, an dem Vater und Bruder fortgegangen waren, er selbst ganz allein an der Mutter Lager saß, ihre Hand in der seinen ... alles sah und hörte er wieder: wie sie mit einem Mal nach dem ruhigsten Tag sich übel befunden, wie er die Fensterflügel aufgerissen hatte und mit der lauen Märzluft das Lachen und Reden fremder Menschen ins Zimmer hereingedrungen war, wie sie endlich dalag, mit offenen und schon erloschenen Augen, das Haar, das noch vor wenigen Sekunden um Stirn und Schläfen wellig geflossen war — wirr und trocken auf dem Polster starrte, und der linke Arm nackt über den Bettrand herunterhing mit weit auseinander gekrampften Fingern. Mit so ungeheuerer Lebendigkeit war dies Bild ihm aufgestiegen, daß er sein eigenes Knabenantlitz im Geiste wiedersah und sein eigenes längst verhalltes Weinen wieder hörte .. aber er fühlte keinen Schmerz. Es war doch zu lang vorbei. Zehn Jahr beinah.

„E bellissima la vista di questa finestra," sagte plötzlich der Portier hinter ihm, öffnete das Fenster; — und mit einemmal, wie an jenem längst entschwundenen Abend, tönten Menschenstimmen von unten herauf. Und im gleichen Augenblick hatte er die Stimme der Mutter im Ohr, so wie er sie damals vernommen, flehend, verendend . . . „Georg . . . Georg ." . . und aus der dunkeln Ecke, an der Stelle, wo damals die Kissen gelegen waren sah er etwas Bleiches sich entgegenschimmern. Er trat zum Fenster und bestätigte: „Bellissima vista". Aber vor der schönen Aussicht lag es wie dunkle Schleier. „Mutter", murmelte er, und noch einmal: „Mutter" . . . meinte aber zu seiner eigenen Verwunderung nicht mehr die längst Begrabene, die ihn geboren; jener andern galt das Wort, die noch nicht Mutter war und die es in wenigen Monaten werden sollte . . . eines Kindes Mutter, von dem er der Vater war. Und nun klang das Wort plötzlich, als tönte etwas nie Gehörtes, nie Verstandenes, als schwängen geheimnisvoll singende Glocken in Zukunftsferne mit. Und Georg schämte sich, daß er allein hier herauf gekommen war, sich gleichsam hergestohlen hatte. Nun durfte er Anna nicht einmal erzählen, daß er hier gewesen.

Am nächsten Morgen fuhren sie nach Rom. Und während Georg von Tag zu Tag sich heimischer, genußfähiger, frischer fühlte, begann Anna immer häufiger an schwerer Müdigkeit zu leiden. Oft blieb sie allein im Hotel zurück, während er in den Straßen herumschweifte, den Vatikan durchwanderte, auf Forum und Palatin sich erging. Sie hielt ihn nie zurück, aber doch fühlte er sich bemüßigt, sie zu trösten, ehe er fort ging und pflegte zu sagen: „Nun, das sparst du dir für ein anderes Mal auf, hoffentlich kommen wir bald wieder her." Da lächelte sie in ihrer verschmitzten Art, als zweifelte sie garnicht mehr daran, daß sie einmal seine Frau sein würde; und er selbst mußte sich gestehen, daß er diesen Ausgang nicht mehr für unmöglich hielt. Denn daß sie in diesem Herbst auseinandergehen sollten, mit einem Abschied für immer, das war ihm allmählich fast unfaßbar geworden. Doch sprachen sie in dieser Zeit nie mit klaren Worten von einer ferneren Zukunft. Er hatte Scheu davor und sie fühlte, daß sie gut daran täte, diese Scheu nicht aufzustören. Und gerade während dieser römischen Tage, in denen er oft stundenlang allein in der fremden Stadt umherspazierte, fühlte er, wie er Anna zuweilen in einer ihm nicht unangenehmen Weise entglitt. Eines Abends war er bis zur anbrechenden Dunkelheit zwischen den Trümmern der Kaiserpaläste umhergewandert, und von der Höhe des palatinischen Hügels, mit dem stolzen Entzücken des Einsamen, hatte er die Sonne in der Campagna versinken sehen. Dann hatte er sich eine Weile spazieren fahren lassen, längs der antiken Stadtmauer auf den Monte Pincio, und als er in seiner Wagenecke lehnend, über die Dächer hinweg den Blick zur Peterskuppel schweifen ließ, glaubte er, tief ergriffen, nun die erhabenste Stunde dieser ganzen Reise zu erleben. Erst spät kam er ins Hotel zurück, fand Anna am Fenster stehen,

verweint, blaß, mit roten Flecken auf den gedunsenen Wangen. Seit zwei Stunden verging sie vor Angst, hatte sich eingebildet, daß er verunglückt, überfallen, umgebracht worden sei. Er beruhigte sie, fand aber nicht die herzlichen Worte, nach denen sie verlangte, da er sich in unwürdiger Weise gebunden und unfrei vorkam. Sie fühlte seine Kälte, gab ihm zu verstehen, daß er sie nicht genug liebte; er antwortete gereizt, beinahe verzweifelt; sie nannte ihn gefühllos und egoistisch. Er biß die Lippen zusammen, erwiderte nichts mehr und ging im Zimmer hin und her. Unversöhnt begaben sie sich in den Speisesaal, wo sie schweigend ihr Mahl einnahmen, und gingen zu Bette, ohne einander „Gute Nacht" zu sagen. Die nächsten Tage standen unter dem Schatten dieses Auftritts. Erst auf der Reise nach Neapel, allein im Kupee, in der Freude an der neuen Landschaft, durch die sie flogen, fanden sie einander wieder. Von nun an verließ er sie beinahe keinen Augenblick mehr, sie schien ihm hilflos und ein wenig rührend. Auf den Besuch der Museen verzichtete er, da sie ihn nicht begleiten konnte. Sie fuhren zusammen auf dem Posilipp und in der Villa Nationale spazieren. Auf der Wanderung durch Pompeji ging er, ein zärtlich geduldiger Ehemann, neben ihrem Tragsessel einher, und während der Führer in schlechtem Französisch seine Erklärungen vortrug, nahm Georg Anna's Hand, küßte sie und versuchte mit begeisterten Worten sie an dem Entzücken teilnehmen zu lassen, das er selbst auch diesmal wieder in der geheimnisvollen, dächerlosen Stadt empfand, die nach zweitausendjähriger Versunkenheit allmählich Straße für Straße, Haus für Haus dem unveränderlichen Lichte dieses blauen Himmels entgegenrückte. Und als sie an einer Stelle Halt machten, wo eben einige Arbeiter beschäftigt waren, mit vorsichtigen Schaufelschlägen eine gebrochene Säule aus der Asche hervorzutreiben, wies er Anna mit so leuchtenden Augen darauf hin, als wäre dieser Anblick ein Geschenk, daß er ihr seit langem zugedacht, und als hätte er mit allem, was bisher geschehen, nur den Zweck verfolgt, sie in dieser Minute an diese Stelle hinzuführen und dieses Wunder schauen zu lassen.

In einer dunkelblauen Maiennacht lagen sie in zwei Segeltuchstühlen auf dem Verdeck des Schiffes, das sie nach Genua führte. Ein alter Franzose mit hellen Augen, der bei der Abendmahlzeit ihr Gegenüber gewesen war, blieb eine Weile neben ihnen stehen und machte sie auf die Sterne aufmerksam, die wie schwere silberne Tropfen im Unendlichen hingen. Einzelne nannte er mit Namen, höflich und verbindlich, als fühle er sich gedrungen, die funkelnden Himmelswanderer und das junge Ehepaar mit einander bekannt zu machen. Dann empfahl er sich und stieg in seine Kajüte hinunter. Georg aber dachte an seine einsame Fahrt auf gleichem Wege unter gleichem Himmel im vorigen Frühjahr, nach seinem Abschied von Grace. Von ihr hatte er Anna erzählt, nicht so sehr aus einem innern Bedürfnis, als um durch das Lebendigmachen einer bestimmten Gestalt und Nennung eines bestimmten

Namens seine Vergangenheit von dem rätselhaft Unheimlichen zu befreien, in dem sie sich für Anna manchmal zu verlieren schien. Anna wußte von Labinskis Tod, von Georgs Gespräch mit Grace an Labinskis Grab, von Georgs Aufenthalt mit ihr in Sizilien, sogar ein Bild von Grace hatte er ihr gezeigt. Und doch, mit leichtem Schauer gestand er sich ein, wie wenig Anna selbst von dieser Epoche seines Daseins wußte, über die er sich beinahe rückhaltslos mit ihr ausgesprochen hatte; und er empfand, wie unmöglich es war, einem andern Wesen von einer Zeit, die es nicht miterlebt hatte, von dem Inhalt so vieler Tage und Nächte einen Begriff zu geben, deren jede Minute von Gegenwart erfüllt gewesen war. Er erkannte, wie wenig die kleinen Unaufrichtigkeiten, die er sich in seinen Erzählungen manchmal zuschulden kommen ließ, bedeuten mochten gegenüber dem unvertilgbaren Hauch der Lüge, den jede Erinnerung aus sich selbst gebiert, auf dem kurzen Weg von den Lippen des einen zu dem Ohr des andern. Und wenn Anna später einmal einem Freund, einem neuen Geliebten, so ehrlich, als sie nur vermochte, von der Zeit berichten wollte, die sie mit Georg verbracht, was konnte der am Ende erfahren? Nicht viel mehr als eine Geschichte, wie er sie hundertmal in Büchern gelesen: von einem jungen Geschöpf, das einen jungen Mann geliebt hatte, mit ihm herumgereist war, Wonnen empfunden und zuweilen Langeweile, sich mit ihm vereint gefühlt hatte und manchmal doch einsam; und selbst wenn sie versucht hätte, von jeder Minute Rechenschaft abzulegen ... es blieb doch ein unwiederbringlich Vergangenes, und für den, der es nicht selbst erlebt hatte, konnte Vergangenes nie Wahrheit werden.

Die Sterne glitzerten über ihnen. Annas Kopf war langsam an seine Brust gesunken und er stützte ihn sanft mit den Händen. Nur das leise Rauschen in der Tiefe verriet, daß das Schiff sich weiterbewegte. Nun ging es immer dem Morgen entgegen, der Heimat, der Zukunft. Zu klingen und zu kreisen begann die Zeit, die so lang stumm über ihnen geruht. Georg fühlte plötzlich, daß er sein Schicksal nicht mehr in der Hand hatte. Alles ging seinen Lauf. Und nun spürte ers durch den ganzen Körper gleichsam bis in die Haare, daß das Schiff unter seinen Füßen unaufhaltsam vorwärts eilte.

In Genua blieben sie nur einen Tag. Beide sehnten sich nach Ruhe, Georg überdies auch nach seiner Arbeit. Nur noch ein paar Wochen wollten sie an einem italienischen See verweilen, und Mitte Juni nach Hause fahren. Bis dahin war wohl auch das Haus bereit, in dem Anna wohnen sollte. Frau Golowski hatte ein halbes Dutzend passende entdeckt, genaue Berichte an Anna gesandt, wartete auf die Entscheidung, suchte aber für alle Fälle noch weiter. Von Genua reisten sie nach Mailand, doch ertrugen sie das laute Leben der Stadt nicht mehr, und schon am nächsten Tag fuhren sie nach Lugano.

Hier waren sie nun vier Wochen lang. Und Morgen für Morgen ging

Georg den Weg, der ihn auch heute das heitere Ufer entlang, über Paradiso hinaus, an die Straßenbiegung zu einer immer neu ersehnten Aussicht führte. Nur noch wenige Tage des Aufenthalts standen bevor. So vortrefflich sich das Befinden Annas von Anfang an verhalten hatte, es war an der Zeit die Nähe Wiens aufzusuchen, um allen Zufällen ruhig entgegensehen zu können. Die Tage in Lugano erschienen Georg als die besten, die er seit seiner Abfahrt aus Wien erlebt hatte. Und er fragte sich in manchem schönen Augenblick, ob es nicht vielleicht die beste Zeit seines ganzen Lebens wäre, die er hier verbrachte. Nie hatte er sich so wunschlos, in Voraussicht und Erinnerung so beruhigt gefühlt als hier, und mit Freude sah er, daß auch Anna vollkommen glücklich war. Erwartungsvolle Milde glänzte auf ihrer Stirn, ihre Augen blickten heiter und klug, wie in der Zeit, da Georg um ihren Besitz geworben. Ohne Unruhe, ohne Ungeduld, und, im Gefühl ihrer aufblühenden Mütterlichkeit weit hinausgetragen über die Erinnerung an heimatliche Vorurteile und über die Besorgnis vor künftigen Wirrnissen, sah sie der hohen Stunde beglückt entgegen, da sie dem wartenden Dasein als ein beseeltes Wesen wiedergeben sollte, was ihr Leib in einem halb unbewußten Augenblick der Wonne eingetrunken hatte. Freudig sah Georg in ihr die Gefährtin heranreifen, die er von Beginn an in ihr zu finden gehofft hatte, die ihm aber im Laufe der Tage manchmal entschwunden war. In Gesprächen über seine Arbeiten, die sie alle sorgfältig durchgesehen, über das Wesen des Gesangs, über allgemeinere musikalische Fragen, erschloß sie ihm mehr Wissen und Gefühl, als er je in ihr geahnt hatte. Ihm selbst, ohne daß er vieles niederschrieb, war zumute als schritte er innerlich vorwärts. Melodien klangen in ihm, Harmonien kündigten sich an, und mit tiefem Verstehen erinnerte er sich einer Bemerkung Felicians, der einmal, nachdem er monatelang die Klinge nicht geübt, gesagt hatte: sein Arm wäre während dieser Zeit auf gute Gedanken gekommen. So erregte ihm auch die Zukunft keinerlei Sorgen. Er wußte, sobald er nach Wien kam, würde die ernste Arbeit beginnen und dann lag in freier Aussicht sein Weg vor ihm.

Längst stand Georg an der Straßenbiegung, der seine Schritte zugestrebt hatten. Eine kurze, breite Landzunge, von niederm Gesträuch dicht bewachsen, streckte sich von hier aus in den See, und leicht sich senkend führte ein schmaler Weg in wenig Schritten zu einer von der Straße aus unsichtbaren Holzbank, auf der Georg sich immer für eine kurze Weile niederzulassen pflegte, eh er ins Hotel zurückkehrte.

Wie oft noch! dachte er heute unwillkürlich. Fünf oder sechs Male vielleicht und dann zurück nach Wien. Und er fragte sich, was denn wohl geschähe, wenn sie nicht zurückkehrten, wenn sie sich irgendwo in Italien, oder in der Schweiz häuslich niederließen und mit dem Kind, im doppelten Frieden der Natur und der Ferne sich ein neues Leben aufbauten. Was geschähe?.. Nichts. Kaum daß irgend jemand sich sonderlich wundern würde.

Und vermissen, mit Schmerz vermissen, als unersetzlich, würde niemand weder ihn noch sie. In dieser Überlegung ward ihm eher leicht als traurig zumute; nur verdroß es ihn, daß ihn manchmal doch eine Art von Heimweh, ja sogar von Sehnsucht nach einzelnen Menschen überkam. Und auch jetzt, während er die Seeluft eintrank, sich von einem fremd-vertrauten Himmel überblauen ließ, das Vergnügen des Entrückt- und Alleinseins genoß, klopfte ihm das Herz, wenn er an die Wälder und Hügel um Wien, an die Ringstraße, den Klub, an sein großes Zimmer mit der Aussicht auf den Stadtpark dachte. Und es wäre ihm ein banges Gefühl gewesen, wenn sein Kind nicht in Wien zur Welt hätte kommen sollen. Plötzlich fiel ihm ein, daß ja heute wieder eine Nachricht von Frau Golowski da sein müsse, so wie manche andre Nachrichten aus Wien, und so beschloß er noch vor der Rückkehr ins Hotel den Umweg über die Post zu nehmen. Denn, wie während der ganzen Reise, ließ er sich auch hier die Briefe nicht ins Hotel senden, weil er sich auf diese Weise freier gegenüber allen Zufälligkeiten fühlte, die von außen kommen mochten. Man schrieb ihm nicht eben viel aus Wien. Am meisten, bei aller Kürze, stand noch in den Briefen Heinrichs, was, wie Georg wohl fühlte, weniger einem besondern Mitteilungsbedürfnis des Dichters zu danken war, als dem Umstand, daß es zu dessen Beruf gehörte, den Sätzen, die er schrieb, Lebenshauch einzuflößen. Die Briefe Felicians waren so kühl, als hätte er ganz jenes letzten innigeren Gesprächs in Georgs Zimmer und des Bruderkusses vergessen, mit dem sie geschieden waren . . Er mochte wohl vermuten, dachte Georg, daß seine Briefe auch von Anna gelesen wurden und sich nicht veranlaßt fühlen, diese fremde Dame in seine Privatverhältnisse und Privatgefühle Einblick nehmen zu lassen. Nürnberger hatte Georgs Kartengrüße ein paarmal kurz erwidert, und auf einen Brief aus Rom, in dem Georg herzlich der gemeinsamen Spaziergänge im Vorfrühling gedacht, hatte Nürnberger mit ironisch entschuldigenden Worten sein Bedauern ausgesprochen, daß er auf jenen Wanderungen Georg so viel von seinen eigenen Familienverhältnissen erzählt hatte, die den andern doch absolut nicht interessieren konnten. Vom alten Eißler war ein Brief nach Neapel gelangt, der berichtete, daß eine Vakanz an der Detmolder Hofbühne im nächsten Jahre wohl nicht vorauszusehen, daß Georg aber durch den Grafen Malnitz eingeladen wäre, als erwünschter Gast den Proben und Vorstellungen anzuwohnen, bei welcher Gelegenheit sich vielleicht ein näheres Verhältnis für die Zukunft anbahnen ließe. Georg hatte höflich gedankt, war aber vorläufig wenig geneigt auf eine so vage Aussicht hin in der fremden Stadt längern Aufenthalt zu nehmen und entschlossen gleich nach seinem Eintreffen in Wien sich nach einer sichern Stellung umzusehen.

Sonst klang persönlich zu ihm aus der Heimat nichts herüber. Die ihm zugedachten Grüße, die Frau Rosner sich verpflichtet fühlte den Briefen an die Tochter beizufügen, drangen nicht an sein Herz, trotzdem sie in der letzten Zeit nicht mehr an den „Herrn Baron", sondern an „Georg" gerichtet waren.

Er fühlte ja doch, daß die Eltern Annas einfach hinnahmen, was sie nicht ändern konnten, daß sie aber im Innersten gedrückt und ohne die wünschenswerte Einsicht geblieben waren.

Wie gewöhnlich nahm Georg den Rückweg nicht am Ufer. Durch enge Gassen, zwischen Gartenmauern, dann unter Bogengängen, endlich über einen großen Platz, von wo der Blick auf den See wieder frei war, gelangte er vor das Postgebäude, dessen hellgelber Anstrich die Sonne blendend wiederstrahlte. Eine junge Dame, die Georg schon von weitem auf dem Trottoir auf und abgehen gesehen hatte, blieb stehen als er näher kam. Sie war weiß gekleidet und trug einen weißen Sonnenschirm aufgespannt über einem breiten Strohhut mit rotem Band. Wie Georg schon ganz nahe war, lächelte sie, und nun sah er mit einemmal ein wohlbekanntes Gesicht unter dem weißen, getupften Tüllschleier. „Ist es möglich, Fräulein Therese", rief er aus und nahm die Hand, die sie ihm entgegenstreckte.

„Grüß Sie Gott Baron", erwiderte sie harmlos, als wäre diese Begegnung das selbstverständlichste von der Welt. „Wie geht's der Anna?"

„Danke, sehr gut. Sie werden sie doch jedenfalls besuchen?"

„Wenn's erlaubt ist."

„Jetzt aber sagen Sie mir nur, wie kommen Sie hierher? Sind Sie am Ende. . ." und er ließ seinen Blick erstaunt über ihre ganze Erscheinung gleiten, „auf einer Agitationsreise?"

„Das kann man eigentlich nicht sagen", erwiderte sie und schob ihr Kinn vor, ohne daß diese Bewegung diesmal wie sonst, ihr Antlitz verhäßlicht hätte. „Es ist eher ein Ferienausflug." Und ihr Gesicht glänzte vor innerm Lachen, als sie Georgs Blick auf das Tor gerichtet sah, aus dem eben, in weißschwarz gestreiftem Flanellanzug, Demeter Stanzides hervortrat. Er lüftete den weichen, grauen Hut zum Gruß und reichte Georg die Hand. „Guten Morgen Baron, es freut mich Sie wiederzusehen."

„Auch ich freu mich sehr, Herr Stanzides."

„Kein Brief für mich?" wandte sich Therese an Demeter.

„Nein Therese, nur für mich ein paar Karten", und er steckte sie in die Tasche.

„Seit wann sind Sie denn hier?" fragte Georg und versuchte sich möglichst wenig überrascht zu zeigen.

„Gestern abend sind wir angekommen", entgegnete Demeter.

„Direkt aus Wien?" fragte Georg.

„Nein, aus Mailand. Wir sind schon acht Tage auf Reisen."

„Zuerst waren wir in Venedig, wie es üblich ist", ergänzte Therese, zupfte lächelnd an ihrem Schleier und hing sich in Demeters Arm.

„Sie sind ja viel länger fort," sagte Demeter, „eine Karte von Ihnen sah ich vor ein paar Wochen bei Ehrenbergs. Haus des Vettius, Pompeji."

„Ja, ich hab eine wunderbare Reise hinter mir."

„Nun wollen wir uns ein wenig im Ort umsehen," sagte Therese, „und

im übrigen den Baron nicht weiter aufhalten, der sich jedenfalls Briefe abholen will."

„O das eilt nicht. Und wir sehen uns doch jedenfalls wieder?"

„Wollen Sie uns nicht das Vergnügen machen, Baron," sagte Demeter, „heute im Europe, wo wir abgestiegen sind mit uns zu lunchen?"

„Danke sehr, es geht leider nicht. Aber... aber vielleicht paßt es Ihnen mit.. mit... uns im Parkhotel zu dinieren, ja? Um halb sieben wenn's Ihnen recht ist. Ich lasse im Garten decken unter einem wunderschönen Platanenbaum, wo wir gewöhnlich speisen."

„Ja," sagte Therese, „wir nehmen dankend an. Ich komme vielleicht schon eine Stunde früher, um mit Anna in Ruhe zu plaudern."

„Schön," erwiderte Georg, „sie wird sich sehr freuen."

„Also auf Wiedersehen Baron", sagte Demeter, und indem er seine Hand herzlich drückte, fügte er hinzu: „Bitte meinen Handkuß zu Hause."

Therese winkte Georg vergnügt mit den Augen zu, dann schlug sie mit Demeter den Weg zum Ufer ein.

Georg schaute ihnen nach. Hätt ich sie nicht gekannt, dachte er, Demeter hätte sie mir ohne weiteres als seine Gattin, geborene Prinzessin X. vorstellen können. Wie merkwürdig! diese zwei!... Dann trat er in die Halle, ließ sich am Schalter seine Sendung geben und sah sie flüchtig durch. Das erste, was ihm in die Augen fiel, war eine Karte von Leo Golowski. Es stand nichts drauf als: „Lassen Sie sich's wohl ergehen, lieber Georg." Dann war eine Karte da aus dem Waldsteingarten im Prater. „Haben soeben auf den verehrten Ausreißer unsre Gläser geleert. Guido Schönstein, Ralph Skelton, die Rattenmamsell."

Die Briefe von Felician, Frau Rosner, Heinrich wollte Georg erst zu Hause mit Anna zusammen in Ruhe lesen. Auch drängte es ihn die Neuigkeit von der Ankunft des sonderbaren Paares Anna mitzuteilen. Er war nicht ganz ohne Unruhe. Denn Annas bürgerliche Instinkte wachten zuweilen in ganz unerwarteter Weise wieder auf. Jedenfalls beschloß Georg, ihr seine Einladung an Demeter und Therese als etwas vollkommen selbstverständliches mitzuteilen und war bereit für den Fall, daß sie der Sache gekränkt, geärgert oder auch nur unsicher gegenüberstände, ihre Auffassung mit Entschiedenheit abzulehnen. Er selbst freute sich auf den Abend, der ihm bevorstand, nach den vielen Wochen, die er ausschließlich in Annas Gesellschaft verbracht hatte. Beinahe spürte er ein wenig Neid auf Demeter, der sich nun auf einer so sorgenlosen Vergnügungsreise befand, in der Art wie er selbst sie im vorigen Jahr mit Grace gemacht hatte. Dazu kam, daß ihm Therese besser gefallen hatte als je. So vielen schönen Frauen er im Laufe der letzten Monate begegnet war, noch niemals, trotzdem Anna an weiblicher Anmut immer mehr verlor, war er in ernste Versuchung geraten. Heute zum erstenmal wieder fühlte er Sehnsucht nach neuen Umarmungen.

Bald sah er durch die Gitterstäbe des Balkons das hellblaue Morgenkleid Annas schimmern. Georg pfiff, nach gewohnter Art sich anzukündigen, die ersten Takte der Beethovenschen fünften Symphonie, und gleich erschien über dem Geländer das blasse, sanfte Gesicht der Geliebten und ihre großen Augen begrüßten ihn lächelnd. Er hielt das Päckchen Briefe in die Höhe, sie nickte befriedigt, dann eilte er rasch hinauf in ihr Zimmer auf den Balkon. Sie lehnte in einem Strohsessel vor dem Tischchen mit der grünlichen Schutzdecke, auf dem sie eine Handarbeit liegen hatte, so wie es beinahe immer der Fall war, wenn Georg von seinem Morgenspaziergang nach Hause kam. Er küßte sie auf die Stirn und auf den Mund. „Also was glaubst du, wem ich begegnet bin?" fragte er hastig.

„Else Ehrenberg", antwortete Anna, ohne Besinnen.

„Wie kommst du darauf? Wie sollte die hierher geraten?"

„Nun," sagte Anna pfiffig, „man könnte dir ja nachgereist sein."

„Man könnte, aber man ist es nicht. Also rat weiter. Dreimal darfst du."

„Heinrich Bermann."

„Aber keine Idee. Von dem ist übrigens ein Brief da. Also weiter."

Sie dachte nach. „Demeter Stanzides", sagte sie dann.

„Wie, weißt du am Ende etwas?"

„Was soll ich denn wissen? Ist er wirklich da?"

„Donnerwetter du wirst ja ganz rot, o!" Er kannte ihre Schwärmerei für Demeters melancholische Kavaliersschönheit, fühlte aber keine Spur von Eifersucht..

„Also ist es Stanzides?" fragte sie.

„Ja, allerdings ist es Stanzides."

„Daran kann ich aber mit dem besten Willen nichts merkwürdiges finden."

„Das ist auch nicht merkwürdig. Aber wenn du drauf kommst mit wem er da ist . . ."

„Mit Sissy Wyner."

„Aber . . ."

„Nun, ich dachte verheiratet . . . das kommt ja auch vor."

„Nein, nicht mit Sissy und nicht verheiratet, sondern mit deiner Freundin Therese und so unvermählt als möglich."

„Na geh . ."

„Wie ich dir sage, mit Therese. Seit acht Tagen sind sie auf Reisen. Was sagst du dazu? In Venedig und Mailand waren sie. Hattest du eine Ahnung davon?"

„Nein."

„Wirklich nicht?"

„Wirklich nicht. Du weißt doch, daß mir Therese nur einmal flüchtig geschrieben hat, und du hast ja mit bekanntem Interesse ihren Brief gelesen."

„Du bist mir nicht genug erstaunt."

„Gott ich hab immer gewußt, daß sie einen guten Geschmack hat."

„Demeter auch", rief Georg mit Überzeugung aus.

„Wahlverwandtschaften", bemerkte Anna mit hochgezogenen Brauen und häkelte weiter.

„Und das ist nun die Mutter meines Kindes," sagte Georg mit heiterm Kopfschütteln.

Sie sah ihn lächelnd an. „Wann kommt sie denn zu mir?"

„Nachmittag so gegen sechs, denk ich. Und .. und Stanzides kommt auch ... etwas später. Sie werden mit uns speisen. Du hast doch nichts dagegen?"

„Dagegen? Ich freu mich sehr", erwiderte Anna einfach. Georg war angenehm berührt. Wenn Anna in ihrem Zustand Stanzides in Wien begegnet wäre!... dachte er. Wie doch das Entrücktsein aus der gewohnten Umgebung befreit und reinigt.

„Was haben sie denn Neues erzählt?" fragte Anna.

„Wir sind kaum drei Minuten zusammen gestanden, bei der Post. Er läßt dir übrigens die Hand küssen."

Anna antwortete nichts und Georg schien es, als wandelten ihre Gedanken wieder auf sehr bürgerlichen Wegen. „Bist du schon lang aufgestanden?" fragte er rasch.

„Ja, ich sitze schon eine ganze Weile da auf dem Balkon. Ich hab sogar ein bißel geschlummert, die Luft hat so was Ermattendes heute, und geträumt hab ich auch."

„Wovon hast du denn geträumt?"

„Vom Kind," sagte sie.

„Wieder?"

Sie nickte. „Ganz dasselbe wie neulich. Hier auf dem Balkon bin ich gesessen auch im Traum, und hab's in meinem Arm gehabt, an der Brust.."

„Was war's denn? Ein Bub oder ein Mädel?"

„Ich weiß nicht. Ein Kind halt. So klein und so süß. Und eine Wonne war das .... Nein, ich geb's nicht her", sagte sie dann leise mit geschlossenen Augen.

Er stand ans Geländer gelehnt und fühlte den leichten Mittagswind in seinen Haaren streichen. „Wenn du's nicht fortgeben willst," sagte er, „so sollst du's auch nicht tun." Und es fuhr ihm durch den Sinn: wär es nicht sogar das bequemste, wenn ich sie heiratete? ... Aber irgend etwas hielt ihn zurück es auszusprechen. Sie schwiegen beide. Er hatte die Briefe vor sich hin auf den Tisch gelegt. Nun nahm er sie und öffnete einen. „Sehen wir zuerst was deine Mutter schreibt", sagte er.

Der Brief der Frau Rosner enthielt die Mitteilung, daß daheim alles wohl sei, daß man sich sehr freue Anna bald wieder zu sehen, und daß Josef in der Administration des „Volksboten" mit fünfzig Gulden Monatsgehalt angestellt sei. Ferner wäre eine Anfrage von Frau Bittner eingelangt, wann Anna aus

Dresden zurückkäme, und ob es überhaupt sicher wäre, daß sie im nächsten Herbst wieder da sei, weil man sich andernfalls doch nach einer neuen Lehrerin umsehen müßte .. Anna blieb regungslos und äußerte sich nicht.

Dann las Georg Heinrichs Brief vor. Er lautete: „Lieber Georg, ich freue mich sehr, daß Sie so bald zurück sein werden und schreib ihnen das lieber heute, weil ich Ihnen ja doch, wenn Sie einmal da sind, nie sagen werde, wie sehr ich mich darüber freue. Vor ein paar Tagen an der Donau, auf einer abendlich einsamen Radpartie hab ich eine wahre Sehnsucht nach Ihnen bekommen. Was übrigens diese Ufer für einen unverwischbaren Duft von Einsamkeit haben! Ich erinnere mich das schon vor fünf oder sechs Jahren einmal empfunden zu haben, an einem Sonntag, wie ich in, was man so nennt, lustiger Gesellschaft im Klosterneuburger Stiftskeller gesessen bin, in dem großen Garten, mit dem Blick auf die Berge und auf die Auen. Wie aus den Tiefen des Wassers kommt sie emporgestiegen, die Einsamkeit, die ja offenbar überhaupt etwas ganz anderes bedeutet, als man gewöhnlich meint. Keineswegs einen Gegensatz zur Geselligkeit. Ja vielleicht hat man nur unter Menschen das Recht sich einsam zu fühlen. Nehmen Sie das als aphoristisch, lächerlich-unwahres Extrablättchen, oder legen Sie es auch als solches beiseite. Um wieder auf meine Donauuferfahrt zu kommen, — gerade in jener etwas schwülen Abendstunde sind mir allerlei gute Einfälle gekommen und ich hoffe Ihnen bald manches Sonderbare über Ägidius erzählen zu können, wie der mordlustige und traurige Jüngling nun endgültig benannt ist, über den tiefsinnig-undurchdringlichen Fürsten, über den lächerlichen Herzog Heliodor, unter welchem Namen ich Ihnen den Bräutigam der Prinzessin vorzustellen die Ehre habe, und ganz besonders über die Prinzessin selbst, die ein viel merkwürdigeres Geschöpf zu sein scheint, als ich anfangs vermutet habe."

„Das bezieht sich auf den Operntext?" fragte Anna und ließ ihre Arbeit sinken.

„Natürlich", antwortete Georg und las weiter.

„Sie sollen auch gleich erfahren, mein Lieber, daß ich in den letzten Wochen einige vorläufig nicht besonders unsterbliche Verse zum ersten Akt verfertigt habe, die nun bis auf weiteres, ohne Ihre Musik nämlich, in der Welt herumhüpfen, wie ungeflügelte Engel. Der Stoff reizt mich in seltsamer Weise. Und ich bin schon selber neugierig, worauf ich eigentlich mit ihm hinauswill. Auch allerlei anderes hab ich begonnen ... entworfen .. bedacht. Und, kurz und frech gesagt, es ist mir, als kündigte sich eine neue Epoche in mir an. Doch das klingt frecher als es ist. Denn auch Rauchfangkehrer, Salamutschimänner und Feldwebel haben ihre Epochen. Unsereiner weiß es nur immer gleich. Was ich für sehr wahrscheinlich halte ist, daß ich aus dem phantastischen Element, in dem ich mich jetzt behage, sehr bald in ein höchst reales hinab oder hinauf steigen dürfte. Was würden Sie zum Beispiel dazu sagen, wenn ich mich in eine politische Komödie einließe? Und schon fühl ich, daß das

Wort von der Realität nicht völlig stimmt. Denn mir scheint, Politik ist das phantastischeste Element, in dem Menschen sich überhaupt bewegen können, nur daß sie es nicht merken ... Hier wäre die Sache vielleicht anzupacken. Dies fiel mir ein, als ich neulich einer politischen Versammlung anwohnte, (unwahr, diese Gedanken kommen mir soeben,) jawohl — einer Versammlung von Arbeitern und Arbeiterinnen in der Brigittenau, in die ich mich an der Seite von Mademoiselle Therese Golowski verfügt hatte und in der ich sieben Reden über das allgemeine Wahlrecht anzuhören bemüßigt war. Jeder von den Rednern — auch Therese war darunter — sprach ungefähr so, als gäbe es für ihn persönlich nichts wichtigeres, als die Lösung dieser Frage und ich glaube, keiner von ihnen ahnte, daß ihm in der Tiefe der Seele die ganze Frage ungeheuer gleichgültig war. Therese war natürlich sehr empört, als ich ihr das eröffnete, und erklärte mir, daß ich von dem vergiftenden Skeptizismus Nürnbergers angesteckt sei, mit dem ich überhaupt zu viel verkehre. Sie ist sehr schlecht auf ihn zu sprechen, seit er sie vor einigen Wochen im Kaffeehaus gefragt hat, ob sie zu ihrem nächsten Hochverratsprozeß hohe Frisur oder aufgesteckte Zöpfe tragen werde? Übrigens stimmt es, daß ich mit Nürnberger viel zusammen bin. In schweren Stunden gibt es wohl keinen, der einem mit mehr Güte entgegenkäme. Nur daß es manche Stunden gibt, von deren Schwere er nichts ahnt oder nichts wissen will. Es gibt allerlei Schmerzen, von denen ich fühle, daß er sie unterschätzt und von denen ihm gegenüber zu sprechen ich daher aufgehört habe."

„Was meint er denn?" unterbrach ihn Anna.

„Offenbar die Geschichte mit der Schauspielerin," erwiderte Georg und las weiter: „Dafür ist er wieder geneigt andre Schmerzen zu überschätzen, aber das ist wahrscheinlich meine Schuld, nicht seine. Ich muß es gestehen, dem Verlust, den ich durch den Tod meines Vaters erlitt, hat er eine Teilnahme entgegengebracht, die mich beschämt hat. Denn so furchtbar es mich getroffen hat, wir waren einander so fremd geworden, schon lange bevor der Wahnsinn über ihn hereinbrach, daß sein Tod mir gleichsam nur ein weiteres, grauenhafteres Entrücken bedeutete, nicht eine neue Erfahrung."

„Nun?" fragte Anna, da Georg inne hielt.

„Mir fällt eben was ein."

„Was denn?"

„Die Schwester von Nürnberger liegt auf dem Friedhof von Cadenabbia begraben. Ich hab dir ja von ihr erzählt. Ich will dieser Tage einmal hinüberfahren."

Anna nickte. „Ich fahr vielleicht mit, wenn mir ganz wohl ist. Mir ist Nürnberger nach allem was ich von ihm höre viel sympathischer als dein Freund Heinrich, dieser schauerliche Egoist."

„Du findest?"

„Na höre, wie er über seinen Vater schreibt, das ist doch beinahe unerträglich."

„Gott, wenn man einander so fremd geworden ist wie die zwei."

„Trotzdem. Auch meinen Eltern bin ich innerlich nicht gerade sehr nah. Und doch ... wenn ich ... nein, nein ich will lieber gar nicht an solche Dinge denken. Willst du nicht weiterlesen?"

Georg las: „Es gibt ernstere Dinge als den Tod, traurigere gewiß, weil eben diesen andern Dingen das endgültige fehlt, das im höhern Sinn das Traurige des Todes weder aufhebt. Es gibt zum Beispiel lebendige Gespenster, die auf der Straße wandeln bei hellichtem Tag, mit längst gestorbenen und doch sehenden Augen, Gespenster, die sich zu einem hinsetzen und mit einer Menschenstimme reden, die viel ferner klingt als aus einem Grab heraus. Und man könnte sagen, daß in Augenblicken, da man dergleichen erlebt, das Wesen des Todes sich viel unheimlicher erschließt, als in solchen, da man dabeisteht, wie jemand in die Erde gesenkt wird .... und wär er einem noch so nah gestanden."

Georg ließ den Brief unwillkürlich sinken und Anna sagte mit Bestimmtheit: „Du kannst ihn dir schon behalten — deinen Freund Heinrich."

„Ja," erwiderte Georg langsam, „er ist manchmal ein bißchen affektiert. Und doch ... o, das ist ja schon das erste Läuten zum Lunch, lesen wir rasch zu Ende." „Aber nun muß ich Ihnen doch erzählen, was sich gestern hier zugetragen hat, die peinlichste und lächerlichste Geschichte, die mir seit langem vorgekommen ist, und leider sind die Beteiligten unsere guten Bekannten Ehrenberg Vater und Sohn."

„O", rief Anna unwillkürlich.

Georg hatte die folgenden Zeilen rasch für sich durchgeflogen und schüttelte den Kopf.

„Was ist denn?" fragte Anna.

„Das ist doch ... höre nur", und er las weiter. „Wie sehr sich das Verhältnis zwischen dem Alten und Oskar im Lauf des letzten Jahres zugespitzt hat, wird Ihnen ja nicht entgangen sein. Sie kennen ja auch die innern Gründe, so daß ich den Vorfall einfach berichten kann, ohne mich über die Motive des breitern auszulassen. Denken Sie also. Gestern zur Mittagszeit geht Oskar an der Michaelerkirche vorüber und lüftet den Hut. Sie wissen, daß es zurzeit kaum eine Eigenschaft gibt, die als eleganter gilt als die Frömmigkeit. Und so bedarf es vielleicht nicht einmal einer weiteren Erklärung wie die, daß eben ein paar junge Aristokraten aus der Kirche gekommen sein mögen, vor denen sich Oskar katholisch gebärden wollte. Weiß der Himmel wie oft er schon vorher sich dieser Falschmeldung ungefährdet schuldig gemacht hat. Das Unglück wollte nun gestern, daß im selben Moment der alte Ehrenberg des Wegs daherkommt. Er sieht wie Oskar vor dem Kirchentor den Hut abnimmt ... und von einer fassungslosen Wut ergriffen, holt er aus und haut seinem Sprößling eine Ohrfeige herunter. Eine Ohrfeige! Oskar dem Reserveleutnant! Mittag, im Zentrum der Stadt! Daß die Geschichte noch am selben Abend in der ganzen Stadt bekannt wurde, ist also weiter

nicht merkwürdig. Heute steht sie auch schon in einigen Zeitungen zu lesen. Die jüdischen schweigen sie zwar tot, von ein paar Klatschblättern abgesehen, die antisemitischen legen sich natürlich mächtig hinein. Das beste leistet der „christliche Volksbote", der verlangt, daß beide Ehrenbergs wegen Religionsstörung, oder gar Gotteslästerung vor die Geschworenen kommen. Oskar soll vorläufig abgereist sein, unbekannt wohin."

„Nette Familie", sagte Anna mit Überzeugung.

Wider Willen mußte Georg lachen. „Du an der Geschichte ist Else wirklich vollkommen unschuldig."

Die Glocke tönte zum zweitenmal. Sie begaben sich in den Speisesaal und nahmen an ihrem kleinen Tisch am Fenster Platz, wo immer für sie allein gedeckt war. An der langen Tafel, in der Mitte des Saals, saßen kaum ein Dutzend Gäste, meist Engländer und Franzosen, auch ein nicht mehr ganz junger Mann, der erst seit zwei Tagen da war und den Georg für einen österreichischen Offizier in Zivil hielt. Im übrigen kümmerte er sich um ihn so wenig als um die andern. Georg hatte den Brief Heinrichs zu sich gesteckt. Es fiel ihm ein, daß er ihn noch nicht zu Ende gelesen. Beim schwarzen Kaffee nahm er ihn wieder vor und überflog den Schluß.

„Was schreibt er denn noch?" fragte Anna.

„Nichts besonderes", antwortete Georg. „Von Leuten, die dich nicht besonders interessieren dürften. In seine Kaffeehausgesellschaft scheint er wieder hineingeraten zu sein, mehr als ihm lieb ist, und mehr als er zugesteht offenbar."

„Er wird schon hineinpassen", sagte Anna beiläufig. Georg lächelte nachsichtig. „Es ist immerhin ein komisches Volk."

„Was ist denn mit ihnen?" fragte Anna.

Georg hatte den Brief neben der Tasse liegen, blickte hinein.

„Der kleine Winternitz . . . weißt du . . der im Winter einmal mir und Heinrich seine Gedichte vorgelesen hat . . geht nach Berlin als Dramaturg eines neu gegründeten Theaters. Und Gleißner, der uns einmal im Museum so angeglotzt hat. ."

„Ja der ekelhafte Kerl mit dem Monokel. ."

„Also der erklärt, daß er das Schreiben überhaupt aufgibt, um sich ausschließlich dem Sport zu widmen . . ."

„Dem Sport?"

„Einem ganz eigenartigen. Er spielt mit Menschenseelen."

„Wie?"

„Hör nur." Er las: „Jetzt behauptet dieser Hanswurst zugleich mit der Lösung folgender zweier psychologischen Aufgaben beschäftigt zu sein, die sich in geistreicher Weise ergänzen. Erstens: ein junges unverdorbenes Geschöpf aufs furchtbarste zu depravieren und zweitens eine Dirne zur Heiligen zu machen, wie er sich ausdrückt. Er verspricht nicht zu ruhen, ehe die erste in einem Freudenhaus, die zweite in einem Kloster endet."

„Eine nette Gesellschaft", bemerkte Anna und stand vom Tisch auf.

„Wie klingt das alles hierher!" sagte Georg, und folgte ihr in den Park.

Über den Wipfeln der Bäume ruhte sonnenschwer ein dunkelblauer Tag. Eine Weile standen sie an der niedern Ballustrade, die den Garten von der Straße schied, und sahen über den See zu den Bergen hin, die hinter silbergrauen im Sonnenlicht bebenden Schleiern dämmerten. Dann spazierten sie tiefer in den Park, wo die Schatten kühler und dunkler waren, und während sie Arm in Arm über den leise knisternden Kies wandelten, längs der hohen braunen efeubewachsenen Mauer, über die alte Häuser mit schmalen Fenstern hereinstarrten, plauderten sie von den Nachrichten, die heute gekommen waren. Und zum ersten Male stieg eine leichte Sorge in ihnen auf, bei dem Gedanken daß sie nun aus der freundlichen Geborgenheit der Fremde so bald wieder nach Hause sollten, wo selbst der Alltag von geheimen Fährlichkeiten erfüllt schien. Sie setzten sich unter die Platane an den weiß lackierten Tisch. Wie mit Absicht war dieser Platz immer für sie freigehalten. Nur gestern nachmittag war der neu angekommene österreichische Herr da gesessen, hatte sich aber, durch einen mißbilligenden Blick Annas fortgewiesen, mit höflichem Gruß entfernt.

Georg eilte aufs Zimmer und holte für Anna ein paar Bücher, für sich einen Band von Goethe-Gedichten und das Manuskript seines Quintetts. Nun saßen sie beide da, lasen, arbeiteten, sahen zuweilen auf, lächelten einander an, sprachen ein paar Worte, guckten wieder ins Buch, blickten über die Ballustrade ins Freie und fühlten den Frieden in ihren Seelen und den Sommer in der Luft. Sie hörten, wie der Springbrunnen hinter dem Busch ganz nahe rauschte und dünne Tropfen auf den Wasserspiegel fielen. Manchmal knarrten die Räder eines Wagens jenseits der hohen Mauer, zuweilen tönten vom See her dünne, ferne Pfiffe, seltener noch klangen Menschenstimmen von der Uferstraße in den Garten herein. Von Sonne vollgetrunken drückte der Tag auf die Wipfel. Später, mit dem leisen Wind, der jeden Nachmittag vom See her wehte, verstärkten und mehrten sich Laute und Stimmen. Die Wellen schlugen hörbar an den Strand, Rufe der Schiffer tönten herauf, jenseits der Mauer klang Gesang junger Leute. Vom Springbrunnen sprühten winzige Tröpfchen her. Der Hauch des nahen Abends weckte Menschen, Land und Wasser wieder auf.

Schritte tönten auf dem Kies. Therese, schlank und weiß, kam rasch die Allee gegangen. Georg stand auf, ging ihr ein paar Schritte entgegen, reichte ihr die Hand. Auch Anna wollte sich erheben, Therese ließ es nicht zu, umarmte sie, gab ihr einen Kuß auf die Wange und setzte sich zu ihr. „Wie schön ist es da!" rief sie aus. „Aber bin ich euch nicht zu früh gekommen?"

„Was fällt dir ein, ich freu mich ja so", erwiderte Anna.

Therese betrachtete sie mit prüfendem Lächeln und ergriff ihre beiden Hände.

„Na, dein Aussehen ist beruhigend", sagte sie.

„Es geht mir auch sehr gut", erwiderte Anna. „Und dir wie es scheint nicht minder", setzte sie mit freundlichem Spott hinzu.

Georgs Augen ruhten auf Therese, die wieder ganz weiß wie morgens, diesmal noch eleganter, in englisches gesticktes Leinen gekleidet war und um den freien Hals eine Schnur aus lichtrosa Korallen trug. Während die beiden Frauen über den sonderbaren Zufall ihres Wiedersehens sprachen, erhob sich Georg, um Aufträge für das Diner zu erteilen. Als er in den Garten wiederkehrte, waren die beiden andern nicht mehr da. Er sah Therese auf dem Balkon, den Rücken an das Geländer gelehnt, mit Anna reden, die unsichtbar, in der Tiefe des Zimmers weilen mochte. In guter Stimmung spazierte er in den Alleen hin und her, ließ Melodien in sich singen, fühlte seine Jugend und sein Glück, warf zuweilen einen Blick auf den Balkon oder über die Balluſtrade auf die Straße und sah endlich Demeter Stanzides herankommen. Er ging ihm entgegen. „Seien Sie willkommen", begrüßte er ihn am Gartentor. „Die Damen sind oben auf dem Zimmer, werden aber bald erscheinen. Wollen Sie sich indessen ein bißchen den Park ansehen?"

„Gern."

Sie spazierten miteinander weiter.

„Haben Sie die Absicht länger in Lugano zu bleiben?" fragte Georg.

„Nein wir fahren morgen nach Bellaggio, von dort an den Lago Maggiore, Isola bella. Die ganze Herrlichkeit dauert ja nimmer lang. In vierzehn Tagen müssen wir wieder zu Hause sein."

„So kurzen Urlaub?"

„Ach, es ist nicht meinetwegen. Aber Therese muß zurück. Ich bin ein ganz freier Mann. Ich hab schon meinen Abschied im Sack."

„Sie wollen sich also ernstlich auf Ihr Gut zurückziehen?"

„Mein Gut?"

„Ja, ich hab so was gehört, bei Ehrenbergs."

„Aber ich hab doch das Gut noch gar nicht. Steh allerdings in Unterhandlungen."

„Und wo werden Sie sich ankaufen, wenn ich fragen darf?"

„Wo sich die Füchs' gute Nacht sagen. Es wird Ihnen wenigstens so vorkommen. An der ungarisch-kroatischen Grenze. Ziemlich einsam und entlegen, aber sehr merkwürdig. Ich hab eine gewisse Sympathie für die Gegend. Jugenderinnerungen. Drei Leutnantsjahre. Offenbar bild ich mir ein, ich werde dort wieder jung werden. Na, wer weiß."

„Eine schöne Besitzung?"

„Nicht übel. Vor zwei Monaten hab ich sie mir wieder angesehen. Hab sie nämlich schon aus früherer Zeit gekannt. Dem Grafen Jaczewicz hat sie gehört dazumal. Zuletzt einem Fabrikanten. Dem ist seine Frau gestorben. Jetzt fühlt er sich einsam da unten und will's los werden."

„Ich weiß nicht," sagte Georg, „aber ich stell mir die Gegend ein bißel melancholisch vor."

„Melancholisch? Na, mir scheint, in einer gewissen Lebensepoche kriegt jede Gegend ein melancholisches Ansehen." Und er blickte rings um sich, wie um sich einen neuen Beweis von der Wahrheit seiner Worte zu verschaffen.

„In welcher Epoche?"

„Na, wenn man anfängt alt zu werden."

Georg lächelte. Demeter erschien ihm so schön, und trotz der grauen Haare an den Schläfen noch jung. „Wie alt sind Sie denn Herr Stanzides, wenn ich fragen darf?"

„Siebenunddreißig. Ich sag ja nicht alt sein, sondern alt werden. Die Menschen reden meist erst vom Altwerden, wenn sie's schon lang sind."

Am Ende des Gartens, dort wo er an die Mauer stieß, setzten sie sich auf eine Bank. Von hier aus hatten sie das Hotel und die große Gartenterasse im Auge. Die obern Stockwerke mit den Balkons waren ihnen durch die Baumkronen verborgen. Georg bot Demeter eine Zigarette an und nahm sich selbst eine. Und beide schwiegen eine Weile.

„Sie gehen übrigens auch von Wien fort, hab ich gehört", sagte Demeter.

„Ja, das ist sehr wahrscheinlich . . . wenn ich nämlich eine Stellung an irgend einer Opernbühne bekomme. Na und ist's heuer nicht, so ist's nächstes Jahr."

Demeter saß mit übereinandergeschlagenen Beinen, hielt das eine mit der Hand beim Knöchel fest und nickte. „Ja, ja", sagte er und blies den Rauch langsam und schmal durch die Lippen. „Ein Talent zu haben ist schon was schönes. Da muß sich auch das mit den Lebensepochen irgendwie anders verhalten. Das ist eigentlich auch das einzige, um was ich einen Menschen beneiden könnte."

„Dazu haben Sie doch keinen Grund. Überhaupt Leute mit Talent sind gar nicht zu beneiden. Höchstens Leute mit Genie. Und die beneid ich wahrscheinlich noch mehr, als Sie es tun. Aber ich finde, Talente, wie zum Beispiel das Ihrige, sind etwas viel Absoluteres, etwas viel Sichereres sozusagen. Man ist halt gelegentlich nicht in Form, gut . . . aber da leistet man, wenn man überhaupt was kann, noch immer sehr beträchtliches, während unsereiner, wenn er nicht in Form, gleich ein vollkommener Pfründner ist."

Demeter lachte. „Ja, aber es halt' länger, so ein künstlerisches Talent und es bildet sich mit den Jahren sogar weiter aus. Zum Beispiel der Beethoven. Die neunte Symphonie ist doch die allerschönste, nicht wahr? Na, und der zweite Teil Faust! . . . Während wir mit den Jahren unbedingt zurückgehen, da hilft nichts. Selbst die Beethovens unter uns! Und wie früh das schon anfangt. Von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen. Ich zum Beispiel war mit fünfundzwanzig auf der Höhe. Nie wieder hab ich das erreicht was ich mit fünfundzwanzig in mir gehabt hab. Ja, lieber Baron, das waren Zeiten!"

„Na, ich erinnere mich, Sie vor zwei Jahren ein Rennen gewinnen

gesehen zu haben gegen Buzgo, der damals Favorit war, ... ich hab sogar auf ihn gewettet gehabt ..."

„Lieber Baron", unterbrach ihn Stanzides. „Glauben Sie mir, ich weiß warum ich aufgehört hab. So was kann man nur selber spüren. Und darum weiß eben keiner so gut, wann das Altwerden anfängt wie ein Sportsmann. Da nützt auch alles weitertrainieren nicht. Es wird nur eine künstliche Sache. Und wenn Ihnen einer erzählt, daß es anders ist, dann ist er einfach ... aber da kommen ja unsere Damen."

Sie standen beide auf. Arm in Arm näherten sich Therese und Anna, die eine ganz weiß, die andre in einem schwarzen Kleid, das, in weiten Falten zur Erde sinkend, ihre Formen völlig verbarg. Beim Springbrunnen begegneten sich die Paare. Demeter küßte Anna die Hand.

„Das ist wirklich ein schöner Fleck Erde, auf dem ich das Glück habe, Sie wieder zu begrüßen, gnädige Frau."

„Es ist auch mir eine angenehme Überraschung," erwiderte Anna, „ganz abgesehen von der Gegend."

„Weißt du," sagte Georg zu Anna, „daß die Herrschaften morgen schon wieder abreisen?"

„Ja, Therese hat's mir erzählt."

„Wir wollen uns doch möglichst viel ansehen", erklärte Demeter. „Und meiner Erinnerung nach sind die andern oberitalienischen Seen noch großartiger, als der hier."

„Von den andern weiß ich nichts", sagte Anna. „Wir sind von da noch gar nicht weggekommen."

„Nun, vielleicht benützen Sie die Gelegenheit," sagte Demeter, „und schließen sich uns für einen kleinen Ausflug an. Bellaggio, Pallanza, Isola bella."

Anna schüttelte den Kopf. „Es wäre wohl schön, aber ich bin leider nicht mobil genug. Ja, unglaublich faul bin ich. Es gibt ganze Tage, wo ich nicht aus dem Park herauskomme. Aber wenn Georg Lust hat, mir auf ein bis zwei Tage zu echappieren, so habe ich gar nichts dagegen."

„Ich denke gar nicht dran dir zu echappieren", sagte Georg. Er warf einen raschen Blick auf Therese, deren Augen leuchteten und lachten. Sie bummelten alle langsam durch den Garten, während es allmählich dämmerte, und plauderten über die Orte, die sie in der letzten Zeit gesehen hatten. Als sie wieder an den Tisch unter der Platane kamen, war gedeckt, und in den Glasglocken brannten die Gartenlichter. Eben brachte der Kellner den Kübel mit Asti. Anna setzte sich auf die Bank, die an den Stamm der Platane gelehnt war, ihr gegenüber saß Therese, zu ihren beiden Seiten Georg und Demeter. Das Essen wurde aufgetragen und der Wein eingeschenkt. Georg erkundigte sich nach den Wiener Bekannten. Demeter erzählte, daß Willy Eißler von der Reise ein paar glänzende Karikaturen mitgebracht hatte, sowohl von den Jägern, als von den Tieren. Der alte Ehrenberg hätte die Bilder gekauft.

„Wissen Sie übrigens schon", sagte Georg, „die Geschichte mit Oskar?"

„Welche Geschichte?"

„Nun, die Sache mit seinem Vater vor der Michaelerkirche." Er erinnerte sich, daß er schon vorher, als die Damen noch nicht erschienen waren, Demeter die Geschichte hatte erzählen wollen, daß er es aber für richtiger gefunden hatte, sie zu unterdrücken. Nun war es wohl der Wein, der ihm wider Willen die Zunge löste. Er berichtete in kurzen Worten, was ihm Heinrich geschrieben hatte.

„Das ist aber eine höchst traurige Geschichte", sagte Demeter sehr betreten, so daß auch alle andern sich plötzlich ernster werden fühlten.

„Warum eine traurige Geschichte?" fragte Therese, „ich finde sie zum totlachen."

„Liebe Therese, du bedenkst nicht die Folgen, die sie für den jungen Menschen haben kann."

„Gott, ich weiß ganz gut, er wird halt in einem gewissen Kreis unmöglich sein. Das wird ihn höchstens zur Einsicht bringen, was für ein dummer Kerl er bisher gewesen ist."

„Na," sagte Georg, „ob Oskar gerade zu den Leuten gehört, die zur Einsicht kommen ... ich glaub eigentlich nicht."

„Abgesehen davon, liebe Therese," fügte Demeter hinzu, „daß das, was du Einsicht nennst, durchaus noch nicht die richtige zu sein braucht. Alle Menschengruppen haben ihre Vorurteile, auch ihr seid nicht frei davon."

„Was haben wir für Vorurteile, das möcht ich wissen", rief Therese. Und sie trank zornig ihren Wein aus. „Wir wollen nur mit gewissen Vorurteilen aufräumen, besonders mit dem, daß es privilegierte Kasten gibt, die ihre besondere Ehre ..."

„Bitte, liebe Therese, du bist hier in keiner Versammlung. Und es ist zu fürchten, daß der Applaus am Schluß deiner Rede dünner ausfallen wird, als du's gewohnt bist."

„Also schau," wandte sich Therese zu Anna, „das ist die Art, wie ein Kavallerieoffizier Diskussionen führt."

„Pardon," sagte Georg, „diese ganze Geschichte hat doch mit Vorurteilen kaum etwas zu tun. Eine Ohrfeige auf offener Straße, auch von der Hand des eigenen Vaters ... ich glaube, man muß da gar nicht Reserveoffizier oder Student sein ..."

„Diese Ohrfeige", rief Therese, „hat für mich geradezu etwas Befreiendes. Sie bildet den würdigen Abschluß einer lächerlichen und überflüssigen Existenz."

„Abschluß, das wollen wir doch nicht hoffen", sagte Demeter.

„Man schreibt mir," bemerkte Georg, „daß Oskar abgereist ist, unbekannt wohin."

„Wenn mir einer in der Sache leid tut," sagte Therese, „ist es jedenfalls nur der Alte, der bei seinem guten Herzen wahrscheinlich heute die Unannehmlichkeiten schon bedauert, die er seinem versnobten Sohn verursacht hat."

„Gutes Herz!" rief Demeter aus, „ein Millionär! ein Kapitalist? . . . Aber Thereſe . . ."

„Ja, es kommt vor. Das iſt zufällig einer von jenen, die in der Tiefe ihrer Seele mit uns eines Sinnes ſind. Und an dem Abend, Demeter, an dem du das Vergnügen gehabt haſt, mich zum erſtenmal zu ſehen, weißt du warum ich damals bei Ehrenbergs geweſen bin . . .? Und weißt du für welchen Zweck er mir damals ohne weiteres tauſend Gulden gegeben hat . . .? Für . . .", ſie biß ſich auf die Lippen, „ich darf's ja nicht ſagen, das war die Bedingung."

Plötzlich erhob ſich Demeter und verbeugte ſich vor jemandem, der eben vorbeiging. Es war der öſterreichiſche Herr, der geſtern angekommen war. Er lüftete den Hut und verſchwand im Dunkel des Gartens.

„Sie kennen den Mann?" fragte Georg nach ein paar Sekunden. „Mir iſt auch, als kennte ich ihn, wer iſt's denn nur?"

„Der Prinz von Guaſtalla", ſagte Demeter.

„So?" rief Thereſe unwillkürlich und ihre Augen bohrten ſich ins Dunkel.

„Was ſchauſt du denn?" ſagte Demeter. „Ein Menſch wie ein anderer."

„Er ſoll ja von Hof verbannt ſein," ſagte Georg, „nicht wahr?"

„Davon iſt mir nichts bekannt," entgegnete Demeter, „aber jedenfalls iſt er nicht gern geſehen. Er hat neulich eine Broſchüre herausgegeben über gewiſſe Zuſtände in unſerm Heer, insbeſondere über das Leben der Offiziere in den Provinzen, was ihm ſehr übel genommen wurde, obwohl in Wirklichkeit gar nichts Böſes darin ſteht."

„Da hätt er ſich an mich wenden ſollen," ſagte Thereſe, „ich hätt ihm auch einiges mitteilen können."

„Liebes Kind," wehrte Demeter ab, „das, was du wahrſcheinlich wieder meinſt, iſt doch ein Ausnahmsfall, da darf man nicht gleich verallgemeinern."

„Ich verallgemeinere nicht, aber ein ſolcher Fall genügt, um das ganze Syſtem . . ."

„Keine Rede, Thereſe . . ."

„Ich ſpreche von Leo", wandte ſich Thereſe an Georg. „Was der heuer durchmacht, das iſt wirklich ungeheuerlich."

Georg erinnerte ſich plötzlich wie einer vollkommen vergeſſenen und höchſt merkwürdigen Sache, daß Thereſe Leos Schweſter war. Ob der wußte, daß ſie hier, und mit wem ſie hier war?

Demeter nagte etwas nervös an ſeinen Lippen.

„Da iſt nämlich ein antiſemitiſcher Oberleutnant," ſagte Thereſe, „der ihn auf eine beſonders niederträchtige Art ſekiert, weil er ſpürt, wie Leo ihn verachtet."

Georg nickte. Er wußte ja davon.

„Liebes Kind," ſagte Demeter, „wie ich ſchon mehrere Male erwähnte, mir ſtimmt in der Sache etwas nicht. Ich kenne zufällig den Oberleutnant

Sefranek und versichre dich, es ist mit ihm auszukommen. Er ist nicht besonders gescheit, und daß er für die Israeliten keine Vorliebe hat, mag auch richtig sein, aber schließlich muß man doch sagen, es gibt sogenannte antisemitische Schimpfwörter, die gar keine Bedeutung haben, die von Juden meiner Erfahrung nach ebensoviel angewendet werden wie von Christen. Und dein Herr Bruder leidet da entschieden an einer krankhaften Empfindlichkeit."

„Empfindlichkeit ist nie krankhaft", entgegnete Therese. „Nur Unempfindlichkeit ist eine Krankheit und zwar die widerwärtigste, die ich kenne. Ich stimme bekanntlich mit meinem Bruder, das wissen Sie am besten, Georg, in meinen politischen Anschauungen so wenig überein als möglich, mir sind jüdische Bankiers gerade so zuwider wie feudale Großgrundbesitzer, und orthodoxe Rabbiner gerade so zuwider wie katholische Pfaffen. Aber wenn sich jemand über mich erhaben fühlte, weil er einer andern Konfession oder Rasse angehört als ich, und gar im Bewußtsein seiner Übermacht mich diese Erhabenheit fühlen ließe, ich würde so einen Menschen ... also ich weiß nicht, was ich ihm täte. Aber jedenfalls würd ich den Leo begreifen, wenn er bei der nächsten Gelegenheit diesem Herrn Sefranek ins Gesicht springt."

„Mein liebes Kind," sagte Demeter, „wenn du nur den geringsten Einfluß auf deinen Bruder hast, so solltest du diesen Gesichtssprung um jeden Preis zu verhindern suchen. Meiner Ansicht nach bleibt es doch bei einem solchen Fall das beste, den anständigen, das heißt den vorschriftsmäßigen Weg einzuschlagen. Es ist nämlich gar nicht wahr, daß damit nichts erreicht wird, die obern Chargen sind meistens ruhige, jedenfalls korrekte Persönlichkeiten und ..."

„Aber das hat ja der Leo längst getan ... schon im Februar. Er ist beim Obersten gewesen, der Oberst war sogar sehr nett zu ihm und hat, wie aus verschiedenen Anzeichen hervorgeht, dem Oberleutnant sehr ins Gewissen geredet; nur daß es leider nicht das geringste genützt hat, im Gegenteil. Bei nächster Gelegenheit hat der Oberleutnant seine Bosheiten erst recht wieder aufgenommen und setzt sie mit einer raffinierten Konsequenz fort. Ich versichere Sie, Baron, von Tag zu Tag fürcht ich, daß da irgend ein Malheur geschieht."

Demeter schüttelte den Kopf. „Wir leben in einer verrückten Zeit. Ich versichere Sie," wandte er sich an Georg, „der Oberleutnant Sefranek ist so wenig Antisemit als Sie und ich. Er verkehrt in jüdischen Häusern, ich weiß sogar, daß er mit einem jüdischen Regimentsarzt direkt intim war durch Jahre. Es ist wirklich, wie wenn die Leute wahnsinnig wären."

„Da könntest du recht haben", meinte Therese.

„Nun, Leo ist so vernünftig," sagte Georg, „so klug bei all seinem Temperament, daß ich überzeugt bin, er wird sich zu keiner Dummheit hinreißen lassen. Schließlich weiß er doch, in ein paar Monaten ist das alles vorbei, solang macht man's halt durch."

„Wissen Sie übrigens, Baron", sagte Therese, während sie dem Beispiel der Herren folgend, aus einer Schachtel, die der Kellner gebracht hatte, eine Zigarette nahm. „Wissen Sie, daß Leo von Ihren Kompositionen sehr entzückt war?"

„Na, entzückt," sagte Georg, indem er Therese Feuer gab, „davon hab ich eigentlich nichts bemerkt."

„Also gefallen hat ihm einiges", schränkte Therese ein. „Das ist beinahe schon soviel, wie wenn ein anderer entzückt wäre."

„Haben Sie auch auf der Reise komponiert?" fragte Demeter verbindlich.

„Nichts als ein paar Lieder."

„Die werden wir wohl im Herbst zu hören bekommen", meinte Demeter.

„Ach Gott, reden wir nicht vom Herbst", sagte Therese. „Bis dahin können wir tot sein, oder eingesperrt."

„Na, das letztere wäre doch bei einigem guten Willen zu vermeiden", rief Demeter.

Therese zuckte die Achseln. Georg saß nahe bei ihr und glaubte die Wärme ihres Körpers zu fühlen. Aus den Fenstern des Hotels glänzten Lichter, und ein langer, rötlicher Streif fiel bis zu dem Tisch, an dem die beiden Paare saßen.

„Ich schlage vor," sagte Georg, „daß wir den schönen Abend benützen, um noch am Ufer spazieren zu gehen."

„Oder Kahn zu fahren", rief Therese aus.

Alle waren einverstanden. Georg eilte rasch aufs Zimmer, um Umhüllen zu holen. Als er wieder herunterkam, fand er die andern bereit zum Fortgehen an der Tür des Parks stehen. Er half Anna in ihren hellgrauen Mantel, hing Therese seinen eigenen, langen Überzieher um die Schultern und behielt einen dunkelgrünen Plaid über dem Arm. Sie gingen langsam durch die Allee, bis zu der Stelle, wo Kähne verankert lagen. Zwei Schiffer führten die Gesellschaft mit raschen Ruderschlägen aus der Dunkelheit des Ufers in das schwärzlich glänzende Wasser hinaus. Unnatürlich riesenhaft ragten die Berge zum Himmel auf. Die Sterne waren nicht sehr zahlreich. Kleine, graublaue Wölkchen hingen in der Luft. Die Ruderer saßen auf zwei quergelegten Brettern, in der Mitte des Kahns auf schmalen Bänken, einander gegenüber, die beiden Paare: Georg und Anna, Demeter und Therese. Alle waren zuerst ganz schweigsam. Erst nach einigen Minuten unterbrach Georg die Stille. Er nannte den Namen des Berges, der den See nach Süden abschloß, machte auf ein Dorf aufmerksam, das wie in unendlicher Entfernung an einer Felsenlehne ruhte und doch in einer Viertelstunde zu erreichen war; erkannte das weiße, leuchtende Haus auf der Höhe über Lugano als das Hotel, in dem Demeter und Therese wohnten und erzählte von einem Spaziergang, den er neulich unternommen, zwischen besonnten Weinbergen weit ins Land hinein.

Anna hielt unter dem Plaid, während er sprach, seine Hand gefaßt. Demeter und Therese saßen ernst und korrekt nebeneinander, gar nicht wie Liebesleute, die einander erst vor kurzem gefunden haben. Nun erst gewann Georg für Therese allmählich seine Neigung zurück, die während ihres lauten, heftigen Redens beinahe geschwunden war.

Wie lang wird diese Geschichte mit Demeter währen? dachte er. Wird sie zu Ende sein, wenn der Herbst da ist, oder wird sie am Ende so lange oder länger dauern, als meine mit Anna? Wird diese Fahrt auf dem dunkeln See auch einmal eine Erinnerung an vollkommen Entschwundenes sein, so wie die Fahrt auf dem Veldeser See mit dem Bauernmädel, die mir jetzt seit Jahren zum erstenmal wieder einfällt ... wie die Reise mit Grace übers Meer? Wie seltsam. Anna hält meine Hand, ich drücke sie und wer weiß, ob sie nicht in diesem Augenblick ganz ähnliches in Hinsicht auf Demeter empfindet, wie ich in Hinsicht auf Therese ...? Nein, doch nicht ... sie trägt ein Kind unter ihrem Herzen, das sich sogar schon regt ... Deswegen ... ach Gott ... Auch mein Kind ist es ja ... Nun fährt unser Kind auf dem See von Lugano spazieren ... Werd ich es ihm einmal erzählen, daß es vor seiner Geburt auf dem See von Lugano herumgefahren ist ...? Wie wird das alles nun werden? In wenigen Tagen ist man wieder in Wien. Existiert denn dieses Wien überhaupt? Es ersteht erst langsam wieder, während wir zurückfahren ... ja, so ist es ... Sobald ich zu Hause bin, wird ernstlich gearbeitet. Ich werde ruhig in meiner Wiener Wohnung bleiben und Anna immer nur besuchen; nicht mit ihr auf dem Lande wohnen ... höchstens in den allerletzten Tagen ... Und im Herbst ... ich in Detmold? Und wo wird Anna sein? Und das Kind? ... Bei fremden Menschen irgendwo auf dem Land? ... Wie unwahrscheinlich ist das alles ... Aber es war auch heute vor einem Jahr sehr unwahrscheinlich, daß ich mit Fräulein Anna Rosner, und Stanzides mit Fräulein Therese Golowski auf dem See von Lugano spazieren fahren würde ... und jetzt ist es die selbstverständlichste Sache von der Welt. — Mit einem Male hörte er neben sich, überdeutlich, als wenn er eben erwachte, Demeters Stimme. „Wann geht unser Schiff morgen ab?"

„Um neun Uhr früh", erwiderte Therese.

„Sie ist nämlich der Reisemarschall," sagte Demeter, „ich brauche mich um gar nichts zu kümmern."

Nun stand mit einemmal der Mond über dem See. Es war, wie wenn er hinter den Bergen gewartet hätte und nun zum Abschied aufgestiegen käme. Ganz weiß und nahe lag plötzlich jenes unendlich ferne Dorf an der Berglehne. Der Kahn legte an. Therese erhob sich und sah, von der Nacht umgeben, auffallend groß aus. Georg sprang aus dem Kahn und half ihr beim Aussteigen. Er spürte ihre kühlen Finger, die nicht zitterten, sondern sich wie mit Absicht leise bewegten, in seiner Hand und fühlte den Hauch

ihrer Lippen nah. Nach ihr stieg Demeter aus, dann kam Anna, schwerfällig und müd. Die Schiffer dankten für das reichliche Trinkgeld, und die beiden Paare spazierten heimwärts. Auf einer Bank in der Uferallee, in einem langen, dunkeln Mantel saß der Prinz, rauchte eine Zigarre, schien auf den nächtlichen See hinauszusehen und wandte den Kopf, offenbar um nicht gegrüßt zu werden.

„So einer könnte einem manches erzählen", sagte Therese zu Georg, mit dem sie immer weiter zurückblieb, während Demeter und Anna vor ihnen gingen.

„So bald also fahren Sie schon nach Wien?" fragte Georg.

„In vierzehn Tagen, finden Sie das so bald? Jedenfalls werden Sie vor uns daheim sein, nicht?"

„Ja, in ein paar Tagen reisen wir. Es läßt sich nicht länger verschieben. Auch werden wir einigemale unterbrechen müssen. Anna verträgt das Fahren nicht gut."

„Wissen Sie denn schon, daß ich noch gerade vor meiner Abreise die Villa für Anna gefunden habe?" sagte Therese.

„Wirklich? Sie? Haben Sie denn auch gesucht?"

„Ja, ich hab meine Mutter ein paarmal aufs Land begleitet. Es ist ein kleines, ziemlich altes Haus in Salmansdorf, mit einem schönen Garten, der direkt auf Wiese und Wald hinausführt, und der Vorgarten ist ganz verwachsen ... Anna wird Ihnen schon mehr erzählen. Ich glaub, es ist das letzte Haus im Ort, dann kommt noch ein Gasthof, aber ziemlich weit davon."

„Sollt ich dieses Haus auf meinen Entdeckungsreisen im Frühjahr übersehen haben?

„Offenbar, sonst hätten Sie es gemietet. Auf einem Rasenplatz, nah am Gartenzaun, steht eine kleine Figur aus Ton."

„Kann mich nicht erinnern. Aber wissen Sie, Therese, es ist wirklich nett, daß Sie sich auch für uns bemüht haben. Mehr als nett." Bei Ihrer aufreibenden Tätigkeit, wollte er hinzusetzen, unterdrückte es aber.

„Warum wundern Sie sich," fragte Therese. „Ich habe Anna sehr gern."

„Wissen Sie, was ich einmal über Sie habe sagen hören?" bemerkte Georg nach einer kleinen Pause.

„Nun, was?"

„Daß Sie entweder auf dem Schafott enden werden, oder als Prinzessin."

„Das ist ein Ausspruch vom Doktor Berthold Stauber, er hat es mir selbst auch einmal gesagt. Er ist sehr stolz darauf, aber es ist doch ein Unsinn."

„Jetzt stehen die Chancen allerdings mehr auf der Prinzessinnenseite."

„Wer sagt Ihnen das? Der Prinzessinnentraum ist bald zu Ende."

„Traum?"

„Ja, ich fange sogar schon an zu erwachen. Es ist ungefähr, wie wenn Morgenluft ins Schlafzimmer hereinwehte."

„Und dann fängt wohl der andre Traum an?"

„Wieso der andre Traum?"

„Ich stell mir das so bei Ihnen vor. Wenn Sie dann wieder in der Öffentlichkeit stehen, Reden halten, sich für irgend eine Sache opfern, dann kommt Ihnen in irgend einem Moment wieder das wie ein Traum vor nicht? Und Sie denken, das wahre Leben, das ist wo anders."

„Das ist nicht einmal so dumm, was Sie da sagen."

In diesem Augenblick wandten sich Demeter und Anna, die schon am Gartentor standen, nach den beiden um, und nahmen gleich die breite Allee zum Eingang des Hotels. Auch Georg und Therese gingen weiter, ungesehen, außerhalb des Gitters, im finstersten Schlagschatten. Plötzlich ergriff Georg die Hand seiner Begleiterin. Diese wandte, wie erstaunt, sich zu ihm, und beide standen sich nun gegenüber, von Dunkel umhüllt und näher als sie verstehen konnten. Sie wußten nicht wie ... sie wollten es kaum, und ihre Lippen ruhten aufeinander, einen kurzen Augenblick, der mehr erfüllt war von der wehen Lust der Lüge als von irgend einer andern. Dann gingen sie weiter, schweigend, unbeglückt, verlangend, und durchschritten das Gartentor.

Die beiden andern vor dem Hotel wandten sich jetzt um und gingen ihnen entgegen. Rasch sagte Therese zu Georg: „Selbstverständlich fahren Sie nicht mit uns." Georg nickte leicht. Nun standen alle in der breiten, ruhigen Helle der Bogenlampen.

„Es war ein wunderschöner Abend", sagte Demeter und küßte Anna die Hand.

„Also auf Wiedersehen in Wien", sagte Therese und umarmte Anna.

Demeter wandte sich zu Georg. „Ich hoffe, wir sehen uns morgen früh auf dem Schiff."

„Es wäre möglich, aber ich will nichts versprechen."

„Adieu", sagte Therese und reichte Georg die Hand.

Dann wandte sie sich mit Demeter zum Gehen.

„Wirst du mit ihnen fahren?" fragte Anna, während sie durchs Tor in die Halle gingen, wo Herren und Damen saßen, rauchten, tranken, plauderten.

„Was fällt dir ein," erwiderte Georg, „ich denke nicht dran."

„Herr Baron", rief plötzlich jemand hinter ihm. Es war der Portier, der ein Telegramm in der Hand hielt.

„Was ist denn das?" fragte Georg etwas erschrocken und öffnete rasch. „O," rief er aus, „wie entsetzlich."

„Was ist denn?" fragte Anna.

Er las ihr vor, während sie in das Blatt schaute. „Oskar Ehrenberg hat heute früh im Wald bei Neuhaus einen Selbstmordversuch verübt. Schuß in die Schläfe, wenig Hoffnung, sein Leben zu erhalten. Heinrich." Anna schüttelte den Kopf. Schweigend gingen sie die Treppen hinauf ins Zimmer, das Anna bewohnte. Die Balkontür war weit geöffnet. Georg trat ins Freie. Aus der Dunkel-

heit heraus drang ein schwerer Duft von Magnolien und Rosen. Vom See war nichts zu sehen. Wie aus einem Abgrund gewachsen ragten die Berge. Anna trat zu Georg. Er legte seinen Arm um ihre Schulter und liebte sie sehr. Es war, wie wenn das ernste Geschehnis, von dem er eben Kunde erhalten, seinen eigenen Erlebnissen das Gefühl ihrer wahren Bedeutung aufgezwungen hätte. Er wußte wieder, daß es nichts wichtigeres für ihn auf der Welt gab, als das Wohl dieser geliebten Frau, die mit ihm auf dem Balkon stand und ihm ein Kind gebären sollte.

## Sechstes Kapitel

Als Georg aus dem kühlen Stadtrestaurant, in dem er seit einigen Wochen mittags zu speisen pflegte, auf das sommerheiße Pflaster trat und den Weg nach Heinrichs Wohnung einschlug, war sein Entschluß gefaßt, die Reise ins Gebirge schon in den nächsten Tagen anzutreten. Anna war ja darauf vorbereitet, hatte ihm sogar selbst zugeredet, auf ein paar Tage wegzufahren, seit sie fühlte, daß die eintönige Lebensweise der letzten Zeit ihm Langeweile und innere Unruhe zu verursachen begann.

Vor sechs Wochen, an einem lauen Regenabend waren sie nach Wien zurückgekehrt, und Georg hatte Anna geradenwegs von der Bahn in die Villa gebracht, wo in einem großen, aber ziemlich leeren Zimmer mit schadhaften, gelblichen Tapeten, beim trüben Schein einer Hängelampe, Annas Mutter und Frau Golowski die Verspäteten seit zwei Stunden erwarteten. Die Tür auf der Gartenveranda stand offen, draußen fiel der Regen klatschend auf den Holzboden, und der laue Duft befeuchteter Blätter und Gräser zog herein. Beim Schein einer Kerze, die Frau Golowski vorantrug, besichtigte Georg die Räumlichkeiten des Hauses, während Anna abgespannt in der Ecke des großen mit geblümtem Kattun überzogenen Sofas lehnte und auf die Fragen der Mutter nur müde zu antworten vermochte. Bald hatte Georg von Anna gerührt und erleichtert Abschied genommen, war mit ihrer Mutter in den Wagen gestiegen, der draußen wartete, und während sie über aufgeweichte Straßen in die Stadt fuhren, hatte er der befangenen Frau mit gekünstelter Beflissenheit die gleichgültigen Erlebnisse der letzten Reisetage berichtet. Eine Stunde nach Mitternacht war er zu Hause, verzichtete darauf, Felician zu wecken, der schon schlief, und streckte sich im langentbehrten, eignen Bett mit ungeahnter Wonne nach so vielen Nächten zum ersten Heimatschlummer aus.

Seither war er beinahe jeden Tag zu Anna aufs Land hinaus gefahren. Wenn es ihn nicht zu kleinen Umwegen über die Sommerfrischen der Umgebung lockte, konnte er zu Rad leicht in einer Stunde bei ihr sein. Öfters aber nahm er die Pferdebahn und spazierte dann durch die kleinen Ortschaften, bis zu dem niedern, grün gestrichenen Staketzaun, hinter dem, im schmalen, leicht ansteigenden Garten das bescheidene Landhaus mit dem dreieckigen Holzgiebel stand. Nicht selten wählte er einen Weg, der sich oberhalb des Dorfes

zwischen Gärten und Wiesen hinzog, und stieg dann gerne den grünen Hang aufwärts, bis zu einer Bank am Waldesrand, von wo der Blick auf die kleine, im schmalen Talgrund länglich hingebreitete Ortschaft freilag. Er sah von hier gerade auf das Dach, unter dem Anna wohnte, ließ seine milde Sehnsucht nach der Geliebten, der er so nahe war, mit Willen allmählich lebhafter werden, bis er hinabeilte, die kleine Türe aufschloß und über den Kies mitten durch den Garten zum Haus hinunterschritt. Oft, in schwüleren Nachmittagsstunden, wenn Anna noch schlief, setzte er sich in der gedeckten Holzveranda, die längs der Rückseite des Hauses hinlief, auf einen bequemen, mit geblümtem Kattun überzogenen Lehnstuhl, nahm ein mitgenommenes Buch aus der Tasche und las. Dann, in einfach-sauberm, dunkeln Kleid, trat aus dem dämmrigen Innenraum Frau Golowski und stattete mit leiser, etwas wehmütiger Stimme, einen Zug mütterlicher Güte um den Mund, von Annas Befinden Bericht ab, insbesondere, ob sie mit Appetit gegessen und ob sie fleißig im Garten auf und ab gegangen war. Wenn sie geendet, hatte sie immer in Küche oder Haus etwas notwendiges zu besorgen und verschwand. Dann, während Georg weiterlas, kam wohl auch eine trächtige Bernhardinerhündin herbei, die Leuten in der Nachbarschaft gehörte, begrüßte Georg mit tränenvoll-ernsten Augen, ließ sich von ihm das kurzhaarige Fell streicheln und streckte sich dankbar zu seinen Füßen hin. Später wenn ein gewisser, strenger, dem Tier wohlbekannter Pfiff ertönte, erhob es sich, mit der Schwerfälligkeit seines Zustands, schien sich durch einen schwermütigen Blick zu entschuldigen, daß es nicht länger bleiben durfte, und schlich davon. Im Garten daneben lachten und lärmten Kinder, ein und das andremal hüpfte ein Gummiball herüber, an der niedern Hecke erschien ein blasses Kindermädchen und bat schüchtern, man möge ihn wieder zurückschleudern. Endlich, wenn es kühler wurde, zeigte sich am Fenster, das auf die Veranda ging, Annas Antlitz, ihre stillen, blauen Augen grüßten Georg, und bald, in leichtem hellen Hauskleid, trat sie selbst heraus. Nun spazierten sie im Garten auf und ab, längs der abgeblühten Fliederbüsche und treibenden Johannisbeerstauden, meist auf der linken Seite, an die freie Wiese grenzte, und ruhten sich auf der weißen Bank nah dem obern Gartenende unter dem Birnbaum aus. Erst wenn das Abendessen aufgetragen wurde, erschien Frau Golowski wieder, nahm bescheiden ihren Platz am Tische ein und erzählte auf Befragen allerlei von den Ihrigen; von Therese, die nun in die Redaktion eines sozialistischen Blattes eingetreten war, von Leo, der dienstlich jetzt weniger beschäftigt als früher, mathematischen Studien emsig oblag, und von ihrem Gatten, dem sich, während er in einer rauchigen Kaffeehausecke den Schachkämpfen unermüdlicher Spieler mit Hingebung zuschaute, immer neue Hoffnungen regelmäßigen Erwerbs eröffneten und gleich wieder verschlossen. Nur selten kam Frau Rosner zu Besuch und entfernte sich meist bald nach Georgs Erscheinen. Einmal an einem Sonntagsnachmittag war auch der Vater hier gewesen und hatte mit Georg eine

Unterhaltung über Wetter und Landschaft geführt, als wäre man einander zufällig bei einer leidenden Bekannten begegnet. Nur den Eltern zulieb hielt sich Anna in der Villa völlig zurückgezogen. Denn sie selbst, zu völliger Unbefangenheit gereift, fühlte sich nicht anders, als wäre sie Georgs angetraute Gattin, und als er sie kürzlich, der eintönigen Abende müde, um Erlaubnis gebeten, gelegentlich Heinrich mit herauszubringen, hatte sie sich zu Georgs angenehmer Überraschung ohne weiteres damit einverstanden erklärt.

Heinrich war der einzige von Georgs nähern Bekannten, der sich in diesen drückenden Julitagen noch in der Stadt aufhielt. Felician, der sich nach des Bruders Heimkehr, wie in neuerwachter Jugendfreundschaft ihm angeschlossen hatte, weilte nach bestandener Diplomatenprüfung mit Ralph Skelton an der Nordsee. Else Ehrenberg, die Georg bald nach seiner Rückkunft im Sanatorium am Krankenbett ihres Bruders einmal gesprochen hatte, war mit ihrer Mutter längst wieder im Auhof am See. Auch Oskar, den sein unglücklicher Selbstmordversuch das rechte Auge gekostet, aber, wie es hieß, die Leutnantscharge gerettet hatte, war von Wien abgereist, die schwarze Binde über dem erblindeten Auge. Demeter Stanzides, Willy Eißler, Guido Schönstein, Breitner, alle waren sie fort, und sogar Nürnberger, der so feierlich erklärt hatte auch dieses Jahr die Stadt nicht verlassen zu wollen, war mit einemmal verschwunden.

Ihn hatte Georg nach seiner Rückkehr vor allen andern besucht, um ihm Blumen vom Grab der Schwester aus Cadenabbia zu überbringen. Auf der Reise hatte er endlich den Roman Nürnbergers gelesen, der in einer nun halbvergangenen Zeit spielte, derselben, wie es Georg schien, von der der alte Doktor Stauber einmal zu ihm gesprochen hatte. Über jene lügendumpfe Welt, in der erwachsene Menschen für reif, altgewordene für erfahren und Leute, die sich gegen kein geschriebenes Gesetz vergingen, als rechtlich; in der Freiheitsliebe, Humanität und Patriotismus schlechtweg als Tugenden galten, auch wenn sie dem faulen Boden der Gedankenlosigkeit oder der Feigheit entsproßt waren, hatte Nürnberger grimmige Leuchten angezündet; und zum Helden seines Buches hatte er einen tätigen und braven Mann gewählt, der, von den wohlfeilen Phrasen der Epoche emporgetragen, auf der Höhe Überblick und Einsicht gewann und in der Erkenntnis seines schwindelnden Aufstiegs von Grauen erfaßt, in das Leere hinabstürzte, aus dem er gekommen war. Daß einer, der dies starke und rings wiederhallende Werk geschaffen, später nur mehr wie in lässig höhnischen Randbemerkungen zum Gang der Zeit sich hatte vernehmen lassen, wunderte Georg sehr, und erst ein Wort Heinrichs: daß wohl dem Zorne, nicht aber dem Ekel Fruchtbarkeit beschieden sei, ließ ihn verstehen, warum Nürnbergers Werk für immer abgeschlossen war. — Die einsame dunkelblaue Spätnachmittagsstunde auf dem Friedhof von Cadenabbia hatte sich Georg so seltsam tief eingeprägt, als wäre ihm das Wesen, an dessen Grab er gestanden, bekannt, ja wert gewesen. Es hatte ihn ergriffen, daß die goldenen Buchstaben auf dem grauen Stein matt geworden und die Beete im Rasen von

Unkraut durchwuchert waren, und nachdem er ein paar gelbblaue Stiefmütterchen für den Freund gepflückt hatte, war er mit bewegtem Herzen geschieden. Jenseits des Friedhoftors warf er einen Blick durch das offene Fenster der Totenkammer und sah im Dämmer, zwischen hohen, brennenden Kerzen, von schwarzem Tuch bis über die Lippen bedeckt, eine Frauensperson aufgebahrt, über deren schmalem Wachsgesicht die Lichter der Kerzen und des Tags ineinanderrannen.

Nürnberger war von der teilnehmenden Aufmerksamkeit Georgs nicht ungerührt geblieben, und sie sprachen an diesem Tage vertrauter miteinander als je zuvor.

Das Haus, in dem Nürnberger lebte, stand in einer engen, düstern Gasse, die aus der innern Stadt treppenweise gegen die Donau zu führte, war uralt, schmal und hoch. Die Wohnung Nürnbergers befand sich im obersten, fünften Stockwerk, wohin man über eine vielfach gewundene Treppe gelangte. In dem niedrigen, aber geräumigen Zimmer, in das Georg aus einem dunkeln Vorraum trat, standen alte, aber wohlgehaltene Möbel, und aus dem Alkoven in der Tiefe, vor dem ein mattgrüner Vorhang herabgelassen war, drang ein Duft von Kampfer und Lavendel. Jugendbildnisse von Nürnbergers Eltern hingen an der Wand und bräunliche Stiche von Landschaften nach holländischen Meistern. Auf der Kommode in holzgeschnitzten Rahmen standen allerlei alte Photographien, und aus einer Schreibtischlade, unter vergilbten Briefen suchte Nürnberger ein Bildnis der verstorbenen Schwester hervor, das sie als achtzehnjähriges Mädchen zeigte, in einer wie historisch anmutenden Kindertracht, einen Ball in der Hand, vor einem Zaune stehend, hinter dem eine Felsenlandschaft sich türmte. All diese Unbekannten, Entfernte und Verstorbene, stellte Nürnberger dem Freund heute im Bilde vor und sprach von ihnen in einem Tone, der den Zeitraum zwischen einst und jetzt zu verbreitern und vertiefen schien.

Georgs Blick schweifte manchmal hinaus über die enge Gasse zu dem grauen Mauerwerk uralter Häuser. Er sah schmale, verstaubte Scheiben mit allerlei Hausrat dahinter; auf einem Fensterbrett standen Blumentöpfe mit ärmlichen Pflanzen, zwischen zwei Häusern in einer Rinne lagen Flaschenscherben, zerbrochene Tongefäße, Papierfetzen, vermodertes Pflanzenwerk. Ein verwittertes Rohr lief zwischen all dem Zeug hin und verlor sich hinter einem Rauchfang. Andere Rauchfänge zeigten sich links und rechts, die Rückseite eines gelblichen Steingiebels war sichtbar, zum blaßblauen Himmel ragten Türme auf, und unerwartet nah, in lichtem Grau, mit durchbrochener Steinkuppel erschien einer, der Georg wohlbekannt war. Unwillkürlich suchte sein Blick die Richtung, wo er das Haus vermuten durfte, an dessen Eingang die zwei steinernen Riesen auf gewaltigen Armen das Adelswappen eines versunkenen Geschlechts trugen, und in dem sein Kind gezeugt worden war, das in wenig Wochen zur Welt kommen sollte.

Georg erzählte von seiner Reise und in der Stimmung dieser Stunde wäre

er sich kleinlich erschienen, wenn er es bei halben Wahrheiten hätte bewenden lassen. Nürnberger aber hatte auch die ganze längst gewußt und als Georg sich darüber ein wenig erstaunt zeigte, lächelte er spöttisch. „Erinnern Sie sich nicht mehr", fragte er, „jenes Vormittags, an dem wir uns in Grinzing eine Sommerwohnung angesehen haben?"

„Gewiß."

„Und erinnern Sie sich auch, daß uns in Garten und Haus eine Frau mit einem kleinen Kind auf dem Arm herumgeführt hat?"

„Ja."

„Bevor wir weggingen hat das Kind die Arme nach Ihnen ausgestreckt und Sie haben es mit einem ziemlich gerührten Blick betrachtet."

„Und daraus haben Sie geschlossen, daß ich . . . . ."

„Ach, Sie sind nicht der Mensch, über den Anblick kleiner und überdies etwas ungewaschener Kinder in Rührung zu geraten, wenn sich nicht Ideenverbindungen persönlicher Art daran knüpfen."

„Vor Ihnen muß man sich in acht nehmen", sagte Georg scherzend, aber nicht ohne einiges Unbehagen.

Die leichte Gereiztheit, die er Nürnbergers Überlegenheit gegenüber immer wieder empfand, hielt ihn durchaus nicht ab den Verkehr mit ihm weiter zu pflegen. Manchmal holte er ihn vom Hause ab, um mit ihm in Straßen und Gärten umher zu spazieren, und wie eine Genugtuung, ja wie einen persönlichen Sieg empfand er es, wenn es ihm gelang ihn aus dem Gebiet bittrer Weisheit in die sanftern Gefilde herzlicherer Unterhaltung hinabzuziehen. Die Spaziergänge mit ihm waren Georg zu einer so angenehmen Gewohnheit geworden, daß er es wie eine Verarmung seiner Tage empfand, als er eines Morgens die Wohnung Nürnbergers verschlossen fand. Tags darauf kam eine entschuldigende Abschiedskarte aus Salzburg, von einem Ehepaar mit unterzeichnet, einem Fabrikanten und dessen Frau, liebenswürdigen, heiteren Leuten, die Georg einmal durch Nürnberger flüchtig auf dem Graben kennen gelernt hatte. Nach Heinrichs boshafter Darstellung war der gemeinsame Freund von diesem Ehepaar, nach verzweifelter Gegenwehr natürlich, die Stiege hinuntergeschleppt, in einen Wagen gesetzt und gewissermaßen als Gefangener auf die Bahn transportiert worden. Wie Heinrich behauptete hatte Nürnberger einige Bekannte dieser harmlosen Art, die das Bedürfnis empfanden sich von dem berühmten Spötter in den wohlschmeckenden Trank des Daseins einige Tropfen Bosheit träufeln zu lassen, so wie Nürnberger seinerseits sich in ihrer bequemen Gesellschaft von den anstrengenden Bekannten aus Literaten- und Psychologenkreisen zu erholen liebte.

(Fortsetzung folgt)

# Die Krisis des Reichsgedankens/ von Ferdinand Tönnies

Vom Reichsgedanken wollen wir reden, mehr als von der Tatsache des Reiches, wenn auch diese mit jenem so nahe zusammenhängt, daß die Rede wie von selber darauf übergehen wird. Der Gedanke oder die Idee des deutschen Reiches als der politischen Gestalt deutscher Einheit und Eintracht wurde lebendig, als die alte Wirklichkeit des Reiches, das Phänomen des „heiligen" römischen Reiches deutscher Nation erloschen war, erloschen wie das Leben eines hinfälligen, am Leibe und am Geiste schwachen Greises. Und doch hing die jugendlich-frische Idee an diesem versunkenen Gespenst mit Liebe und Pietät, sie wollte doch neu beleben was gewesen war und noch in ehrwürdigem Glanze schimmerte, sie war eine romantische Idee. Freilich mußte sie viele Jahrhunderte den Blick zurückschweifen lassen, um an der „Herrlichkeit" des vergangenen Reiches sich zu erbauen, nur die Hohenstaufenzeit erschien als ein würdiger Gegenstand der Verehrung und Sehnsucht, Friedrich der Rotbart lebte noch in der Sagenphantasie als der unsterbliche Held, der einst wiederkommen werde, wenn der Zauber gebrochen sei, der die Raben fliegen lasse um den Berg ... Dieser volkstümlichen Knaben-Romantik trat aber eine andere entgegen, man möchte sie die Alters- und Adels-Romantik nennen: sie umkleidete nicht nur die Ritter und ihre verfallenen Burgen, sondern auch deren alte Konkurrenten und siegreiche Gegner, die Fürsten und ihre recht modernen Residenzen mit dem mystischen Glanze wunderhafter Märchenwelt. Sie wollte alle malerischen Stätten der Vergangenheit vor Zerstörung schützen — Zerstörung drohte von den Ideen der Revolution, die ein gesalbtes Haupt zum Hochgericht gebracht hatten; und als Idee der Revolution erschien bald auch der Gedanke eines einigen Deutschlands, dessen Herolde anstatt des Kaisertums in tönender Rede hin und wieder die eine und unteilbare Republik leben ließen und „allen 38" den Untergang verkündeten.

Diese „souverän" gewordenen Landesfürsten und ihre Anhängsel, die Reste der alten Reichsstädte, hatten sich zur Stiftung des „Deutschen Bundes" herbeigelassen, indem sie dadurch dem Zeitgeist, der die Wiederherstellung des Reiches in neuen Formen zuweilen ungestüm forderte, alle notwendige Einräumung zu machen glaubten. Im Jahre 1848 siegte der Reichsgedanke für eine Weile über den Deutschen Bund, der aber bald als Bollwerk der Throne und Altäre sich wiederherstellen durfte. Dann siegte der Reichsgedanke abermals, nüchtern, praktisch, und also erheblich kälter geworden. Die neuen deutschen Zustände wurden begründet. Wir empfingen das „neue Reich". Oder empfingen wir den neuen Bund, den auf die Südstaaten ausgedehnten „Norddeutschen" Bund? Was ist das heutige Deutsche Reich? —

In den fast unübersehbaren Kontroversen, die über die staatsrechtliche Beschaffenheit des neuen Gebildes gepflogen worden sind, und zum guten Teile

noch werden, hat sich doch die Erkenntnis durchgesetzt und ist nur hin und wieder angefochten worden: das Reich ist ein „Bundesstaat", im Unterschiede und Gegensatz zu einem „Staatenbunde"; der Deutsche Bund war ein „Staatenbund". Der Staatenbund ist nicht wesentlich mehr als ein „völkerrechtliches" *Verhältnis* oder eine Verbindung von Staaten, innerhalb deren jedes Glied selbständig bleibt und nur zu einem bedingten, wenn auch dauern sollenden Zusammenwirken mit allen übrigen sich verpflichtet, ein Verein, dessen bedeutendere Aktionen an die jedesmalige Einstimmigkeit gebunden sind; er macht keinen Anspruch darauf, ein *Staat* zu heißen, er erfreut sich keiner Regierung. Der Bundesstaat aber will und soll allerdings ein Staat sein, ein Staat, der aus Staaten zusammengesetzt ist, aber ein *souveräner* Staat, der keinen Oberherrn über sich anerkennt, mithin seine Kompetenz sich selber bestimmt und durch Gesetzgebung und Verwaltung — den Vollzug der Gesetze — unmittelbar auf *seine* Bürger, die Reichsbürger einzuwirken berechtigt und berufen ist.

Das Deutsche Reich ein Staat! Aber innerhalb dieses Staates bleiben und beharren die „Einzelstaaten" „Gliedstaaten" (die als solche in unserer sonderbaren Sprache *auch*, und zwar gerade in Gesetzen und amtlichen Texten: „Bundesstaaten" heißen; „der Bundesstaat Preußen und der Bundesstaat Reuß jüngere Linie") — wie kann dies Beharren statthaben? Kann es Staaten im Staate geben? Die vorherrschende Theorie, die hauptsächlich durch P. Laband vertreten wird, bejaht diese Frage. Aber freilich in dem Sinne: die Einzelstaaten seien nicht souveräne Staaten, die Souveränität komme nur dem Oberstaat, dem Reiche zu, sie sei aber auch kein wesentliches Merkmal für den *Begriff* des Staates, dieser Begriff sei vielmehr gegeben durch die *Herrschaft über Menschen*, durch das Recht zu befehlen und zu zwingen, das aber nur dem Staate zustehe, aber auch einem nicht-souveränen Einzelstaate ebensowohl wie dem souveränen Bundesstaate, dem Reiche.

Alles schön und gut. Mögen wirs einstweilen gelten lassen. Aber die notwendigen Folgerungen werden, wie es scheint, übergangen. Wenn das Reich allein souverän ist, und seine Souveränität keine rechtlichen Schranken haben kann, so folgt, daß die Einzelstaaten eine „Herrschgewalt" nur haben und ausüben, weil und sofern und solange als das Reich für gut befindet und vertragen kann, sie ihnen zu belassen, daß sie diese ihre Gewalt von des Reiches Gnaden zu Lehen tragen, daß das Reich rechtlich befugt ist, sie ihnen einzuschränken oder ganz zu nehmen. Rechtlich befugt — aber auch politisch berechtigt, ja verpflichtet, von diesem Rechte Gebrauch zu machen, wenn sein, des Reiches Lebensinteresse es verlangt, wenn die Herrschgewalt und die Verfassung eines Staates oder gar aller Staaten mit der Herrschgewalt des Reiches in *Konflikt* gerät, wenn das Wohl des Reiches, die Salus publica höchsten Sinnes, gebietet, den Willen eines Gliedes zu zerbrechen oder sogar dies Glied abzusägen. — Diese logischen Konsequenzen sind unausweichlich; was natür-

lich nicht verhindert, daß man versucht, ihnen auszuweichen. In der Tat stehen ungeheure Schwierigkeiten zwischen ihnen und der Wirklichkeit der Dinge — das heißt in diesem Falle zunächst der geltenden Reichsverfassung.

Um als Reich zu handeln muß das Reich einen Willen haben, einen Willen haben. Für gewisse Fälle hat es diesen einen Willen durch die Person seines Präsidenten, des Kaisers, das heißt des Königs von Preußen. Aber der gesetzgeberische Wille des Reiches, der allein Recht schaffen und Recht verändern kann, ist an die Übereinstimmung der zwei „Organe" gebunden: des Bundesrats und des Reichstages, also schon durch seine formale Bedingtheit in hohem Grade erschwert. Aber auch materiell ist eine Aktion des Reiches, die den Einzelstaaten schädlich werden könnte, indem sie ihre Machtsphäre zu mindern unternähme, unwahrscheinlich genug gemacht: denn der Bundesrat ist eine Deputation dieser Einzelstaaten, in der jeder seinen Willen — nach Bismarckschen Aussprüchen sogar jeder seine „Souveränität", deren Fortdauer der Staatsmann also behauptete — betätigen soll, worin also wenigstens die größeren immer mit Erfolg sich gegen solche Minderung ihrer Selbständigkeit wehren können; um des Prinzipes willen werden sie aber auch gegen Minderung der kleinen sich wehren, wie denn die Minderung schwerlich anders als in generellem Sinne geschehen könnte. Vollends aber, wenn das Reich vor die Frage, vielleicht vor die Lebensfrage gestellt ist, seine Kompetenzen zu erweitern, wenn es zu diesem Zwecke seine Verfassung abzuändern, zu verbessern sich genötigt findet! Vierzehn Stimmen von den 58 Stimmen des Bundesrates genügen, um eine Verfassungsänderung zu verhindern, eine Koalition der kleinsten Staatchen oder etwa der vier süddeutschen Staaten oder der Wille Preußens allein kann also ein unbedingtes Veto einlegen.

Aber der Reichstag! In ihm stellt sich die Nation als Einheit dar; er ist darauf angewiesen, den Reichsgedanken zu vertreten und geltend zu machen, mit dem Reichsgedanken hat er sich erhoben, mit dem Reichsgedanken muß er wachsen, und wenn er einmütig, oder doch mit überwältigender Mehrheit dem Bundesrat gegenübertritt, so wird er über ihn hinauswachsen, er wird die mächtigere, entscheidende Potenz werden, der Wille des Volkes, der in ihm sich ausdrückt, wird für die verbündeten Regierungen unwiderstehlich sein. Auf seiner gesetzgebenden Versammlung, so scheint es, muß des deutschen Staates Zukunft beruhen.

So heischt es die Logik der Sache. Und sie fügt hinzu: ein frei gewähltes Volkshaus muß seinem Wesen nach demokratisch sein, zumal, wenn hervorgehend aus allgemeinem und gleichem Stimmrecht der Staatsbürger, wie für unser Reich wenigstens den Männern es unwiderruflich zu eigen geworden ist. Demokratisch ist der Reichsgedanke gewesen von Anbeginn, als demokratisch wurde er geächtet und verfolgt, als demokratisch ist er anerkannt worden, wenn am 18. Mai 1848 der wacklig gewordene Bundestag sich veranlaßt sah, die „neue Größe, die sich erhoben habe, das Deutsche Parlament", als

„von dem Jubel und dem Vertrauen des ganzen deutschen Volkes begrüßt" willkommen zu heißen. Der Reichsgedanke wird demokratisch sein, oder er wird nicht sein.

In seiner wirklichen Zusammensetzung ist der Deutsche Reichstag keine echte Vertretung der Nation. Er geht aus „Wahlkreisen" hervor, die aus den Einzelstaaten (mit denen er seinem Wesen nach nichts zu tun hat) abgezirkelt, so außerordentlich ungleich sind an Einwohnerzahl, daß sie den breiten Landgebieten eine sehr viel stärkere Vertretung gönnen, als den dicht bewohnten Gegenden, zumal den größeren Städten. Aber der Reichsgedanke und das ihn tragende demokratische Bewußtsein wurzeln gerade in diesen schlecht vertretenen Bezirken, am meisten in den großen Städten. Viele Übel, die diesem Bewußtsein anhangen, tiefe Schatten, die er oft geworfen hat, sind freilich davon die Folge. Wer um dieser Übel und Schatten willen das demokratische Bewußtsein verwerfen will, der mag es tun. Aber er verwirft damit auch den Reichsgedanken. Aus der Körperkraft und Gesundheit pommerscher Gutstagelöhner und ostpreußischer Kossäten wird er ihn nicht neu hervorzaubern. Auch der Bauer, wo er sich rüstig und frei erhalten hat, nimmt nur zweifelnd daran Teil. In manchen Gegenden ist er politisch Gefolgsmann des Klerus, in anderen ist er sozial und geistig vom Großgrundbesitzer abhängig. Überhaupt ist er mehr Gemeindebürger als Staatsbürger. Der Staat bleibt ihm die fremde gebietende Obrigkeit. Und der Großgrundbesitzer? Da eben liegt der Hase im Pfeffer. Haben sie, die Fürsten, Grafen und Herren, die Fideikommißbesitzer und Magnaten, den Reichsgedanken gehegt, haben sie dafür gelitten? Verhöhnt und verachtet haben sie ihn, als Aufruhr und Umsturz haben sie ihn bekämpft, ihre Söhne pflegten als Korpsburschen die schwarz-rot-goldenen „Büchsiers" zu beschimpfen — das ist die historische Wahrheit! Aber heute? Heute stehen sie doch fest zu Kaiser und Reich; gibt es doch keine Versammlung ihrer Parteien ohne Gelübde unverbrüchlicher Treue, Telegramme schwirren, allerhöchste Anerkennung und Huld wird ihnen reichlich zuteil, und sie bestätigen sogar gütigst, daß der Reichstag nicht völlig entbehrlich sei — wenn sie darin sitzen. Wer wollte an dem lauteren Patriotismus, am Nationalgefühl, an der deutschen Gesinnung der Herren, die sich rühmen, die Schlachten geschlagen zu haben, in denen die deutsche Einheit geschmiedet wurde, zweifeln? (Als ob andere nicht diese Schlachten mitgeschlagen hätten, als ob nicht auch andere als Offiziere schwere Berufspflichten erfüllten!) — „Denn alle diese Herren pfeifen auf das Reich, und würden es lieber heute als morgen aufgeben" — so schrieb in sein Tagebuch am 15. Dezember 1898 ein deutscher Reichskanzler und meinte, der süddeutsche Liberalismus komme gegen die Junker nicht auf — alles, was er in vier Jahren erlebt habe, erkläre sich aus diesem Gegensatze. Und auf diesen Felsen, diesen Granitblock des preußischen Partikularismus, will der deutsche Kaiser, will, so scheint es, auch das Volk die Kirche des Reiches erbauen?!

Nach dem geltenden Wahlgesetz, das die Wahlkreise nach den Bevölkerungsziffern, die vor 40 Jahren galten, einteilt, hat die Einwohnerschaft des platten Landes die Mehrheit: rund 39 von hundert gültigen Stimmen wählen rund 56 v. H. der Abgeordneten, und diese größere Hälfte des Hauses besteht aus Konservativen und Zentrums-Abgeordneten — beide vertreten weit überwiegend die Gedanken und Interessen des Landes, eben damit die des ehemaligen Deutschlands, gegen die Gedanken und Interessen der Städte und des heutigen Deutschlands. Vom Zentrum glaubt niemand, daß es Vertreter des Reichsgedankens aus der Tiefe seines Gemütes sei, wenn auch viele von seinen demokratischen Wählern ihm freundlich gesonnen sein mögen. Und die Konservativen? wenn des Fürsten Chlodwig kritische Anmerkung nicht genügt, so wäre noch das Zeugnis des Fürsten Bismarck anzurufen, der von dem mehr preußischen als deutschen Nationalgefühl seiner gewesenen Standesgenossen aus bitterster Erfahrung redet (Gedanken und Erinnerungen II. 147).

Und so ist denn eine schwere Krisis des Reichsgedankens eingetreten. Der Reichstag ist in seiner Mehrzahl, trotz aller freudigen „Bewilligungen", ihm nicht geneigt, diese Mehrzahl besteht aus denen

„Die sich stets entgegenstemmen
Dem Geist, der größer ist als sie." (Th. Storm)

Sie sind mit fortgerissen worden, ja; sie sind auch stolz auf die Herrlichkeiten, die errungen, die Siege, die erfochten wurden; ihre Standes- und Klassenintereſſen sind mit Dasein und Macht des Reiches eng verwoben; aber zu einem freien, kühn entschlossenen, zu dem notwendigen Ausbau der Reichs-Verfassung werden sie aus ihren eigensten Motiven sich nie bequemen.

Die erste Bedingung für eine Genesung des Reichsgedankens ist daher eine andere Zusammensetzung des Reichstages, eine Zusammensetzung, die der Tatsache Ausdruck verleiht, daß die gesamte heutige Kultur, ihr Reichtum und ihre Technik, ihre Künste und Wissenschaften, aus den städtischen Bevölkerungen hervorgeht, daß diese die Mehrheit bilden, ob man die Stimmen wäge oder zähle. Und diese Umgestaltung wäre mit einem Schlage geschehen, wenn der Satz der Verfassungsurkunde, der eine periodische Neueinteilung vorschreibt, ausgeführt würde, wie darauf anzutragen ohne Zweifel schon längst die Pflicht der verbündeten Regierungen war.

Aber, o Graus! Dann würden ja die Sozialdemokraten nicht nur viel stärker vertreten sein als heute, wo sie durch eine ungeheure Anstrengung aller (angeblich) Nationalgesinnten auf eine erträgliche Zahl von Mandaten zurückgebracht worden sind, sondern sogar stärker als sie je waren, sie würden, ihrer Stimmenzahl gemäß, nicht viel weniger als ein Drittel des Reichstags zusammensetzen; und dies Drittel soll den Reichsgedanken zur Entwicklung bringen helfen? — Jede andere, ja, jede verfassungswidrige Emendation des Wahlgesetzes wird bessere Chancen des Erfolges haben, wenn sie dies schrecklichste der Schrecken abzuwehren vermag. So tönen uns die Stimmen der Thebaner entgegen.

Es ist freilich ein Verhängnis gewesen, daß die deutsche sozialistisch-demokratische Partei sich wenig oder garnicht dessen bewußt geworden ist, daß auch sie mit dem Reichsgedanken steht und fällt, sie, die in eminentem Sinne berufen ist, eine nationale Partei zu sein, eben weil sie die großen Massen des werktätigen Volkes, der Industriearbeiter und städtischen Einwohner zu vertreten sich anheischig macht; weil nur das Reich Sozialpolitik im großen Stile machen kann, nur das Reich vielleicht einmal, wenn auch erst nach langem Ringen, stärker als der Kapitalismus werden und sich von ihm scheiden kann, so sehr es auch jetzt noch durch ihn bedingt, ja wie jeder Staat, von ihm abhängig ist. — Aber soll die „revolutionäre" Partei, wird sie jemals die Gelder für Armee und Flotte bewilligen? einer demokratischen Regierung sie eher bewilligen als einer konservativen? — Wir müssen zugeben, es sieht nicht danach aus, aber die Jahre verändern vieles, und die Forderungen, die der bewaffnete Frieden an unser Reich stellt, werden vielleicht in 15 Jahren anders beschaffen sein als heute; vielleicht schwerer, aber möglich auch daß leichter, wenn endlich die harte Not, oder doch die Erkenntnis drohender Nöte Europa zur Vernunft und Abrüstung zwingen wird. Denn es wird nicht mehr lange so fortgehen. Schon stöhnen hohe Militärs über den rage des nombres.

Die theoretische Lösung unseres Problems wird durch die große Schwierigkeit der Anpassung der Sozialdemokratie an die gegebenen Rechtszustände nicht beeinträchtigt. An ihrer Wiege stand das verbitterte Großdeutschtum und der Preußenhaß, der ein altes Erbteil aller West-, Süd- und Norddeutschen, der Erkenntnis, daß man mit Österreich nicht sterben könne, und mit Preußen leben muß, nicht weichen mochte, zum guten Teile darum nicht, weil alle diese guten Deutschen in politischer Praxis allzu ungeschult waren, und weil der erste Reichskanzler, was immer er war, ein guter politischer Pädagoge nicht gewesen ist. Man mag sagen, daß seien Nebenursachen zufälliger Art; die Hauptsache sei doch der unabwendbare Kampf zwischen Kapital und Arbeit, der Klassenkampf, der eine politische Allianz des Liberalismus und der sozialistischen Demokratie für immer unmöglich gemacht habe. Warum mußte es doch gerade in diesem neuen Reiche, wo ein Zusammenhalten so bitterlich notgetan hätte, zu einer so frühen, so tiefen Spaltung kommen? Wenn ein entschiedenes bürgerliches Regiment sich aufgetan hätte, oder auch nur anstatt dieser bloß geduldeten und geduldigen, von Zeit zu Zeit mit Füßen getretenen und an die Wand gedrückten Nationalliberalen eine energischere Partei ... wenn, ja wenn! Tatsache bleibt es doch, daß in Ländern, die, politisch höher und stärker entwickelt, bürgerlich demokratisch regiert werden, die Arbeiterschaft teils sich schwächer und später als Partei organisiert hat, teils minder schroff in bezug auf Staatsangelegenheiten der herrschenden Klasse sich entgegenstellt. Und es läßt sich garnicht leugnen, daß gerade der geistig fortgeschrittenste Teil des Proletariats in erster Linie das erstrebt, was

ihm sogar der berühmte Erlaß von 1890 zubilligen wollte: die durchgeführte Gleichberechtigung, die nur der zu Ende gedachten bürgerlichen und individualistischen Rechtsordnung gemäß ist. Übrigens ist der ganze Sozialismus viel zu sehr Theorie und Doktrin, blühend in Zukunftsglauben und Erwartungen, als daß er mit Recht für staatsgefährlich gelten dürfte. Auch der Republikanismus ist nicht gefährlicher als es die ehemaligen (vermeintlichen) Umsturzgelüste der Burschenschafter und Turner waren. Auch jener wird sich um so mehr beruhigen und zufrieden geben, je mehr sich ein freies, geordnetes, gesichertes Verfassungsleben entfaltet, je mehr man sich daran gewöhnt, in dem Fürsten nichts als den Repräsentanten der Staatsgewalt, und was er im Reiche nach der Verfassung ist, den erblichen Präsidenten eines Freistaates zu erkennen, dem dann freilich nichts so ferne liegen darf, als in die Selbstbestimmung der Nation willkürlich und gewaltsam eingreifen zu wollen. Das Prinzip der kontinuierlichen Entwicklung als der gesundesten Entwicklung, muß (und wird vielleicht) immer tiefer im Volksbewußtsein Wurzeln schlagen. Wahrhaft gefährlich ist die Gespensterseherei, das fortwährende, den Teufel an die Wand malen, die lächerliche Angst vor Straßenaufläufen und Demonstrationen, die doch nicht den zehnten Teil des Schadens tun, den etwa der hochbegünstigte Autosport verursacht — wenn der weise Macchiavell Recht hat, so rühren sogar die guten „Gesetze" von jenen Tumulten her, die Viele unbedachtsamer Weise verdammen (li buoni esempi nascono della buona educazione, la buona educazione delle buone leggi, e le buone leggi da quelli tumulti che molti inconsideramente damnano), welches Zitat* einem belesenen und mächtigen Herrn freundlich empfohlen sei. Der unbefangene Zuschauer wird, selbst wenn er konservative Sympathien hat, zu dem Schlusse kommen müssen, daß ein Dezennium liberalen und volkstümlichen Regimentes im Deutschen Reiche, mit Ausdehnung der Volksrechte und Freiheiten, — sogar ohne Fortsetzung der sozialen Gesetzgebung, so sehr diese sonst als notwendig gelten mag —, dem ganzen Parteiwesen ein neues und freundlicheres Gesicht verleihen könnte. Mit gutem Grunde ist gesagt worden, jedes Land habe die Sozialdemokratie, die es verdiene; und folglich wird dies wohl auch von jeder Periode, jedem „Kurs" gesagt werden dürfen. Es klingt vermessen, ja absurd zu sagen, daß die Sozialdemokratie berufen sei, den Reichsgedanken zu stützen, vielleicht zu retten. Und doch ist er als der erste Gedanke eines dem Zeitalter gemäßen, eines auf demokratischem Wahlrecht basierten deutschen Staates, notwendigerweise ein Gedanke, der die Freiheit, Vernunft, Geist liebenden Elemente des Bürgertums mit den gleichen Elementen des Proletariats zu verbinden angetan ist, namentlich also die intellektuellen und literarischen Menschen in beiden Lagern, die einander heute schon viel näher stehen als sie eingestehen wollen,

* Ich finde es eben in einer Abhandlung meines verehrten Freundes Lester F. Ward, The American Journal of Sociology. Feb. 1908.

näher jedenfalls als die der Bourgeoisie denjenigen Elementen ihrer Klasse und gar der sozial noch höheren Schichten, die alle diese Werte entweder nicht kennen oder verabscheuen. Der demokratische Staat ist unter diesen Werten nicht das geringste Gut, und es muß natürlich scheinen, daß alle, die ihn lieben und ehren, sich um diese Idee sammeln, also unter uns um den Gedanken des Reiches.

Die Krisis des Reichsgedankens offenbart sich in der seit lange chronischen, neuerdings akut gewordenen Finanzkrankheit des Reiches. „Das Reich muß finanziell auf eigene Füße gestellt werden" — so lautete die Formel schon vor 30 Jahren. Große Pläne wurden entworfen. Reichseisenbahnen — Tabakmonopol. Was ist daraus geworden? Damals wären sie, wenn mit nachhaltiger Energie verfolgt, verhältnismäßig leicht zu verwirklichen gewesen. Heute scheinen sie unmöglich. Monopole jeder Art sind bei schon bestehender Überlastung mit indirekten Steuern, bei fortschreitender Macht von Privatmonopolen, in hohem Grade unpopulär. Es bleibt nur ein Ausweg: daß das Reich zur Erhebung direkter Steuern übergehe, und, wenn auch in Worten verschleiert (die Erbschaftssteuer wird in eine indirekte Steuer umge—redet) ist ein Anfang damit gemacht worden. Aber diesen Weg weiter zu verfolgen, dazu fehlt's an „Entschluß und Willen". Der preußische Finanzminister erklärte am 29. November 1907 im Deutschen Reichstage: „Würden wir die direkten Steuern aus der Hand geben, so hieße das die Axt an die Wurzel der finanziellen und politischen Selbständigkeit der Einzelstaaten legen" . . . „man würde (durch eine Reichseinkommensteuer) den Bundesstaaten(!) das Fundament der eigenen Einkommensteuer nehmen." Er zitiert mit Beifall das Wort eines Mannes, der gesagt habe, in solchen Fragen sei das Principiis obstare für die Bundesstaaten(!) ein Gebot der Selbsterhaltung. Wie trüb, wie schief und verzerrt, spiegelt sich in solchen Worten der Reichsgedanke, der Reichspatriotismus! Und diese Partikularisten sind immer die ersten, wenn es gilt, im Nationalgefühl und Deutschtum große Worte zu machen. Innerhalb der Grenzen, die das Interesse ihres großen oder kleinen Einzelstaates zieht, wollen sie das Reich hoch leben — schweben lassen.

Es lohnt sich wohl, die Doktrin, von der die Betrachtung ausging, einer näheren Prüfung zu unterziehen. Die deutsche Reichsverfassung ist, ebenso wie die neuere Verfassung der Eidgenossenschaft, der amerikanischen Unionsverfassung nachgebildet. Daraus war auch die ältere Theorie des Bundesstaats, wie sie in den englisch-amerikanischen Lehren festgehalten wird, abgeleitet worden. In Deutschland durch den Historiker Waitz klug vertreten (1862), ist diese Lehre insofern konsequent, als sie für das entscheidende Merkmal des Bundesstaats erklärt, daß die „Souveränität" sowohl dem Gesamtstaat, als auch dem Einzelstaat, jedem innerhalb seiner Sphäre zustehe; sie sei ihrem Umfange nach geteilt, ihrem Inhalte nach für die eine wie die andere Staatsgewalt vollkommen. Konsequent, insofern das Dasein von Staaten im Staate,

in Übereinstimmung mit dem Begriffe des Staates, in ein Nebeneinanderbestehen zweier Arten von Staat umgedeutet wird; aber in ihrem Kerne ist die Doktrin so unlogisch, wie die Wirklichkeit, zu deren Interpretation sie konstruiert wurde. Alle Wirklichkeit ist es mehr oder minder; die Begriffsbildung muß sich darüber erheben. Fast alle neueren Theoretiker kleben an dem Fehler, daß sie ihre Begriffe nur nach der Erfahrung bilden wollen, und zwar Begriffe von puren Ideen, wie der Staat eine solche ist; sie glauben in der Erfahrung gewisse Erscheinungen zu finden, die man unter dem Namen „Staat" zusammenfassen müsse — wobei sie regelmäßig auf den schwankenden Sprachgebrauch gedrängt werden, der solchen und solchen Gebilden den Namen Staat beilege oder verweigere. Laband meint, das wesentliche Merkmal in der „Rechtsmacht, mit zwingender Gewalt zu befehlen", entdeckt zu haben; diese komme auch dem geringsten Staate zu, während sie dem bedeutendsten Gemeindeverband fehle; wenigstens habe dieser sie nie originär. Wenn aber hier gerade auf die rechtliche Form das Gewicht gelegt wird, so hatten im Jahre 1801 das Kurfürstentum Brandenburg oder die freie Reichsstadt Nürnberg sicherlich keine originäre Herrschgewalt, sondern diese war von Kaiser und Reich abgeleitet, durch die Pax Westfalica als Landeshoheit garantiert; und doch kommen wohl alle überein, daß diese Territorien damals, der Form nach ebenso sehr, materiell aber weit mehr, die Funktionen von Staaten ausübten, als das heilige römische Reich; wie hätten sie auch plötzlich sich in Staaten verwandeln können, als der Reichsschatten verschwand? Ob aber damals Preußen ein Staat war, oder eine lediglich durch die Krone und die von ihr abhängigen Behörden zusammengehaltene Vielheit von Staaten? Der rechtlichen Form nach ohne Zweifel das letztere, wie auch bis ins 19. Jahrhundert amtlich nur von „k. preußischen Staaten" gesprochen wurde; existierten doch im Anfange des Jahrhunderts noch das Herzogtum Kleve und die Grafschaft Mark mit eigenen ständischen Verfassungen. So gut wie etwa das Herzogtum Schleswig noch 1864 einen Staat bildete, und doch war hier die dänische, dort die preußische „Monarchie" auch Staat; dort aber war die Herrschgewalt der Stände förmlich abgeleitet von der Souveränität des Königs von Preußen, hier bestand sie noch aus eigenem Rechte; eine formale Distinktion von geringer sachlicher Bedeutung.

Nein. Es gibt keine „Dinge", die sich in erkennbarer Weise von anderen Dingen so unterscheiden, daß jene den gemeinsamen Namen „Staat" führen müssen, diese nicht. Wir haben aber allen Grund, einen Begriff des Staates zu bilden, der ihn in seiner logischen Reinheit darstellt, und dann ist es eine Frage bloßer Konvention, ob wir einer Erscheinung noch soviel Verwandtschaft mit jener Idee zuschreiben, daß wir den Namen „Staat" dafür gelten lassen. Was aber die Idee betrifft, so muß in diese ohne Zweifel die volle (völkerrechtliche und politische) Souveränität eingeschlossen werden; es muß auch darin eingeschlossen werden, daß der Staat sein Dasein hat durch den

Willen der Gesamtheit seiner Bürger (das Volk), denn dies ist sein wesentliches, notwendiges und rationales Dasein, dem gegenüber auch förmliche Staatsverträge, die einen „Bundes-Staat" begründen, nur die Bedeutung einer Causa occasionalis, als einer zufälligen historischen Begebenheit haben. — Der Idee des souveränen Einheit-Staates kommt nun das Reich weit näher als ein Einzelstaat, wenn solche, im Widerspruch mit dieser Idee, innerhalb seiner gegeben sind. Denn jeder Bundesstaat — als welcher ein Staatenbund selber Staat sein will — hat eine Doppelnatur; er ist einerseits Staat, andrerseits Staatenbund. Als Staat wird er getragen von der Gesamtheit seiner Bürger, zu denen er ein unmittelbares Verhältnis hat kraft ihres Willens, er ist ihr Kollektivwille als Einheit; als Bund wird er getragen von Staaten, die außer ihm und unabhängig von ihm ihr Dasein hatten und es behalten wollen. Der Dualismus und Widerspruch, der immer materiell in den Dingen ist, wie hier — und nicht hier allein, es war z. B. ganz dasselbe im „ständischen Staat" — in die Form selber, in die „Verfassung" hineingegossen. Die Bemühungen, aus dem Dialektischen etwas Logisches zu machen, sind gewiß bewunderungswürdig, aber immer mit Denkfehlern, wenn auch subtilster Art, behaftet. — Als Bund hat das Reich kein Dasein außerhalb des Willens und Denkens der Einzelstaaten; als Staat hat es kein Dasein außerhalb des Willens der vereinigten deutschen Nation. Als Bund existiert es kraft der ehemaligen völkerrechtlichen Souveränität der Staaten Preußen, Lippe usw. Als Staat kraft der Volkssouveränität, als des natürlichen Selbstbestimmungsrechtes aller freien Glieder der deutschen Nation. — „Vom Standpunkte der historischen Spekulation" lehrt Laband, „mag man die Reichsgründung als eine Tat des deutschen Volkes oder als Evolution seiner politischen Verfassung bezeichnen; die staatsrechtliche Betrachtung muß sich ausschließlich auf die rechtlich relevanten Vorgänge beschränken." Aber durch einen solchen Vorgang können Staaten, die Staaten bleiben wollen, nie etwas anderes als einen Bund begründen; nicht, ohne sich aufzugeben, einen Staat über sich setzen, der Staat im Verhältnis zu ihren Staatsbürgern sein soll. Alle heutigen Theoretiker versuchen diese Begriffe zu konstruieren, ohne dem Naturrecht Einlaß zu gewähren, in dessen Sinne man allein das Wesen solcher Verbindungen, wie der Staat eine ist, darzustellen vermag; denn ihr Wesen besteht im Naturrecht, d. h. in der praktischen sozialen Vernunft.

Das Reich als Bund, und das Reich als Staat sind aneinander geheftet und widersprechen einander. Der Bund gestattet dem Reiche nicht, direkte Steuern zu erheben, nicht, ein kollegialisches Staatsministerium einzurichten, das für jeden Staat unerläßlich ist, um eine Regierung zugleich für das Ganze und für die einzelnen Ressorts zu führen. Der Staat muß dem Bunde verwehren, ihn am Ausbau der staatlich notwendigen Institutionen zu behindern und darin zu hemmen. Er muß den Widerstand der Staaten überwinden: so hat die amerikanische Union den Widerstand der Südstaaten überwunden.

Hier wuchs die Krise zu einem schrecklichen Kriege aus. Für das Deutsche Reich ist die Gefahr solcher Katastrophen nicht vorhanden. Aber das Deutsche Reich bedarf einer vollkommeneren Einheit, einer ausgebildeteren Staatsnatur als die Union. Eine zentralisierte Verwaltung wie etwa Frankreich sie hat, könnte diese weder schaffen noch ertragen. Auch wir brauchen sie nur in wenigen Stücken. Aber wo wir sie brauchen, da muß sie auch ohne Rücksicht auf die entgegenstrebenden Interessen hergestellt werden. Sogar in Amerika, wo die Verfassung so kunstvoll die Kompetenzen der Union gegen die der Glieder abgegrenzt hat, wird längst durch dehnende Auslegung dieses Instrumentes jede für notwendig gehaltene Erweiterung der Einheitssphäre möglich gemacht. „Man muß sich erinnern, bemerkt Bryce, daß sogar die starren (geschriebenen) Verfassungen oft vor die Wahl gestellt sind zwischen biegen oder brechen. Die Amerikaner haben mehr als einmal ihre Verfassung gebogen, um nicht gezwungen zu sein, sie zu brechen."

Es ist allerdings ein selbständiges und hohes Interesse, daß das geltende Recht auch im Staatsleben gehalten werde, und streben muß man immer nach milden und schonenden Formen in allen Umwälzungen. Aber die Umwälzungen, die geschehen müssen, dürfen nicht um der Formen willen hinausgeschoben werden, bis es zu spät ist, sie reformatorisch ins Leben zu rufen. Ein Staatsmann, der an der Spitze des Reiches steht, muß den Reichstag, und durch den Reichstag den Bundesrat davon überzeugen. Das Reich kann nicht, was doch alle wollen, nach außen wirken, wenn man ihm das Atmen erschwert und die Zufuhren abschneidet. Das Reich will leben, um jeden Preis, wenn auch sämtliche Staaten ihm zum Opfer gebracht werden müßten. Ein geringes Opfer wäre es, wenn ihre Staatsnatur noch ein wenig beschnitten würde, wenn sie dem Begriffe kommunaler Körperschaften, oder, nach dem treffenden Ausdrucke Hänels, dem, worauf sie historisch allein einen Anspruch haben, dem Begriffe der „Landeshoheit" ein wenig mehr genähert würden. Das Opfer ist für Preußen und für Bayern schwerer als für Anhalt und für Sachsen-Meiningen. Wenn aber Preußen es bringen will, so kann Bayern, können vollends die Kleinen es nicht an sich fehlen lassen. Und Preußen hat die nächsten Pflichten gegen das Reich, gerade weil es im Besitze der Hegemonie ist, weil sein König die Kaiserwürde empfangen hat, weil seine Macht zur Macht des Reiches erweitert ist. Das Reich darf nicht von der Gnade der Einzelstaaten, auch nicht Preußens abhängig bleiben. Es darf der Selbständigkeit dieser ihm untergeordneten Staaten nicht das Opfer seiner Selbständigkeit bringen. Es darf nicht von Preußen erstickt werden. Den Staaten gehört die Vergangenheit, die noch allzusehr Gegenwart ist. Dem Reichsgedanken gehört die Zukunft. Wenn wir den Reichsgedanken aufgeben, so geben wir uns selber auf.

## Der Ball

Du Runder, der das Warme aus zwei Händen
im Fliegen oben fortgibt, sorglos wie
sein Eigenes; was in den Gegenständen
nicht bleiben kann, zu unbeschwert für sie,

zu wenig Ding und doch noch Ding genug,
um nicht aus allem draußen Aufgereihten
unsichtbar plötzlich in uns einzugleiten:
das glitt in dich, du zwischen Fall und Flug

noch Unentschlossener, der, wenn er steigt,
als hätte er ihn mit hinaufgehoben,
den Wurf entführt und freiläßt — und sich neigt
und einhält und den Spielenden von oben
auf einmal eine neue Stelle zeigt,

sie ordnend wie zu einer Tanzfigur:
um dann, erwartet und erwünscht von allen,
rasch, einfach, kunstlos, ganz Natur,
dem Becher hoher Hände zuzufallen.

## Der Hund

Da oben wird das Bild von einer Welt
aus Blicken immerfort erneut und gilt.
Nur manchmal, heimlich, kommt ein Ding und stellt
sich neben ihn, wenn er durch dieses Bild

sich drängt, ganz unten, anders, wie er ist;
nicht ausgestoßen und nicht eingereiht,
und wie im Zweifel seine Wirklichkeit
weggebend an das Bild, das er vergißt,

um dennoch immer wieder sein Gesicht
hineinzuhalten, fast mit einem Flehen,
beinah begreifend, nah am Einverstehen
und doch verzichtend: denn er wäre nicht.

# Fauſtina/ Ein Geſpräch über die Liebe/ von Jakob Waſſermann

Vor Jahren hatte in einem geſelligen Kreis, in dem ich damals verkehrte, die junge C. viel Aufſehen gemacht. Abkömmling einer alten Adelsfamilie, hatte ſie ſich, kaum zwanzig Jahre alt, von dem Zwang und Drill ihrer Welt befreit, um, wie ſie ſich ausdrückte, „ſelbſt“ zu leben. Die Ungebundenheit ihrer Lebensführung war in der Tat erſtaunlich. Eine Zeitlang kämpfte ſie im größten Elend; plötzlich ging ſie zum Theater, dort heiratete ſie einen Schauſpieler, von dem ſie ſich nach dreimonatlicher Ehe wieder trennte. Um Geld zu verdienen, überſetzte ſie mittelmäßige Romane aus dem Franzöſiſchen. Eines Tages hieß es, ſie ſei mit einem reichen Braſilianer verlobt und mit ihm in ſeine Heimat gereiſt. Aber ſchon nach Jahresfriſt kam ſie zurück, — ohne Braſilianer, leider genau ſo arm wie zuvor.

In dieſer Zeit näherte ich mich ihr. Wir hatten uns ziemlich viel zu ſagen. Fauſtina, ſo wurde ſie meiſt kurzweg genannt, war geiſtreich, und was mehr iſt, ihr Geiſt hatte Fundamente. Sie war ſchön und ſie war exzentriſch; nimmt man aber dies Wort in genauem Sinn, ſo hatte ſie mehr Mittelpunkt als diejenigen, in deren Bezirk ſie ſich fremd erſchien. Ob ſie auch immer anziehend war, laſſe ich dahingeſtellt; eine Fremde war ſie durchaus, ſtets fremd, nie bürgerlich vertraut, höchſtens ſeeliſch verwandt. Zur Abenteuerin fehlte ihr die Skrupelloſigkeit und um eine große Dame zu ſein, war ſie zu ruhelos und zu voll von Oppoſition.

Wieder eines Tages war Fauſtina verſchwunden. Sie verabſchiedete ſich nicht einmal von mir. Niemand wußte, wohin ſie gegangen war, und ſie blieb verſchollen. Man vergaß ſie, auch ich verlor ſie beinahe aus dem Gedächtnis. Da, vor einigen Wochen, begegne ich ihr plötzlich auf der Straße. Sie gewahrt mich, ſie zögert, ich mache Miene, ſie anzureden, ſie grüßt und geht weiter. Kurz darauf erhielt ich ein Billett von ihr mit der Aufforderung, ſie zu einer beſtimmten Abendſtunde zu beſuchen.

Sie wohnte in einer Vorſtadt-Penſion. Ich trat in ein Zimmer, das die übliche Halb-Eleganz fliegender Quartiere aufwies. Fauſtina war noch immer ſchön, aber wie von einem ſich entlaubenden Baum kann man auch von dem Herbſt eines menſchlichen Geſichts ſprechen. Ohne Zweifel las ſie in meinem Gebahren, daß ihre lakoniſche Einladung eher geeignet war, Neugier zu erregen als an freundliche Beziehungen zu erinnern. „Die Sache iſt die, daß ich ganz ausgehungert darnach bin, mit einem vernünftigen Menſchen zu reden“, ſagte ſie. „Ich habe berechnet, daß ich ſeit ſiebzehn Monaten bloß mit Kellnern, Kutſchern, Zimmervermieterinnen, Hausmeiſtern und Ladenmamſellen geſprochen habe. Das heißt doch leben, wie? Daß ich ſo viel Talent zur wandelnden Mumie beſitze, wer hätte das gedacht.“

„Sie haben immer zu überraschen verstanden, Faustina", versetzte ich ablenkend.

„Als ich Sie auf der Straße sah," fuhr sie fort, „hatte ich ein Gefühl just wie Robinson, als er das erste Schiff vor seiner Insel gewahrte."

„Und doch, sind Sie davongelaufen, gar nicht wie Robinson, sondern wie Freitag, der scheue Wilde."

„Ja; scheu bin ich geworden. Wenn ich wenigstens schreiben oder musizieren könnte! Den Kunstdilettanten bietet die Welt immer noch Lockungen, und von allem, was im Menschen abzutöten ist, stirbt die Eitelkeit zuletzt. Aber leider, ich bin stumm geboren, und der bloße Kunstgenuß quält den Stummen manchmal mehr als er ihn beruhigt."

„Ich wundre mich, Faustina. Sie waren doch stets obenauf. Eine richtige, tüchtige Schwimmerin waren Sie. Haben Sie denn keine Arbeit, keine Betätigung mehr?"

„Ich finde es langweilig, zu arbeiten. Was kommt dabei heraus? Eine Art von Trunkenheit und Selbstbetrug bestenfalls. Arbeiten, wie das klingt! Dem Leben mit Gewalt ein Versprechen abnötigen! Ich brauche keine Versprechungen mehr, ich glaube an keine mehr. Vorläufig hab ich noch ein bißchen Kapital, meine Eltern sind nämlich gestorben, und man hat mir den Pflichtteil ausbezahlt. Aber von den Zinsen könnt ich nicht leben, das würde höchstens für eine Büchse Kaviar im Monat reichen."

„Also ist am Ende Ihre Einsamkeit ein ökonomisches Prinzip?"

„Um Gottes willen, wer wird so philisterhaft denken!"

„Und da treiben Sie sich nun mutterseelen allein herum, ohne Genossin, ohne Freundin —?"

„Ach was, Freundin! Ich habe keine Freundin, habe nie eine gehabt. Eine Frau hat niemals eine Freundin."

„Aber die Freunde, Faustina! Sie ließen mich einmal glauben, daß ich Ihr Freund sei."

„So? Wirklich? Mag sein, doch ich ärgerte mich, daß Ihnen keinen Augenblick lang der Einfall kam, etwas anderes sein zu wollen."

Sie lachte über mein verdutztes Gesicht und fuhr fort: „Spricht man hingegen nicht vom Freund, sondern von den Freunden, so muß ich gestehen, daß ich für solche Beziehungen nicht viel übrig habe. Die Freunde, das sind Wesen von einer geradezu lächerlichen Gefräßigkeit. Sie verdauen schneller als die Hühner, und sie bleiben immer mager, ihr Herz bleibt immer mager."

„Dennoch, Faustina, mit Menschen verbunden zu sein, bleibt der schönste Vorzug des Menschen. Einen isolierten Zustand schadlos zu ertragen, dazu gehört schon eine ungewöhnliche Seelenstärke."

„Mag sein, mag sein", erwiderte Faustina und sie lächelte unbestimmt vor sich hin.

„Offengestanden, hätte ich nicht erwartet, Sie so zu finden", fuhr ich fort. „Ich dachte Sie mir in großen Erlebnissen. Eine Gestrandete, oder wie Sie

sagen, einen Robinson, nein, das hatte ich nicht erwartet. Faustina unentflammt, Faustina ohne Liebe, ohne Verliebtheit, Faustina einsam, was hat das zu bedeuten?"

Sie sah mich lange schweigend an, bevor sie antwortete. „Was kann es andres zu bedeuten haben, bester Freund, als daß für Faustina keine Liebe mehr da ist? Fertig, Freund, fertig! Abgewirtschaftet! Die Rahel Varnhagen, die ja eine grundgescheite Person war, hat es einmal als besondere Genialität Goethes gepriesen, daß er im Wilhelm Meister die drei Frauen, die lieben können, — Marianne, Aurelie und Mignon, — sterben läßt; denn, sagte sie, es ist noch keine Anstalt für solche da. Sehr tiefsinnig: es ist noch keine Anstalt für solche da! Sie schweigen? Sie meinen ich lebe ja. Gewiß, ich lebe, aber wie, das sehen Sie doch. Ehemals, da spürte ich nur mein eigenes Feuer, jetzt empfinde ich die ganze Kälte des Zeitalters. Vielleicht ist es mein Mißgeschick, für eine Epoche geboren zu sein, in der die Liebe nur ein artistischer Begriff ist."

„Verallgemeinerungen sind töricht. Man muß sich, Faustina, vor der Manier der Malkontenten hüten. Der Malkontente nämlich, das ist ein Mensch, der aus seiner persönlichen Unfähigkeit eine Weltanschauung macht."

„Sie sind sehr deutlich, mein Lieber. Ich bin aber keine Malkontente. Malkontente opfern sich nicht."

„Haben Sie sich denn geopfert?"

„Wenn das opfern heißt, zu lieben, wahrhaft zu lieben, sich wegzuwerfen —"

„Sich wegzuwerfen, das heißt nicht lieben und das heißt nicht sich opfern. Doch wir verstimmen uns im Wesenlosen. Erzählen Sie mir. Erzählen Sie mir von Ihrem bisherigen Leben. Es gibt nichts Überzeugenderes als das Erlebnis, Faustina, nichts Unbedingteres als die Art, wie ein Mensch von Erlebnissen sie vorzutragen weiß."

„Um keinen Preis. Ich kann nicht von mir sprechen, so lang Sie argwöhnen, daß ich meine persönlichen Enttäuschungen gewissermaßen an der Zeit rächen möchte."

„Es ist schwer, liebe Freundin, und nicht einmal dem Glücklichen gelingt es, Zeit und Schicksal auseinanderzuhalten."

„Was wäre auch zu erzählen", versetzte Faustina. „Eine Geschichte wie hundert andere. Wenn ich Ihre Erwartungen in bezug auf meine Person betrüge, so ist das Ihre Schuld."

„Sie sagen, Sie hätten geliebt und sich weggeworfen. Darin liegt mehr Schuld als Sie glauben."

„Ich habe keine Schuld. Oder sind übertriebene Hoffnungen eine Schuld? Bin ich dafür verantwortlich, daß eure Gesellschaft, wie sie nun einmal ist, Liebe nicht mehr gewährt, daß für die Liebe kein Platz mehr in ihr ist? Sie schütteln den Kopf, und doch ist es so. Gibt es heutzutage noch eine Gestalt, in der Dichtung oder im Leben, deren Existenz in der Liebe wurzelt? Der

Politiker, der Staatsmann, der Forscher, der Erfinder, der Soldat, der Fabrikant, der Börsianer, im Notfall sogar der Künstler, sie alle können ein modernes Lebensideal bilden, der Liebende nicht. Man bewundert eine Figur wie die des Casanova, man findet eine Frau wie Julie de Lespinasse äußerst rührend, man erstaunt über Ninon de l'Enclos, aber sie sind im Grunde nichts weiter als Legenden und Raritäten, man hat für sie das Interesse des Orientalisten, der babylonische Ruinen ausgräbt. Wenn Casanova heute erschiene, würde er wahrscheinlich als Hochstapler ins Gefängnis gesteckt werden, und auch bei Don Juan würde schließlich anstatt des steinernen Gastes ein Polizeiagent vorsprechen. Der Staatsmann, der Soldat, der Forscher, der Künstler, sie sind heute nichts weiter; Staatsmann, Soldat, Forscher und Künstler, basta; darauf sind sie gestellt, darin sind sie spezialisiert. Liest man jedoch die Briefe Diderots an Sophie Voland oder die Briefe Mirabeaus an Mademoiselle de Monnier, so zeigt sich, daß da über den Geist hinaus, über ein allgemeines, ja welthistorisches Wirken hinaus noch Leidenschaften blühten, zwecklos wie die Blumen in einem Garten. Heutzutage ist die Liebe das Geschäft der Poeten, ob sie nun schreiben oder bloß träumen, und nicht einmal der berufensten, denn die stellen sich würdigere Aufgaben, sie müssen Probleme lösen. So sagt man doch: Probleme lösen. Nußknacker der Zeit, die sie sind."

„Zu viel Bitterkeit, Faustina. Sie vergessen, daß die menschliche Natur immer dieselbe bleibt. Die Wandlungen der Zeit bringen nur eine oberflächliche Häutung mit sich. Es sind Wandlungen des Geschmacks, der Mode, der Manier, der Gebärde. Herz und Blut verwandeln sich nicht. Die Leute des achtzehnten Jahrhunderts gefielen sich in schwungvollen Episteln; das war eben der Geist der Epoche. Sie mögen uns überlegen gewesen sein in der Fähigkeit, über ihre Empfindungen zu reden und sich darin zu spiegeln, darum aber waren die Empfindungen selbst nicht tiefer. Sie hatten auch die Gabe, alltägliche wie besondere Ereignisse ihres Daseins in der Konversation auf das anmutigste zu behandeln. Ich gebe zu, daß damit eine Kunst der Geselligkeit verbunden war, deren Verlust wir beklagen müssen —,"

„Ja, sehr, sehr! Das ist es eben, was ich behaupte. Unsere Form der Geselligkeit macht das Entstehen der Liebe fast unmöglich. Bringen Sie einmal ein Dutzend Menschen aus derselben Bildungssphäre zusammen, die einander halbwegs fremd sind. Abgesehen davon, daß Sie Gespräche hören werden, bei denen einem die Haut schaudert, wird auch der einzelne mit dem Wunsch nach Annäherung die größten Schwierigkeiten finden."

„Wir sind eben schweigsam geworden."

„Nur schweigsam? nicht auch zerstreut, nicht auch müde? nicht auch faul?"

„Nur schweigsam. Unsere Altvordern, die hatten viele Heimlichkeiten, aber Geheimnisse hatten sie eigentlich keine. Für uns spielen Heimlichkeiten keine Rolle mehr, dagegen sind wir voll von Geheimnis. Ehemals kannte man in der Chemie nur vier Elemente, heute hat sich alles Elementare in Atome

gelöst. Ähnlich ist es der Gesellschaft ergangen. Wir haben keine Gesellschaft mehr, weil jedes Individuum als eine Welt für sich und mit dem ganzen Geheimnis seiner Welt auftritt."

„Auch mit der ganzen Anmaßung seiner Welt."

„Gut. Natürlich war es bei geschlossenen Gesellschaftskomplexen, wo jeder gleichsam das Abzeichen seiner Kaste trug, viel leichter, gewisse Kulturideale oder besser gesagt, modische Ideale durchzuführen und als gang und gäbe festzuhalten. Modische Ideale haben wir nicht mehr, weil wir im Vorhinein entschlossen sind, in nichts, was mit dem Ideal zusammenhängt, Konzessionen zu machen. Deswegen kann die Liebe keine gesellschaftliche Übereinkunft mehr sein, deswegen auch hat sie keine gesellschaftliche Abgrenzung mehr. Es haben sich die Grenzen verschoben, nach außen und nach innen. Nach außen und nach innen ist alles komplizierter geworden; oder sagen wir: verfeinerter, oder: verschwiegener. Ehemals begehrte man in einem Liebesverhältnis die Person des Liebenden oder Geliebten, jetzt begehrt man mehr, nämlich die Persönlichkeit."

„Modische Ideale oder andere Ideale, darnach frag ich nicht", entgegnete Faustina lebhaft. „Ideale aufzustellen, in dieser Beschäftigung habt ihr es freilich zu einer gewissen Handfertigkeit gebracht. Aber die Sache scheint mir die, daß zwischen Ideal und Wirklichkeit eine so ungeheure Entfernung ist, daß die beiden schon gar nichts mehr miteinander gemein haben. Da ist kein Weg, keine Brücke. Es ist, als riefe man mir zu: geh nach dem Mond. Es war der Vorzug vergangener Zeiten, daß sie realisierbare Ideale hatten."

„Heißt denn das schon ein Ideal realisieren, wenn man imstande ist, sich gesellschaftlich mitzuteilen oder selbst hinzugeben?" erwiderte ich. „Konversation fordert Leichtigkeit; die allerdings fehlt uns. Sie setzt ein Interesse für vieles voraus, wofür Teilnahme zu heucheln uns gar nicht mehr einfällt. Wir würden es abgeschmackt finden, über die Liebe und ihre verschiedenen Arten zu philosophieren. Unsere Zeit ist nach jeder Richtung hin monologisch gestimmt. Gesteigerte Anschauung und ein erhöhter Respekt verhindern uns durchaus, über das Bedeutungsvolle gewisser Lebensfragen zu sprechen. Wo wir uns sympathisch erfaßt sehen, glauben wir eine Erörterung darüber entbehren zu können; ganz mit Recht. Ich möchte sagen, wir verkehren unter tieferen Voraussetzungen miteinander. Ist Ihnen denn nicht auch im Grunde jede Ankündigung eines Gefühls ein Greuel? Finden Sie denn nicht auch die ganze Phraseologie der Liebe von Anno dazumal lächerlich und aufdringlich? Kribbelt es Ihnen nicht in den Fingern, wenn der Liebhaber auf dem Theater seine Liebeserklärung vom Stapel läßt?"

„Ach ja, das sind Geschmacksachen", versetzte Faustina. „Geschmack, das lasse ich gelten. Verfeinerung ist mir zuwider. Die Scham seiner Gefühle haben, schön. Aber noch schöner ist es, dünkt mich, den Mut seiner Gefühle haben. Wenn Sie mir den Punkt angeben können, wo eines aufhört und das andere anfängt, ich meine, wo die Feigheit aufhört und die Verantwort-

lichkeit anfängt, dann will ich mich zufrieden geben. Aber dazu werden alle Waffen Ihrer Rabulistik nicht ausreichen."

„Möglich. Man kann ja überhaupt nicht streiten, wenn man nicht derselben Meinung ist."

„Wie? kann man nur streiten, wenn man derselben Meinung ist?"

„Gewiß; im Grunde gewiß."

„Großartig! Ein wildes Parodox!" Faustina lachte, was ihrem Gesicht einen entzückenden Reiz verlieh. „Aber wir verstehen uns am Ende doch", fuhr sie fort. „Sie kennen sicherlich die arabische Erzählung vom Sklaven der Liebe; ist es nicht ergreifend, wie der schöne Jüngling unter der Gewalt seiner Sehnsucht hinsinkt, als ob ihn eine tötliche Krankheit erfaßt hätte? Oder da las ich neulich die Geschichte von Raimundus Lullus, der am Hof des Königs von Arragon ein ausschweifendes Leben führte, bis ihn plötzlich eine glühende Leidenschaft zu der schönen Ambrosia de Castello packte. Eines Tages läßt ihn die Dame in ihr Gemach kommen, enthüllt sich ihm und es zeigt sich, daß sie durch einen furchtbaren Brustkrebs dem Tod verfallen ist. Raimundus, bis ins Innerste erschüttert, weiht sich einem Leben völliger Keuschheit. Doch wozu Beispiele; vielleicht beweisen Beispiele nichts. Ich sehe freilich darin Kundgebungen edler Leidenschaft. Dieser Raimundus Lullus etwa, ich nenne gerade ihn, obwohl es auf Namen hier nicht ankommt, er lebte in seiner Liebe wie die atmende Kreatur in der Luft. Es gab für ihn nichts anderes außer seiner Liebe. Er war in der Liebe, er war von Liebe besessen, ein Besessener war er. Ich habe niemals einen von Liebe Besessenen gefunden. Viele besaßen die Liebe, das wohl, aber von ihr besessen waren sie nicht. Solche fand ich, die vom Spiel besessen waren, vom Geld, vom Ehrgeiz, von Wollust, aber von Liebe Besessene fand ich nicht."

„Wenn Sie Umschau halten, Faustina," fiel ich ihr ins Wort, „können Sie zu jeder Zeit und wo immer es auch wäre, Handlungen von der gleichen Bedeutung und Intensität gewahren. Wir führen eine zu abgeschlossene Existenz, als daß Sinn und Motiv ihrer einzelnen Vorgänge zu jeder Stunde offenbar oder handgreiflich zu nehmen wären. Es ist nichts einfältig genug, es ist alles zu vielfältig, zu weitschichtig, als daß man durch anekdotische Belege imponieren könnte. Selten hat ein Ereignis Anfang und Ende für uns, selten läßt es sich als Anekdote fassen, noch seltener ein ganzes Leben. Ja, es ist alles unfaßbar, unendlich, alles auch scheinbar ohne Stichhältigkeit oder ohne Konsequenz, und doch, wenn man hinfühlt, wenn man im Nerv der Dinge lebt, von tiefstem Belang."

„Aha, Sie spielen schon wieder auf das Geheimnis an. Es läßt mich kalt, Ihr Geheimnis, es ist mir zu pomphaft. Ich lobe mir dafür die Heimlichkeit; sie ist heiter und beweglich."

„Lassen wir das Geheimnis. Ich sage nur: Leidenschaften sind Leidenschaften. Sie waren und sind zu jeder Zeit und in jedem Jahrhundert dieselben. Ich

will gar nicht an die Tragödien erinnern, die sich in stillen Stuben ereignen, es wird davon wenig Aufhebens gemacht und drei Zeilen in einer Zeitung sind alles, was bisweilen ans Licht kommt. In meiner Heimat gab es ein junges Paar, und sie liebten einander. Die Eltern des Mädchens setzten der Verbindung hartnäckigen Widerstand entgegen. Als man sah, daß die Liebe der beiden nur um desto größer wurde, je mehr Hindernisse man ihnen bereitete, wurde dem jungen Mann gesagt, er solle das Mädchen haben, doch müsse er sich zuvor drei Jahre lang nach Amerika begeben und während dieser Zeit dürfe weder er der Geliebten schreiben, noch sie ihm. Wenn er nach abgelaufener Frist seine Neigung unbesiegbar finde, werde man gegen die Heirat nichts mehr einwenden. Und so geschah es, der Jüngling reiste übers Meer. Etwa ein Jahr lang ging alles gut, das Mädchen lebte in schöner Gewißheit. Auf einmal fing sie an zu kränkeln, verlor ihre Munterkeit und ohne daß ein Arzt den Sitz des Übels zu entdecken vermochte, siechte sie hin. Die Eltern wurden besorgt, man begann nach dem jungen Mann zu forschen, aber da er keine Angehörigen in der Stadt hatte, verursachte dies viele Umstände, und das junge Mädchen starb, ihr Leben erlosch wie ein Feuer, das keine Nahrung hat. Gleich darauf stellte es sich heraus, daß der junge Mann dort drüben im fremden Land ebenfalls den Tod erlitten hatte, und zwar beinahe an demselben Tag, an welchem die Krankheit des Mädchens begonnen hatte."

„Eine hübsche Geschichte zwischen Menschen ohne Elan", sagte Faustina. „Warum waren sie gar so still und subaltern, die armen Liebesleutchen? Ach, täuschen wir uns nicht darüber hinweg; man hat aufgehört, die Liebe als eine herrschende Gewalt zu betrachten. Es ist deswegen auch ihr Ritus und Zeremoniell, wenn ich mich so ausdrücken darf, verloren gegangen. Und was ist schuld daran? Wer weiß es! Vielleicht der Beruf, vielleicht die Bildung, vielleicht beides. Der eine Moloch verschlingt die Zeit, die schöne Muse zweckloser Träume, der andere vernichtet die Ursprünglichkeit der Gefühle. Es gibt zu wenig Leute, die sich langweilen, oder besser gesagt, die das Talent haben, sich zu langweilen. Man ist rationalistisch bis auf die alltäglichen Launen. Man will immer einen Grund und immer einen Zweck. Man geht nicht mehr spazieren, sondern man macht Touren. Wenn man das Leben aufs Spiel setzt, geschieht es für Dinge, die dessen nicht wert sind. Was mich betrifft, ich sah Männer, ernsthafte Männer erschrecken bei dem bloßen Gedanken an tieferes Attachement. Ich kannte andere, die auf Abenteuer ausgingen und die schleunigst, wie vom Donner gejagt, die Flucht ergriffen, wenn sie in Gefahr waren einer Leidenschaft zu unterliegen, deren Meister sie nicht sein konnten. Da ist ein Mann, fähig zur Hingebung, ja, zur Aufopferung, der jeden Keim großer Empfindung durch unablässiges Frage- und Antwortspiel mit sich selbst zerstört, wie wenn ein verrückt gewordener Gärtner jeden Morgen die schönsten Knospen abrisse und zwischen den Fingern zerriebe, und da sind andere, die aus purer Herrschsucht, aus

purem Mutwillen, aus purer Eitelkeit, aus purem Unverstand das Kostbarste, was sich ihnen anbietet, zu niedrig einschätzen, nur weil es sich ihnen anbietet, und verwesen lassen, was sie hegen sollten. Ich spreche jetzt nicht von dem, was mir widerfahren ist, denn mit uns Frauen ist es ja nicht viel besser. Da sind solche, die ihr halbes Leben darnach versehnen, sich in einem großen Gefühl verlieren zu dürfen; wenn dann das wunderbare Ereignis kommt, sind sie plötzlich voller Ausflüchte, voller Ausreden, voller Angst, den Geist ihrer Kaste zu beleidigen. Sie haben jede Entschlossenheit in der Idee und in der Sehnsucht verausgabt. Das, sehen Sie, ist Empfindsamkeit, und diese Art Empfindsamkeit, sich in der Idee und in der Sehnsucht zu verschwenden, ist uns so verderblich. Da stürzt man sich dann in den Pfuhl einer charakterlosen Ehe, die Frauen, um ein Asyl zu gewinnen, oder um den Zustand einer allgemeinen sinnlichen Unruhe zu beenden, oder um Konflikten zu entgehen, denen sie nicht gewachsen sind, oder um gewisser sozialer Vorrechte teilhaftig zu werden oder aus frivoler Gedankenlosigkeit schlechthin; die Männer, um ein Heim zu gründen, wie sie mit heuchlerischer Poesie behaupten, in Wirklichkeit, um sich zur Ruhe zu setzen, um sich von ihren Jugendsünden, Sünden des Geistes und des Herzens, des Körpers und der Seele zu erholen. Wäre dabei die Ehe bloß eine soziale Konvenienz, die wie im Zeitalter der Galanterie gewisse Freiheiten eher fördert als verbietet, oder wie im Altertum ein ungleiches Verhältnis von Tyrannei und Sklaverei zum Gesetz erhebt, so wäre es noch gut; aber nein, sie ist ein Sakrileg, und damit schützt sich die Gesellschaft vor dem schlechten Gewissen, das ihr die Phrasenhaftigkeit der ganzen Institution sonst erwecken müßte. Großer Gott, was für ein Rattenkönig von Verlogenheiten! Alles muß herhalten, um den Mangel wahrhafter Liebe, uneigennütziger und edler Gefühle zu vertuschen: Wissenschaft und Kunst, Staatsinteresse und Humanität, Christentum und Freigeisterei, lauter schöne Kulissen für ein nichtswürdiges Schauspiel!"

Faustina war außerordentlich bewegt. Ich hatte Mitleid, ihr zerstörtes Wesen rührte mich. Ich erkannte, wie das Schicksal in ihr gehaust, und ein halb entschuldigendes, halb selbstverspottendes Lächeln, das alsbald auf ihre Lippen trat, konnte mich nicht täuschen. Ich schwieg; mein langes Schweigen gab ihr wieder einige Haltung. Sie erhob sich und ging mit verschränkten Armen auf und ab, wobei sie fortfuhr: „Es gibt eine Novelle von Tschechow; sie handelt von einem alternden Mann, der ein Liebesverhältnis mit einer verheirateten Frau hat. Sie treffen sich heimlich, und einmal, gerade während er sie begrüßend umarmt, wird er traurig und fragt sich, warum ihn diese so liebt. Er denkt an die andern, er denkt daran, wie viele ihn geliebt haben, und daß keine von ihnen, keine einzige mit ihm glücklich gewesen sei. Die Zeit verging, so heißt es ungefähr, er machte Bekanntschaften, schloß Verhältnisse, trennte sich wieder, aber niemals liebte er; es war alles, was man nur wollte, gewesen, aber keine Liebe. Das Wort ist in mir haften geblieben.

Alles, was man nur wollte, war es gewesen, aber keine Liebe. Der Mann war, wie viele sind, und die Frau liebt ihn, ja, sie liebt ihn, aber nicht ihn selbst, sondern den Menschen, den ihre Phantasie geschaffen hat, und wenn sie ihren Irrtum bemerkt, liebt sie ihn dennoch weiter. Was sollte sie sonst tun? Darf ich Ihnen etwas verraten? Etwas recht Lächerliches? Ich habe eine kleine Einteilung gemacht. Ich habe die Frauen eingeteilt in Katzen-Naturen und in Hunde-Naturen, und die Männer in Streber und Faulpelze. Katzen sind an den Ort gebunden, Hunde an den Herrn, Katzen sind treulos, Hunde sind treu, Katzen haben Charakter, Hunde nicht; wenn Sie den Finger ausstrecken, wird die Katze auf Ihre Hand, der Hund aber gegen das Ziel blicken; und so weiter. Sie wissen schon, was ich meine. Oder ist die Analogie nicht plausibel? Streber und Faulpelze, darüber lassen sich amüsante Beobachtungen machen. Was dem einen die Karriere, ist dem andern die Behaglichkeit. Der Streber ist skrupellos, der Faulpelz satt; der Streber ist ein Glücksjäger, der Faulpelz ein heimlicher Dieb, der seine Beute in Sicherheit gebracht hat, denn der Faulpelz ist immer ein heimlicher Dieb. Der Streber ist konservativ aus Grundsatz, der Faulpelz aus Stumpfsinn, der Streber ist revolutionär aus Opportunismus, der Faulpelz aus Eigennutz; der eine ist ein Wucherer, der andere ein Kuppler, und Philister sind alle beide. Ja, es ist eine herrliche Welt, eine herrliche Zeit! Wenn man dieses ganze Geschlecht in einen großen Sarg legen und auf einmal beerdigen könnte, so wüßt' ich eine wunderbare Grabschrift."

„Und die wäre?"

„Verstorben an der weitverbreiteten schleichenden Seuche: Trägheit des Herzens."

„Na, daran stirbt man nicht."

„Gewiß nicht, weil man ganz bequem davon leben kann."

„Verrannt, verrannt, Faustina, rettungslos verrannt."

„Freilich," murmelte Faustina, „verrannt wie Theseus. Aber aus diesem Labyrinth gibt's kein Entkommen."

„Packen wir doch den Stier bei den Hörnern, Faustina. Was ist Liebe? Wer hat Liebe? Wer ist der Liebe fähig? Wer darf sich vermessen zu reden: Liebe ist so und so, und nicht anders. Wer darf es wagen, über die Relationen des Begriffs hinauszufliegen und seine Einheit, seine pragmatische Gültigkeit, seine reinste Inkarnation zu verkündigen. Liebe ist etwas ungeheuer Seltenes, Faustina. Machen wir uns das klar! Die Liebe, die wirkliche Liebe, nicht die aus aller Leute Mund, ist ein Phänomen, genau so selten, genau so großartig, genau so bewunderungswürdig wie das Genie. Ihre niedrigen oder minder niedrigen Erscheinungsformen durch die Rangstufen der Kreaturen sind allerdings so reich und wechselnd wie die Kreaturen selbst. Nehmen Sie aber ein Individuum heraus, um es nach Ihrer Weise kurzerhand vor den Imperativ der Liebe zu stellen, so ist das ungefähr so, wie

wenn Sie ihm die fünfundzwanzig Buchstaben des Alphabets vorsagen und ihm dann befehlen: da hast du alles notwendige, nun schaffe mir ein geniales Dichtwerk. Man ist gewohnt, mit dem Wort Liebe umzuspringen wie mit einem Hausgerät. Es hat gar keine Unberührtheit mehr, dies unglückselige Wort, es ist wie eine Dirne zu jedermanns Diensten, und mir scheint, man müßte ein neues erfinden, um das auszudrücken, was es ausdrücken sollte. Da ist eine gewisse mittlere Literatur, die vorzugsweise von Liebe handelt, und zwar von einer Liebe, die Distinktion haben soll, Bedeutung haben soll, edelherzig und selbstlos sein soll, und ach, nichts von alledem besitzt sie, eine Wachspuppe ist sie. Wollte man sich, was ja nahe liegt, durch diese Produkte verführen lassen, an die Häufigkeit der Liebe zu glauben, so ginge man sehr fehl. Unsere besten Dichter, denen eine untrügliche Vision die Realität ihrer spezifischen Welt gibt, beziehen auch nur mit einer höchst belehrenden Vorsicht die Liebe in das Bereich ihrer Erfindungen."

„Weil sie nichts davon wissen und weil sie sich davor fürchten, genau wie im Leben."

„O nein, Faustina, das wäre ein gar zu billiger Schluß. Weil sie ihre Seltenheit erkannt haben. Halten wir uns an das Gleichnis mit dem Genie. Das Genie tritt erst in Funktion, wenn es in einer Zeit geboren ist, die für sein Wirken schon vorbereitet ist. Es ist zwischen dem Genie und der Zeit sozusagen eine elektrische Spannung aufgespeichert. Mit der Liebe ist es nicht anders. Der zur Liebe geborene Mann muß den für ihn bestimmten höchsten Typus gewinnen und umgekehrt. Es genügt nicht, daß in einem Einzelwesen die Fähigkeit und Möglichkeit der Liebe vorhanden ist, sondern sie muß durch ein besonderes Walten günstiger Umstände einen würdigen Gegenstand finden. Wer zur Liebe bestimmt ist, der muß zugleich etwas vom Helden und etwas vom Märtyrer haben. Nehmen wir also an, es entsteht in zwei bevorzugten Individuen die Liebe. Gehen wir ein wenig anatomisch zu Werke. Zerlegen wir eine solche Liebe in ihre Bestandteile. Da haben wir in erster Linie die Leidenschaft, die als eine Art Entflammung des Blutes und des Geistes gelten muß; ferner: vergöttlichende Kraft; durch sie wird das geliebte Wesen herausgehoben aus der Schar der Mitlebenden und zu einem Idol verwandelt. Ferner: sinnliches und übersinnliches Verlangen; das sinnliche entspringt der Leidenschaft, das übersinnliche der Vergöttlichung; sodann: unbegrenzte Hingebung; ihr Merkmal ist jedoch, daß sie auch bei höchster Großmut des Gewährens nie zu befriedigen vermag; ferner: eine Zartheit der Empfindung, die abhängig ist von jedem Traum, von der leisesten Ahnung, und endlich eine Ruhelosigkeit, die gleichwohl ein ganz bestimmtes Ziel hat, so wie die zitternde Magnetnadel. Sie mokieren sich über meinen professoralen Ton, wie ich sehe. Ich wähle ihn mit Absicht, da ich zwischen Schwärmerei und Sachlichkeit keine Wahl habe, und wenn ich nicht schwärmerisch erscheinen will, muß ich hier trocken sein."

„Ich mokiere mich nicht. Fahren Sie nur fort."

„Man braucht nur geringen Scharfblick, um daraus zu erkennen, daß die Liebe zwei Hauptquellen hat; eine elementare und eine ethische, eine sinnliche und eine sittliche. Betrachtet man nun die trivialeren Formen der Liebe, so zeigt es sich, daß sie fast immer nur auf eine einzige jener Eigenschaften gegründet ist. Wir haben dann die Liebe aus Leidenschaft; oder die Liebe aus Sinnlichkeit; oder die selbstentäußernde Liebe; oder die empfindsame Liebe; oder die ruhelos unbefriedigte Liebe. Die Variations-Möglichkeiten sind natürlich zahllos; zum Beispiel, wenn der Mann eine sinnliche und das Weib eine vergöttlichende Liebe hegt oder umgekehrt; oder wenn der Mann ruhelos unbefriedigt und das Weib selbstentäußernd liebt, und so weiter. Meist wird es so sein, daß gerade die schroffsten Gegensätze zusammentreffen. Mit der Variation beginnt auch schon der Konflikt und wo Konflikte sind, ist keine Beständigkeit. Die große Liebe kennt keine Konflikte; bei ihr findet ein vollkommener Ausgleich statt. Alles Differenzierte vereinigt sich zur Harmonie und zur Schönheit. Ein auszeichnender Vorzug wird nie isoliert sein und nie ohne Widerspiel wirken; erst das Widerspiel, in einem bejahenden Sinn, bringt eine Tugend zur Entwicklung: Anmut wird zum Beispiel den Geist bedingen, Güte die Kraft, Vornehmheit die Tapferkeit. In der großen Liebe und nur in ihr, verwandelt sich der Mensch; er wird sozusagen nach seinen idealen Grenzen erweitert. Er ist in einem Zustand von Dämonie, oder um Ihren Ausdruck zu gebrauchen, von Besessenheit. Alles Sichtbare und alles Fühlbare hat nur einen einzigen Bezug, er findet überall und in allen Dingen das Gleichnis mit dem Objekt seiner Liebe, in der Musik und im Gedicht, im Ziehen der Wolken, im Rauschen der Bäume, im Anschauen eines Bildes, einer Flamme, eines Steines; Vogelflug und Menschenwege haben für ihn dieselbe nebelhafte Ferne, und doch hat er alles in sich und nichts außer sich, er ist nach allen Seiten gegen die Welt geöffnet und doch von ihr nicht mehr berührbar, er ist der freundlichste Freund, der teilnehmendste Gefährte und trotzdem mit der Geliebten im ganzen Universum allein. Was ihn zuerst an ihr hingerissen hat, sagen wir eine besondere Wölbung der Stirne, eine besondere Art die Lider zu heben oder die Hand zu reichen, ein Ton der Stimme, ein Rhythmus des Schrittes, ein Lächeln, eine Gebärde, das alles wird Weltgesetz, das heißt: so gehen ein für allemal die Menschen, so sprechen sie, so blicken sie, so reichen sie die Hand, das ganze Bild des Daseins wird zu einem fixierten Bild der Schönheit. In der großen Liebe nämlich ist alles Positivität, und es ist alles in ihr unendlich und ewig. Sie kann deshalb niemals aufhören, weder auf der einen, noch auf der andern Seite. Nur der Tod kann ihr ein Ende bereiten, ein Ende, das freilich dem tiefsten Sinne nach ein scheinbares ist und sein muß. Glück oder Unglück kommen für sie nicht in Frage, ihre Tragik liegt anderswo, ja sie ist die einzige Lebensform, die eine mitgeborene Tragik besitzt, und diese Tragik ist für sie nicht nur in der Mög-

lichkeit, sondern auch in der Notwendigkeit des Untergangs, des Todes beschlossen. Die Liebe weiß keine andere Gefahr und Bedrohung als den Tod. Vom ersten Augenblick der Liebe steht der Tod als stummer Wächter förmlich sichtbar daneben. Sehr schön ist das in Shakespeares Liebestrauerspiel zur Anschauung gebracht; alles strebt von Beginn an dem Tode zu, die Unabweisbarkeit, mit der er auftritt, regiert heimlich jedes Geschehen. Und um den Unterschied der Gattungen zu bezeichnen, ist Romeo, bevor das große Entetement eintritt, in eine Liebe von gewöhnlicher Beschaffenheit verstrickt."

„Wohin führen Sie mich da, mein Teurer", seufzte Faustina. „Das gelobte Land dieser Liebe ist für unsereinen nicht erreichbar. Dazu müßte man unter einem besonderen Stern zur Welt kommen."

„Ja, wie zu allem Großen", versetzte ich.

„Glauben Sie denn im Ernst, daß es eine solche Liebe wirklich gibt?"

Ich mußte lächeln, denn ihre Frage hatte etwas von der Naivität eines Kindes.

„Glauben Sie auch," fuhr sie fort, „daß die Bestimmung dazu nur auf der einen Seite, auf der Seite des Mannes oder des Weibes liegen kann, daß der eine Teil vergeblich nach dem andern schmachtet und die ganze Erde durchsucht ohne ihn zu finden?"

Faustina sah mich ängstlich an, sie wollte offenbar eine Beruhigung gewinnen, sie merkte nicht, daß ich die Antwort auf diese Frage schon gegeben hatte. „Ohne Zweifel", erwiderte ich. „Jeder denkbare Zustand der Seele und des Gefühls kann und wird irgendwie und irgendwo zur Erscheinung gelangen, sonst wären wir nicht imstande ihn uns vorzustellen. Der Fall, den Sie fiktieren, hat aber mit der großen Liebe nichts mehr gemein, vielleicht überhaupt nicht mit der Liebe."

„Sondern?"

„Sondern mit der Sehnsucht. Sehnsucht kann produktiv sein, sie kann aber auch unfruchtbar sein. Das hängt von dem ab, der sie nährt."

„Mich dünkt, Sehnsucht ist das erhabenste Gefühl in der menschlichen Brust."

„Wenn sie produktiv ist, ja."

„Was nennen Sie produktive Sehnsucht?"

„Produktive Sehnsucht nenn ich diejenige, die imstande ist, einer Vorstellung Wirklichkeit, einem geträumten oder erwünschten Zustand Gegenwart zu verleihen."

„Da setzen Sie ja, und wie ist das möglich bei der Sehnsucht, einen Willensakt voraus?"

„Ja, das tue ich allerdings; einen Willensakt, der vielleicht durch geheimnisvolle telepathische Mächte begünstigt und unterstützt wird."

„Hm, ich sehe schon, Sie decken sich. Wenn man zum Unerforschlichen seine Zuflucht nimmt, hören die Argumente auf. Dem Unerforschlichen gegenüber gibt es ja keine Schuld und keinen Irrtum mehr."

„Warum auch von Schuld reden, Faustina? Aber Sie mögen recht haben, vielleicht ist es wirklich eine Art von Schuld, wenn das Gefühl nicht bis zum geliebten Gegenstand trägt, sondern unterwegs durch fremde Einflüsse gebrochen wird. Nie beirrbaren Instinkt zu besitzen, das ist schon eine große Sache; und eine seltene Sache. So wie unser Leben sich heute abspielt, nicht wahr, wie jeder einzelne verwoben ist in ein maschinenhaft bewegtes Ganzes, wie er gezwungen ist, sich an vieles hinzugeben, was seinem innern Wesen fremd ist, wie sein geringster Fehltritt ihn unrettbar hinunterreißt von dem Weg seines Willens, wie er unverborgen dasteht, immer Kettenglied, wie all sein Tun und Handeln eine weitaus nähere und schnellere Folge hat als er es wünscht, wie das Elementare beständig in ihm ankämpfen muß gegen die Forderungen des Tages und der Welt, wie er Ruhe und Selbstbestimmung hingeben muß, nur um nicht erdrückt zu werden von den Gewalten, die um ihn toben, so wird es natürlich immer schwerer, einer inneren Stimme zu gehorchen, ja bloß überhaupt sie zu hören. Was vor wenigen Generationen noch einer Zahl von fünfzig beschieden war, das wird heute infolge der strengeren Wahl und härteren Erprobung nur an zwölfen oder fünfen oder dreien erfüllt. Wer wird um des Ideals in der Liebe willen sein Leben aufs Spiel setzen? Glücklicherweise ist das menschliche Herz immer zu Verträgen bereit. Würde die Liebe plötzlich Gemeingut aller, so wäre in vierzig Jahren die Erde ausgestorben. Wer nicht zur Liebe erwählt ist, dem hat das Schicksal auch Stärke und Geduld versagt. Er bescheidet sich, weil er sich bescheiden muß. Er liebt, was ihm Liebe entgegenbringt; sein Regent ist der Zufall. Er erobert oder er läßt sich erobern, ein Anschein von Schwierigkeit und Ferne erzeugt die ihm notwendige Poesie. Der eine liebt einen Körper, der zweite ein Gesicht, der dritte einen Blick, eine Hand. Ich meine das nicht gerade wörtlich, ich will damit nur sagen, daß er den Teil für das Ganze nimmt. Den Teil für das Ganze zu nehmen, das ist so Menschenart, und nicht einmal die schlechteste, sie bildet sogar Charaktere. Der Liebende ist Augenmensch; seine Leiden sind wirklich, seine Freuden sind dionysisch; der andere, der die Liebe nur ahnt wie ein Nachtgänger das Morgenrot, ist ein tastender Mensch, seine Glut ist ein Fieber, seine Leiden und Freuden sind imaginär, er sättigt sich von Brot, indes seine Phantasie Himmelsspeise verzehrt, er sieht nicht, er versteht gar nicht zu sehen, er will nur eingelullt sein, er will nur träumen, er ist stets philosophisch aufgelegt, oder ist argwöhnisch, eifersüchtig, traurig, unersättlich, rasch übersättigt; er kann sich nicht in der Liebe verlieren, so gern er es möchte, denn der Strom, der ihn erfaßt hat, ist nicht tief genug. Manche lieben nur die Liebe oder die Sehnsucht nach der Liebe oder die Maske der Liebe oder die Unruhe der Liebe oder den Triumph der Liebe, und so können wir immer tiefer heruntersteigen bis von der Liebe nichts mehr übrig bleibt als der Name. Unvermögen hat vielerlei Gestalten. Kannten Sie nicht damals auch den jungen Baron B., der bei der deutschen Gesandtschaft war?"

„Den großen Frauenverführer —?"

„Jawohl. Nichts ist heute leichter als den Titel eines Don Juan zu erwerben, man braucht bloß ein wenig Methode in die Art zu bringen, wie man sich amüsiert. Dieser Baron B. also war immer mit einem Dutzend Frauen gleichzeitig intim. In jede einzelne war er eines bestimmten Vorzugs wegen verliebt, und er setzte mir einmal allen Ernstes auseinander, seine Vorstellung von Liebe sei eine so ungeheure, daß er niemals hoffen könne, das was er suche, in der Totalität einer Person anzutreffen."

„Ein Freibeuter", erwiderte Faustina verächtlich. „Vor fünf Jahren hat er eine alte Schachtel von Millionärin geheiratet."

„Ja, so enden unsere Don Juans in der Regel."

„Von hundert sogenannten Frauenhelden wissen neunundneunzig überhaupt nicht, wie eine Frau beschaffen ist", sagte Faustina.

„Nun ja, wo Sinnlichkeit den Blick verwirrt, kann von Liebe nicht mehr die Rede sein. Es ist ein Unterschied wie zwischen dem Rauch und der Flamme."

„Ist es so? Ist es wirklich so?" versetzte Faustina hastig. „Sinnliche Leidenschaft trägt nicht, das gebe ich zu. Aber wenn wir die Liebe nur in ihrer Vollkommenheit anerkennen wollen, was bleibt dann noch bestehen? was darf dann noch Liebe heißen? Lassen Sie mir doch die Dinge ein wenig einfacher. Der Mensch, so wie er eben ist, vermag sich nicht auf der Höhe seines Gefühls zu halten. Der Gütigste, der Edelste hat einen Teufel in der Brust, der ihn zwingt, sich am göttlichen Teil seines Wesens zu vergreifen. Vielleicht ist in der Liebe die Sinnlichkeit so ein Teufel, vielleicht ist sie ein boshaftes Tier, wie die Heiligen sagen. Vielleicht ist sie aber die Erhalterin der Welt? Und wenn sie die Erhalterin der Welt ist, warum ihr übles nachreden? Läßt sie sich denn von der Liebe trennen? Sie sagen: Liebe will den Tod. Ich wage nicht daran zu rütteln, obwohl ein solcher Satz alle meine Gedanken durcheinanderwirbelt. Aber angenommen, Sie haben recht, wie läßt sich das mit der Absicht der Natur vereinigen, die doch durch Liebe die Gattung fortpflanzen will?"

„Das ist ein Irrtum, Faustina. Durch Liebe wird die Gattung eben nicht fortgepflanzt, zum mindesten ist sie nicht darauf gestellt. Sie ist sich selber Zweck."

„Oho! Wenn Sie das vor versammeltem Volk sagen, wird man Sie steinigen. Ich dachte, Sie seien ein moderner Mensch? Ich dachte, ein moderner Mensch dürfe gar nicht an Liebe denken, ohne zugleich an das Kind zu denken. Mein Gott, sehen Sie nur unsere gebildeten jungen Mädchen an! Welche Sachlichkeit! welche Wissenschaftlichkeit! Sie tun, als ob sie in der Liebe zugleich ein Hebammen-Examen bestehen müßten. Na gut, werde jeder selig wie er will. Aber das muß ich schon sagen, ein Symptom liegt darin. Man ist nicht ehrlich in diesen Dingen. Und weil man nicht ehrlich genug ist, der

Liebe oder der Sinnlichkeit ihre selbstverständlichen Rechte zuzugestehen, nimmt man das Kind als Vorwand, sich zu decken. Man gibt der Prüderie und der Entschleierung ein Pseudonym, das sie mehr entwürdigt als beschönigt."

„Nicht so wild, Faustina! Sie haben eine Art mir beizupflichten, die mich fast an meiner Meinung irre macht. Die Geschöpfe, von denen Sie sprechen, sind ja nur Mißleitete. Und der Geist der Zeit selber ist es, der sie betrügt. Aufklärung heißt heute das große Wort. Nur ist allerdings diese Aufklärung etwas anderes als man sie vor hundert Jahren verstand. Vor hundert Jahren wollte man einfach alles aufklären: Himmel und Hölle, Märchen und Wunder, Kunst und Religion. Eine verhängnisvolle Strömung, der das noch lange nicht genug, nicht dankbar genug gewürdigte Emporwachsen der deutschen Romantik sich hilfreich entgegendämmte. Unsere Aufklärung hat sich verinnerlicht. Man will allem, was in der Seele des Menschen vor sich geht, nicht so sehr verstandesmäßig als auf Wegen des Gefühls, der Deutung, der Ahnung beikommen. Die Schriftsteller haben sich in Seelenforscher verwandelt, die Erzieher in mehr oder weniger eigensinnige Deterministen. Man legt dem Unbestimmtesten eine Bestimmung unter, uralte Traditionen verlieren ihr Gewicht, bedeutungsvoll Gestaltetes seinen Kontur, Rangunterschiede werden verwischt, Autorität erweckt Mißtrauen, und ich leugne es nicht, ich kann es leider nicht leugnen, die allgemeine Demokratisierung, dem kleinen Geist eine Wohltat, dem großen ein Horror, erstreckt sich bis in die geheimsten Winkel des Herzens. Aber mein Trost ist, daß dies alles ja nur ein Übergang ist. Mir ist oft zumut, als ob ein unsichtbarer Riese unsere Welt in Stücke zerfetzte, um aus den Bestandteilen eine neue, bessere, schönere zu machen und als ob diese Zerstückelung notwendig sei, um unser Dasein auf ein höheres Niveau zu heben."

„Hirngespinste", sagte Faustina kopfschüttelnd. „Was soll ich mit Hirngespinsten? Um mich mit einem Gegebenen abzufinden, dazu bin ich. Finde ich den gegebenen Zustand unerträglich, nun, so empöre ich mich. Demokratisierung, ja, ja, das ist es! Was heißt denn: Demokrat sein? Demokrat sein heißt, etwas bedeuten wollen außerhalb einer organischen Sozietät. Nicht wahr?"

„Jawohl, oder als Persönlichkeit auftreten außerhalb der Sozietät und sich ihr entziehen auf Grund singulärer Rechte oder selbstgeschaffener Befugnisse."

„Ausgezeichnet. Was kann nun dabei zustande kommen? Da ist der Adel. Was hat ihn zu allen Zeiten so mächtig werden lassen? Doch wohl nur der eherne Zusammenhang seiner Mitglieder auf Grund einer ehernen Überlieferung. Heute aber, heute ist jeder Ladendiener schon mit einer Individualität versehen, und jede aufgeputzte Kuh faselt von ihrem Selbstbestimmungsrecht. Was ist die Folge? Ehe noch die ärmlichsten Menschenpflichten erfüllt sind, werden der Menschheit schon Glücksforderungen gestellt, wie man einen Wechsel auf Sicht präsentiert. Alle, die so im glücklichen Besitz einer Persönlichkeit

sind, was eben Persönlichkeit nach ihrer Ansicht ist, gleichen den schlechten Kaufleuten, die sich bei einem großen Unternehmen mit einem kleinen Kapital beteiligen und über Nacht Millionäre werden wollen. Diese Persönlichkeitsritter üben ein neues Faustrecht aus und die Gesetzlosigkeit, die sie begünstigt, erscheint ihnen als der Gipfel der Freiheit und Kultur. Meine Überzeugung ist aber die, daß ein demokratisches Zeitalter nun und nimmermehr ein Zeitalter der Liebe sein kann. Gerade in der Liebe wird ja die Aufopferung der Persönlichkeit verlangt. Hingabe! Ein herrliches Wort! Der Demokrat, der individuelle Demokrat, er gibt sich nicht hin, er gibt sich nur auf. Und liebt er, so muß er zweckvoll lieben. Und außerhalb der Sinnlichkeit, wo wäre da für ihn noch Zweck? Also muß er sinnlich lieben."

„Man kann das formulieren, wie man will, Faustina, und ich streite nicht dagegen, nur wundre ich mich, weil Sie vorhin doch selbst für die Sinnlichkeit plädiert haben."

„Hab ich das? So wollt ich eben damit sagen, daß die Sinnlichkeit ihren eigenen Thron aufgerichtet und die andern Kräfte der Liebe unterjocht hat. Wenn das organische Ineinanderwirken der Kräfte aufhört, so entstehen, medizinisch gesprochen, Neugebilde, die sich auf Kosten des übrigen Körpers nähren und ihn langsam vernichten."

„Dieser medizinische Vergleich ist mir zu — moralisch, liebe Freundin. Wir dürfen hier um keinen Preis moralisch sein, wir untergraben uns sonst die Möglichkeit der Verständigung. Es gibt eine Art von Sinnlichkeit, die wirkt nicht viel anders als das Licht, wenn es in klares Wasser fällt und das Wasser bis auf den Grund durchleuchtet, es entmaterialisiert. Welche Sinnlichkeit wollen Sie der individuellen Sinnlichkeit entgegenstellen? Etwa die naive? Das gäbe ein Schema. Jedes Schema bleibt meilenweit hinter der Erfahrung zurück, von der Synthese des Lebens ganz zu schweigen. Statuieren wir also, beispielsweise, einen Unterschied zwischen elementarer und differenzierter Sinnlichkeit. Wo ist die Grenze? Ist der Wilde elementar, weil er nur das Weibchen schlechthin begehrt? Ist Werther differenziert, weil er sich um Lotte erschießt? Sie sehen, man hat bei solchen Unterscheidungen keinen Halt."

„Ach, unterscheiden Sie nach Herzenslust, aber Sie werden mir doch nicht ausreden, daß es eine Sinnlichkeit gibt, die eine Ursache und eine Sinnlichkeit, die eine Folge ist. Die eine ist eine Wallung, die andere eine Kraft, die eine regiert den Willen, die andere kommt aus der Seele ....."

„Gut, gut, das mag seine Richtigkeit haben, aber damit kommen wir zu keinem Ergebnis. Wir gewinnen nur dann Einsicht, wenn wir von der Phantasie ausgehen, wenn wir sagen: es gibt eine Sinnlichkeit ohne Phantasie, und es gibt eine Sinnlichkeit mit Phantasie. Ja, ich gehe so weit zu behaupten: Phantasie und Sinnlichkeit sind gleichsam die beiden Flügel desselben Wesens, des Liebewesens nämlich, die beiden Flügel, ohne welche es sich nimmermehr

vom Chaos lösen und von der Erde erheben kann. Und das eine ist mir klar: daß das moderne Ideal von Liebe oder von Sinnlichkeit viel mehr unter dem Zeichen der Phantasie steht, als es jemals der Fall war."

„Ist das Ihr Ernst?"

„Mein vollkommener Ernst. Ich sage ausdrücklich: das Ideal. Ich will die Erscheinungen selbst nicht betrachten; ich will ohne weiters zugeben, daß wir vom Ideal himmelweit entfernt sind. Der Grund liegt aber nicht in der Inferiorität des Lebens, sondern in der Superiorität des Ideals. Gerade durch die Persönlichwerdung unserer Existenz wird ja der Reichtum der Formen und der Reichtum der Daseinsresultate unendlich gesteigert. Was auf der einen Seite die Vereinzelung der Guten, die Vereinsamung der Tüchtigen bewirkt, macht auf der andern Seite den Zwang und das Gesetz aus, unter dem sie überhaupt zur Geltung, zur Entfaltung ihrer Kräfte gelangen. Es findet dadurch ein Zusammenfluß von vielen isolierten Idealen, ein Ineinandergreifen erhöhter Lebensstimmungen der heterogensten Art statt, deren Gesamtheit und deren organische Verschmelzung, wenn es einmal so weit gekommen sein wird, sich gar sehr von den primitiven und deswegen im vorhinein harmonischen Idealen früherer Epochen unterscheiden wird. Und außerdem, was könnte ein stärkerer Ansporn für die Phantasie sein als gerade die Distanz zwischen Ideal und Wirklichkeit?"

„Ach so," sagte Faustina stirnrunzelnd, „es soll also die Phantasie ein Mittel des Verzichtes werden? Da sieht man's, mit Logik kommt man herrlich weit!"

„Zu einem Mittel des Verzichtes, — ja. Aber nicht im Geist der Askese, sondern im Geist der Vollkommenheit und Vervollkommnung. Ein Liebender, Faustina, was ist er denn anders als einer der gewählt hat, einer dessen drängendes Gefühl sich für die intensivste ihm mögliche Lustquelle entschieden hat. Denken wir uns die sinnlichste Natur; denken wir sie zugleich liebefähig und zur Liebe bestimmt in der edelsten Art. Indem sie wählt, vollzieht sie unwiderruflich ihr Schicksal; das weiß sie und weil sie es weiß, folgt sie einem hohen sittlichen Gebot, wenn sie den Gegenstand der Liebe in die höchste Region der Vollkommenheit erhebt. Je mehr Phantasie nun dabei im Spiel ist, je mehr kann die Realität vergessen werden, und nicht in einer selbstsüchtigen Täuschung, sondern in einer schönen, selbstlosen, idealen Täuschung, ja, schlankweg gesagt, in einer Täuschung zugunsten des Vollkommenen. Oder nehmen wir ein negatives Beispiel: nehmen wir unglücklich Liebende; ich meine natürlich nicht solche, die aus äußerlichen Gründen, sondern solche, die aus innerlichen Gründen verhindert sind, eins zu werden. Unglücklich Liebende sind Wesen, die nicht die Geduld, das heißt, nicht die Kraft, im letzten Grund nicht die Bestimmung hatten zu wählen. Nun was heißt aber das: geduldig sein und dabei leidenschaftlichen Gemüts? Es will nichts anderes sagen als schöpferische Phantasie besitzen. Und daß der wahrhaft Liebende schöpferische Phantasie besitzt, das zeigt sich eben in demselben Augenblick wo er zu lieben beginnt."

„Noch immer nicht, lieber Freund, noch immer nicht sehe ich ein, inwiefern wir, wir Auserlesenen des zwanzigsten Jahrhunderts darin einen Vorzug haben. Ihre Argumente genügen mir nicht; ach, in Argumenten bin ich so ungenügsam wie in allem andern. Es gab eine Zeit, da war die Liebe ein Ereignis, ein Abenteuer, ein Wunder, ja, ein Wunder war sie, und heute? Ist für Sie oder für Ihre Altersgenossen, ist für Mann oder Weib die Liebe noch ein Wunder? Dies große Unbegreifliche, dies .... nun dies Wunderbare —? Nein, nein, nein! Oder kenne ich uns nicht? Kenn ich nicht meine Zeit? Sind die Augen einer Frau befangen? Verwandeln sich die Erlebnisse einer Frau nicht in ein Erkennen? In diesem Punkt ist eure Gerechtigkeit, eure berühmte Männergerechtigkeit nichts wie aufgeschmückte Philosophie und Ausrede. Wo das Wunder nicht ist, was soll da die Phantasie? Was sollen Flügel, wo keine Luft ist, die sie trägt? Vom Adler erzählt man, daß er sterben muß, wenn er nicht mehr fliegen kann; zu gehn vermag er nicht, also muß er sterben. Ihr gleicht nicht den Adlern, ihr Männer, ihr könnt auch gehn und macht euch vor jedem Jäger aus dem Staub."

„Das Wunder! Das Wunder der Liebe! Wie das klingt, Faustina! Wie aus einem Roman der George Sand. Die Sache ist wirklich die, daß uns die Liebe gar kein Wunder mehr bedeutet."

„So? Und warum, wenn man fragen darf? Lassen Sie mich den Grund hören; ich bin neugierig und im voraus voller Widerrede, denn daran hängt mir ein Stück Herz."

„Nein, die Liebe als Phänomen ist für uns kein Wunder im Sinn von 1750 oder 1820, wo der Liebende sich in der Erlesenheit seines Gefühls spiegelte, an seinem Gefühl fast zum Narziß wurde. Der Grund, weshalb dem nicht mehr so ist, besteht darin, daß wir einerseits zu wissenschaftlich, andrerseits zu historisch dazu empfinden. So trocken herausgesagt, schmeckt das nach Pedanterie, aber wir sind uns ja der Ursachen nicht bewußt. Zu wissenschaftlich: nicht nur, weil wir es in Büchern lesen oder weil wir es in der Natur beobachten oder weil uns jeder Vorgang des Lebens darüber belehrt, sondern weil uns die Überzeugung oder besser ausgedrückt die Anschauung in Mark und Knochen sitzt, daß alles, was da atmet, wird und wächst, ein und demselben Gesetz gehorcht, daß ein Band der Liebe sich um alle Wesen schlingt, ein Trieb der Zeugung, ein Wille, Schöpfer zu sein, den Tod zu besiegen, alle und alles bis ins Innerste durchdringt. Zu historisch darum, weil unser Geist in keinem Fall berauscht und egoistisch am Augenblick hängt, weil wir voll sind von Vergangenheit, von immanenter Erfahrung, weil das Geschick einzelner sowohl wie ganzer Geschlechter, ja der ganzen Gattung beständig und ohne daß wir dessen gewahr werden, zu uns redet und unsere eigenen Wege deutet. So wenig wie uns ein Gewitter in abergläubische Furcht versetzt, so wenig also wird uns das Ereignis großer Liebe wunderbar dünken; beides kommt ja aus der Natur, beides ist im Entstehen und Ver-

gehen gegründet. Nun jedoch tritt das Seltsame ein: Im Großen, in allem Katastrophalen der Existenz haben wir aufgehört, Wunder und Begünstigung, Geheimnis und persönliche Verschuldung zu erblicken; im Kleinen aber, im Alltäglichen des Tuns und Betrachtens wird uns ein jedes Ding verwunderlich. Höchst bezeichnend ist es, dies Wort: sich wundern. Wir verwundern uns eigentlich unaufhörlich. Es erstaunt uns der Wurm, es erstaunt uns der Sternenhimmel, es erstaunt uns der Apfel, es erstaunen uns Berg, Strom und Wasser. Es erstaunt uns der Bettler, und es erstaunt uns der reiche Mann, es erstaunt uns der Mörder und es erstaunt uns der Dichter, es erstaunt uns der Tapfere und erstaunt uns der Feigling. Das macht, weil wir in allen diesen die Notwendigkeit entdeckt haben, das Gefühl für die Unbedingtheit ihres Seins und damit in letzter Linie die Schönheit, die ihnen eigene Form der Schönheit. Wie ehedem von einem Pantheismus könnten wir von einem Panhumanismus sprechen oder besser von einer Allwesenheit. Es ist uns alles menschlich geworden, kreatürlich geworden, — zugehörig. Daß sich dadurch die Quellen der Freude um ein Unermeßliches vermehrt haben, ist klar, und das Reich der Schönheit ist, wie Christus vom Reich Gottes sagte, in uns. Das Reich der Liebe auch. Und wenn wir nun die ganze Welt dermaßen in uns haben, wenn unsere Sinne sie unaufhörlich besitzen, so folgt daraus doch für die Sinne selbst, daß sie auf ein Begrenztes, auf ein Gehaltvolles, auf ein Zweck- und Zielvolles gewiesen sind, daß sie mutiger, sicherer und stolzer geworden sind und daß ihr unentbehrlichster Verbündeter, weil sie von Anschauung, von Ahnung, von Begreifen, von Andacht, von Weltgefühl genährt werden, die Phantasie ist. So ist es auch in der Liebe. Die Sinnlichkeit ist darum nicht mehr auf den Körper beschränkt, sie will nicht erobern und nicht verführen; von galanten Künsten braucht sie überhaupt nichts zu verstehen, denn sie sucht nichts weiter als Übereinkunft. Sie überlistet nicht, weil sie wertet; sie enthüllt nicht den Leib, sondern die Seele, ja, sie ist ganz und gar auf solche innere Enthüllungen angewiesen, und eine Form gibt ihr nichts, wenn der Form nicht ein Inhalt entspricht. Eifersucht ist ihr deshalb ein unfaßbarer Begriff, denn gerade die Einmaligkeit, die unwandelbare Gesetzmäßigkeit, darauf beruht sie. Es ist keine Regung in ihr, die nicht, mit einem Wort gesagt, auf Verständigung beruhte. Damit sind wir wiederum bei der Phantasie angelangt, denn Verständigung hat ja keine andere Wurzel als die geistige Macht des Menschen, die Phantasie."

„Sie springen etwas willkürlich mit der Phantasie um, mein Bester", bemerkte Faustina kühl.

„Tu ich das? In der Tat, ich schreibe der Phantasie eine weitaus größere Rolle zu als es sonst geschieht. Erst mit ihrer Hilfe sind wir fähig, die Seelen anderer Menschen zu erfassen. Viele Eigenschaften, die man nur zu leicht als Laster anzusprechen geneigt ist, sind lediglich in einem Mangel an Einbildungskraft begründet. Der Geizhals, der Hoffärtige, der Grausame,

der Nörgler, der Denunziant, der Selbstzufriedene, der Gottesleugner usw. — was sind sie anders als Phantasielose oder — Phantasten, was beinahe dasselbe ist. Gewisse Worte müßten uns töten, wenn nicht die Einbildungskraft wäre, die sie zu Luft und Schall zerstieben läßt. Haben Sie das nie erfahren, Faustina?"

„Ich hab's erfahren, wahrlich."

„Und gäbe es Verzeihung für erlittene Beleidigungen ohne die Phantasie? Nein. Der Mensch ist rachsüchtig, die Phantasie veredelt diesen Impuls. Ein solcher Mensch ist nun nicht mehr lasterhaft. Man kann getrost sagen: wer echte Phantasie besitzt, der ist tugendhaft. Wenn Sie nun der Sinnlichkeit die Phantasie nehmen, was bleibt dann übrig? Wenn ich liebe, und mein sinnliches Verlangen ist ohne Phantasie, so bin ich wie einer, der in absoluter Finsternis gefangen ist, ja, es ist möglich, daß ich dadurch dem Wahnsinn verfalle. Erst durch die Phantasie erhält meine Begierde die Weihe, die Süßigkeit, die Schönheit, den Mondglanz der Bezauberung und jenen Tropfen von Melancholie, ohne den eine Leidenschaft nicht beseelt erscheint. Sinnlichkeit ohne Phantasie ist nichts als der traurige Zweikampf zweier Wesen, die einander unbewußt zu vernichten trachten. Freilich, es gibt im Leben nicht bloß das eine oder das andere; die Leiden und Irrungen, die ein unvollkommener Zustand mit sich bringt, bleiben schließlich wenigen erspart. Wie oft sieht man Eheleute oder Liebesleute im Streit! Wie manche Ehe, die durch die Liebe getragen schien und nur noch durch Gewohnheit und bürgerliche Rücksichten befestigt ist, schleppt sich mühselig hin unter Hader, Zank und Mißverständnissen! Männer, sonst gerecht und vornehm, Frauen, sonst zärtlich und nachsichtig, vergessen sich; sie werden zu Tieren, die auf einander Jagd machen, sich einander Wunden zufügen, harte Worte wählen, Worte wie geschliffene Messer, mit übertriebenen Beschuldigungen die Achtung untergraben, die jeder vom andern billig verlangen muß, und ohne die Haltung sind, die sie auch dem Gleichgültigen gegenüber zu wahren wissen. Es sind das häßliche Szenen, und häßlich sind sie, weil solche Menschen aller Phantasie bar sind, weil sie nicht vermögen, die Armseligen, über den Augenblick hinauszudenken, weil der Augenblick in ihnen stärker ist als das Herz, als das Schicksal, als Tod und Ewigkeit. Ja, so sind die Phantasielosen, sie leben nur von Augenblick zu Augenblick, sie schwingen nur in den Intervallen, der Augenblick selbst ist ihnen nichts."

„Das alles ist mir zu allgemein", sagte Faustina. „Teils zu allgemein, teils zu kategorisch. Ich kenne Verhältnisse, deren Beschaffenheit mit der Phantasie gar nichts zu tun hat, oder ich müßte den Bergiff der Phantasie zu weit ausdehnen. Nehmen Sie an, eine geistig bedeutende Frau liebt einen Gimpel; oder ein Mann von Genie liebt eine gewöhnliche Gans. Das kommt doch häufig genug vor, sollt ich denken. Und wie einfach sind diese Beziehungen, mein Gott, wie einfach! Ihr A und O ist eine natürliche Sinn-

lichkeit und bieten sie nicht meist größere Gewähr für ein dauerndes Glück als jene feinnervigen Bündnisse, in denen doch alles auf Eigenschaften gestellt ist, und nicht auf das Ganze der Kreatur? Man muß einander nicht gar zu gut verstehen in der Liebe; ein wenig Fremdheit tut not. Wir Leute, wie wir da sind, wir verstehen einander zu gut und mißverstehen uns deshalb so oft. Den Leibern, finde ich, ist die allzugroße Vertrautheit der Seelen von Übel. Sie verletzt die Schamhaftigkeit."

„Die Schamhaftigkeit? Inwiefern?"

„Das leidet gar keinen Zweifel. Je größer die seelische Verfeinerung wird, je größer wird auch die Schamhaftigkeit. Es ist ein heikles Thema, und irgend ein Schriftsteller meint mit Recht, daß es schon schamlos sei, über die Schamhaftigkeit zu sprechen oder was jemand darüber sagt, anzuhören. Je tiefer man in den andern hineinschaut, je mehr ist man geneigt, das, was in ihm vorgeht, zu überschätzen, je mehr fürchtet man den andern oder fürchtet sich selbst, je mehr versteckt man sich, ja ich habe es erlebt, daß solche Menschen aus lauter Zartfühligkeit und Hellseherei sich die Möglichkeit harmlosen Daseinsgenusses untergruben."

„Aber was hat das mit der Schamhaftigkeit zu tun?"

„Sehr viel! Wenn die dunklen Zustände und Vorgänge in der Brust dermaßen ans Licht gezerrt werden, daß der Mensch sozusagen in sich selber kein Heim mehr hat, wo er sich mit seinem Verschwiegensten bergen kann, so muß ihm doch allmählich dabei zumute werden, als ob man ihn entblöße und an den Pranger stelle. Ich, ich für meinen Teil, fühle mich durch das beständige, wachsame Verständnis eines andern, und sei er das geliebteste Wesen, ganz und gar an den Pranger gestellt, und ich sage Ihnen auch, daß mir jene Frauen, die man unverstandene zu nennen beliebt, mir, mir für meinen Teil, immer nur schamlos erschienen sind. Das wären die einen. Dann sind jene, bei welchen die Schamhaftigkeit sich ins Krankhafte steigert und die in einer so dünnen Luft leben, daß ihnen das gesund Sinnliche zum Ekel wird. Ich hatte einst eine solche Unglückliche zur Freundin; sie war die schamhafteste Natur, wurde aber bisweilen von einem förmlichen Enthüllungswahn verfolgt, und indem sie sich preisgab, unterlag sie einem Zwang, der sie etwas ausüben hieß, was ihrem wahren Wesen gerade entgegengesetzt war. Da war kein Halt, keine Haltung, und als sie eines Tages liebte, versagte sie sich dem betreffenden Mann, weil sie überzeugt war, daß er nur ihren Körper liebte und nicht die Seele. Ist das nicht schauerlich? Ein einziges, grobes Mißverständnis des Lebens?"

„Freilich; es gibt Frauen genug, die in dieser Hinsicht einem unheilvollen Irrtum und Unbegreifen verfallen sind", erwiderte ich. „Der unheilvollste Irrtum, den sie begehen können, ist aber, wenn sie aus ihrer Art der Schamhaftigkeit und deren Überwindung einen Begriff der Treue folgern, der für sie Gesetz und Notwendigkeit, für den Mann aber eine Freiwilligkeit ist. Diese

Freiwilligkeit wieder einer höheren Notwendigkeit unterzuordnen, das ist die Tat des liebenden Mannes, eine Handlung, die von seiner Kultur, von seiner Selbstbeherrschung, von seinem Schönheitsempfinden abhängt. Die Frauen besitzen nur die Scham des Geschlechts; die Keuschheit einer Nonne und die Verderbtheit einer Dirne sind nur verschiedene Wirkungen ein und derselben Kraft, ähnliche Zustände mit verschiedenen Hemmungen. Dem Mann ist eine andere Schamhaftigkeit eigen, eine übersinnliche, ich möchte sie die Scham vor Gott nennen, und er kann sie nur verlieren, wenn er sich selber vor Gott verliert. Wir haben demnach das Schauspiel eines beständigen Krieges zweier dem Grund und der Beschaffenheit nach völlig unähnlicher Arten der Schamhaftigkeit, und während eine Frau die ihre sozusagen wörtlich nimmt, sie trägt oder abwirft wie man ein Kleid trägt oder abwirft, verheimlicht der Mann die seine, denn ihm ist sie nur ein Symbol. Niemals darf die Frau sich einfallen lassen, das Symbol in die Wirklichkeit zu zerren, etwa eine Forderung daraus zu machen."

„Das sagt — ein Mann!" rief Faustina. „Ich muß Sie schon sehr hoch einschätzen, lieber Freund, wenn ich das nicht anmaßend finden soll. Klipp und klar gesprochen heißt das doch: die Liebe des Weibes ist eine Realität, die des Mannes ein Symbol. Oder nicht?"

„Ausgezeichnet formuliert, Faustina."

„Na, schön. Ich will dagegen nicht streiten, weil es ins Grenzenlose führt. Ich sehe nur soviel, die tägliche Erfahrung beweist es mir, daß diese Realität keinen Bestand und dieses Symbol keine Bedeutung hat. Flausen, Flausen, nichts als Flausen! Symbol! Ist es vielleicht auch symbolisch zu nehmen, wenn Nietzsche den köstlichen Satz ausspricht: Gehst du zum Weibe, so vergiß die Peitsche nicht? Ein Wort, das man bejubelt hat, mein Lieber! Das Wort eines großen Mannes, eines Erleuchteten! An solchen Geistesblitzen freilich wird alles Verständnis zu schanden. So denken Schlächterburschen."

„Sie erbittern sich mit Unrecht, Faustina. Gewiß, es ist eine falsche Athletik in diesem Satz —"

„— und die falsche Athletik hat Anhänger weit und breit", unterbrach mich Faustina. „Schwächlichkeit und falsche Athletik, man weiß nicht, wogegen man sich heftiger zur Wehr setzen soll. Der falsche Athlet hat ein summarisches Verfahren, der Schwächling ist ein psychologischer Ziseleur. Ich bin unsicher, wer von beiden mir gründlicher verhaßt ist, denn beide teilen die Welt nach Artikeln auf, sie errichten Mauern zwischen den Geschlechtern, sie gebärden sich, als ob es zwischen Mann und Weib, zwischen ihrer Idee von Mann und Weib nichts gäbe, nichts als einen Abgrund, als wüßten sie nicht, daß das große Leben ein wohltätiges Ineinanderfließen von Erscheinungen, ein Zerstören von Endgültigkeiten, ein ewiges Gleiten, Abstufen, Teilen und Wiederteilen ist! Bester Freund, sperren Sie mich doch nicht ein für allemale in die Rumpelkammer der ‚Realität'! Denken Sie daran, daß auch ich geliebt

habe! Ja, wirklich, wirklich geliebt! Beweisen kann ich nicht, daß es mehr war als ein Irdisches, Erdgebundenes, an Zweck und Zeit und Augenschein Gebundenes, aber dafür kann ich beweisen, daß der andere, der Partner im Spiel, keinen Einsatz wagte, der die Mühe verlohnte zu kämpfen, beweisen kann ich, daß seine Liebe — und er liebte — nur unzulänglich war, also nicht bis zu dem Punkt reichte, wo eine symbolische Kraft das Flüchtige des Lebens fixiert. Aber weshalb so hohe Worte? Napoleon tat auf Sankt Helena den ungeheuerlichen Ausspruch: Ein solcher Schurke kann kein Mann sein als ich von ihm glaube, daß er einer ist. Fast jede Frau kann dasselbe von ihren Erfahrungen in der Liebe sagen, vorausgesetzt, daß sie nicht ein blindes Tierchen ist. Ihrer Methode gemäß werden Sie mir wahrscheinlich entgegenhalten: du hast eben nicht zu wählen verstanden. Ja, um Gottes willen, wenn der sich nicht bewährt, den ich als den besten erkenne, wozu schlägt dann mein Herz, warum denke und fühle ich dann? Entweder muß ich demnach mein Leben in der Wurzel negieren oder Ihre ganze Weisheit wird mir zum Sophisma. Da ist ein Mann, der mich anbetet; es erscheint mir zweifellos, daß ich ihm viel, daß ich ihm alles bin, ich ergebe mich, verbünde mich ihm, und da muß ich entdecken, daß er nur zu werben versteht, zu besitzen, den Besitz zu verteidigen, zu bilden, zu erhöhen, dazu ist er nicht fähig. Oder ein anderer Fall: da ist ein Mann von Geist, Gemüt, Talent, aber er lebt in tiefem Elend. Das Mitleid nähert mich ihm, es gelingt mir einen wahren Sturm der Energie in ihm zu entfesseln, die Liebe zu mir trägt ihn empor, das Schicksal begünstigt ihn, aber er kann es nie verwinden, daß diejenige, die er liebt, auch seine Helferin war, er selbst gesteht mir seine Scham und alles scheitert an einer Grille."

„Und was taten Sie?"

„Was sollt ich tun? Ich ließ ihn seiner Wege gehen. Ist es etwa diese Scham, die Scham nicht mehr der Mächtige zu sein, die Sie symbolisch nennen?"

„Der Mann hatte vielleicht nicht viel zuzusetzen, deshalb raubte diese Scham seiner Liebe die Kraft", antwortete ich. „Es kommt nur darauf an, was einer zuzusetzen hat, und für den Mann ist in der Liebe tatsächlich alles nur eine Frage der Macht. Mitleid ist ein Feind der Liebe, Mitleid zerstört die Gleichberechtigung, geradeso wie ein ausschließliches ästhetisches Wohlgefallen; jenes schafft eine zu große Nähe, dieses eine zu große Ferne. Der Bemitleidete und der Bewunderte atmen nicht dieselbe Atmosphäre mit demjenigen, der Mitleid oder Bewunderung hegt, und sie sprechen nicht in derselben Sprache zueinander. Aber es gibt Mittel, den Zwiespalt zu überbrücken, und die Frau ist es, die in dem einen wie im andern Fall ausgleichend zu wirken vermag, und zwar durch die göttliche Eigenschaft der Sanftmut. Sie, Faustina, sind nicht sanft genug."

„Nicht sanft genug! Das wurde mir schon einmal gesagt. Wenn ich sanft

wäre, wurde gesagt, hätte ich weniger Anlaß, mich über das Leben zu beklagen."

„Oder über die Liebe. Das ist meine Meinung."

„Sanftmut! Die schätzbare Gabe, stumm zu bleiben, wenn man getreten wird und nur zu seufzen, wenn das Herz bricht, die nennt man Sanftmut, die nennen die Männer Sanftmut. Und weil sie ihnen die bequemste Eigenschaft am Weibe ist, darum wird sie gepriesen. Wer aber Augen hat und sieht, und vieles sieht und Blut, das sich erhitzt, und eine Faust, die sich ballen muß, der kann nicht sanft sein."

„Gemach, Faustina. Sie erinnern mich ein wenig an den Knaben, den man fragte, wer tapfer zu heißen sei, und der darauf entgegnete, tapfer sei, wer nicht davonlaufe. Sanftmut ist nicht Nachgiebigkeit, nicht Unterwürfigkeit, nicht Schweigsamkeit. Sanftmut ist der Ruhe des Feldherrn zu vergleichen, oder der Besonnenheit des Künstlers. Sie ist nicht eine Schwäche, sondern eine Kraft. Sie ist in der Liebe die eigentliche Kraft des Weibes, ihre Waffe wie ihr Schutz. Sie ist nicht an ein bestimmtes Temperament gebunden, dem cholerischen kann sie gegeben, dem melancholischen kann sie versagt sein. In jedem Tun und Lassen drückt sie sich aus: in der Freude, in der Angst, in der Trauer und im Schmerz, im Blick und im Schritt. Sie ist geradezu ein Rhythmus des Lebens. Das Lächeln der sanften Frau ist unwiderstehlich, die sanfte Frau ist niemals häßlich. Nun ist freilich die echte Sanftmut beinahe ebenso selten wie die Liebe, und leider muß man konstatieren, daß sie immer seltener wird, je mehr die Erregbarkeit der Nerven wächst, je mehr auch die Frauen von Liebe und über die Liebe wissen, und je weniger sie Liebe fühlen. Denn die Liebe der Frau ist hauptsächlich auf ein Elementares, auf ein schönes Unbewußtes gestellt. Da gibt es Frauenrechte und Frauenberufe, man bildet Körperschaften und veranstaltet Versammlungen. Dabei mag viel Nützliches entstehen, aber für die Sanftmut ist alles zu fürchten. Haben Sie nie den Unterschied bemerkt zwischen dem Geschmack einer Birne, die frisch vom Baum kommt, und einer solchen, die schon unter vielen andern Birnen auf dem Speicher gelegen war? Ein solcher Unterschied herrscht zwischen der Frau als Einzelwesen und der Frau, die sich sozial betätigt."

„Sie mögen ja recht haben", antwortete Faustina. „Aber am Birnenbaum hängen viele Birnen. Sollen die Birnen also warten, bis die Leckermäuler anspazieren, um die schönsten zu verspeisen? Die übrigen können warten; sie müssen verfaulen und ins Gras fallen, wie? Um der Sanftmut willen. Danke schön. Wir haben nicht Konsumenten genug, wir armen Birnen, wir müssen unterzukommen trachten. Ihr wollt uns rein, ihr wollt uns engelhaft, ihr wollt, daß jede sich für einen Messias aufspare, aber ihr, ihr wollt nichts entbehren, keinem Gelüst die Befriedigung vorenthalten, keinem Appetit die Stillung. Und der Messias, der sich schließlich bei uns einstellt, ist entweder ein unreifer Fant, der nicht weiß, was er in Händen hält und

seinen blinden Jünglingsrausch austobt, oder ein kritischer Herr, der sich wieder trollt, wenn das Birnchen einen Flecken hat."

„Das ist wohl wahr, Faustina, praktisch genommen ist es wahr, und daß ihr Grund habt, euch selbst zu schützen, kann nur einem Dummkopf verborgen bleiben. Jedoch von einer höheren Zinne betrachtet, liegen die Dinge anders. Die Natur will nicht, daß man ihr zuvorkomme. Sie will nicht, daß ihr heiligstes Gesetz, das Gesetz der Auslese, umgestoßen wird, und wenn es trotzdem geschieht, rächt sie sich durch die Hervorbringung lebensuntüchtiger Geschöpfe. Ist Ihnen bekannt, daß zum Beispiel unsere Jagdvorschriften der Rassigkeit und Widerstandsfähigkeit des Wildes, besonders des Edelwildes, erheblichen Abbruch tun? Wir haben Frauen, die gezwungen sind, einen Beruf zu ergreifen; ohne Pathos tun sie es, verdienen ihr Brot; andere sind mit Intelligenz und Scharfsinn am Werk, um soziales Elend zu mildern. Wer hätte dagegen etwas einzuwenden? Das Schicksal des Individuums wird mir immer Teilnahme einflößen, ob es eine Nähmamsell, oder eine Fürstin ist; Massenbestrebungen aber, wenn sie der unmittelbaren Leidenschaft des Erlebnisses entbehren, lassen mich natürlich kalt. Das Wesen der Frau deutet mehr als das des Mannes auf Vereinzelung; ich habe immer gefunden, daß die edlere Art der Frau sich nur kraft dieser Vereinzelung bewahrte, und daß sie sich zur Vervollkommnung der Rasse gar nicht teuer genug bezahlen läßt."

„Und wenn dem so wäre," versetzte Faustina, „was hülfe es? Ist denn die Frau nicht immer willfährig zum Besten, wo der Mann das Beispiel edler Initiative gibt? Was frommt aber der Natur, was hilft selbst Gott das Gesetz der Auslese, wenn ihm das Gesetz der Trägheit entgegensteht?"

„Der Trägheit ... Schon vorhin haben Sie das Wort gebraucht. Sie sagten Trägheit des Herzens."

„Ja. Trägheit des Herzens."

„Trägheit des Herzens ist eine von den sieben Todsünden, so viel ich weiß."

„Sie ist die einzige Todsünde, die es gibt."

„Sie verbergen also einen großen Sinn dahinter, so etwas wie eine Idee."

„Einen großen Sinn, da haben Sie recht, einen schmerzlichen Sinn. Das Gute, das ich will, das tue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich, heißt es in einem Brief des Paulus an die Römer. Da ist ein Erkennen; das Gefühl trotzt dem Erkennen, beharrt auf dem falschen Weg; oder da ist ein Gefühl, ein großes, ein wahres; und doch, es läßt sich betrügen, es läßt sich verwirren durch Rede und durch Denken. So entsteht Trägheit des Herzens, und ist selber noch ein Tieferes, ein Schwereres, ein Dunkleres, ein Schuldigeres. Es gab Zeitläufte, wo die Menschen mehr ihren Trieben untertan waren, barbarische, kriegerische, im großen und ganzen auf eine Sache, auf ein Ziel gestellte Zeiten. Da konnte Trägheit des Herzens für eine Sünde gleich andern gelten, gleich Geiz oder Neid oder Habsucht. Heute ist der Mensch zur Rechenschaft gezogen, heute ist jeder sich selbst ver-

antwortlich, nicht die Religion, nicht Himmel und Hölle darf er zur Ausrede und Ausflucht machen, in seiner Brust muß er sein Schicksal suchen. Da wird Trägheit des Herzens zur Kardinalsünde, und wie es nun ist, diese Sünde liegt auf uns allen wie Gewitterlast. Fordern Sie Beispiele? Wo soll ich anfangen? wo enden? Vorübergehen, wenn die Stimme des Gemüts zum Bleiben mahnt, bleiben, wenn sie verlangt, daß ich weitergehe; die Augen schließen, wenn es gilt zu sehen, und schweigen, wenn es gilt, Partei zu nehmen; urteilen und verdammen, wenn vieles davon abhängt, zu schweigen und Milde zu üben; den reinen Sinn betäuben; den unreinen zu falscher Tat stacheln, Zwecke wollen, wo keine sind; nach Gerechtigkeit streben und der Liebe vergessen; Liebe beanspruchen, ohne sie zu geben; genießen wollen und nicht bezahlen; von Gott reden und den Teufel im Innern füttern, Ideale aufrichten und einen armen Schuldner vor Gericht zitieren; in Musik und Dichtung schwelgen und vor den kleinen Menschenpflichten die Flucht ergreifen; Freundschaft preisen und den Freund verleugnen; Philosoph sein und den Dienenden mißhandeln, den Genius herbeiwünschen und, wenn er sich zeigt, ihn schmähen und in den Kot zerren, alles dies, all dies Vergessen, all dies Wissen und Nicht-Tun ist Trägheit des Herzens. Ach, wie schön ist das Herz! zu wie vielem fähig! wie viel vermag es! Und Liebe, das Herz des Herzens, wie wird sie mißachtet, mißbraucht, vergewaltigt und zertreten! Wie ummauert sind alle Herzen, wie wenig mag ein jedes sich verraten, und wie schnell und bereitwillig das des anderen! Wir reden da von Liebe, von Liebe, und wo ist sie, die Liebe? Ein Symbol soll sie sein, ein seltenes Phänomen, ich aber möchte sie haben, sehen möchte ich sie! Zeigen Sie mir einen Liebesbegeisterten, zeigen Sie mir einen Verschwender der Liebe! Die Liebe, von der ich weiß, war immer nur ein zartes Pflänzchen, es ertrug die Lebensstürme nicht, versteckte sich vor der Sonne und kroch in labyrinthisch verschlungene Tiefen, weltabgewandt, der Nacht zugewandt. Ich fragte einmal einen Mann, ob seine Geliebte schön sei. Schön, das könne er nicht behaupten, sagte er, aber alles an ihr sei charakteristisch. Ei, erwiderte ich ihm, Sie sind ein ganz famoser Zeitgenosse. Charakteristisch! Ein niedliches Wort! Man müßte es in eiserne Lettern gießen und auf den Schandpfahl des Jahrhunderts nageln. Alles ist so charakteristisch, so individuell, so besonders, so künstlich, so ins Kleine zerspalten, ins Geistige verdünnt, so scheu, so furchtsam, so wissend und so unsicher in jeglichem Gefühl. Was ist da um Gottes willen noch zu hoffen, Freund! Was kann ein volles Herz noch für sich hoffen? Es gibt nur eines; nur eines gibt es: sich bescheiden."

„Es gibt noch ein zweites, Faustina, ein größeres."

„Und das wäre?"

„Die Freude an der Erscheinung. Beklagenswert ist allerdings der Druck, unter dem wir leben, das seltsam fatalistische Dahinrasen. Das Dasein wird immer scheinhafter, seine kurze Dauer wird uns immer schmerzlicher bewußt,

und wer Sinn und Liebe sucht, kann wohl in ungemessene Verzweiflung stürzen, wenn ihn dies eine nicht rettet: zu schauen. Dem Schauenden enträtselt sich die Welt; ihm entwirrt sich jedes Dunkel; er legt seine Hand auf Gräber und sie werden zu Altären, er wandelt durch Schneegestöber und er spürt den Frühling, er ist verlassen von den Freunden und er lebt mit der Menschheit. Daß die Dinge da sind, daß ich sie besitze, daß Schöpfer und Geschaffenes mein sind, daß das Leben, soweit es denk- und fühlbar ist, in mir steckt, daß es nichts gibt, nicht das kleinste Denk- und Fühlbare außerhalb des Lebenskreises, und daß mir das Ungeheure wie das Unscheinbare, Hohes und Niedriges, der Festzug des Kaisers und das Vorüberflattern eines Schmetterlings, daß mir Schönheit und Häßlichkeit, Liebe und Haß, Selbstentäußerung und Trägheit des Herzens, daß mir alles dies zur Erscheinung wird, das kann mich retten."

„Mit einem solchen Quietismus will ich mich nicht beruhigen", antwortete Faustina düster.

„Wenn das Quietismus wäre, dann wäre der Erdball nicht mehr imstande, seine Bahn um die Sonne zu laufen. Glauben Sie doch nicht, Faustina, daß ich mich damit freispreche von menschlichem Tun oder mich des mitstrebenden Herzens entledigen wollte. Da ist kein künstlerisches, kein ästhetisches Prinzip, sondern durchaus ein religiöses, durchaus ein göttliches. Wie in der Liebe durch ein höchst instinktives und beseligtes Erkennen Vorzüge und Fehler des andern zu einem anbetungswürdigen Bild vereinigt werden, so und nicht anders ergeht es dem Schauenden mit der Welt. Er hat alles innen; alles was außen ist hat er innen; ihm ist nichts verloren, ihm ist alles gegenwärtig. Er gibt sich hin, er gibt sich aus, aber er wirft sich niemals weg, denn wie er das Leben besitzt und wie er Gott besitzt, so besitzt er sich selbst. Und das, Faustina, ist das große: sich selber besitzen. Dann besitzt man auch die Welt, dann besitzt man auch die Menschheit, die andern, die sich zu jeder Stunde wegwerfen, die besitzen nichts und niemanden. Nur die Erwartung der Liebe täuscht sie mit der Hoffnung auf Besitz."

Faustina hatte den Kopf abgewandt und schwieg. Eine lange Zeit verging im Schweigen und die Freundin hielt beständig den Kopf abgewandt. Die gesprochenen Worte erzeugten eine doppelte Stille. Es war weit über Mitternacht, als ich mich zu gehen anschickte. Mit starrer Miene reichte mir Faustina die Hand. Sie sah mich an, und wundersam, ihr Auge war voll Frage wie das eines kleinen Mädchens.

Sehr gern hätte ich Faustina wiedergesehen, aber als ich zwei Tage später in die Wohnung kam, wurde mir gesagt, daß sie abgereist sei.

# John Ruskin/ Briefe an Charles Eliot Norton

Freundschaft, die in einem fernen Hochsommer, bald nach Mitte des letzten Jahrhunderts, auf den Wellen des Genfer Sees ihre ersten ahnenden Fäden spinnt, dann rasch sich verdichtet in Ruskins heißgeliebter Alpenwelt, in den halkyonischen Tagen, auf den unverwelklichen Bergwiesen von Sallauches. Die über trennende Meere und Nationen hinweg — auch über Klüfte und Risse im Geistesgestein — sich nach fast vierzig Jahren „fest an den Händen hält".

Dank dieser Trennung. Sie hat uns als Frucht dies geöffnete Herz Ruskins, das kostbare document humain dieser Briefe eingetragen.

Keinem andern, soweit bisher die Persönlichkeiten, die zur inneren Geschichte Ruskins gehören, an den Tag getreten sind, hat er sich so gegeben, so sich „in zärtlicher Zuneigung unterworfen", wie die Autobiographie es ausdrückt. Und merkwürdig, fast von Beginn an ist für ihn dieser um neun Jahr jüngere amerikanische Gelehrte Charles Norton — im letzten November haben sie in Cambridge-Boston den achtzigsten Geburtstag des geistesfrischen ehemaligen Harvard-Professors, des Freundes von Longfellow und Emerson, von Carlyle und Browning, von so vielen Führenden in Alt- und Neu-England, gefeiert — ein liebevoll Zurückdämmender, ein in gewissem Sinne „Leitender" gewesen.

Die Kunst ist ihnen Lebenselement, Italien beiden ein oft gesuchtes, teures Refugium. Aber hier hört sich noch mehr: das geheime Schüttern und Knirschen der Grundpfeiler und überkommenen Stützen von Ruskins Jugend-Religion, ein Fallen, ohne welches es für ihn kein Aufstehen gab. — Und hart und anklagend, wie man nur sein eigenes Fleisch und Blut anfaßt, ruft der soziale Ruskin, der Ruskin, der die Fors Clavigera, die Arbeiterbriefe, in die Welt schleudert, dem Freunde zu: Ihr steht abseits. Dies ist die Last auf meinen Schultern. Ich trage sie, und wenn sie mich erdrückt.

Und auch jener andere, jener persönlichste Ruskin, der sich uns in Präterita eher verbirgt, ist hier. Der Umgetriebene, Unbehauste, der „nach dem Schatten eines Daches sucht, das ihm gehört — irgendwo in der Welt." Neben ihm in leichten Umrissen, die Norton zu vertiefen Scheu trägt, sie, die ihn fast mit hinübergezogen hätte vor seiner Zeit, um die er dann an dunklen Pforten rüttelt, die „Verlorene, nie Besessene", seine tote Liebe.

Anna Henschke

Lieber Norton! [London,] 28. Dezember 1856.

Eisenbahnen haben ihre Meriten, was Briefe angeht, das muß man ihnen lassen; es kommt mir höchst wunderbar und höchst erfreulich vor, von Ihnen aus Rom Nachricht zu haben, die erst acht Tage alt ist. Gestern erhielt ich nämlich Ihren Brief, und er wäre schon früher in meine Hand gekommen, wenn ich nicht ein paar Tage in London selbst zu tun gehabt hätte. Und

ich hoffe, die Freude an dieser feuchten Stadt der Disharmonien, an dieser trostlosen, krankheitbrütenden Campagna, die so deutlich aus Ihrem Briefe spricht, ist ein gültiges Zeugnis dafür, daß es Ihnen besser geht und daß Herz und Phantasie frohgemut sind.

Vielleicht gehe ich nur unter die Lästerer, weil die Trauben in Rom für mich sauer sind. Als ich dort war*, war ich ein kränklicher und sehr unwissender Mensch; jetzt gäbe ich manches darum, wenn ich noch einmal aufsuchen könnte, was ich müde oder verächtlich am Wege liegen ließ. Ach und wie beneide ich Sie (ich sitze eben im Great Western Hotel, in Paddington, vor mir eine Menge graue Glasscheiben, ein paar Eisenspitzen und eine Backsteinmauer) um jenen Weg im Angesicht der Sabinerberge. Und doch, bei ernstlichster Selbstprüfung und wenn ich alles Übelwollen gegen die Dinge, an denen ich mich versündigt habe, zurückdränge und jede Regung des Neides Ihnen gegenüber, die sich in mein Gefühl für Rom mischen könnte, so scheinen mir doch folgende Schlüsse unbestreitbar und bis ins einzelne genau zu sein: daß die Straßen feucht und modrig sind, außer wo sie sengend heiß sind, daß die modernen Erzeugnisse der Baukunst höchstens verdienten, als Zuckerwerk auf einen Neujahrskuchen aufgesetzt zu werden (zum Exempel die Kirchen bei den Quattro Fontane), daß die alte Architektur zumeist aus Tuffstein- und Backsteinhaufen besteht, daß der Tiber schlammig ist, daß die Brunnen phantastisch sind, daß das Castell S. Angelo zu rund ist, das Kapitol zu viereckig, daß St. Peter zu groß ist, daß alle anderen Kirchen zu klein sind, daß das Judenviertel unbehaglich ist, daß das englische Viertel unmalerisch ist, daß Michel Angelos Moses ein Ungeheuer, daß sein Jüngstes Gericht ein Mißgriff, daß Raffaels Transfiguration eine verfehlte Unternehmung, daß der Apollo von Belvedere ein öffentliches Ärgernis ist, daß die Rechnungen hoch sind, daß die Malaria wütet, daß die Zügellosigkeit schamlos, die schlechte Gesellschaft in Unzahl vorhanden, der Scirocco erschlaffend ist, die Tramontana fröstelnd, daß der Wind von der Levante ausdörrt, der von der Ponente in alle Poren eindringt, daß der Boden schwankend, die Politik destruktiv und die Religion eine Macht des Todes ist. Soviel glaube ich in aller Aufrichtigkeit und in nachdenklicher Bruderliebe behaupten zu dürfen.

Und doch kann ich es wohl verstehen, daß Sie, der Sie aus einem neuen, unberührten, sehr häßlichen Lande wie Amerika kommen, gleichsam ein Dürsten verspüren nach Ruinen und Schatten, das so leicht nichts stillen kann. Daß Ihnen nach der gefegten Reinlichkeit und Geschäftsmäßigkeit und Überhast (Ihres Landes) Mehltau und Moder Speise und Trank scheinen und Lässigkeit das beste Tagewerk und Unkraut ein Augentrost; (ich spreche von dem fratzenhaften Unkraut, wie es nur aus alten Steinen und Mörtel emporwuchert

* Ruskin verbrachte dort bei angegriffener Gesundheit den Winter von 1840 zu 1841. C. E. Norton.

und aus den Ritzen der Mosaiken; mir kam die ganze Campagna immer wie ein Fußboden vor, aus dem das Gras herauswächst) ja, jene Atmosphäre der Hoffnungslosigkeit, die um Rom her lagert, muß für Sie Balsam und Stärkung sein nach der grellen Freudigkeit und der Vorwärtsstreberei Amerikas. Schon das Gefühl, daß sich kein Mensch in Ihrer Nähe um irgend etwas kümmert, daß vielmehr alles in einen namenlosen, zusammenhangslosen, ununterscheidbaren Knäuel der Hilflosigkeit geworfen wird, muß Ihnen die Brust befreien, der Sie aus jener Welt der Kalkulation kommen. Anders kann ich mir's nicht erklären, daß Sie in Rom bleiben.

... Dieser Brief wird Sie nicht mehr zu Neujahr, aber hoffentlich noch zu Epiphanien erreichen, früh genug, um für Sie viel Glück und die Leitung hilfreichster Sterne im eben beginnenden Jahre zu erbitten. Mein Vater und meine Mutter schicken Ihnen die besten Grüße und gratulieren mir immer wieder dazu, einen solchen Freund gefunden zu haben.

Herzlichst Ihr J. Ruskin.

Lieber Norton! Thun, 15. August [1859].

Zettel Nr. 2 läßt sich Zeit, zu Ihnen zu kommen; wenn nicht die Dampfschiffe hier wären, die mich morgens und abends an die Dampfer auf dem Genfer See* erinnern, weiß ich überhaupt nicht, wann Sie ihn bekommen würden. Seltsam genug, daß ich Ihnen nicht einen Brief nach dem andern schreibe, denn Sie sind doch beinahe der einzige Freund, der mir geblieben ist. Ich meine, der einzige Freund, der mich versteht oder mit mir fühlt. Ich habe einen ganzen Haufen radikal gesinnte halbe Freunde, aber ich bin kein Radikaler, und sie streiten sich mit mir über meine politischen Ideen — was, nebenbei gesagt, auch ein bißchen Ihre Manier ist. Und meine Tory-Freunde auf der andern Seite, die halten mich für ärger als Robespierre. Rossetti und die Prärafaelitischen Brüder haben alle über der Morte d' Arthur den Verstand verloren. Ich glaube nicht an den Evangelikalismus — und meine (früheren) evangelikalen Freunde sehen jetzt mit eben dem Entsetzen auf mich herab wie auf die besessenen Säue von Gergesena. Ebensowenig glaube ich an den Papst — und ein paar katholische Freunde von mir, die sich mit großen Hoffnungen getragen hatten, achten, ich müsse verbrannt werden. In meinen häuslichen Beziehungen hält man mich für einen Blaubart und Schlimmeres, künstlerisch für ein Bündel Brandraketen und Schwärmer. Auf Lowell zähle ich fast wie auf einen Freund, obgleich ich ihn nie gesehen habe. Er und die Brownings und Sie. Das macht vier — keine Kleinigkeit — wenn's solche Leute sind, und ich will nicht murren. Aber Sie sind in Amerika und können mir nichts nützen, oder doch nur soviel, daß ich mich geradezu vor Reue verzehre, weil ich Ihnen nicht schreibe. Und die Brownings sind in Italien, und ich bin einsam,

* Auf dem wir uns im Juli 1856 begegnet waren. C. E. Norton.

wie auf einem Gletscher hoch oben ein Stein, der auf die verkehrte Seite gefallen ist und nicht in die Moräne. Später einmal, wenn ich mich ganz entschieden haben werde, für was ich kämpfen will und gegen wen, werde ich meine Sache ganz gut machen, falls ich am Leben bleibe. Aber ich habe mich noch nicht entschieden, für was ich kämpfen will — ob zum Beispiel die Leute in Schweizerhäuschen leben und ob sie auf dreibeinigen oder auf einbeinigen Schemeln sitzen sollen, ob die Leute sich gut oder schlecht anziehen sollen, ob die Damen ihr Haar in einen wunderschönen Knoten schlingen sollen, ob Handel oder überhaupt Geschäft jeder Art des Teufels Erfindung ist oder nicht, ob die Kunst ein Verbrechen ist oder nur eine Absurdität, ob man die Zahl der Geistlichen vermehren, oder sie wie Ratten mit Arsenik vertilgen soll, ob wir, alles in allem genommen, vorwärts kommen und, diesen Fall gesetzt, wohin wir dann kommen, ob sich's verlohnt, sich über irgend eins von diesen Dingen schlüssig zu machen, ob uns unsere Zunge überhaupt zum Reden gegeben ist, oder nur zum Schmecken . . .

Inzwischen kopiere ich Tizian, so gut ich kann; dies ist für mich im Augenblick die einzige Arbeit, die ich tun kann. Und sollte ich wirklich ein Stück Fleisch oder die Windung einer Haarlocke herausbekommen, dann will ich anfangen darüber nachzudenken: was weiter?

Ich schicke Ihnen bald wieder einen Zettel. Ich bin heut etwas munterer als in letzter Zeit; das macht die festere Haltung von Toscana und Modena. Sieht es nicht fast wie Morgengrauen aus? Herzlichste Grüße an Ihre Mutter und an Ihre Schwestern.

Stets Ihr Ihnen herzlich zugetaner J. Ruskin.

Mein lieber Norton! [Denmark Hill] 25. Februar 1861.

. . . Was nun meine Pläne angeht, so haben sie sich alle zu einem einzigen, ruhigen, weit ausschauenden Plan simplifiziert. — ich möchte zehn Jahre lang, falls die mir noch beschieden sein sollten, zeichnen, so gut ich nur kann, weder klagen, noch mich müde zurückziehen, weil dies vom Übel wäre. So könnte ich hoffen, ein paar brauchbare Stiche nach Turner oder Tizian herzustellen oder herstellen zu lassen. Eben fühle ich wieder ein bißchen Zunahme meiner Arbeitskraft. Meine Augen tun mir gute Dienste, und da ich an dem, was ich tue, keine Freude habe (das äußerste wozu ich mich bringen kann, ist, daß ich nicht ganz an allem verzweifele und meine Arbeit betreibe, wie man Steine klopft), so bin ich nicht versucht, mich zu überarbeiten. Ich hoffe, in nicht zu ferner Zeit meinen nationalökonomischen Essay zu beendigen, dann aber will ich nichts mehr schreiben. Ich habe so lebhaft gefühlt, wie nötig Gesundheit und Frische für diese Arbeit ist und auch, daß das Leben, wie ich es jetzt führe, meine Gesundheit gänzlich untergräbt, daß mich den letzten Sommer und diesen Winter über die schlimmsten Zweifel quälten, weil ich nicht wußte, was ich eigentlich vornehmen sollte. Wenn ich einen kühlen Kopf bewahren

wollte, frei von der Unruhe des Denkens und anderen Schmerzen, dann schien nur eine Art Leben für mich zu taugen, so ähnlich dem Leben Paul Veroneses wie nur möglich. Und ich dachte ernstlich und in Verzweiflung daran, ob ich nicht nach Paris oder Venedig gehen, aller modernen Gesellschaft samt ihren Meinungen den Abschied geben sollte, und tun sollte, ich weiß selbst nicht, was. Brennende Verachtung gegen alles, was ich bisher getan oder gedacht hatte, noch brennendere Verachtung gegen anderer Leute Tun und Denken, besonders in Fragen der Religion, immer klarere Einsicht in die ungeheure Gewalt Tizians und in die Schwäche des Purismus, fast unerträgliche Einsamkeit in meinem eigenen Hause, für mich vertieft durch eine Elternliebe, die mir nie geholfen hat und nie hat helfen können, und die mich wider Wissen aufs grausamste verletzt hat, erschreckende Entdeckungen im Verfolg der Forschungen, denen ich die Grundlagen des alten Glaubens unterzog — all das kam zusammen: und ich wäre fortgegangen, wenn ich mich hätte entschließen können, meinen Eltern dies Herzeleid anzutun.

Und wie das alles noch geworden wäre, das weiß ich nicht, wenn nicht ein kleines Mädchen* (sie war im letzten Sommer erst dreizehn Jahre) zur rechten Zeit die Hand ans Steuerruder gelegt hätte, wenn sie sich's nicht in den Kopf gesetzt hätte, mein kleiner Liebling zu werden, wie ihre Mutter mir eine Freundin werden wollte ... gewiß die begabteste und wohl auch die vortrefflichste Frau, die mir je begegnet ist ... Für den Augenblick setze ich mich wieder an meine Arbeit, ohne mich im geringsten darum zu kümmern, was für ein Resultat sie haben wird — ohne Freude an ihr und ohne Hoffnung auf künftige Freude, aber in dem Glauben, daß mir wieder das und jenes an Fra Angelico verständlich geworden ist, was mir verloren gegangen war und was mir jetzt schwerlich je wieder verloren gehen wird.

Sie haben mir auch nicht wenig geholfen, und ich fühle mich nun nicht mehr einsam, wo ich Sie auf der anderen Seite des Atlantischen Ozeans weiß und Rosie und ihre Mutter am Mittelmeer, alle mir herzlich zugetan, und so sieht es wohl momentan nicht aus, als ob es mit mir ein Ende mit Schrecken nehmen würde. Meine Antworten auf Ihre Briefe sind doch jetzt viel netter als sonst, nicht wahr?

Das wäre denn ein Skriptum — über mich selbst und über nichts anderes. Wo ich nur die Kourage hernehme, es abzuschicken? Aber Sie wissen, Sie haben mich einmal gebeten, Ihnen eine Art Rechenschaftsbericht über die Dinge abzulegen, die mich zu dem gemacht haben, „was ich bin", wie Sie sich auszudrücken beliebten; das will zur Zeit sagen: ein völlig ratloser, hilfloser, von allem angewiderter alter Herr.

Was nun die Dinge angeht, die Einfluß auf mich gehabt haben, so glaube ich, daß harte Arbeit, Liebe zur Gerechtigkeit und zur Schönheit, meine Gut-

* Erste Erwähnung von Rose La Touche.

herzigkeit und große Eitelkeit mich zu dem gemacht haben, was sich überhaupt aus mir hat machen lassen. Mein Herz ist mir vor unvordenklichen Zeiten zerbrochen worden, als ich ein Knabe war — dann ist's repariert, dann wieder rissig geworden, dann hat man darauf herumgehämmert, es in alten Winkeln umhergestoßen und zuletzt, wie mir vorkommt, es wieder hübsch glatt gemacht. Was ich von Erziehung mein nenne, das habe ich mir so auf Nebenwegen aufgelesen, und wenig genug ist es. Im ganzen genommen ist wohl so wenig in mich hineingetan und so wenig aus mir herausgeholt worden, wie es unter allen Umständen zu gehen pflegt. Ja, hätte mich mein Vater als seinen Buchhalter mit in sein Geschäft genommen, so wäre ich vielleicht jetzt auf dem besten Wege, ein respektabler Nationalökonom à la Ricardo oder Mill zu werden — da man mir aber jede Freiheit ließ, ich nach Laune arbeiten oder reisen konnte, so habe ich gewiß von allem Verkehrten das Verkehrteste gewählt. Ich hätte selbst kein Wort schreiben, nur, so viel er's zulassen wollte, Turner zu Diensten sein sollen; ich hätte jedes Wort, das er fallen ließ, notieren sollen und zeichnen sollen, wie ums liebe Brot. Dann wäre ich vielleicht in meinem jetzigen Lebensalter ein tüchtiger Maler, ein leidlicher Musiker, ein gründlicher Kenner der Kunstliteratur, und außerdem noch gesund. So wie die Sache liegt, habe ich ein paar Bücher zweiten Ranges geschrieben, um die sich kein Mensch kümmert, ich kann nicht malen, ich kann weder spielen noch singen, ich kann nicht reiten, ich bin immer weniger gut zu Fuß, ich kann nichts vertragen. Und ich kann's nicht ändern. — Da haben Sie's! Gott befohlen! Die besten Grüße an Ihre Mutter und Ihre Schwestern.

Stets Ihr herzlich ergebener J. Ruskin.

Lieber Norton! [Holyhead] 16. August 1861.

Froh, im Innersten froh haben mich Ihre Briefe wieder gemacht — wenn ich sie auch nicht beantworte; denn ich weiß, wenn ich's täte, müßte ich Sie betrüben. Ihren letzten Brief muß ich aber beantworten, wenn auch nur, um zu sagen, daß ich unmöglich nach Amerika kommen kann. Das eine, was mir not tut, scheint für den Augenblick Ruhe zu sein, und daß ich imstande wäre, con amore einen Zweig der Naturgeschichte oder einer andern friedlichen Wissenschaft zu verfolgen. Nicht daß die Naturgeschichte im eigentlichen Verstande friedlich wäre, sie ist fürchterlich. Die Abgründe von Leben und Qual, die sie eröffnet, von diabolischer Erfindungskraft, mitleidloser Verwerfung, unumstößlichem Wechsel, unendlicher Verachtung, endlosem Vorwärtsschreiten, die unübersehbare Stufenfolge der Geschöpfe, die einander unverständlich sind, jedes einzelne wichtig in seinen eigenen Augen, und ein Sandkorn in denen seines Schöpfers — es macht mich über jedes Wort hinaus schwindlig und unselig, aber es ist besser als die Anspannung und das Elend des Arbeitens für irgend etwas aus der Menschenwelt.

Es ist vorläufig für mich verlorene Mühe, zu sprechen oder sprechen zu

hören. Was darüber zum Guten gesagt werden kann, habe ich zum großen Teil mit Aufmerksamkeit gehört und erwogen — der mich am meisten tröstet, ist Sokrates. Ist das nicht ein herrliches Stückchen Antimaterialismus, das beinahe alles zusammenfaßt, was gesagt werden kann: „Da dir bewußt ist, daß du von Erde nur ein kleines Teil in deinem Körper hast, deren es doch viel gibt, und von Feuchtem nur ein wenig, dessen es doch viel gibt, glaubst du, daß du allein einem glücklichen Zufall zufolge die Vernunft aufgerafft hast, die sonst nirgends zu finden sei? Und daß diese unendliche und unzählbare Häufung von Dingen durch ein Etwas in Ordnung gehalten wird, das der Vernunft entbehrt?" (Memorabilien I, 4.)

Das ist alles recht gut, aber die Entdeckung ist mir so fürchterlich, wie Gott zulassen konnte, daß alle, die ihn auf mancherlei Art mit soviel Ernst gesucht haben, in Blindheit verfielen — wie Puritaner — Mönch — Brahmine — Kirchengläubiger — Türke — wie das alles nur Namen sind für verschiedene Arten des Wahnsinns und der Unwissenheit, wie am letzten Ende nichts sich durchsetzt als unablässige, weltlich-kluge Arbeit — ohne Hast — entschlossen — furchtlos — voll animalischen Lebens — gütig — mitleidvoll. — Ich glaube, ich sehe jetzt vor mir, wie man leben sollte, aber mein eigenes Leben ist verloren — vorüber. Ich schaute nach einer anderen Welt aus und sehe, daß nur diese hier da ist, und diese hier ist nicht mehr mein: was ich an Botschaft gebracht habe, ist alles falsch, muß alles noch einmal gesagt werden in anderer Weise und ist, wenn es so gesagt wird, fast zu furchtbar, um dienlich zu sein. Für den Augenblick bin ich totenstill. Unsere Prediger machen mich rasend vor Verachtung, wenn ich je ein Wort von ihnen lese oder ihnen zuhöre; unsere Politiker rasend vor Empörung. Ich kann zu den einen so wenig sprechen, wie zu den Clowns in einer schlechten Pantomime, zu den andern so wenig wie zu den Eidechsen im Sumpf. Ich treibe Geologie, Griechisch — mühselig — geduldig — beides ohne Lust; ich versuche, schreiben zu lernen und meine Feder ordentlich zu halten — ich lese vergleichende Anatomie und sammle mit Abscheu Mollusken.

Ich war fast zwei Monate in Boulogne. Ich ging auf den Makrelenfang und sah die Fische glitzern und anbeißen und den weißen Gischt der See bei Nacht. Ich lernte, wie man einen französischen Lugger führt, und zuletzt ließ mich ein guter Steuermann allein auf Deck am Steuerruder mitten im Kanal, alle Segel gehißt und bei steifer Brise. Es war ein stolzes Gefühl, aber es wäre, unter uns gesagt, noch stolzer gewesen etwas näher am Ufer — aber ich mache Fortschritte; wenn ich nur nicht zu schwach werde, das Steuerruder zu halten, denn ich kann nichts vertragen. Dann ging ich nach Wales, aber die Berge und die Moore machten mich melancholisch — hoffnungslos melancholisch. Hierher bin ich gekommen, um womöglich noch ein paar stürmische Segelfahrten mitzumachen — dann gehe ich auf ein paar Tage nach Irland ... Dann gehe ich direkt nach der

Schweiz in die fallenden Blätter hinein, und was ich dann noch machen werde, weiß ich nicht. Nun haben Sie genug von mir ... Es ist ja schön, daß Sie den Krieg hoffnungsvoll beurteilen. Er interessiert mich nicht mehr wie ein Scharmützel zwischen schwarzen und roten Ameisen. Soviel ist mir klar geworden, was kommt es darauf an, ob die Leute frei sind oder nicht, solange sie nicht verstehen, als freie Leute sich einen Herrn zu wählen.

Bitte, schreiben Sie mir poste restante nach Interlaken, Schweiz. Ich hoffe, etwas über die Formation der Jungfrau herauszufinden, wenn der Schnee nicht zu zeitig kommt und meine armen zweiundvierzig Jahre alten Füße mich noch nicht ganz im Stich lassen.

Stets herzlichst Ihr J. Ruskin.

14. Mai 1862.

... Ich habe dies Blatt noch zurückbehalten, weil ich hoffte, Ihnen noch irgend etwas Erfreulicheres von mir sagen zu können, aber mir begegnet nicht viel derart. Morgen verlasse ich England und gehe nach der Schweiz; aber ob ich nun in der Schweiz oder wo sonst bleibe, nach England werde ich selten zurückkehren. Ich muß eine Heimat finden — oder wenigstens den Schatten eines Daches, das mir gehört, irgendwo in der Welt. Hier gewiß nicht.

Möge jegliches Glück Sie und die Ihrigen begleiten.

Stets herzlichst Ihr J. Ruskin.

Mein teuerster Norton! Morney, 10. März 1863.

Ich will Dir von jetzt ab diese Nachsilbe zukommen lassen, sonst hat sie nur noch mein Vater, meine Mutter und mein Liebling Rosie, der ich wegen der Stelle, wo Du es ablehnst, mich als Heiligen anzusehen, Deinen Brief schicken will. Sie hat mich vor Zeiten einmal heilig gesprochen,* trauert aber über meinen gegenwärtigen Seelenzustand, den sie, der Himmel weiß wie, entdeckt hat. Ich will ihr Deinen Brief schicken, sie soll sehen, daß Leute mich doch noch lieb haben können, wenn sie mir auch keine geweihten Kerzen stiften (nicht daß sie jemals viele zu meinen Ehren verbrannt hat oder verbrennen wird), denn sie hat mich bitterlich gescholten und sagt: „Wie könnte man dich liebhaben, wenn du ein Heide wärest?"

Sie war ein wunderbares, kleines Ding, als sie jünger war, aber — und dies ist eine von meinen Kümmernissen — es trat eine gewisse Überreizung des Gehirns ein, die zeitweise Bewußtlosigkeit zur Folge hatte, und jetzt scheint sie oft nicht ganz sie selbst und fast wie im Traum. Ich habe sie ein ganzes Jahr nicht gesehen und werde sie wohl noch manches Jahr nicht sehen. (Wenn ich noch viele Jahre zu leben haben sollte, was nicht sehr wahr-

* Unter dem vielsagenden Kinderstubennamen St. Crumpet.

scheinlich ist.) Aber es geht mir etwas besser, und die Stille hier weckt vielleicht wieder eine Spur von Lebenskraft ...

Lieber Norton! (Denmark Hill), 29. Juli 1863.

Ich antworte auf Deine freundlichen Zeilen sofort — heute.* Wie gern würde ich mich mit Dir freuen, wenn ich mich überhaupt noch an etwas freuen könnte; aber die Welt ist mir viel zu fürchterlich in ihrem Aspekt, als daß ich selbst an dem Besten, was hier geschehen kann, noch Freude empfinden könnte. Daß ein Kind geboren wird — und sei es selbst meinem Freunde — kann mich nicht trösten über die edlen Seelen weiser Männer, die tagtäglich hingeschlachtet werden durch seine Torheiten und durch die meinigen.

Ich habe kurze Zeit ein Tagebuch für Dich geführt, aber als ich es durchlas, ekelte mir davor, und ich habe es verbrannt. Ich fühle mich immer noch sehr angegriffen, und ich bin hin und hergerissen zwischen dem Verlangen nach Ruhe und lieblichem Leben und dem Bewußtsein, daß ein grauenvoller Ruf menschlichen Verbrechens nach Abwehr und menschlichen Elends nach Hülfe ergeht — mir klingt es wie die Stimme eines Blutstroms, der auch mich wehrlos hinabreißen muß mitten in die dunkeln Knäuel, mit denen er treibt. Was zu tun ist, weiß ich nicht — auch nicht, ob sterben das einzige ist, was zu tun übrigbleibt. Ich hätte Dir geschrieben, aber was hilft es, von mir sprechen — zu Dir sprechen in dem blinden, lieblichen, glückseligen Blumen- und Vogelleben, das Du jetzt lebst. Ich möchte es nur zu gern unangetastet lassen (soweit nicht diese kurzen Zeilen dem schon entgegenstehen), aber mich daran teilhaben lassen das kannst Du nicht.

Stets herzlichst Dein J. Ruskin.

Mein lieber Norton! Ambleside, 8. August 1867.

Ich habe mich sehr über Deinen Brief gefreut ... Ich möchte ein Wort über die Turners sagen** und danke Dir für alles Freundliche, das Du daran anknüpfst — aber in Wirklichkeit bestand die einzige „Freundlichkeit" meinerseits darin, daß ich Dir sozusagen die richtigen Einkaufsbedingungen von vor zehn Jahren verschafft habe. Ich wünschte, ich hätte das Vergnügen zu schenken; alle meine Kunstschätze sind jetzt für mich nutzlos, höchstens, daß ich noch auf sie Bezug nehmen kann; alles, was Kunst heißt, ist jetzt für mich so schmerzlich, und die Geschichte Turners und all der Gelegenheiten, sein Werk zu retten, die ich versäumt habe, ist, sobald ich sie mir durch den Sinn gehen lasse, eine Qual ohne Ende.

---

* Anspielung auf Ruskins Devise „To-day", die er der Devise seines Vaters: „Age quod agis" zugefügt hatte.

** Einige Stiche aus dem Liber Studiorum und ein paar Bleistiftzeichnungen. C. E. Norton.

Was ich aber sagen wollte, ist dies: Deine amerikanischen Freunde, selbst die besten Kunstkenner unter ihnen, werden sich vielleicht sehr von dem Liber Studiorum enttäuscht fühlen; denn der Adel dieser Zeichnungen liegt weniger in dem, was in ihnen *getan* ist, als in dem, was *nicht* in ihnen getan ist. Jeder beliebige Anfänger, der sie zum ersten Male sähe, würde sagen: „Sonderbar, ich kann Bäume besser zeichnen — Figuren — Felsen — alles besser zeichnen." „Ja — und das Daguerreotyp — um dabei zu bleiben — noch besser als *du*", so lautet die erste Antwort. Die endgültige Antwort aber zu geben — zu zeigen, wie jeder Zug auf diesen Platten zu allen anderen in Beziehung steht und sich nicht eigensüchtig in einsiedlerischer Tugend zurückziehen darf, wie er vielmehr nur Wert hat im Zusammenhang mit allen den anderen, in diesem Zusammenhang aber *unendlichen* und unerreichbaren Wert — und zu zeigen, wie jeder dieser Entwürfe durch allerlei seltsame Fahnen und Fibern des Geistes mit dem Pathos und der Geschichte dieses alten englischen Landes, auf dem wir stehen, verbunden ist und auf der anderen Seite mit der Geschichte des europäischen Geistes von der Mythenbildung der frühesten Zeit bis herab zum modernen Rationalismus oder Ir-Rationalismus — all *dies* zu zeigen — und das hatte ich in meinem Schlußwerke versuchen wollen — — aber lange vor dem Schluß fühlte ich, daß das unmöglich sei — und das Geheimnis, das über dem allen waltet — die Gottesschöpfung dieses großen Geistes und das Martyrium, das auf ihm lag, und wie das alles so nutzlos ist auf ewige Zeiten hinaus, soweit menschliche Augen sehen, oder menschliche Gedanken wandern können. — Von alledem ist es am besten zu schweigen.

Ich ruhe mich hier an den Seen aus und versuche, meinen Körper wieder etwas in Zug zu bringen. Ich stelle entschieden in Abrede, daß (trotz aller Schmerzen) mein Geist irgend einer Aufhülfe bedürfte. Und gestern bin ich den Helvellyn hinaufgestiegen und vorgestern den Skiddaw (und bin außerdem gestern 12 englische Meilen gegangen) — beide Berge sind 3000 Fuß hoch — so scheint doch noch etwas Leben in dem dürren Ast zu sein.

Alles, was Du über die Religion sagst, ist wahr und richtig. Aber die vernichtende Frage lautet für mich: was dann? Oder gibt es überhaupt ein Dann? so daß ich darin keine Hülfe finde, nur immer tieferes Staunen und Erschrecken.

Noch ein Wort über Turner. Das Werk jedes großen Mannes (und *seines* im höchsten Maße) ist, wie Du weißt, ein Insichaufnehmen der Natur, ein Umwandlungsprozeß, der glorreiches *Menschliches Fleisch* aus ihr bildet. Alle meine grundlegende Arbeit in den „Modernen Malern" bestand darin, zu zeigen, daß man *die Natur* haben müsse, daß man sie *aufnehmen* und *auflösen* müsse — nicht Kalk und Wasser statt Milch . . .

Stets in herzlicher Freundschaft J. Ruskin.

Mein teuerſter Charles! Verona, 21. Juni 1869.

Erinnerſt Du Dich jener Zeile aus dem Horaz über den Odyſſeus: „Adversis rerum immersabilis undis“? Ich kenne keine Stelle aus einem Buche, die mir ſo oft geholfen hätte wie dieſe; wie ſeltſam aber daneben das Ende des Odyſſeus bei Dante. Ich weiß nicht mit Beſtimmtheit, ob Dante den Horaz überhaupt gekannt hat, und es ſcheint mir ſo merkwürdig, daß er ſich in vollſten Widerſpruch zu Horaz geſetzt hat mit dem geheimnisvollen Tode des Odyſſeus. „In fin che'l mar fu sopra noi richiuso.“ Nichts Melancholiſcheres im ganzen Dante — als dieſe Stelle — für mich.

Ich wollte, ich könnte für einen Augenblick das Gefühl, das ich habe, auf Dich übertragen — als ſegelte ich auf einſamer See, und Du ſchriebſt mir aus weiter Ferne Dinge, die ſo ſehr praktiſch ſind und hochwichtig ſein mögen — vom Ufer aus. An denen mir natürlich viel liegen ſollte und die ich alle in beſter Ordnung zurücklaſſen ſollte — fin che'l mar sia sopra me richiuso. Aber es liegt mir nichts an ihnen ...

Mein teuerſter Charles! Denmark Hill, 21. September 1869.

— ... Ja, dieſe republikaniſche Donnerſtimme iſt fürchterlich. Fühlſt Du niemals, wenn Du ſie hörſt, wie vieles von dem, was vor allem andern die wahre Freiheit zerſtört, von jenen ausgegangen iſt, die ſich zuerſt zu Führern der neuen Leidenſchaft aufwarfen, als ſie anſtatt der „Gerechtigkeit“ die „Freiheit“ anriefen?

Vermenge nicht, wenn Du etwas „Nationalökonomiſches“ von mir lieſt, das was ich über die „Regierung“ hinzufüge, mit der Wiſſenſchaft ſelbſt. Es iſt ein Hauptpunkt der Volkswirtſchaftslehre, daß ein Haus in Ordnung gehalten werden muß. Ob das aber am beſten durch einen Hausherrn oder durch das Für und Wider und die Abſtimmung der Handlanger geſchieht, das mag fraglich bleiben. Zweifle meine Schlüſſe an, ſoviel Du magſt; aber trenne ſie ſtets von den Tatſachen, auf die ſie ſich ſtützen. Ich erhebe den Anſpruch, die Prinzipien der Wiſſenſchaft feſtgeſtellt zu haben, nicht die letzten Ergebniſſe, zu denen ſie führen können.

Und weiter: vermenge nicht meinen ſpiritualiſtiſchen Platonismus mit meinen volkswirtſchaftlichen Abſtraktionen. Es iſt nicht Platonismus, ſondern ein mathematiſches Axiom, daß eine Linie Länge ohne Breite iſt. Und es iſt ebenſowenig Platonismus, ſondern ein nationalökonomiſches Axiom, daß Reichtum das bedeutet, was zum Leben dient.

Weit ab davon, Dingen nachgehen zu wollen, die nicht da ſind, iſt es vielmehr eine der Hauptaufgaben von Munera Pulveris* zu zeigen, daß Reichtum, wie er gegenwärtig zuſammengebracht wird, ein *εἴδωλον* — ein Hirngeſpinſt iſt und nachzuweiſen, worin ſein eigentliches Weſen liegt und worin nicht.

* Volkswirtſchaftliche Abhandlungen.

Ich habe £ 50000.
Was bedeutet £?
Ich habe nicht £ 50000.

Noch könnte ich sie haben, wenn alle die, die Geld zu haben glauben, ihr Geld zu gleicher Zeit mit mir einfordern wollten. Was ich in Wahrheit habe, sind 50000 Möglichkeiten zu — — ein ganz unsicherer Besitzstand, der völlig von anderer Leute Laune und Armut abhängt. Denn wenn jedermann fünfzigtausend Pfund hätte, dann würde jedermann genau so hülflos sein, wie wenn er nichts hätte.

Bedenke ferner den großen Unterschied im folgenden —: Alle herkömmliche Nationalökonomie ist an den Satz gebunden: „Der Mensch ist ein Raubtier." (So und mit diesen Worten hat es Mr. Mill auf einer sozialwissenschaftlichen Versammlung hingestellt.) Meine Nationalökonomie gründet sich auf das Axiom: „Der Mensch ist ein Tier, dessen physische Kraft abhängt von seinen sozialen Instinkten der Treue und der Liebe."

Welcher von diesen beiden Sätzen erscheint Dir als Theorie und welcher als Tatsache?

Stets Dein (theoretisch und platonisch) „Dich liebender" J. Ruskin.

(Denmark Hill), 4. Januar 1872.

Ich bin seit Anfang dieses Jahres schwach und niedergedrückt gewesen, noch über mein gewöhnliches Maß hinaus, so daß ich Dir nicht schreiben konnte. Eine der Ursachen für diese Niedergeschlagenheit ist zweifellos die Gewißheit, daß ich von jetzt ab eine Brille tragen muß. Viel aber liegt auch in dem Gefühl, daß mir die unendliche Liebe, die meine Mutter für mich hatte, genommen ist, und in dem tiefen Mitleid mit mir selbst um dies Erlöschen* ...

Diese Friedrich-Münze entzückt mich sehr, und feierlichst und von ganzem Herzen erkläre ich, daß ich sie dem Herkules vorziehe. Ich würde sogar mein eigenes Profil dem griechischen Herkules vorziehen, obgleich das meine die verhängnisvollsten Spuren von Torheit, Unentschlossenheit und Krankhaftigkeit zeigt. Aber Friedrich der Große und ich, wir haben beide so ziemlich die schlechteste Erziehung erhalten, die für Geld zu haben ist, sind beide durch harte Zeiten hindurchgegangen, die uns zum Teil unterbekommen haben — denn keiner von uns beiden, war vom edelsten Metall, ich schon gewiß nicht; daran hätte auch die beste Erziehung nichts geändert. Eine der possierlichsten Sachen in Deinem letzten Briefe ist übrigens, daß Du auf Deiner Suche nach üblen Beiwörtern für Friedrich auf den „Ungeselligen" verfallen bist. Und doch liebst Du mich!

Um aber einen so unverschämten Vergleich nicht weiterzuführen, nimm nur das eine Beispiel von Friedrichs Sinnesart in häuslichen und sittlichen Dingen,

* Mrs. Ruskin starb hochbetagt im Dezember 1871.

daß, nachdem er in Gefahr des Todes geschwebt hatte nach dem Beschluß — fast nach dem Urteilsspruch — eines geistig nicht ganz normalen Vaters, er diesen doch nirgends anklagt, sondern ihn in allen Stücken rechtfertigt und augenscheinlich diesen Vater sein Leben lang verehrt.

Pisa, 9. April 1874.

... Ich habe es immer für genau so unrecht von Dir gehalten, daß Du Dein Leben in Amerika verlebst, wie Du es unrecht von mir findest, daß ich es über Fors Clavigera bis zu seinem letzten Ausgang verbringe — vielleicht urteilt jeder von uns am richtigsten für den anderen. Wie wär's, wenn wir beide unsere verwünschten Länder liegen ließen? Mögen sie in Frieden ihre eigenen Wege gehen, wir wollen indessen zusammen reisen und hausen, wo es uns am wohlsten ist und vor Christi Geburt leben — oder im 13. Jahrhundert. Ich will malen, Du sollst schreiben, und keiner von uns beiden wird für den andern zu übermütig sein, und jeder wird ein Stärkerer sein um des anderen willen. Das scheint mir ein wunderhübscher Plan — und ab und zu wollen wir uns aufmachen und in Venedig mit R. B. ein Symposion abhalten.

Inzwischen kann ich Dir nicht die leiseste Hilfe zukommen lassen, was Athen betrifft. Ich habe meine griechischen Studien aufgeben müssen. Vita brevis. Dazu gehört ein besserer Gelehrter und ein jüngeres Leben. Ich will in Italien nach Kräften zeichnen und um Christi Willen noch ein paar Worte gegen Philosophen und Radikale sagen, wenn ich es noch kann, für Athena aber kann ich weiter nichts tun. ... Ich schreibe in dem Gasthofe, in dem wir 1870 zusammen waren. Ich habe bitter unrecht getan, daß ich La Spina und die alten Quais am Fluß damals nicht gezeichnet habe. Wollen wir nicht den vaterlandsflüchtigen Plan lieber gleich in Ordnung bringen? Ich will bald wieder aus Assisi oder aus Palermo schreiben.

Assisi, 20. Juni 1874. (Albergo del Leone).

Heut trafen mich Deine lieben Zeilen, nachdem ich mich ein bißchen in Rom umhergetrieben habe. Ich freue mich sehr darüber, besonders daß Du an Griechenland denkst. Aber ich kann jetzt nur noch an bequeme Orte gehen, so sehr hat mein allzu luxuriöses Leben mich verdorben — und ich weiß nicht, was für Arbeit in den nächsten Jahren noch vor mir liegt. Nicht nur, daß ich meine Tage hier nicht in Frieden verbringe, wie Du annimmst, nein, sie vergehen in sich täglich steigernder Wut und täglich zunehmender Gewißheit, daß „Fors", nicht Malen eben jetzt meine Arbeit ist. Aber „Fors" in der Tat, nicht in Worten.

Wie Du mit aller der Weichheit, die in Dir ist, mit offenen Augen zusehen kannst, wie diese Leute untergehen, und doch jedem Geiger zurufen kannst, daß er weitergeigen soll und jedem Maler, daß er weitermalen soll, als ob es noch Augen gäbe, die sehen können, und Ohren, die hören können, das

ist für mich das Staunenswerteste unter all den staunenswerten Dingen, die mich in meiner Arbeit so in die Einsamkeit führen oder schlimmer als das — die mich zwingen, bei jedem Stein, den ich lege, die immer länger werdende Kette des Tadels meiner Freunde nachzuschleppen.

Merke Dir das Datum dieses Briefes — Du sollst eine Abschrift von dem bekommen, was ich heut morgen in der Zelle des Sakristans geschrieben habe — es wird Dich interessieren. Ich will an Burgeß schreiben. J. R.

Mein liebster Charles! Brantwood, Coniston, 25. März 1875.

Ich war so froh Deine Handschrift zu sehen, ich hatte mich Deinetwegen schon beunruhigt, und bei allem, was mir daran widerwärtig ist, ist mir doch Dein Brief in einer Beziehung erfreulicher als mancher andere — er zeigt, wie sehr Du Dich danach sehnst, in unser altes Land zurückzukehren. Daß Du und ich mit unsrem Einblick in die Dinge und mit unsrem guten Willen, den Menschen zu helfen, beide zur Sparsamkeit gezwungen sein müssen (ich habe seit Jahren keinen Turner gekauft, und fortwährend entgehen mir die herrlichsten Manuskripte) — während jeder Schuft mit glatter Zunge und kühlem Kopf seine £ 100000 im Jahre verdient, das ist auch einer der Gründe, weswegen ich über Nationalökonomie und nicht über Kunst schreibe — vergebliches Bemühen, in unserer Zeit dies letztere zu tun, bei uns zulande wie bei Euch.

Nichts aber würde mich zu Boden werfen, wenn nicht diese Plage der Dunkelheit und der verheerenden Winde wäre — unablässig — furchtbar — ich bin oft wie unter dem Gefühl begraben, daß Natur und Himmel versagen, wie die Menschen.

Auch bin ich dies ganze Frühjahr hindurch außergewöhnlich schwach und elend gewesen und muß mir viele Dinge zur Warnung dienen und ein paar der Lieblingsbesitztümer meiner Hoffnung fahren lassen. Aber viele Dinge sind für mich vorüber, für immer. Die Jahre fangen an, sich in dem verhängnisvollen Sinne zu melden, daß keine Zeit mehr da ist, um etwas noch einmal zu versuchen.

Ich wollte Dir gleich an dem Tage, an dem ich Deinen Brief bekam, antworten aber mein Kopf ist zu wirr, ich kann nicht mehr schreiben.

Stets herzlichst Dein J. R.

Teuerster Charles! Brantwood, Coniston, Lancashire, 15. Juli 1875.

Ich habe nicht geschrieben, weil dieser Tod*, wie Du so gut begreifst, so

* Zwei Monate nach dem vorhergehenden Briefe starb Rose La Touche, der Ruskins Liebe so viele Jahre gehört hatte. Ausführlich bei Charlotte Broicher, John Ruskin und sein Werk. Teil III.

vieles aus meinem früheren Leben in tote Last verwandelt hat, so daß es mir zumute ist, wie damals nach meiner Krankheit in Matlock, als ob ich Blei in den Gliedern hätte — geistig und körperlich.... Auch hat meine Arbeit jetzt mit einem Male und bei allem, was ich vorhabe, die Gestalt eines Vermächtnisses angenommen, und ich sehe alte Notizen und Zeichnungen und dergleichen durch und bin mein eigener Testamentsvollstrecker, soviel ich kann ... und ich schreibe, so gut es gehen will, ein paar Dinge auf, die ich gern noch sagen möchte vór meinem Ende — nicht daß ich gerade bestimmt an das Ende denke; und dem Publikum gegenüber halte ich meinen Kopf über Wasser, als ob ich keinen Krampf hätte, bis jetzt habe ich es wenigstens, so viel ich weiß, getan....

Cowley, 14. November 1875.

... Ihr könnt nicht in Amerika jene Formen geistigen Ausruhens haben, jenes besänftigte Rückdenken an einen Kummer, der fernab liegt und nicht unser eigener ist, wie wir dies so gut tun können in unseren alten Ländern. Was ist doch für einen Mann von Deinem Schlage ein Wandern an unsern Flußufern bei Bolton oder Furneß oder im Kreuzgang von Vallambrosa oder in der Chartreuse, und was dagegen dies nüchterne Fallenlassen der schweren Arbeit in Eurem neuen Lande! Komm wieder zu uns ... Laß uns in Italien eine stille Zeit verleben, sobald die Tage länger werden, im nächsten Jahr. Was kann ein Bild weniger für mich bedeuten? Oder eine Ziffer weniger auf meinem Konto? Wir wollen ein paar hübsche Zimmer in Florenz oder in Venedig nehmen — und wir wollen miteinander sparsam leben und miteinander denken — und miteinander lernen — und vielleicht — sogar ein wenig miteinander hoffen, ehe wir sterben ...

Liebster Charles! 8. Januar 1876.

Damit ich den Dampfer nicht versäume, beantworte ich Deinen ach so freundlichen Brief umgehend — freilich nur mit einem Wort.

Ich bin sehr dankbar für Deine Warnung,* und ich kann sie brauchen, denn die Formen, in denen sich mir diese Störungen darbieten, und das nicht nur in Broadlands, spotten fast der Forschung, auch weißt du, daß das Mittelalter für mich das einzige Zeitalter ist; der Glaube des Angelico schuf die besten Werke. Daran halte ich fest als an einer bewiesenen Tatsache. Alle moderne Wissenschaft und Philosophie bringt Fehlgeburten hervor. Jener wundergläubige Glaube zeitigte gute Frucht — die beste, die die Welt bis zur Stunde gesehen hat ...

Stets Dein treuer J. R.

* Diese Warnungen Nortons bezogen sich auf die gefährliche Hinneigung Ruskins zum Spiritismus, die von gewisser Seite genährt wurde.

... Ich bin aufs festeste davon durchdrungen, wenn der Heilige Ludwig, der Heilige Franziskus oder der Heilige Hugo von Lincoln hier bei mir in meiner Stube wären, so würden sie mir mit derselben Bestimmtheit, mit der John Simon mir die Krankheit eines Muskels auseinandersetzt, sagen, daß es lediglich Schuld meiner Begierden, meiner Trägheit und meiner Eitelkeit sei, wenn ich von den Dingen nichts weiß, die sie ihrerzeit wußten, und wollte ich mir ein Leben erwählen, wie sie es gelebt haben, so würde auch ich erfahren, was sie erfuhren.

Daß ich hiervon so unerschütterlich überzeugt bin und doch die bestimmte Verpflichtung fühle, die seltene Fähigkeit der Analyse und der Demonstration, die ich besitze, zu pflegen, nicht aber die Anlage zum Enthusiasmus auszubilden, die ich mit so vielen teile, wird meinen Schriften in Zukunft eine sehr eigentümliche Färbung geben. Falls es mir überhaupt vergönnt ist, irgend etwas von dem fertigzustellen, was mir vorschwebt. Ich habe heut die ersten Kapitel der „Laws of Fesole" in Druck gegeben — und die zweite Platte bekommen. Hier eine kleine überflüssige Studie zur fünften Platte, die Dir vielleicht Spaß macht.

Ich habe neulich wieder Deine Vita Nuova* in der Hand gehabt. Ob Du ihm auch wohl gesagt haben würdest, als er noch da war, „daß alles, was seine Ruhe störe, ihm schädlich sei?" Es scheint beinahe, ich mache Dir den Eindruck eines Ratsherrn nach dem Mittagessen. Bei alledem hast Du gar nicht so unrecht, und Ruhe nach dem Essen ist sehr gut für mich.

Teuerster Charles! Herne Hill, Dienstag (23. Juli 1878).

Ich habe Deinen letzten Brief nicht gelesen! Aber ich kann jetzt wenigstens soweit darauf antworten, um Dir mit einiger Sicherheit zu sagen, daß ich meine verwirrten Sinne wiederbekommen habe, so weit sie sich überhaupt zusammenbekommen lassen, und daß ich für den Augenblick das Tor fest zugemacht habe, aus dem sie entschlüpft waren, und daß sie alle hübsch ruhig sind und sehr beschämt, und so hoffe ich denn das beste für sie.

Die Ärzte sagen, es war Überarbeitung und Kummer, was zum Teil wahr ist, zum Teil nicht. Bloße Überarbeitung und Kummer hätten mich unter die Erde bringen können, aber sie hätten mich nicht um den Verstand gebracht. Ich verlor den Verstand um die Heilige Ursula und die anderen Heiligen — zumeist junge Mädchen-Heilige — und ich glaube eigentlich, ich habe Fors Atropos, die weniger hübsche, beleidigt, bis sie ungeduldig wurde. Aber die Ärzte wissen nichts, weder von St. Ursula, noch von St. Katharina, noch von St. Lachesis — und auch sonst nicht viel Wissenswertes ...

---

* Norton, der Danteforscher, gab die Vita Nuova heraus.

Mein teuerſter Charles, Brantwood, 26. April 1881.

... In Wirklichkeit aber waren dieſe Krankheiten, die ich durchgemacht habe, überhaupt nicht die Folge allgemeiner Überarbeitung, ſondern einer Überreizung, die ſich auf beſtimmte Gebiete meiner Arbeit bezog und die gerade im Frühjahr auftritt, wenn mit dem Saft der Bäume das Blut ſich zu regen beginnt. Das erſte Mal war es ein tiefes Nachſinnen über die Heilige Urſula, und in dieſem Jahr kam es, weil ich zu Neujahr mit den Dienſtboten die Frühandacht wieder aufgenommen hatte — und jeden Morgen zwei kleine Kollekten ſchrieb — eine über ein Stückchen Evangelium und eine über einen Pſalm. Sie ſind mindeſtens ſo vernünftig wie die meiſten Gebete; allmählich aber drängte ſich meine Selbſtiſchkeit — das Element, vor dem Du mich bei Fors gewarnt haſt, ein — und nach einer langen Meditation über das Werk der „anderen Siebenzig" (Lukas 10, im Anfang) und über die ſpäteren Taten der Apoſtel, wurden meine eigenen abendlichen Gedanken zu einem anhaltenden Verſuch, ob ich nicht Roſies abgeſchiedene Seele an meine Seite ziehen könne, wenn ſchon nicht ihren Leib....

Stets Dein getreueſter J. R.

Mein liebſter Charles, Sallanches, 11. September 1882.

Ich denke hier ſehr viel an Dich und an andere Leute, die nicht hier ſind, und die man doch nicht darum ſchelten kann, daß ſie an einem anderen Orte ſind.

Ich habe heute verſucht, die Ausſicht zu zeichnen, die ich Dir damals zeigte mit dem fichtenbewachſenen Felsrücken zwiſchen uns und dem Mont Blanc. Aber ich konnte den Felsrücken nicht zeichnen, und da war kein Mont Blanc, ſo wenig als Du ſelbſt da warſt, denn es iſt nun einmal ſo, der Mont Blanc, den wir kannten, der iſt nicht mehr da. All ſein Schnee iſt verſchwunden, die unteren Felſen liegen bloß, der Überſchwang an Licht, die Fülle der Macht, die Ewigkeit ſeines Seins, alles iſt von ihm gegangen — ſelbſt ſeine Reinheit — denn der ſich verzehrende, tauende Schnee ſcheint grau neben den von friſchem Froſt gewundenen Kränzen eben niederfallender Wolken, die wir in jenem Morgenlichte ſahen — wieviele Morgen iſt das her? Trauervoll und ſeltſam ohne gleichen, wie ſeine Glorie ohne gleichen war. Aber keiner betrübt ſich darum, nur ich, und Du, Du würdeſt Dich darum betrüben.... Und wie die Gletſcher, ſo auch die Sonne, die unſere Sonne war!...

Ich kann jetzt, leider, nicht hinauf zu meinem Lieblingsfeld von Gentianen unter den Aiguille de Varens, aber die alten Herbſtgentianen ſind noch immer auf den Matten der Dôle zu finden. Auch die Rhone fließt noch wie ehedem, aber man wird ſie bei Genf gewiß bald überbrücken und ſtatt deſſen eine „Eſplanade" aufbauen. Das würde dann eine echte Cloaca Maxima ſein, würdig des modernen Fortſchritts in den „ſimetiſchen Künſten."

Ich gehe Mittwoch nach Genf zurück, und dann nach Piſa und Lucca —

eine Zeile nach Lucca würde mich zu Anfang Oktober sicher dort treffen und sollte neben der Ilaria del Caretto gelesen werden, und vielleicht mit der Heiterkeit, die von ihr ausströmt.

Stets Dein J. R.

Mein geliebtester Charles, Brantwood, 28. August 1886.

Dein Briefchen an Joan vom 13. ist ausnehmend fromm, für Deine Verhältnisse! und ganz und gar nicht wahr! Es ist nicht die Hand des Herrn, vielmehr meine eigene Torheit, die diese Krankheiten auf mich herniederzieht, und solange sie sich wieder verflüchtigen, brauchst Du nicht so gewaltig ernst darüber zu denken. Wieviele weisere Leute als ich verlieren den Verstand für Zeit und Ewigkeit, wie der arme Turner zu guterletzt oder zu schlechterletzt Blake immer von neuem, Scott über seinem Stolz, Irving über seinem Glauben und Carlyle über dem Federvieh bei seinem Nachbar. . . .

Brantwood, 23. März 1887.*

Ich schreibe zur Zeit 15 bis 25 Briefe am Tage, arbeite weiter an ‚Praeterita', gebe ‚Ulric' und ‚Christ's Folk' heraus, und da Du nicht viel fleißiger sein kannst und nicht gehirnkrank gewesen bist, so denke ich, daß es an Dir ist, unsere Bekanntschaft durch ein paar Worte dann und wann aufrecht zu erhalten.

Das Kapitel aus Praeterita, das ich eben vorhabe (Hôtel du Mont Blanc), zerrt sich in die Länge, weil es mir nicht glücken will, die Aiguilles de Varens zu beschreiben, wie ich es gerne möchte. Wenn ich doch diesen Sommer bei geistiger Klarheit bleiben und nicht die Heckenrosen versäumen möchte — denn Praeterita wird sehr hübsch werden, wenn es mir nur gelingt, es so niederzuschreiben, wie es während der Arbeit in meinem Kopfe steht.

Es schneit und friert bitterlich, und für alles dies mache ich Amerika verantwortlich und den pflichtvergessenen Golfstrom und dergleichen mehr.

. . . Ernstlich gesprochen, ich glaube, ich bin weniger gefährdet als seit einigen Jahren, was das Allgemeinbefinden angeht, aber ich habe sehr an Beweglichkeit und an Appetit verloren.

Stets Dein getreuer J. R.

---

* Letzter Brief der Sammlung. Die letzten, mit Bleistift geschriebenen Worte, die Norton von Ruskins Hand erhielt, sind am 21. November 1896 am Schluß eines Briefes von Mrs. Severn: 'From your loving J. R.'

# „Barchan ist tot"/ Novelle von Herman Bang

Wir saßen vor einer Villa nach Tisch auf der Terrasse.

Der Tag war sehr heiß gewesen. Und jetzt gegen Abend war die Luft schwer, — so schwer und schwül, daß selbst der Rauch unserer Zigarren träge wurde und sich nur mühsam aufzulösen schien.

Die zwei Pappeln standen vor uns auf dem Rasenplatz in dem sinkenden Dämmerlicht unbeweglich und gerade, hoch über den Bosketts der Tujen wie zwei ausgebrannte Fackeln.

Iwan Iwanowitsch wandte sein Gesicht dem Garten zu. Ohne sich zu rühren stützte er das Kinn gegen das kalte Marmorgeländer. Wenn ich den Kopf drehte, — gleichsam um dem Tujenduft zu entgehen, der die ganze Luft ansteckte, sah ich, daß er sehr bleich war.

Lange hatten wir geschwiegen.

Aufs neue wandte ich den Kopf.

Und nur um etwas zu sagen, aus einem unbestimmten Drang heraus in der drückenden Luft und in dem Halbdunkel zu sprechen und meine eigne Stimme zu hören, sagte ich:

„Sie sind so still, Iwan Iwanowitsch."

Iwan Iwanowitsch rührte sich nicht. Das Kinn gegen die Marmorkante gestützt, sagte er leise:

„Die Luft ist so schwer. An Abenden wie dieser vermag man nicht seine Erinnerungen zu verscheuchen."

„Und was für Erinnerungen?" fragte ich.

„Die Erinnerung," antwortete Iwan Iwanowitsch, — in dem weißen Antlitz sah es aus, als ob seine Augen sich vor der Dämmerung förmlich weiteten, — und plötzlich sagte er mit einer ganz anderen Stimme, die ich nie gehört hatte, einer Stimme, die aus seiner Brust losbrach:

„Die Erinnerung, daß ich ein Mörder bin."

Ich hatte mich mit meinem ganzen Körper umgedreht, und in dem schwülen Abend war mir, als ob mein Rücken fröstelte:

„Sind Sie toll geworden, Iwan Iwanowitsch", sagte ich, versuchte zu lachen und hielt wieder inne.

„Die Erinnerung, daß ich ein Mörder bin", wiederholte Iwan Iwanowitsch.

Ich empfand im Nu, als müßte ich zuspringen, den Mann halten, denn ehrlich gesagt, ich glaubte, er wäre verrückt geworden, irrsinnig, auf einmal, von der Hitze, von der Gewitterluft, von was weiß ich.

Aber Iwan Iwanowitsch sagte, ohne sich überhaupt zu rühren:

„Ich habe es noch keinem erzählt. Ihnen will ich es sagen."

„Iwan Iwanowitsch", sagte ich, „das ist ja unsinniges Zeug."

(Und halb unbewußt schielte ich nach der Glocke bei der Tür — zu sehen, wie weit entfernt sie war.)

„Hören Sie, ob es Unsinn ist", sagte Iwan Iwanowitsch: „Bleiben Sie sitzen und hören Sie zu, die Geschichte ist lang."

Und halblaut, allein dennoch sehr deutlich, ausnehmend, schneidend deutlich, so wie man eine Sache erzählt, die man tausendmal und unaufhörlich vor sich selbst wiederholt hat, sagte Iwan Iwanowitsch und verblieb die ganze Zeit in derselben Stellung, wie beichtend einem unsichtbaren Antlitz dort, dort, in der Luft vor sich:

„Fünf Jahre sind es her. Es war in Petersburg. Ich wohnte damals dicht am finnischen Bahnhof. Das müssen Sie wissen. Denn das war der Grund, daß Waldheim des morgens so oft zu mir heraufkam um Tee zu trinken. Von Sonnabend bis Montag wohnte er auf dem Lande jenseits der Grenze, der finnischen Grenze, und wenn er dann des morgens vom Bahnhof kam, frühstückte er oben bei mir, ehe er ins Ministerium ging. Ins Ministerium des Innern. Er hatte eine sehr schöne Karrière gemacht, obgleich ich ihn für einen ganz leeren und sehr alltäglichen Menschen gehalten habe. Aber er war sehr schön" ... Iwan Iwanowitsch schwieg einen Augenblick und streckte die Hände vor sich hin auf die Marmorbrüstung. Auf dem grauen Marmor sahen diese beiden Hände aus, als wären sie tot oder in Gips modelliert.

„Es war Montag früh, als er kam. Ich lag noch im Bett. Ich entsinne mich dessen so deutlich. Die Sonne schien, es war ein heiterer, behaglicher Morgen. Da trat Waldheim ein, wir schüttelten einander die Hände und sich an mein Bett setzend, sagte er, wie man ebenso sagt:

‚Nun, gibt's etwas neues?'

‚Etwas neues?' antwortete ich.

Und mein ganzes Leben lang werde ich mich fragen, wie es möglich war, wieso und warum es geschah, wieso es mir einfiel, wie es mir durch den Sinn flog, obwohl ich die Sekunde vorher nie daran gedacht hätte, — wie sie über meine Lippen kamen — die Worte:

‚Etwas neues? Barchan ist tot.'

‚Barchan ist tot', sagte ich. Warum? Warum kam ich darauf? Barchan, unser gemeinsamer Freund, war gesund wie ein Vogel und wie ein Fisch. Vor zehn Stunden hatten er und ich gemeinsam soupiert. Barchan war springlebendig, so gesund wie Sie und ich, — und ich sagte trotzdem — platsch — hinaus in die Luft, dem Mann ins Gesicht:

‚Barchan ist tot.'

Aber in demselben Augenblick war Waldheim aufgesprungen und setzte sich wieder hin wie ein Mann, der umsinkt.

‚Barchan', schrie er, ‚was sagen Sie — Barchan. — Barchan ist tot.'

Und sein ganzes Gesicht war verändert ...

„Sehen Sie, ich hätte nie geglaubt, daß dieses leere, glatte, dieses Allerweltsgesicht diesen Ausdruck des Schreckens oder verzerrten Schmerzes bekommen könnte, den es jetzt bekam ... Und verblüfft über dieses neue Gesicht, diesen neuen Menschen, der da plötzlich vor mir stand, sagte ich noch einmal (angetrieben von, ja justment von Neugierde, wie ich jetzt überzeugt bin): „Ja, Barchan ist tot" und verwandte kein Auge vom Gesicht des Barons.

Er hatte sich erhoben und kerzengrade vor dem Bett aufgepflanzt stand er: ‚Aber wieso ist er gestorben? Wieso? Barchan, Barchan tot. Und vor drei Tagen habe ich noch mit ihm gegessen ...'

Iwan Iwanowitsch fuhr sich mit der linken Hand über die Stirn, — mit der Hand, die beständig aussah, als wäre sie tot, — aber seine Augen starrten hinaus in die Luft, während er fortsetzte:

„Sagen Sie mir, war ich in diesem Augenblick hypnotisiert von diesem Gesicht da vor meinem Bett? Habe ich in einer Hypnose gesprochen, aus der ich mich nicht befreien konnte? Oder war es — ja, das war es vielleicht, eine reine artistische Lust, ein unwiderstehlicher Drang, den Schmerz zu studieren, der mich trieb? Oder, haben Sie beobachtet, daß immer, ganz tief in uns eine heimliche Grausamkeit glimmt, eine prickelnde, häßliche Grausamkeit gerade gegen denjenigen, den wir am meisten lieben, die in einem Nu hervorbricht, und daß wir das Stilett, das doch jeder von uns im Ärmel trägt, tief in sein Fleisch bohren, es dort drehen und drehen, und es nicht lassen können? Wir müssen, wir müssen ihm Schmerz zufügen. War es das? War es das, was mich weiter reden ließ? Denn, wissen Sie, ich begann auf einmal zu erzählen, — aber umständlich, mit allen Einzelheiten, auszumalen wie Barchan gestorben war ...

Wie er umgefallen war, auf der Puschinskajastraße, mitten in der Nacht, als wir heimgingen, in einem Krampfanfall, sodaß er fiel, mit dem Gesicht nach unten, platt, nieder auf das Pflaster — — gerade vor dem Hause der Prinzessin Yussupoff, ja, gerade vor der Tür der Prinzessin war es ...

Während Waldheim sich wieder gesetzt hatte und die Hände vor dem Gesicht immer und immer wieder dieselben und nur dieselben Worte stammelte:

‚Barchan — — — Barchan tot ... aber ich habe doch noch vor drei Tagen mit ihm gespeist ...'

Und ich fuhr fort (ohne aufhören zu können, mitgerissen von meiner eigenen Lüge, überwältigt von dem Strom meiner eigenen Worte, von meiner eigenen Dichtung über des lebendigen Barchans Tod), ich fuhr fort zu erzählen:

Von Barchans Gesicht ... das linke Auge, das hatte sich im Krampf geschlossen, nur das rechte sah, voll Entsetzen, schielend, folgte es mir, während ich mich ihn aufzuheben bemühte und es nicht vermochte — — während Barchans Auge, blutunterlaufen, mir folgte, mir unaufhörlich folgte ...

Aber plötzlich erhob sich Waldheim vom Stuhl, und seine Hände fielen vom Gesicht schlaff herab, und ich sah (ja, ich beobachtete es), daß sein linkes Auge

geschlossen war, das Lid war herabgeglitten ... nur das rechte Auge sah, während er sagte: ‚Nein, nein, hören Sie auf — — sagen Sie nichts mehr ...‘

Und ohne ein weiteres Wort wandte er sich und ging — hin über den Teppich ... wie ein Taumelnder, ein Trunkener, der sich nicht auf den Beinen halten kann, hin über den Teppich und hinaus ... Und ich hielt ihn nicht zurück.

Ich entsinne mich sehr gut: Während ich in meinem Bette liegen blieb, dachte ich nur das eine: Wie Barchan sich darüber amüsieren wird. Und während ich mich ankleidete und vor meinem Spiegel stand, sagte ich zu mir selbst:

Also Waldheim ist wirklich ein Mensch. Das hätte ich eigentlich nicht geglaubt, obwohl ich ihn wahrhaftig sehr gern habe.

Und ich ging an meine Arbeit.“

Iwan Iwanowitsch schwieg. Ein großes Insekt flog an uns vorbei, ein großes haariges Insekt, das ich plötzlich mit der Hand verjagte.

Iwan Iwanowitsch hatte das Haupt gesenkt und die Hände gekreuzt. Ich weiß nicht, aber während er so dasaß, zusammengesunken, das eine Handgelenk über das andere gelegt, glich er einem Gefesselten.

„Iwan Iwanowitsch“, sagte ich: „erzählen Sie mir nichts mehr. Das sind ja alles Einbildungen, und Einbildungen soll man nicht nachgeben, sondern sie verscheuchen ....“

Iwan Iwanowitsch schüttelte ganz schwach den Kopf und erwiderte:

„Ich muß sprechen.“

Und von neuem begann er, anfangs sehr langsam, gleichsam beschwerlichen Schrittes, wie einer, der weiß, daß er über einen Abhang muß.

„Am nächsten Morgen, — ich mußte lange geschlafen haben, denn als es an meiner Tür klingelte, gewaltsam, immer wieder, noch einmal, sah ich, — wie man sich all dieser Dinge erinnert, die man nicht sieht, und doch nachher weiß, — sah ich (und es läutete weiter), daß meine Wirtschafterin schon meinen Tee hereingebracht hatte und daß das neue Heft von „Ssewerny Wjestnik“ auf dem Stuhl neben meinem Bette lag. Ich schlug es auf. Wolynsky hatte einen Essay über „Schönheit“ geschrieben, — einen langen Essay. Ich begann das Heft mit dem Rand meines Teelöffels aufzuschneiden ...

Aber wer klingelte denn nur? Wer zum Kuckuck war das?

Ruckweise in kurzen unaufhörlichen Rucken, — unaufhörlich wie Telegraphenboten des nachts zu klingeln pflegen.

Und plötzlich dachte ich (hatte Barchan, glauben Sie, mir seine Botschaft und seinen Gedanken, seinen Gedanken, durch die geschlossenen Türen bereits halb übertragen?): So, — genau so klingelte der Telegraphenbote des nachts oder gegen morgen, als er mir das Telegramm von Tula brachte, daß meine Mutter gestorben war ... Und ich stürzte hinaus ...

Da stand er also, Barchan, stand, an den Türpfosten gelehnt, und, obgleich er mich mit seinen zwei Augen sah, läutete er weiter mit seiner linken Hand, wie ein Wahnwitziger, wie ein Verrückter ...

Und auf einmal, von einem unerklärlichen Grauen gepackt, als hätte sein Entsetzen mich angesteckt, oder als wüßte ich es bereits, — sagte ich:

‚Aber Barchan, Barchan, — was gibt es?‘ — und die Zähne klapperten mir im Mund.

Er aber antwortete nicht, sondern trat nur ein. „Sehen Sie, er ist sehr groß, allzu groß und dünn, man glaubt, wenn man ihn ansieht, daß ein paar leere Kleider über ein Skelett geworfen sind, — so sieht er aus. Mit einem langen Hals und einem mageren Gesicht.“

‚Barchan, Barchan —.‘

Er hatte sich gesetzt, gleich neben die Tür, die Arme schlenkerten zwischen seinen Knien, schlenkerten wie zwei Pendel — und er sprach nicht . . .

‚Barchan, — was gibt es?‘

‚Barchan, — so reden Sie doch, — was gibt es?‘

Ich faßte ihn an der rechten Schulter, und indem ich es tat, wußte ich schon, was er sagen würde, . . . wußte . . . was geschehen war.“

Iwan Iwanowitsch wandte mir mit einem Ruck seinen Kopf zu, und seine aufgerissenen Augen sahen mir gerade ins Gesicht (nie habe ich in einem Auge solchen Blick gesehen).

„Ja, wiederholte er, ich wußte es, daß Waldheim tot war.

Und als hätte Barchan erraten, daß ich es wußte, was er noch nicht gesagt hatte, gar nicht erzählt, sagte er, und seine Arme pendelten immer noch sinnlos, idiotisch, zwischen seinen Beinen: ‚Ja, ist es nicht entsetzlich . . . es ist so entsetzlich.‘“

Iwan Iwanowitsch hatte den Kopf abermals abgewandt, und mit den ausgestreckten Händen vor sich saß er wieder wie vorher und redete langsam: Was geht in einem solchen Augenblicke in einem Menschen vor, und wieso kann man wissen, was man nicht weiß?

„Jedoch mit einem Mal wurde ich sehr ruhig. Ich habe mir oft gesagt, daß nur ein einziges Mal in meinem Leben ich ebenso ruhig gewesen bin. Damals im Kaukasus — kennen Sie den Kaukasus? — unter einem Schneesturz, der meine Pferde plötzlich scheuen ließ . . . und mein Leben an den Zügeln in meinen Händen hing.

So ruhig wurde ich, während der Gedanke durch meinen Kopf fuhr:

Wieviel weiß Barchan? Er weiß, daß Waldheim tot ist, — aber weiß er mehr? was weiß er?

Und ich sagte mir: Du mußt dich gegen Barchan wehren. Du mußt vor Barchan auf deinem Posten sein.

Aber laut sagte ich (und meine Stimme klang so kalt, als redete ich zu einem Angeklagten, ja, wirklich, als klagte ich ihn an):

‚Aber wieso ist er gestorben?‘ Barchan antwortete: ‚Er starb jetzt. Er ist tot.‘

‚Aber was wissen Sie über seinen Tod, Feodor Alexejewitsch?‘ sagte ich in demselben Ton.

‚Ich habe es ja gesehen. Ich sah es.‘ Und plötzlich griff Barchan mit

seinen beiden Händen nach seinem Hinterkopf. — ‚Iwan Iwanowitsch, das ist das Gräßlichste, was ich gesehen habe. . .‘

Auf einmal stand Feodor Alexejewitsch Barchan auf und in die Luft hinaus starrend, sagte er:

‚Und wer kann es erklären? Wer erklärt es . . . Iwan Iwanowitsch . . . das ist das Schrecklichste, was ich gesehen habe . . .

Ja, ja (und er begann im Zimmer auf und ab zu gehen), ich will es erzählen. Im Zusammenhang.‘

Er blieb ganz dort in der Ecke stehen, . . . ach, ich könnte ihn malen, ihn und jede seiner Bewegungen, wie er da stand . . . während ich dachte: Ja, laß ihn jetzt erzählen, laß Feodor Alexejewitsch erzählen, was er weiß, und du, verrate dich nicht. ‚Ja‘, sagte ich laut: ‚Erzählen Sie im Zusammenhang.‘

Barchan blieb in der Ecke stehen. Er glich einem Bild von Rjepin, während er da stand und sprach:

‚Es war gestern abend, als ich gegessen hatte. Ich weiß nicht, wieso es mir plötzlich einfiel, daß ich zu Marian Michailowitsch hinauf wollte. Aber ich hatte ihn seit vier Tagen nicht gesehen . . . es sind genau vier Tage, seit wir bei Bartows zusammen gespeist hatten. Er war so übermütig und redete die ganze Zeit davon, daß es nun bald Zeit wäre zu heiraten . . . ja, er sprach davon, und ich sah es wohl, daß Anna Petrowna ganz bleich wurde, und ihr Glas kaum zu ihren Lippen hinauf bringen konnte.‘

Auf einmal wandte Barchan den Kopf, wie von neuem Grauen erfaßt, sagte er:

‚Iwan Iwanowitsch, wer soll, wie soll man das Anna Petrowna mitteilen?‘

Ich antwortete:

‚Wir müssen die Botschaft ihrem Manne natürlich schicken. Was wissen wir von dem Verhältnis zwischen Anna Petrowna und Marian Michailowitsch . . .?‘

‚Nein, nein‘, antwortete Barchan; ‚aber wir wissen ja doch —‘

Ich schlug mit meiner Hand auf den Diwan, wo ich saß, wie gegen eine Schranke:

‚Aber Feodor Alexejewitsch, erzählen Sie doch und kommen Sie zu Ende.‘

‚Ja‘, sagte Barchan, den Kopf schüttelnd, ‚richtig, ich habe es ja noch nicht erzählt.

Ich ging also hinauf, — gestern abend.

Marian Michailowitsch war nicht daheim und kam nicht. Ich begann zu lesen. „Szewerny Wjestnik“ lag noch unaufgeschnitten auf dem Tisch. Da war ein Essay von Wolynsky, den ich las . . .‘

‚Ja‘, sagte ich, ihn unterbrechend und lachte (und in demselben Momente sagte ich mir: wie klug du bist, — aber sei auch auf deinem Posten, denn jetzt gilt's): Ich habe ihn gelesen.‘

Aber Barchan hörte es nicht. Beständig stand er dort in der Ecke und redete wie zu dem Zimmer:

‚Zuletzt wurde ich müde und legte mich auf den Diwan, — auf den Diwan im Schlafzimmer — dort steht ein Diwan gleich beim Fenster . . . man liegt

mit dem Gesicht gegen die Tür. Die Lampe, eine große Lampe, hatte ich auf den Toilettentisch gestellt. Ich mußte geschlafen haben.'

Barchan schwieg. In der Ecke, wo er stand, war sein Antlitz grau wie Stein ... ja, gerade so hat Rjepin „Iwan den Schrecklichen" gemalt, wie er seinem halb erdrosselten Sohn ins Gesicht starrt.

‚Und dann?' fragte ich.

Feodor Alexejewitsch suchte nach seinem Taschentuch und trocknete seine langen dünnen Finger, ehe er antwortete:

‚Als ich erwachte, — und ich glaubte nicht, daß ich wach sei, ... Iwan Iwanowitsch, ... Dante hat kein solches Gesicht gesehen, wie das, was ich sah — wie Waldheim da stand, — gerade vor mir, am Fußende des Diwans, weiß, verzerrt, — mit herabhängendem Mund, man sah die Zähne, alle seine unteren Zähne, so hing der Mund, schief heruntergezogen ...

Ich wollte rufen und konnte es nicht. Ich sagte mir: Du träumst, und sah doch Waldheim, — sah, daß er es war, Waldheim war, und ihm der Schaum aus dem verzerrten Munde lief ...

Und ohne mich rühren, ohne eine Hand heben zu können, sagte ich mir:

Marian Michailowitsch ist toll geworden ... wenn du wach bist, ist Marian Michailowitsch toll geworden.

Da plötzlich, — und ich schrie nicht, — greift er nach der Lampe, hebt sie, will sie gegen mich schleudern und fällt ...' Auf einmal sprach Barchan ruhiger:

‚Er fällt, Iwan Iwanowitsch, mit der Lampe in der Hand, sie zerschlägt, — vornüber, aufs Gesicht, aufs Gesicht, mit dem Gesicht auf den Boden, gerade, platt auf den Boden, das Gesicht, das Gesicht, nach unten, — so — (und in einem fürchterlichen Drang der Nachahmung machte Feodor Alexejewitsch eine Bewegung, als wollte er sich selbst fallen lassen) während ich aufsprang, um Hilfe läuten wollte und es nicht tat, (nun, nun, sagte ich mir, nur ruhig, Marian Michailowitsch leidet also an der Fallsucht,) ihn aufheben wollte und es nicht konnte .... da drehte er selbst den Kopf, und ich sah sein Gesicht ... Iwan Iwanowitsch, das linke Auge war geschlossen und das Lid zugefallen, — nur das rechte Auge sah, starrte blutunterlaufen auf mich — das eine Auge ...

Ich hielt es nicht aus. Ich mußte ihn in die Höhe bringen ...

Da plötzlich, mit einemmal sprang er selbst auf, auf mich zu und rang mit mir, auf mir liegend, rang er mit mir wie ein Besessener, wie ein Wilder, — kämpfte, als wollte er ein Gespenst besiegen ... — Er lag auf mir, — auf mir — gerade in der Wohnstubentür lagen wir, ..... die Finger hatte er um meinen Hals gekrallt, als wollte er mich erwürgen, nein, nein, nicht mich, sondern ein Gespenst, denn sein Auge, dieses fürchterliche, blutunterlaufene Auge sah ein Gespenst ...

Und auf einmal sagte ich zu mir selbst:

Du bist es, der ihn entsetzt. Aber wie war das möglich, Iwan Iwano-

witsch, daß ich, ich Marian Michailowitsch derart erschrecken konnte? Ich, sein bester Freund, — wir waren Jugendfreunde, wir haben einander sechsundzwanzig Jahre gekannt, — ja sechsundzwanzig Jahre — — bis jetzt.'

Barchan war bis zu mir herangekommen.

‚Wie ist es möglich? Wie konnte es möglich sein?' sagte er mir ins Gesicht starrend.

‚Lieber Feodor Alexejewitsch', sagte ich, ohne meine Augen abzuwenden, (aber von meinem Nacken rann mir der Schweiß kalt ins Hemd): ‚Das ist ja eine Vorspiegelung ihrer Nerven. Seien Sie doch ruhig. Waldheim ist eines ganz natürlichen Todes gestorben' (ja, das sagte ich, die Worte ganz natürlich) ‚er ist einem Krampfanfall erlegen.'

‚Ja, einem Krampfanfall, weil er mich sah — bei meinem Anblick', sagte Barchan mir immer noch ins Gesicht sehend, bis er aufs neue fieberhaft auf und ab zu gehen begann:

‚Ich weiß es, ich war es, der ihn erschreckte. Als ich mich losgerissen hatte und ihn aufgehoben, — sein Körper war steif geworden, ganz steif, so steif, als wäre er bereits tot, — und ihn aufs Bett gelegt hatte, sah ich in dem rechten Auge, dem offenen, gräßlichen, halbgebrochenen Auge, das mir folgte: daß ich es war, der ihn erschreckte . . .

Aber warum, warum, Iwan Iwanowitsch, warum?'

Wieder wandte mir Barchan sein Antlitz zu:

‚Sagte er etwas?' fragte ich (und dachte bei mir selbst: So deutlich spricht ein Gespenst).

‚Nein', sagte Barchan mitten im Zimmer stehen bleibend, ‚seine Zunge war gelähmt, . . . ach Iwan Iwanowitsch, (und Barchan schlug die Hände vors Gesicht) hätte er doch gesprochen . . .'

„Ich hätte lachen mögen, ja, ich fühlte einen unbegreiflichen, einen unwiderstehlichen Drang zu lachen, — über Barchan, über Waldheim, ja über den Toten selbst — — weiß ich, ob es vor Erleichterung oder vor Verzweiflung war . . . ."

‚Er lag nur,' fuhr Barchan fort, ‚das Auge auf mich geheftet — — stumm, das eine Auge in mich gebohrt, stumm, während ich an seinem Bette saß.

Ich wollte gehen und tat es nicht. Ich sagte mir selbst: Du bist es, der ihn tötet, und ich ging nicht . .'

Barchan wandte sich wieder, und seine Stimme klang so müde, als hätte er ein ganzes Leben durchwandert.

‚Iwan Iwanowitsch,' sagte er, ‚wie kann man gegen seinen Willen zum Mörder werden?'

Und in einem Atem fügte er hinzu: ‚Er starb um 5 Uhr.'

Schweigen.

Ich sagte nur zu mir — nichts anderes und dachte nichts anderes: Barchan weiß nichts. Niemand weiß etwas. Niemand wird etwas erfahren. Du bist gerettet.

Und zu Barchan sagte ich sehr ruhig:

‚Sie müssen eine Tasse Tee trinken, Barchan.‘

Und ich ging in mein Schlafzimmer, holte den Teekessel und schenkte ein. — Während Feodor Alexejewitsch trank, sagte er: ‚Wir müssen auch seine Eltern benachrichtigen.‘

Da mußte mein Antlitz sich plötzlich verzerrt haben („seine Eltern“) — denn Barchan sagte mich ansehend: ‚Ja, ist es nicht entsetzlich?‘

Ich antwortete: ‚Marian Michailowitsch ist an einem Schlaganfall gestorben; das ist natürlich sehr traurig.‘

Barchan wiederholte in demselben Tone: ‚Wir müssen seine Eltern benachrichtigen‘ — und ging zum Schreibtisch.

‚Nein, ich kann nicht‘, sagte er, und seine Arme sanken herab, ‚Iwan Iwanowitsch, wollen Sie?‘

„Und ich schrieb das Telegramm, — nie in meinem ganzen Leben habe ich so deutlich geschrieben —

Nie.

Seit fünf Jahren habe ich von den Buchstaben geträumt. Sie sind Steine, die ich zu Worten zusammenlegen soll und nicht sammeln kann; und sie wachsen und stürzen über mir zusammen, stürzen wie Bäume mit ausgebreiteten Zweigen, die mich fangen und zerfetzen. Oder sie werden in meinen Träumen zu Tieren, zu Krebsen, die vorwärts kriechen, Riesenkrebsen, die mit schleppenden Füßen an meiner Decke heraufkriechen, mit ihren schleimigen Scheeren meine Kehle umfassen, mit ihren ekelhaften, eiskalten Scheeren . . .“

Iwan Iwanowitsch hielt inne. Schweißtropfen rannen von seinen Schläfen herab:

„Der Wache kann sich wehren, sagte er: Warum vermag der Wille nicht auch unsere Träume zu beherrschen?“

Iwan Iwanowitsch schwieg. Er saß lange, ohne die ausgestreckten Hände zu bewegen.

Ich wußte nicht, was ich ihm sagen sollte.

Im Garten war es ganz still. Die Schatten der Tujen waren dunkler geworden, und die zwei Pappeln standen vor uns in der Nacht unbeweglich und gerade wie zwei Schwerter, — während die Hornrufe der Automobile draußen, in weiter Ferne ertönten wie der Angstschrei nachtgeschreckter Tiere.

Iwan Iwanowitsch sprach wieder, aber mit anderer Stimme:

„Ich reiste fort von Rußland“, sagte er und sah hinaus ins Dunkel:

„Hier bin ich nun und — kehre nie mehr heim.“

Ich erhob mich und legte dem Russen den Arm um die Schultern:

„Kommen Sie, Iwan Iwanowitsch.“

„Kommen Sie, lassen Sie uns hineingehen und Licht anzünden.“

# Aus einer griechischen Reise/ von Gerhart Hauptmann

(Zweite Folge)

Abschiednehmend trete ich heut das zweite Mal vor die Giebelfiguren des Zeustempels, in dem kleinen Museum zu Olympia und dann vor den Hermes des Praxiteles. Ich lasse dahingestellt, was offenkundig diese Bildwerke unterscheidet und sehe in Hermes weniger das Werk des Künstlers, als den Gott. Es ist hier möglich den Gott zu sehen, in der Stille des kleinen Raums, an den die Äcker und Wiesen dicht herantreten. Und so gewiß man in den Museen der großen Städte Kunstwerke sehen kann, vermag man hier in die lebendige Seele des Marmors besser zu dringen und fühlt heraus, was an solchen Gebilden nichts als Kunstwerk ist. Die griechischen Götter sind nicht von Ewigkeit. Sie sind gezeugt und geboren worden.

Dieser Gott ist besonders bedauernswert in seiner Verstümmelung, da ihm eine überaus zärtliche Schönheit, ein weicher und lieblicher Adel eigen ist. Ambrosische Sohlen sind immer zwischen ihm und der Erde gewesen. Man hat ein Bedauern mit seiner Vereinsamung und ist vielleicht deshalb besonders ergriffen, weil die unverletzliche, unverletzte, olympisch-weltferne Ruhe und Heiterkeit noch auf seinem Antlitz zu lesen ist, während draußen Altäre und Tempel, fast dem Erdboden gleich gemacht, in Trümmern liegen.

Seltsam ist die hingebende Liebe und Schwärmerei, die dem Bildner den Meißel geführt hat, als er den Rinderdieb, den Schalk, den Täuscher, den schlauen Lügner, den lustigen Meineidigen, den Maultier-Gott und Götterboten darstellte, der allerdings auch die Leier erfand.

Wie schwärmende Bienen am Ast eines Baumes, so hängen die Menschen am Zuge, während wir langsam in Patras einfahren. Lärm, Schmutz, Staub überall. Auch noch in das Hotelzimmer dringt der Lärm ohrenbetäubend. Geräusche, als ob Raketen platzten, oder Bomben geworfen würden, unterbrechen das Gebrüll der Ausrufer. Patras ist, nächst dem Piräus, der wichtigste Hafenplatz des modernen Griechenland. Wir sehnen uns in das Unmoderne. Endlich, nachdem wir eine Nacht hier haben zubringen müssen, sitzen wir zur Abfahrt fertig wieder im Bahncoupé. Vor den Türen der Waggons spielt sich ein tumultuarisches Leben mit allerlei bettelhaften Humoren ab. Ein junger, griechischer Bonvivant schenkt einem zerlumpten lümmelhaft aussehenden Menschen Geld, zeigt flüchtig auf einen der jugendlichen Händler, die allerlei Waren feil bieten, und sofort stürzt sich der bezahlte, tierische Halbidiot auf eben den Händler und walkt ihn durch. Noch niemals habe ich überhaupt binnen kurzer Zeit so viele, wütende Prügeleien gesehen. An zwei, drei Stellen des Volksgewimmels klatschen fast gleichzeitig die Maulschellen. Man verfolgt, bringt zu Fall, bearbeitet sich die Gesichter, das Gesicht des Gegners mit den Fäusten, alles, wie wenn es so sein müßte, in großer Harmlosigkeit.

Zu den schönsten Bahnlinien der Welt gehört diejenige, die von Patras, am Südufer des korinthischen Golfes entlang, über den Isthmus nach Athen führt. Der Golf und seine Umgebung erinnern an die Gegenden des Gardasees. Paradiesische Farbe, Glanz, Reichtum und Fülle in einer beglückten Natur. Der Isthmus zeigt einen anderen Charakter: Weideflächen, vereinzelte Hirten und Niederlassungen. Am Nordrand durch Hügel begrenzt, die, bedeckt von den Wipfeln der Aleppo-Kiefer, zum Wandern anlocken. Alles ist hier von einer erfrischenden, beinahe nordischen Einfachheit.

Die grünen Flächen der Landenge liegen in beträchtlicher Höhe über den Meeren. Nach den großartigen und prunkhaften Wirkungen des peloponnesischen Nordufers überrascht diese schlichte und herbe Landschaft und berührt wohltätig. Eine Empfindung kommt über mich, als sähe ich diese Fluren zum nicht erstenmal. Das Vertraute daran ist, was überrascht. Ich kann nicht sagen, daß mich etwa je auf der italienischen Halbinsel eine Empfindung des Heimischen, so wie hier, beschlichen hätte. Dort blieb immer der Reiz: das Schöne, Fremdartige. Ich spüre schon jetzt: ich liebe dies Land. Schon jetzt, im Anfang, erfaßt die Erkenntnis mich wie ein Rausch, daß eben nur dieser Grund die wahre Heimat der Griechen sein konnte.

Ich spreche den Namen Theseus aus. Und nun hat sich in mir ein psychischer Vorgang vollzogen, der mich angesichts des isthmischen, ernsten Landgebiets, der griechischen Art, sich Halbgötter vorzustellen, näher bringt. Ich empfinde und sehe in Theseus den Mann von Fleisch und Blut, der wirklich gelebt und dessen Fuß diese Landenge überschritten hat; der, zum Heros gesteigert, noch immer so viel vom Menschen besaß, als vom Gott und auch so noch mit der Stätte seines Wanderns und Wirkens verbunden blieb.

Warum scheuen wir uns und erachten für trivial unsere heimischen Gegenden, Berge, Flüsse, Täler zu besingen, ja ihre Namen nur zu erwähnen, in Gebilden der Poesie? Weil alle diese Dinge, die als Natur jahrtausendelang für teuflisch erachtet, nie wahrhaft wieder geheiligt worden sind. Hier aber haben Götter und Halbgötter mit jedem weißen Berggipfel, jedem Tal und Tälchen, jedem Baum und Bäumchen, jedem Fluß und Quell vermählt, alles geheiligt. Geheiligt war das, was über der Erde, auf ihr und in ihr ist. Und rings um sie her, das Meer, war geheiligt. Und so vollkommen war diese Heiligung, daß der Spätgeborene, um Jahrtausende Verspätete, daß der Barbar noch heut und sogar in einem Bahncoupé, von ihr im tiefsten Wesen durchdrungen wird.

Man muß die Bäume dort suchen, wo sie wachsen, die Götter nicht in einem gottlosen Lande, auf einem gottlosen Boden, die Heroen nicht in Berlin. Hier aber sind Götter und Helden Landesprodukte. Sie sind dem Landmann gewachsen wie seine Frucht. Des Landbauers Seele war stark und naiv. Stark und naiv waren seine Götter.

Theseus, um es noch einmal zu sagen, ist also für mich kein riesenmäßiger leerer Schemen mehr, ich empfinde ihn einerseits nah, schlicht und materialisch,

als Kind der Landschaft, die mich umgibt. Andererseits erkenne ich ihn als das, wozu ihn die Seele des Griechen erhoben hat, die aber doch Gott, wie Landeskind, an die Heimat bannte.

Die Landschaft behält, von einer Strecke dicht über dem Meere abgesehen, den ernsten Ausdruck. Der Abend beginnt zu dämmern, und er verdüstert sich zu einer großartigen Schwermut, von einem Zauber, der eher nordisch als südlich ist. Es fällt lauer Regen. Das graue Megara, das einen Hügel überzieht, wirkt wie eine geplünderte Stadt, die in Trümmern liegt. Zwischen Schutthaufen, in ärmlichen Winkeln, halb eingestürzter Häuser, scheinen die Menschen zu leben. Man glaubt eine Stadt zu sehen, über die ein Eroberer mit Raub, Brand und Mord seinen Weg genommen hat.

Kurz hinter Eleusis steigt der Zug nochmals bergan, durch die Vorhöhen des Parnes. Bei tieferer Dunkelheit, zunehmendem Regen und kalter Luft kommt mir die steinigte Einöde, in die ich hineinstarre, fast norwegisch vor. Ich bin sehr glücklich über den Wetterumschlag, der mir die ungesunde Vorstellung eines ewig lachenden Himmels nimmt. Die Gegend ist menschenleer. Nur selten begegnet die dunkle Gestalt eines Hirten, aufrecht stehend, dicht in den wolligen Mantel gehüllt. Und während der kalte und feuchte Wind meine Stirne kühlt, Regentropfen mir ins Gesicht wirft, und ich die starke, kalte Regen- und Bergluft in mich einsauge, hat sich ein neues Band geknüpft zwischen meinem Herzen und diesem Lande.

Was Wunder, wenn durch die Erregung der langen Fahrt, in Dunkelheit, in Wind und Wetter, einer höchsten Erfüllung nah, die Seele in einen luziden Zustand gerät, wo es ihr möglich wird, von allem störenden Gegenwärtigen abzusehen und deutliche Bilder längst vergangenen Lebens in die phantastische, sogenannte Wirklichkeit hineinzutragen. Fast erlebe ich so den tapferen Bergmarsch eines Trupps Athenienſischer Jünglinge, etwa zur Zeit des Perikles, und freue mich, wie sie gesund und wetterhart, der Unbill von Regen und Wind, wie wir selbst es gewohnt sind, wenig achten. Ich lerne die ersten Griechen kennen. Ich freunde mich an mit diesem Schwarm, ich höre die jungen Leute lachen, schwatzen, rufen und atmen. Ich frage mich, ob nicht vielleicht am Ende Alcibiades unter ihnen ist? Es ist mir, als ob ich auch ihn erkannt hätte — und dies Erleben wird so durchaus eine Realität, daß irgend etwas so Genanntes für mich mehr Realität nicht sein könnte. In diesen Sekunden, mit Hilfe des Wetters, habe ich wirklich altattische Jünglinge kennen gelernt.

Wir rollen hinab in die attische Ebene. Die Lichter einer Stadt, die Lichter Athens tauchen ferne auf. Das Herz will mir stocken ...

Ein grenzenloses Geschrei; ein Gebrüll, das jeder Beschreibung spottet, empfängt uns am Bahnhof von Athen. Mehrere hundert Kehlen von Kutschern, Gepäckträgern und Hotelbediensteten überbieten sich. Ich habe einen solchen Schlachttumult bis diesen Augenblick, der meinen Fuß auf atheniſchen Boden stellt, nicht gehört. Die Nacht ist dunkel, es gießt in Strömen.

Eine Stadt wie das moderne Athen, das sich mit viel Geräusch zwischen Akropolis und Lykabethos einschiebt, muß erst in einem gewissen Sinn überwunden werden, bevor der Geist sich der ersehnten Vergangenheit ungestört hingeben kann. Zum drittenmal bin ich nun im Theater des Dionysos, dessen sonniger Reiz mich immer aufs neue anlockt. Es hält schwer sich an dieser Stelle in die furchtbare Welt der Tragödie zu versetzen, hier, wo sie ihre höchste Vollendung gefunden hat. Das, was ihr vor allem zu eignen scheint, das Nachtgeborene, ist von den Sitzen aus der Orchestra und von der Bühne durch das offene Licht der Sonne verdrängt. Weißer und blendender Dunst bedeckt den Himmel, der Wind weht schwül; und der Lärm einer großen Stadt mit Dampfpfeifen, Wagengerassel, Handwerksgeräuschen und dem Geschrei der Ausrufer überschwemmt und erstickt, von allen Seiten herandringend, jedweden Versuch zur Feierlichkeit.

Was aber auch hier sogleich in meiner Seele sich regt und festnistet, fast jeder andren Empfindung zuvorkommend, ist die Liebe. Sie gründet sich auf den schlichten und phrasenlosen Ausdruck, den hier die Kunst eines Volkes gewonnen hat. Alles berührt hier gesund und natürlich und nichts in dieser Anlage erweckt den Eindruck zweckwidriger Üppigkeit oder Protzerei. Irgendwie gewinnt man lediglich aus diesen architektonischen Resten die Empfindung von etwas Hellem, Klar-Geistigem, das mit der Göttin im Einklang steht, deren kolossalisches Standbild auf dem hinter mir liegenden Felsen der Akropolis errichtet war, und deren heilig gesprochenen Vogel, die Eule, man aus den Löchern der Felswand, und zwar in den lichten Tag, und bis in die Sitzreihen des Theaters hinein, rufen hört.

Ich wüßte nicht, wozu der wahrhaft europäische Geist eine stärkere Liebe, aus Verwandtschaft, fühlen sollte als zum Attischen. Bei Diodor, den ich leider nur in Übersetzung zu lesen verstehe, wird gesagt, die alten Ägypter hätten der Luft den Namen Athene gegeben und Glaukopis beziehe sich auf das himmlische Blau der Luft. Der Geist, der hier herrschte, blieb leicht und rein und durchsichtig wie die attische Luft, auch nachdem das Gewittergewölk der Tragödie sie vorübergehend verfinstert, der Strahl des Zeus sie zerrissen hatte.

Als höchste menschliche Lebensform erscheint mir die Heiterkeit. Die Heiterkeit eines Kindes, die im gealterten Mann oder Volk entweder erlischt, oder sich zur Kraft der Komödie steigert. Ich möchte behaupten, Tragödie und Komödie haben das gleiche Stoffgebiet; eine Behauptung, deren verwegene Folgerungen zu ziehen, der Dichter noch kommen muß. Der attische Geist erzeugt, wie die Luft eines reinen Herbsttages, in der Brust jenen wonnigen Kitzel, der zu einem beinahe nur innen spürbaren Lachen reizt. Und dieses Lachen, durch den Blick in die Weite der klaren Luft genährt, kann sich wiederum bis zu jenem steigern, das im Tempel des Zeus gehört wurde, zu Olympia, als die Sendboten des Caligula Hand anlegten, um das Bild des Gottes nach Rom zu schleppen.

Man soll nicht vergessen, daß Tragödie und Komödie volkstümlich waren.

Es sollen das diejenigen nicht vergessen, die heute in toten Winkeln sitzen. Beide, Tragödie, wie Komödie, haben nichts mit schwachen, überfeinerten Nerven zu tun; und ebensowenig wie sie ihre Dichter — am allerwenigsten aber ihr Publikum. Trotzdem aber keiner der Zuschauer jener Zeiten, etwa wie viele der heutigen, beim Hühnerschlachten ohnmächtig wurde, so blieb, nachdem die Gewalt der Tragödie über ihn hingegangen war, die Komödie seine unabweisliche Gegenforderung: und das ist gesund und ist gut.

Die ländlichen Dyonisien wurden an der Südseite der Akropolis im Lenäon nach beendeter Weinlese abgehalten. Was hindert mich, trotzdem, das sogenannte Schlauchspringen mir unten in der Orchestra meines Theaters vorzustellen? Man sprang auf einen geölten, mit Luft gefüllten Schlauch, und suchte, einbeinig hüpfend, darauf Fuß zu fassen. Das ist der Ausdruck überschäumender Lustigkeit, ein derber überschüssiger Lebensmut. Und nicht aus dem Gegenteil, nicht aus der Schwäche und Lebensflucht entstehen Tragödie und Komödie!

Ein deutscher Kegelklub betritt, von einem schreienden Führer belehrt, den göttlichen Raum. Man sieht es den hilflos tagblinden Augen der Herren an, daß sie vergeblich hier etwas merkwürdiges suchen. Ich würde ihren gelangweilten Seelen gönnen, sich wenigstens an der Vorstellung aufzuheitern, dem tollen Sprung auf den öligen Schlauch, die mich ergötzt.

Heut betrete ich, ich glaube zum viertenmal, die Akropollis. Es ist länger als fünfundzwanzig Jahre her, daß mein Geist auf dem Götterfelsen heimisch wurde. Damals entwickelte uns ein begeisterter Mann, den inzwischen ein schweres Schicksal ereilt hat, seine Schönheiten. Es ist aber etwas anderes von einem belehrt zu werden, der mit eigenen Augen gesehen hat, oder selber die steilen Marmorstufen zu den Propyläen hinaufzusteigen und mit eignen Augen zu sehn.

Die Form der Begeisterung meines Lehrers teile ich nicht. Ich finde, daß diese Ruinen einen spröden Charakter haben, sich nicht leicht dem Spätgeborenen aufschließen. Ich habe das dunkle Bewußtsein, als ob etwa über die Säulen des Parthenon von da ab, als man sie wieder zu achten anfing, sehr viel Berauschtes verfaßt worden wäre. Und doch glaube ich nicht, daß es viele gibt, die von den Quellen der Berauschung trunken gewesen sind, die wirklich im Parthenon ihren Ursprung haben.

Wie der Parthenon jetzt ist, so heißt seine Formel: Kraft und Ernst! Davon ist die Kraft fast bis zur Drohung, der Ernst fast bis zur Härte gesteigert. Die Sprache der Formen ist so bestimmt, daß ich nicht einmal glauben kann, es sei durch die frühere bunte Bemalung ihrem Ausdruck etwas genommen worden.

Ich habe das schwächliche Griechisieren, die blutlose Liebe zu einem blutlosen Griechentum niemals leiden mögen. Deshalb schreckt es mich auch nicht ab, mir die dorischen Tempel bunt und in einer für manche Begriffe barbarischen Weise bemalt zu denken. Ja, mit einer gewissen Schadenfreude gönne ich das den Zärtlingen. Ich nehme an, es gab dem architektonischen Eindruck eine wilde Beimischung. Möglicherweise drückte das Grelle des farbigen Überzugs den

naiven Stand der Beziehungen zwischen Göttern und Menschen aus, indem er fast marktschreierisch zu festlichen Freuden und damit zu tiefer Verehrung einfing.

Jeder echte Tempel ist volkstümlich. Trotz unserer europäischen Kirchen und Kathedralen glaube ich, gibt es bei uns keine echten Tempel in diesem Betrachte mehr. Vielleicht aus dem Grunde, weil sich bei uns die Lebensfreude von der Kirche geschieden hat, die nur noch gleichsam den Tod und die Gruft verherrlicht. Die Kirchen bei uns sind Mausoleen; wobei ich nur an die katholischen denke. Einen protestantischen Tempel gibt es nicht. Da nun aber das Leben lebt und lebendig ist, so erzeugt sich auch immer unfehlbar wieder der Trieb zur Freude. Und er ist es, der heute das Theater, den gefährlichsten Konkurrenten der Kirche, geschaffen hat. Ich behaupte, was heut die Menschen zur Kirche treibt, ist entweder Todesangst oder Suggestion. Das Theater bedarf solcher Mittel nicht, um Menschen in seine Räume zu bringen. Dorthin drängen sie sich vielmehr wie Spatzen von einem fruchtbeladenen Kirschbaume angelockt.

Wenn heut bei uns eine Gauklergesellschaft auf dem Dorfplan Zelte errichtet, herrscht sogleich unter der Mehrzahl der Dörfler, vor allem aber unter den Kindern festliche Aufregung. Seien es sogenannte Kunstreiter, oder seien es Bänkelsänger mit der neuesten Moritat, sie genießen, obgleich in Acht und Bann seit Jahrtausenden, immer die gleiche natürliche Zuneigung. Der Karren des Thespis war nicht in Acht und Bann getan; ja, Thespis erhielt im Theater im heiligen Bezirk des Dionysos seine Statue. Und doch scheint er auch nur mit der Moritat von Ikarios umhergezogen zu sein. Kurz, was heute in Theater und Kirche zerfallen ist, war damals ganz und eins; und, weit entfernt ein memento mori zu sein, lockte der Tempel ins höhere, festliche Leben, er lockte dazu, wie ein buntes, göttliches Gauklerzelt.

Während also unsre Kirchen eigentlich nur den Unterirdischen geweiht zu sein scheinen, galten die griechischen Tempel als Wohnung der Himmlischen. Deshalb senkten sie lichte Schauder ins Herz, statt der dunklen, und die Pilger ergriff zugleich, in der olympischen Nähe, Seligkeit, Sehnsucht und Neid.

Starker Wind. Gesundes, sonniges Wetter. In der Luft wohnt deutscher Frühling. Der Parthenon: stark, machtvoll, ohne südländisches Pathos rauscht im Winde laut wie eine Harfe oder das Meer. Ein deutscher Grasgarten ist um ihn herum. Frühlingsblumen beben im Luftzug. Um alle die heiligen Trümmer auf dem grünen Plateau der Akropollis weht Kamillenarom. Es ist ein unsäglich entzückender Zustand, zwischen den schwankenden Gräsern auf irgend einem Stück Marmor zu sitzen, die Augen schweifen zu lassen, über die blendend helle attische Landschaft hin. Hymettos zur Linken, Penthelikon schräg gerade aus, als Begrenzung der Ebene. Der Parnes, bei leichter Rückwärtswendung des Kopfes sichtbar. Silbergraue Gebirgswälle, im weiten Kreisbogen um Athen und den Götterfelsen gelagert, der mit dem Parthenon auf dem Scheitel alles beherrscht. Hier stand Athene, aufrecht mit der vergoldeten Speerspitze. Vom Parnes grüßte der Zeus Par-

nethios, vom Hymettos grüßte der Zeus Hymethios. Vom Penthele ein zweites Bild der Athene. Attika war von Göttern bewohnt, von Göttern auf allen umliegenden Höhen bewacht, die einander mit göttlichen Brauen zuwinkten. Geradeaus, unter mir, liegt tiefblau, in die herrlichste Bucht geschmiegt, das Meer. Agina und Salamis grüßen herüber . . . Ich atme tief! . . .

Ich sitze auf einem Priesterseffel im Theater des Dionysos. Hähne krähen; es ist, als ob Athen und die Landschaft umher nur von Hähnen bewohnt wäre. Der städtische Lärm tritt heut ein wenig zurück und das Geschrei der Ausrufer ist durch das oft wiederholte laute Geschrei von weidenden Eseln abgelöst. Brütende Sonne erwärmt die gelblichen Marmorsessel und Marmorstufen. Ich bin allein. Alles atmet sommerlichen Frühling umher und eine gesunde, ländliche, fruchtbare Stille.

Etwa 30000 Zuschauer wurden auf diesen Stufen untergebracht, von denen nicht allzu viele Reihen erhalten sind; und hinter und über der letzten obersten Reihe thronten die Götter: denn dort überragt das Ganze die rötliche Felswand der Akropolis, gewiß noch heut der seltsamste, rätselvollste und zugleich lehrreichste Fels der Welt.

Noch heute, jenseit von allem Aberglauben jener Art, wie er im Altertum im Volke lebt und dichtet, empfinde ich doch die Kraft, die schaffende Kraft dieses Glaubens tief, und wenn mein Wille allein es meistens ist, der die ausgestorbene Götterwelt zu beleben sucht, hier angesichts dieses ragenden Felsens, erzeugt sich augenblicksweise, fast unwillkürlich ein Rausch der Göttergegenwart. Zweifellos war es ein Grad der Ekstase, der jene Dreißigtausend hier, auf dem geheiligten Grund des Eleutherischen Dionysos, im Angesichte der heiligen Handlung des Schauspiels befiel, den zu entwickeln dem glaubensarmen Geschlecht von heut das Mittel abhanden gekommen ist. Und ich stehe nicht an zu behaupten, daß alle Tragiker, bis Euripides, so sehr sie sich von der derb naiven Gläubigkeit der Menge gesondert haben mögen, von Gottesfurcht oder Götterfurcht und vom Glauben an ihre Wirklichkeit, besonders hier, am Fuße und im Bereich des Gespensterfelsens, durchdrungen gewesen sind.

Die Akropolis ist ein Gespensterfelsen. In diesem Theater des Dionysos gingen Gespenster um. In zahllosen Löchern des rotvioletten Gesteins wohnten die Götter, wie Mauerschwalben. Es ist eine enggedrängte, überfüllte, göttliche Ansiedlung: hatten doch, nach Pausanias, die Athener für das Göttliche einen weit größeren Eifer, als die übrigen Griechen. Die Art, wie sie allen möglichen Göttern Asyle und wieder Asyle gründeten, deutet auf Angst. Während ich solchen Gedanken nachhänge, höre ich hinter mir wiederum den Vogel der Pallas, aus einem Felsloch, klägliche Laute in den Tag hineinwimmern und stelle mir vor, wie wohl die atemlos lauschenden Tausende ein Schauer bei diesem Ruf überrieselt hat.

Die Seelenverfassung der großen Tragiker wurde unter anderem auch von dem Umstand bedingt, daß sie Götter als Zuschauer hatten. Daß es so war,

ist für mich eine Wirklichkeit. Die Woge des Glaubens, die ihnen aus dreißigtausend Seelen entgegenschlug, verstärkt durch die Nähe göttlicher Troglodyten und Tempelbewohner des Felsens, war allein schon wie eine ungeheure Sturzwelle und jede Skepsis wurde hinweggespült.

„An der sogenannten südlichen Mauer der Burg, dem Theater zugekehrt, ist ein vergoldetes Haupt, der Gorgone Meduſa geweiht und um dasselbe ist die Ägide angebracht. Am Giebel des Theaters ist im Felsen unter der Burg eine Grotte; auch über dieser steht ein Dreifuß; in ihr sind Apollo und Artemis, wie sie die Kinder der Niobe töten", schreibt Pausanias. Ein Heiligtum der Artemis Brauronia ist auf der Burg. Der große Tempel des Pallas Athene, ein Heiligtum des Erechtheus, des Poseidon, Altäre des Zeus, zahllose Statuen von Halbgöttern, Göttern und Heroen sind da, Äsculap hat im Felsen sein Heiligtum, Pan seine Grotte, sogar Serapis hat seinen Tempel. Zwei Grotten standen Apollon zu, dem „Apoll unter der Höhe." Ein tiefer Felsspalt ist der Ort, wo der Gott Creusa, die Tochter Erechtheus', überraschte und den Stammvater aller Jonier mit ihr zeugte. Hephästos besaß seinen Altar und so fort.

Alle diese Gottheiten lebten nicht nur auf der Burg. Sie durchwanderten bei Nacht und sogar am Tage die Straßen der Stadt. Der Mann aus dem Volke, das Weib aus dem Volke war nicht imstande, die Gebilde des nächtlichen Traums von denen des täglichen Traums zu sondern. Beide waren ihnen so gut, wie das, was sie sonst mit Augen wahrnahmen, Wirklichkeit. Wie hatten die Götter diesen Grad von Realität in der Seele des Volkes erreicht? Ich habe darüber meine Gedanken.

Die Tragiker hatten Götter als Zuschauer und dadurch wurde nicht nur die Grundverfassung ihrer Seele mitbedingt, sondern die Art des Dramas, das sie hervorbrachten. Auch in diesem Drama traten Götter und Menschen im Verkehr mit einander auf, und es ward damit das geheiligte Spiegelbild der ins Erhabene gesteigerten Volksseele. Was wäre ein Dichter, dessen Wesen nicht der gesteigerte Ausdruck der Volksseele ist!

Es ist der Vormittag des 20. April. Ich habe den Felsen des Areopag erstiegen. Zwei Soldaten schlafen in einer versteckten Mulde. Esel schreien; Hähne krähen. Der Ort ist verunreinigt. An einem Teile des Felsens werden Vermessungen vorgenommen. Wieder liegt das weiße, blendende Licht über der Landschaft.

Auf diesem Hügel des Ares, heißt es, ist über den Kriegsgott Gericht gehalten worden, in Urzeiten, irgend eines vereinzelten Mordes wegen, den er begangen hatte. Hier, sagt man, wurde Oreſtes gerichtet und losgesprochen, trotzdem er die Mutter ermordet hatte. In nächster Nähe soll hier ein Heiligtum der Erinyen gewesen sein, der zürnenden Gottheiten, die von den Athenern die Ehrwürdigen, oder ähnlich, genannt wurden. Ihre Bildnisse sollen nicht schreckenerregend gewesen sein, und erst Äschylos hat ihnen Schlangen ins Haar geflochten.

Es fällt wiederum auf, wie überladen mit Götterasylen der nahe Burg-

felsen ist: mit Nestern, Gottesgenisten könnte man sagen! Jeder Spalt, jede Höhle, jeder Fußbreit Stein war für die oberirdischen, unterirdischen oder auch für solche Gottheiten, die im Wasser leben, ausgenützt. Es ist erstaunlich, daß sie hier untereinander Frieden hielten. Vielleicht geschah es, weil Pallas Athene, als Höchstverehrte, über den andern stand.

Man ist hier auf dem Areopag erhaben über der Stadt. Man übersieht einen Teil von ihr und den Theseustempel. Man sieht gegenüber, durch ein Tal getrennt, die Felsplatten der Pnyx. Man hört die zahllosen Schwalben des nahen Burgfelsens zwitschern. Dies Zwitschern wird zu einer sonderbaren Musik, wenn man sich an den ersten Gesang der Odyssee und an die folgenden Verse erinnert:

„Also redete Zeus' blauäugigte Tochter, und eilend
Flog wie ein Vogel sie durch den Kamin . . ."

und an die Neigung der Himmlischen überhaupt, sich in allerlei Tiere, besonders in Vögel umzuwandeln.

Ich lasse mich nieder, lausche und betrachte den zwitschernden Götterfelsen, die Akropolis. Ich schließe die Augen und finde mich durch das Zwitschern tief und seltsam aufgeregt. Es kommt mir vor, indem ich leise immer wieder vor mich hinspreche: Der zwitschernde Fels! Die zwitschernden Götter! Der zwitschernde Götterfels! als habe ich etwas aus der Seele eines naiven Griechen jener Zeit, da man die Götter noch ehrte, herausempfunden. Vielleicht, sage ich mir, ist, wenn man eine abgestorbene Empfindung wieder beleben kann, damit auch eine kleine reale Entdeckung gemacht.

Und plötzlich erinnere ich mich der „Vögel" des Aristophanes, und es überkommt mich zugleich in gesteigertem Maße Entdeckerfreude. Ich bilde mir ein, daß mit dieser Empfindung: „der zwitschernde Fels, die zwitschernden Götter", im Anblick der Burg, der Keim jenes göttlichen Werkes in der Seele des freiesten unter den Griechen zuerst ins Leben getreten ist. Ich bilde mir ein, vielleicht den reinsten und glücklichsten Augenblick, einen Schöpfungsakt seines wahrhaft dionysischen Daseins neu zu durchleben, und will es jemand bezweifeln, so raubt er mir doch die heitere, überzeugte Kraft der Stunde nicht.

„. . . Tioto, tioto, tiotix!
Wiederhallte der ganze Olympos."

Frische nordische Luft. Nordwind. Eine ungeheure Staub- und Rauchwolke wird von Norden nach Süden über das ferne Athen hingejagt. Gegen den Hymettos zieht der bräunliche Dunst, Akropolis und Lykabettos in Schleier hüllend. Ich verfolge, vom Rande der phalerischen Bucht, ein beinahe ausgetrocknetes Flußbett, in der Richtung gegen den Parnes. Schwalben flattern über den spärlichen Wasserpfützen in lebhafter Erwerbstätigkeit. Ich habe zur Linken die letzten Häuser und Gärten der Ansiedlung von Neu-Phaleron, hinter einem Feld grüner Gerste, die in Ähren steht. Zur Rechten, jenseit des Flußlaufs gegen das ferne Athen hin, sind ebenfalls ausgedehnte Flächen mit Gerste bebaut. Die Finger er-

starren mir fast, wie ich diese Bemerkungen in mein Buch setze. Die Landschaft ist fast ganz nordisch. Vereinzelte Kaktuspflanzen an den Feldrainen machen den unwahrscheinlichsten Eindruck. Ich beschreite einen Feldweg. Um mich; zu beiden Seiten, wogt tiefgrün die Gerste. Man muß die Alten und das Getreide zusammendenken, um ganz in ihre sinnliche Nähe zu gelangen, mit ihnen vertraut, bei ihnen heimisch zu sein.

Die Akropolis, mit dem Parthenon, erhebt sich unmittelbar aus der weiten Prärie, aus der wogenden See grüner Halme empor.

Ich kreuze die Landstraße, die von Athen in grader Linie nach dem Piräus hinunter führt, und stoße auf eine niederländische Schenke, unter mächtigen alten Eschen, die an Ostade oder Breughel erinnert. Ich erblicke, mich gegen Athen wendend, über dem Ausgangspunkt der Straße wiederum die Akropolis mit dem Parthenon. Der Verkehr, mit Mäulern und Pferden an hochrädrigen Karren, bewegt sich in zwei fast ununterbrochenen Reihen von Athen zum Piräus hinunter und umgekehrt. Es wird sehr viel Holz nach Athen geschafft. Unter vielen Mühen, in beinahe undurchdringlichen Staubwolken, arbeite ich mich gegen eisigen Wind. Hunde und Hühner bevölkern die Landstraße. Im Graben, im Grase, das eine dicke Staubschicht überzieht, liegt, grau wie der Staub, ein todmüder Esel und hebt seinen mageren Kopf mir zu. Kantine an Kantine begleitet die Straße rechts und links in arger Verwahrlosung. Ich bin beglückt, als ich einen tüchtigen Landmann, mit zwei guten Pferden, die Hand am Pflug, seinen Acker bestellen sehe, ein Anblick, der in all diesem jämmerlich verstaubten Elend erquickend ist.

Ich weiche dem Staub, verlasse die Straße, und bewege mich weiter, dem Parnes zu, in die Felder hinein. Nun sehe ich die Akropolis wiederum und zwar in einem bleichen, kreidigen Licht, zunächst über blühenden Obstgärten auftauchen. Der Parthenongiebel steht, klein wie ein Spielzeug, kreidig bleich. In langen Linien schießen die Schwalben dicht über das Gras der Auen und über die Ähren der Gerstenfelder hin. Ich muß an den Flug der Götter denken, an den schemenhaft die ganze Landschaft beherrschenden, zwitschernden Götterfels, und wie von Athene gesagt ist:

„Plötzlich entschwand sie den Blicken und gleich der Schwalbe von Ansehn
Flog sie empor ....“

Wie muß dem frommen Landbewohner mitunter der Flug und der Ruf der Schwalbe erschienen sein! Wie wird er seinen verehrenden Blick zuzeiten bald gegen das Bild des Zeus auf dem nahen Parnes, bald gegen die ferne, überall sichtbare, immer leuchtende Burg der Götter gerichtet haben! Von dort her strichen die Schwalben, dorthin verschwanden sie in geschwindem Flug. Und ähnlich, nicht allzuviel schneller, kamen und gingen die Götter, die keineswegs, wie unser Gott, allgegenwärtig gewesen sind.

Auf dem heiligen Wege, von Athen nach Eleusis hinüber, liegt an der Paßhöhe, zwischen Bergen, das kleine, griechische Kloster Daphni. Ich weiß

nicht, welches rätselhafte Glück mich auf der Fahrt hierher überkommen hat. Vielleicht war es zunächst die Freude, mit jedem Augenblick tiefer in ein Gebiet des Pan und der Hirten einzudringen.

Überall duftet der Thymian. Er schmückt, strauchartig, die grauen Steinhalden, auch dort wo die wundervolle Aleppo-Kiefer, der Baum des Pan, nicht zu wurzeln vermag. Aber Kiefer und Thymian vermischen überall ihre Düfte und füllen die reine Luft des schönen Bergtals mit Wohlgeruch.

Der Hof des Klosters, in den wir treten, ist ebenfalls von weihrauchartigen und von grunelnden Düften erfüllt. Am Grunde schmücken ihn zahllose, weiße und gelbe Frühlingsblumen, die ihre Köpfchen den warmen Strahlen des griechischen Frühlingsmorgens darbieten. An einem gestutzten Baum ist die Glocke des Klosters aufgehängt, Sommers und Winters den atmosphärischen Einflüssen preisgegeben und darum bedeckt mit einer schönen, bläulichen Patina. Ein Hündchen, im Winkel des Hofes, vor seiner Hütte, wedelt uns an. Trotzdem es nach Bienen und Fliegen schnappen kann, deren wohlig schwelgerisches Gesumm allenthalben vernehmlich ist, scheint es sich doch in dieser entzückenden, gleichsam verwunschenen Stille zu langweilen.

Antike Säulenreste, Trommeln und Kapitäle, liegen umher, auf denen sich Sperlinge, pickend und lärmend, umhertreiben. Sie besuchen den Brunnen, an dem eine alte, hohe Cypresse steht, türkischer Sitte gemäß, als Wahrzeichen.

Das Innere der Klosterkirche bietet ein Bild der Verwahrlosung. Die Mosaiken der Kuppel sind fast vernichtet, die Ziegelwände von Stuck entblößt. Aber der häusliche Laut der immer fort piepsenden Sperlinge, und warme Sonne, dringt vom Hofe herein, dazu der Ruf des Kuckuks herab aus den Bergen und der kleine Altar, von gläubigen Händen zärtlich geschmückt, verbreitet mit seinem braunen Holzwerk, mit seinen Bildchen und brennenden Kerzen, einen warmen, freundlichen Geist der Einfachheit.

Unsern Weg durch die Hügel abwärts fortsetzend, haben wir eine Stelle zu beachten, wo vor Zeiten ein Tempel der Venus stand. Nicht weit davon bemerken wir, unter einer Kiefer, in statuarischer Ruhe aufgerichtet, die Gestalt eines Hirten, dessen langohrige Schafe, im Schatten des Baumes zusammengedrängt, um ihn her lagern und wie ein einziges Fließ den Boden bedecken. Was mich auf dieser heiligen Straße besonders erregt, ist das Hallende. Überall zwischen den Bergen schläft der Hall. Die Laute der Stimmen, die Rufe der Vögel, wecken ihn in den schlafenden Gründen. Ich stelle mir vor, daß jemand, den eine unbezwingliche Sehnsucht treibt, sich in die untergegangene Welt der Hellenen, wie in etwas noch Lebendiges einzudrängen, auf ein besseres Mittel schmerzhaft-seliger Täuschung nicht verfallen könnte, als durch das verwaiste Griechenland nur immer geliebte Namen zu rufen, wie Herkules einst den Hylas rief. Gleichwie nun die Stimme des Hylas, des Gestorbenen, im Echo gespenstisch, wie eines Lebendigen Stimme, antwortete, so meine ich, käme dem Rufe des wahren Pilgers jedweder heilige Name, aus dem

alten, ewigen Herzen der Berge, fremd, lebendig und mit Gegenwartsschauern zurück.

Wir sind nun an den Rand der Eleusinischen Bucht gelangt, die durch die Höhenzüge der Insel Salamis gegen das Meer hin geschützt, einem friedlichen Landsee ähnlich ist. Ich habe niemals das Galiläische Meer gesehen, und doch finde ich mich an Jesus und jene Fischer erinnert, die er zu Menschenfischern zu machen unternahm. Das biblische Vorgefühl findet auf der weißen Landstraße längs des Seeufers unerwartet eine Bestätigung, als das klassische Bild der Flucht nach Ägypten lebendig an uns vorüberzieht: eine junge griechische Bäuerin auf dem Rücken des Maultiers, den Säugling im Arm, von ihrem bärtigen, dunkelhaarigen Joseph begleitet.

Die Bucht liegt in einem weißlichen Perlmuttschimmer still und glatt und die Augen blendend unter den schönkontourierten Spitzen von Salamis. Die Landschaft, im Gegensatz zu dem Tale, aus dem wir kommen, ist offen und weit, und scheint einem anderen Lande anzugehören. Dort wo ein seichter Fluß, aus den Bergen kommend, sein Wasser mit dem der Bucht vermischt, knieen eskimoartig vermummte Wäscherinnen, obgleich weder Haus noch Hütte im weiten Umkreis zu sehen ist.

Wie sich etwa die Sinnesart eines Menschen erschließt, durch die Scholle, die er bebaut, durch die Heimat, die er für sein Wirken erwählt hat, oder durch jene, die ihn hervorbrachte und festhielt, so erschließt sich zum Teil das Wesen der Demeter im Wesen des eleusinischen Bezirks. Denn dies ist den griechischen Göttern eigen, daß sie mit innigen Banden des Gemüts weniger an den Olymp, als an die griechische Muttererde gebunden sind. Kein Gott, der den Griechen weniger liebte, als der Grieche den Gott — oder weniger die griechische Heimat liebte und in ihr heimisch wäre, als er!

Jesus, der Heiland und Gottessohn, Jesus der Gott, ist uns durch sein irdisch-menschliches Schmerzensschicksal nahegebracht: ebenso den Griechen Demeter. Man stelle sich vor, wie der Grieche etwa auf diesem heiligen Boden empfand, der wirklich Demeters irdischen Wandel gesehen hatte, wo ich, der moderne, skeptische Mensch, sogleich von besonderer Weihe durchdrungen ward, als sich das Bild der Landschaft in mir mit jener anderen Legende vermählt hatte, die mit einer Kraft ohnegleichen heute Zweifler wie Fromme beherrscht.

Der heilige Bezirk, mit dem Weihetempel der Demeter, liegt nur wenig erhaben über die Spiegelhöhe, am Rande der Bucht. Es sei ferne von mir dieses wärmste und tiefste Mysterium, nämlich das Eleusinische, ergründen zu wollen: genug, daß es für mich von Sicheln und schweren Garben rauscht und daß ich darin das Feuer Apolls mit des Aidoneus eisiger Nacht sich vermählen fühle. Übrigens ist ein wahres Mysterium, das durch Mysten gepflegt und lebendig erhalten, nicht in Erstarrung verfallen kann, ein ewiger Quell der Offenbarung, woraus erhellt, daß eben das Unergründliche ganz sein Wesen ist.

Während ich auf den Steinfliesen der ehemaligen Vorhalle des Pylon, als

wäre ich selbst ein Myste, nachdenklich auf und ab schreite, formt sich mir aus der hellen, heißen, zitternden Luft, in Riesenmaßen, das Bild einer mütterlichen Frau. Ihr Haarschwall, der die Schultern bedeckt und herab bis zur Ferse reicht, ist von der Farbe des reifen Getreides. Sie wandelt, mehr schwebend als schreitend, aus der Tiefe der fruchtbaren eleusinischen Ebene gegen die Bucht heran, und ist von summsenden Schwärmen häuslicher Bienen, ihren Priesterinnen, begleitet.

Die wahren Olympier leiden nicht, Demeter ist eine irdisch-leidende Göttin, deren mütterliches Schmerzensschicksal selbst durch den Richtspruch des Zeus nur gemildert, nicht aufgehoben ist. Auf ihren Zügen liegt, unverwischbar, die Erinnerung ausgestandener Qual und es kann eine größere Qual nicht geben, als die einer Mutter, die ihr verlorenes Kind in grauenhafter Angst und Verzweiflung der Seele sucht. Sie hat Persephoneia wieder gefunden und hier zu Eleusis, der Weihetempel, auf dessen Boden ich stehe, ist der Ort, von dem aus sie die Rückkunft der Tochter und ihre Befreiung aus den Fesseln des Tartarus erzwang, und wo Mutter und Tochter das selige Wiedersehen feierten. Aber sie genießt auch seither, wie gesagt, nicht das reine ungetrübte, olympische Glück. Nach leidender Menschen Art ist ihr Dasein Genuß und Entbehren, Weh der Trennung und Freude der Wiedervereinigung. Es ist unlöslich, für immer, gleichwie das Dasein der Menschen, aus bitteren Schmerzen und Freuden gemischt.

Das ist es, was sie dem Menschengeschlecht und auch dem Spätgeborenen nahebringt, und was sie mehr, als irgend einen Olympier, heimisch gemacht hat auf der Erde.

Es kommt hinzu, daß, während eines Teiles des Jahres, Aidoneus die Tochter ins Innre der Erde fordert und dort gefangen hält, wodurch denn die seligen Höhen des Olymps, die dem Kerker der Tochter ferne liegen, den Füßen der Mutter, mit den Eleusinischen Ufern verglichen, unseliger Boden sind. Man ist überzeugt, daß Schicksalsschluß die Göttin in das Erkenntnisbereich der Menschen verwiesen hat — in ein beginnendes, neues, höheres, zwischen Menschen und Göttern und zwar mit einem Ereignis, das, unvergeßlich, das Herz ihres Herzens gleichsam an seinen Schauplatz verhaftet hält.

Die „weihrauchduftende" Stadt Eleusis, die Stadt des Keleus, der Königin Metaneira sowie ihrer leichtgeschürzten Töchter: Kallidike, Kleisidike, Dämo und Kallithoa der „saffranblumengelockten" ist heut nicht mehr, aber der Thymianstrauch, der überall um die Ruinen wuchert, verbreitet auch heute um die Trümmer warme Gewölke von würzigem Duft. Und die Göttin, die fruchtbare, mütterliche, umwandelt noch heut, in alter, heiliger Schmerzenshoheit die Tempeltrümmer, die Ebene und die Ufer der Bucht. Ich spüre die göttliche Erntemutter, die göttliche Hausfrau, die göttliche Kinderbewahrerin, die Gottesgebärerin überall, die ewige Trägerin des schmerzhaft süßen Verwandlungswunders.

Was mag es gewesen sein, was die offenen Kellergewölbe unter mir an Tagen der großen Feste gesehen haben? Man verehrte hier neben Demeter auch den Dionysos. Nimmt man hinzu, daß der Mohn, als Sinnbild der Fruchtbarkeit, die heilige Blume der Demeter war, so bedeutet das, in zwiefacher Hinsicht, ekstatische Schmerzens- und Glücks-Raserei. Es bleibt ein seltsamer Umstand, daß Brot, Wein und Blut, dazu das Martyrium eines Gottes, sein Tod und seine Auferstehung, noch heut den Inhalt eines Mysteriums bilden, das einen großen Teil des Erdballs beherrscht.

Ich liege, unweit Kloster Daphni, unter Kiefern, auf einen Bergabhange hingestreckt. Der Boden ist mit braunen Kiefernadeln bedeckt. Zwischen diesen Nadeln haben sich sehr feine, sehr zarte Gräser ans Licht gedrängt. Aber ich bin hierher gekommen, verlockt von zarten Teppichen margeritenartiger, weißer Blümchen. Sie zogen mich an, wie etwa ein Schwarm lieblicher Kinder anzieht, die man aus nächster Nähe sehen, mit denen man spielen will. Nun liege ich hier und um mich, am Grunde, nicken die zahllosen kleinen, weißen Schwestern mit ihren Köpfchen. Es ist kein Wald. Es sind ganz winzige Hungerblümchen, unter denen ich ein Ungeheuer, ein wahres Gebirge bin. Und doch strömen sie eine Beseligung aus, die ich seit den Tagen meiner Kindheit nicht mehr gefühlt habe.

Und auch damals, in meiner Kindheit, schwebte eine Empfindung, dieser ähnlich nur feiertäglich durch meine Seele. Ich erinnere mich eines Traumes, den ich zuweilen in meiner Jugend gehabt habe, und der mir jedesmal eine süße Schwermut in der Seele ließ, da er mir etwas, wie eine unwiederbringliche, arkadische Wonne, schattenhaft in die Seele zauberte. Ich sah dann stets einen sonnigen, von alten Buchen bestandenen Hang, auf dem ich mit anderen kleinen Kindern bläuliche Leberblümchen abpflückte, die sich durch trockenes, goldbraunes Laub zum Lichte hervorgedrängt hatten. Mehr war es nicht. Ich nehme an, daß dieser Traum nichts weiter, als die Erinnerung eines besonders schönen wirklich durchlebten Frühlingsmorgens war, aber es scheint, daß ein erstes Genießen der goldenen Lust, zu der sich die Sinne des Kindes erschlossen, das unvergeßliche Glück dieser kurzen Stunde gewesen ist.

Ich liege auf olympischer Erde ausgestreckt. Ich bin, wie ich fühle, zum Ursprung meines Kindertraumes zurückgekehrt. Ja es ward mir noch höheres vorbehalten! Mit reifem Geist, mit bewußten viel umfassenden Sinnen, im vollen Besitz aller schönen Kräfte einer entwickelten Seele, ward ich auf dieses feste Erdreich so vieler ahnungsvoll-grundloser Träume gestellt, in eine Erfüllung ohne gleichen hinein.

Und ich strecke die Arme weit von mir aus und drücke mein Gesicht antäoszärtlich zwischen die Blumen in diese geliebte Erde hinein. Um mich beben die zarten Grashalme. Über mir atmen die niedrigen Wipfel der Kiefern weich und geheimnisvoll. Ich habe in mancher Wiese bei Sonnenschein auf dem Gesicht oder Rücken gelegen, aber niemals ging von dem Grunde eine ähn-

liche Kraft, ein ähnlicher Zauber aus, noch drang aus hartem Geröll, das meine Glieder kantig zu spüren hatten, wie hier ein so heißes Glück in mich auf.

Ich bin auf der Rückfahrt von Eleusis nach Athen wieder in diese lieblichen Berge gelangt. Die heilige Straße liegt unter mir, die Athen mit Eleusis verbindet. Herden von Schafen und Ziegen, die in dem grauen Gestein der Talabhänge umhersteigen, grüßen von da und dort mit ihrem Geläut, das, melodisch glucksend, an die Geräusche eines plaudernden Bächleins erinnert.

In der Nähe beginnt ein Kuckuck zu rufen, zunächst allein: und heiter gefragt, schenkt er mir drei Jahrzehnte als Antwort. Es ist mir genug! Nun tönt aus den Kiefernhainen von jenseit des heiligen Weges ein zweiter Prophet: und beide Propheten beginnen und fahren lange Minuten unermüdet fort, sich trotzig und wild, über die ganze Weite des Bergpasses hin, wahrscheinlich widersprechende Prophezeiungen zuzurufen.

Und wieder spüre ich um mich das Hallende. Die Rufe der streitenden Propheten wecken einen gespenstisch verborgenen Schwarm ihresgleichen zu einem Durcheinander von kämpfenden Stimmen auf und mit einer nur geringen Kraft der Einbildung höre ich den Lärm des heiligen Fackelzuges, von Athen gen Eleusis, aus den Bergen zurückschlagen.

Emporgestiegen zu den Gipfeln habe ich rings umher graues Geröll einer Hochfläche, Krüppelkiefern und Thymian, Mittagshitze und Mittagslicht. Unter mir liegen eingeschlossene Steintäler, verlassen und großartig pastoral. Hohe peloponnesische Schneeberge, Hymettos, Lykabethos, und Pentelikon schließen rings den Gesichtskreis ein. Der saronische Golf und die eleusinische Bucht leuchten herauf mit blauen Gluten. In heißen, zitternden Wolken zieht überall würzig-bitterer Kräuterduft. Überall summen die Bienen der Demeter.

Wir betreten heute, gegen zehn Uhr abends, im Lichte des Vollmonds die Akropolis. Meine Erwartung, nun gleichsam alle Gespenster der Burg lebendig zu sehen, erfüllt sich nicht: Es müßte denn sein, daß sie alle in dem heiligen Äther aufgelöst seien, der den ganzen Tempelbezirk entmaterialisiert.

Mehr wie am Tage empfinde ich heut, und schon auf den Stufen der Propyläen, das Heiligtum, das Bereich der Götter. Ich zögere, weiter zu schreiten. Ich lasse mich im tiefen Schlagschatten einer Säule nieder und blicke über die Stufen zurück, die ich mir in die magisch-klare Tiefe fortgesetzt denke. Zum ersten Male verbindet sich mir das Ganze mit dem höheren Geistesleben, besonders des Perikleischen Zeitalters, dem der Burgfelsen seine letzte und höchste Weihe verdankt. Das Wirkliche wird im Lichte des Mondes schemenhaft unwirklich, und diesem unwirklich Wirklichen können sich also Erinnerungen aus der Vergangenheit leichter angleichen.

Als vermöchte der Mond Wärme auszuströmen, so warm ist die Luft und dazu klar und still: das Zwitschern der Fledermäuse kommt aus dem Licht-Äther unter uns. Man fühlt, wie in solchem göttlichen Äther atmend und heimisch in diesem heiligen Bezirk, erlauchte Menschen mit Göttern gelebt

haben. Hier, über den magischen Abgrund hinausgehoben, in einen unsäglich zarten, farbigen Glanz, war der Denker, der Staatsmann, der Priester, der Dichter, in Nächten wie diese, mit den Göttern auf gleichen Fuß gestellt und atmete, in naher Vertraulichkeit, mit ihnen die gleiche Elysische Luft.

Man müßte von einem nächtlichen Blühen dieses am Tage so schroffen und harten, arg mitgenommenen Olympes reden, von einem Blühen, das unerwartet und außerirdisch die alte, vergessene Götterglorie um seine Felskanten wiederherstellt.

Der Parthenon, von der Hymettosseite gesehen, ist in dieser Nacht nicht mehr das Gebilde menschlicher Bauleute. Diese scheinen vielmehr nur einem göttlichen Plane dienstbar gewesen zu sein, das Irdische gewollt, das Himmlische aber vollbracht zu haben. In diesem Tempel ist jetzt nichts Drohendes, nichts Düsteres, nichts Gigantisches mehr, und seine Steinmasse, seine irdische Schwere scheint verflüchtigt. Er ist nur ein Gebilde der Luft, von den Göttern selbst in einen göttlichen Äther hineingedacht und hervorgerufen. Er ist nicht aus totem Marmor zusammengefügt, er lebt! von innen heraus warm und farbig leuchtend, führt er das selige Dasein der Götter. Alles an ihm wird getragen, nichts trägt. Oder aber, es kommt ein Gefühl über dich, daß, wenn du, mit deinem profanen Finger, eine der Säulen zu berühren nicht unterlassen könntest, diese sogleich zu Staub zerspringen würde vor Sprödigkeit.

In dieser Stunde kommt uns die Ahnung von jenem Sein, das die Götter in ihrer Verklärung führen, von irdischen Obliegenheiten befreit. Auch Götter hatten Erdengeschäfte. Wir ahnen, von welchem Boden Platon zu seiner Erkenntnis der reinen Idee sich aufschwang. Welche Bereiche erschlossen sich in solchen schönheitstrunkenen Nächten, die warm und kristallklar zu ein und demselben Element mit den Seelen wurden ... welche Bereiche erschlossen sich den Künstlern und Philosophen hier, als den Gästen und nahen Freunden der Himmlischen!

Und damals, wie heut, drang, wie aus den Zelten eines Lustlagers, Gesang und Geschrei herauf aus der Stadt. Man braucht die Augen nicht zu schließen, um zu vergessen, daß jenes dumpfe Gebrause aus der Tiefe der Lärm des Athens von heute ist: vielmehr hat man Mühe das festzuhalten. In dieser Stunde, im Glanze des unendlichen Zaubers der Gottesburg, pocht und bebt und rauscht für den echten Pilger in allem der alte Puls. Und seltsam eindringlich wird es mir, wie das Griechentum zwar begraben, doch nicht gestorben ist. Es ist sehr tief, aber nur in den Seelen lebendiger Menschen begraben und wenn man erst alle die Schichten von Mergel und Schlacke, unter denen die Griechenseele begraben liegt, kennen wird, wie man die Schichten kennt, über den mykenäischen, trojanischen oder olympischen Fundstellen alter Kulturreste, aus Stein und Erz, so kommt auch vielleicht für das lebendige Griechenerbe die große Stunde der Ausgrabung.

# Abenteuer der Seele/ von Felix Poppenberg

Figures et choses qui passent . . . das Glück der Einsamkeit und der Stille; wiegender Wellenschlag der Erinnerung; Erlebniswehen und Dufthauch geliebter Städte, geliebter Frauen, geliebter Bilder und Bücher. Vagabondage der Gedanken, flatternd zu äußersten Inseln ferner Bläue und lässig weich zurücksinkend in heimlichste Nähe, in das Schattendunkel einer stillen Stube, und über allem als höchstes Gefühl: der Genuß seiner selbst, dem alles, Städte, Frauen, Bilder und Bücher Lust- und Liebesgärten werden, die er genießt, ein Besitzer, der nicht besessen wird.

Und im Zwielicht läßt er seine Laune gaukeln und mit einem Lächeln breitet er die Arme: Was willst du nun, mein Herz? . . . Aus einem Buch haucht uns solch Träumen an; kein papierener Text spricht; eine Stimme, voll Vibrationen, biegsam, voll gleitender Farbenspiele, mit halben Tönen, bringt die Metamorphosen eines Innern zum Klingen und zur Vision. Es ist wie eine moderne Tausend und eine Nacht, und Causerie wird zur Dichtung. Das Buch heißt Memoirs of my dead life und der es schrieb ist George Moore. (Von Max Meyerfeld unter dem Titel „Aus toten Tagen" mit Resonanz übertragen. E. Fleischel & Co. Derselbe teilte auch Moores Erinnerungen an die Impressionisten mit, die Bruno Cassirer geschmacksicher als ein Sketchbook einkleidete.)

Ich bin verliebt in dieses Buch. Es ist ein Verführer. Es wirkt mit dem schwingenden spiegelnden Reiz des eigenen Traums und des eigenen Zwischenspiels, die gesteigert und zum Zierat gefaßt ein Künstler uns zurückgibt. . . . . London, da die Nebel sinken über den Hyde Park, grau verschwimmend, dahinter die blaue Vorstadt; Piccadilly um Mitternacht, wenn der Vollmond über der reizenden Kurve der Regentstreet heraufsteigt. Und die Gegend um Temple und Drury Lane, die bei Mondschein wie „ein schwarzer italienischer Kupferstich" aussieht. Doch zärtlicher geliebt sind die Gesichte von Paris. Steile Treppenstege aufwärts zu steilen Straßen, und darüber mit schwarzen Flügeln eine Windmühle — Moulin de la Galette. Butte Montmartre mit bröckligen, weißen Mauern, verfallenen Torbogen, und tief drunten Gräben mit wuchernden Gärten, und weit breitet sich die Stadt, ein Meer von Ziegeln und Steinen und Glitzertürmen ganz in Weiß getaucht. Es ist Mai, und es ist ein Rausch, wieder in Paris zu sein, und die Worte klingen so weich und die Bilder der Maler, die Moore so liebt, werden leibhaftige Impressionen in der Villa zu Auteuil: Manet sitzt unter den Girlanden-Bäumen in spielenden, sich schlängelnden Sonnenstrahlen, im hellgelben Anzug vor der Staffelei, und sein Modell, ein kleines Mädchen steht inmitten blühender Rhododendren in knallweißem Kleid unter dem hohen grellen Hellgrün. Und in solcher Luft, und in den Rauchwolken von Ateliers und Cafés,

in Rat mort und Novelle Athènes die langen Plaudernächte bis zur l'heure bleue mit Narrheit, Spleen und reizender Verrücktheit; Geschmack des Lebens auf der Zunge voll des divin imprévu, Heidnisches und achtzehntes Jahrhundert als wundervollen Spuk wirbelnd genossen, und ein Lächelnder breitet die Arme: Was willst du nun, mein Herz ...

Und Frauenkichern zwitschert mit Vogelstimmen durch diese Seiten; kleine liebe hilflose Frauen trippeln mit gerafften Röckchen durch die Geschichten, keine tiefdenkerischen Literaturweiber und keine Passionées mit der tragischen Maske, deren Liebe Marter-Qual und Wut. Allerliebste Partnerinnen kurzer Quadrillentouren, wundervolle Heiterkeiten, lachende Märchen am Kreuzweg einer Reise: Souvenirs de sentier des roses hoch oben über Territet im Blütenschnee oder in Orelay unten in Südfrankreich. Hierhin reist unser Freund abenteuernd einer blonden Kaprice nach, die anakreontisch Doris heißt. Das war ein Eroberungszug zum goldnen Vließ mit Hindernissen. Unsere Liebe braucht nun einmal die Environs, und die Zimmer im Hotel de Valois — war auch der Name zum Hineinfallen schön — zerstörten zuerst die ganze Phantasie. Betten hoch und aggressiv tugendhaft und trostlos-elende Öde. Dann waren die Pyjamas beim Einpacken vergessen worden, das Hofkleid der Liebe mit dem seidenen Pilgerstrick um den Leib, und wie lächerlich schien es seiner Herrin beim ersten englischen Gruß, gleich dem Geist eines toten deutschen Magisters im Nachthemd zu erscheinen. Ja, wir haben es nicht leicht. Doch trotz der Schwierigkeiten, welch reizende Erfüllung, und als Erkenntnisförderung die anmutige Weisheit: ein über einen Stuhl geworfener Unterrock gibt einem Zimmer sofort ein bewohntes Aussehen, und eine Frau morgens in Tub zu überraschen, ist bestrickender, als mit ihr zusammen gähnend aufzuwachen. Vom Zusammen-schlafen hält unser Freund — ich habe es nicht anders erwartet — gar nichts und er ist auf diese Enthaltsamkeit stolz wie ein Kreuzritter: „de cela au moins je suis vierge." Die Meinung der blonden Doris darüber war allerdings nicht so leicht zu ermitteln. „Die Frauen sind konservativ, alte Sitten finden an ihnen eine Stütze." Hm!

Drei Tage in Orelay und dann der Auszug in der pittoresken alten Revolutionskutsche. Lag nicht Flieder auf der Wagendecke? Hélas — les Adieux.

Daß die blonde Doris dann geheiratet hat, verrät dem neugierig gewerbsmäßigen Leser George Moore noch mit ironischer Gewissenhaftigkeit. Natürlich nicht ihn, sondern einen andern, der hieß Albert und soll recht glücklich geworden sein: „Zieh deine Stirne nicht in Falten, Leser, zeih mich nicht eines seichten Zynismus! Albert trägt mit am Weltenerbe. Vielleicht bist du selbst Albert, jeder ist Albert gewesen oder wird es sein, Albert steckt in uns allen, genau wie ich in euch allen bin."

Der Ernst versteht sich immer von selbst, und man wittert ihn mit der Bitternis des Fröstelns, des Abstiegs und einsamen Wegs, nachdenklich auch

in diesem liebesleichten Buch. Nicht als einen „Moralischen", wie bei dem armen, Schopenhauer edierenden Tannhäuser emeritus Grisebach, o nein, daran haben George Moore und die, in denen er ist, nie gelitten. Aber so etwas wie horror vacui, das Grauen der hohlen Stunde, „wenn der Schurke Kleinmut in den Ecken lauert" und wir mit leeren Händen uns selbst gegenüberstehen. Ennui ohne Antrieb eines Begehrens und doch nicht wunschlos-friedlich, weil diese Ruhe etwas leblos-trauervolles hat und den Atem beklemmt. Ja, die Abstinenzler bekommen eine rote Nase, den Tugendhaften gehen die Haare aus, die Gesunden sterben früh, und die Heiteren kriegen die Melancholie. Was tut man dann, man läßt den Schreibtisch mit Büchern und Papier und begibt sich weiter fort, zunächst in das kühle Schlafzimmer, man zieht sich um, man fährt aus der Haut, und mit dem frischen Hemd kommt eine neue, und um Mitternacht sagen die Frauen, die nie recht wissen, ob sie uns leiden können oder ob sie uns mißbilligen: „Ja, er kann reizend sein, wenn er nur will" . . .

Und morgen wird die Sonne wieder scheinen.

Ein neues livre d'heure, ein Andachtsbuch lebendiger Stunden, so kann man George Moores „Memoirs" genießen und solch ein livre d'heure voll der Impulse und rapider Tempi ist auch die virtuose Phantasie „Dingleys Ruhm" von den Brüdern Jerome und Jean Tharaud. (Berlin, Verlag Dr. Wedekind & Co.) Dies Buch erhielt den Goncourtpreis und es ist nach der nervösen Impression seiner Schilderungen, die jeden Eindruck noch zuckend von momentanen Leben und dabei in funkelnd facettierter Fassung den Sinnen zwingend einprägt, echt auf dem Boden seiner Meister gewachsen. Das Thema dieses Buches ist das leidenschaftliche Erleben, die rastlos schwingende Vibration in einem künstlerischen Organismus — Abenteuer der Seele.

Und dies imaginäre Porträt, diese Vorstellungsphantasie saugt sich an einer wirklich lebenden Erscheinung fest, an jenem Dichter, der zu „Beginn der Welt geboren schien, zu einer Zeit, da die Sinne der Menschen noch mit denen der Tiere wetteiferten. Ob er einen indischen Urwald beschrieb, ob einen Laden der Londoner City, einen Sonnenaufgang über tropischem Meer oder eine Abenddämmerung in unserem Europa, immer gab es eine unerwartete Vision, als ob ein Mensch mit neuen Augen zum erstenmal das Leben dieser Welt betrachtete. Er vereinigte in sich den auf des wirkliche gerichteten Geist der englischen Rasse mit einer zuckenden Seele, die sich gern dem Traum eines Hindus hingab". Das ist natürlich kein Modell- und Schlüsselroman über das äußere Leben Rudyard Kiplings, kein Anekdotenschmöker. Sondern die „Idee Kipling" wirkt hier erregend, kristallisierend, fruchtbringend, um die stärksten Möglichkeiten seelischer Empfängnis und künstlerischer Amalgamierungen vorzustellen. Und die äußeren Geschehnisse, daß der Dichter und fanatische Imperialist, den Truppen nach Afrika in den Burenkampf wißbegierig und heißhungrig nachzieht, dienen nur dazu, ein an Situationen weites Feld für diesen Abenteurer der Seele zu gewinnen.

Der Genuß an diesem Buch kommt aus dem höchst gesteigerten Miterlebnis jeglicher Impression, aus dem magnetischen Kontakt mit einer geistigen Dämonie, die mit dem Präzisionsblick des Ingenieurs und der Assoziationsüppigkeit orientalischer Märchengesichte einen Lebenstraum schöpferisch ballt, und Ekstasen und Wollüste des Geistes genießt auf Riesenflügeln und über Dimensionen, von den Maßen eines Opiumrausches.

Die Märchen im Wirklichen und das Wunderbare im Natürlichen lockt ein beschwörerischer Geist heraus und die bildnerische Imagination „zugleich die eines Künstlers, eines Wilden, eines Kindes", ist immer mythenbildend in Webeschwingung. Suggestiv vermittelt werden hier die Dämmerungen der Zwischenzustände, jenes „Trance" der tiefen Blicke: von der Höhe des riesigen Hauses, wie von einem Leuchtturm, über die Themse mit Nebelschleiern, über Fluß, Häuser und Quai, in den Winkelkneipen, wo der Dichter den Werbern nachgeht, auf dem Steamer, wo die Maschinen seinen Nerven Lebenschöre singen, vor der zusammengestürzten Lokomotive, die ihn aufruft, das starke Leben das in ihrem Eisenkörper kochte auszudrücken.

Gewalt und Bezauberung der Inspiration, die Räusche der Einbildungskraft strahlen ihre glühendsten Reize aus.

Doch keine vag schweifende, geheimnislüsterne Romantik tobt hier. Das Künstlerisch-Jenseitige ist fest im Diesseitigen verankert, nicht künstlich illuminiert sind diese états d'âme, sondern erkenntnisvoll transparent gemacht: Wahrheiten über die Fluktuationen einer dichterischen Psyche. Bei den Spiegelungen einsamer Streifzüge, auf denen das Auge beobachtet und die Wahrnehmung durch ein Medium sogleich in schicksalhafte Zusammhänge gerückt wird, denkt man an Hebbels Selbstbeobachtungen solcher pythischen Stimmungen auf Plätzen und Straßen fremder Städte. Und kennen wir nicht auch selbst jenes seltsame Gefühl des Lebensspukes, wenn, wie hier bei diesem Dichter, das Unerwartete des Lebens so heftig auf die Phantasie stößt, daß man meint, schon einmal alles dieses, genau so wie es sich jetzt abrollt, durchgemacht zu haben.

Im Wirklichkeitsbezirke begeben sich die Hellsichtigkeiten: in der äußeren Welt der großen Schiffe, wo man zum Dinner in Evening Dreß kommt, in den Palace-Hotels, den modernen Nomadenhütten des ruhelosen Wanderers der Welt, den „Herbergen der schweigenden Herzen", wie Dingley sagt. Denn die Verkehrs- und Gesellschafts-Tugend der sicheren Haltung, des äußeren Unberührtseins, der Reserve und Verschlossenheit des eigenen Wesens wird in diesem Buch der Sensibilität verkündet. Und gerade Dingley bewundert in der Ausbildung dieser Fähigkeit die Seelenkraft seiner Rasse.

Auch fehlen in diesem Buch des starken künstlerischen Gefühls nicht jene Wahrheiten über die Gefühllosigkeit des Künstlers im Menschlichen, über jenes Neben-dem-Leben-Stehen, und mitleidloses Einfangen seiner Beute.

Jenen Wahrheiten über die schrankenlos ich-süchtige Liebe zum Genießen

des eigenen Selbst in der Kunst, über die alles sterben und verderben kann, bleibt nur das Eigengefühl: qualis artifex. Maupassant hat diese Wahrheiten eindringlich bekannt und Shaw hat in der Vorrede zu Man and superman mit Witz und Weisheit diese Fähigkeit molochhaft aufzunehmen, ohne sich selbst verzehren zu lassen, als eine weibliche Eigenschaft entlarvt und gezeigt, wie das Weibchen auf der Liebesjagd, wenn sie auf diese ihr so ähnliche Eigenschaft trifft, die Unterlegene ist: „Und er sperrt sie in ein Büchlein." Und Shaw-verwandt ist auch die Skepsis gegen die abgestempelten Begriffe, der Zweifel am Heldentum, der in dem brillanten Dialog zwischen dem Dichter und dem jungen englischen Offizier sich ausspricht: „Wer kann Furcht und Mut unterscheiden. Das, was am schlimmsten quält in der Schlacht, das ist ja gerade der Konflikt zwischen dem Instinkt der Erhaltung und dem Gefühl der Ehre." Und der Angriff ist eine „Flucht nach vorwärts", „man stürmt vorwärts, durch die Empfindung getrieben, das einzige Mittel, sich von der Angst zu befreien ist, den Gegner niederzuschlagen."

Die Essenz lebendigster Stunden strömt voll Gegenwartsillusion aus diesen beiden Büchern; sie bestätigen das Wort Dingleys: „das Leben gibt immer nur zwar unschätzbare, aber ganz kleine und vereinzelte Tatsachen. Zu lauter mittelmäßigen Begebnissen bringt nun der Künstler erst seine befruchtende und beherrschende Phantasie hinzu." Wir spüren hier etwas von jener magisch zeugenden Berührung der lebendigen Seele mit dem lebendigen Buch, die Hofmannsthal uns deutete.

Und gut versteht man danach einen Menschen, der das Erleben des Lebens durch das Medium des Buches zum höchsten geistigen Raffinement gesteigert, Anatole France. Freilich, nicht das Leben der Gegenwart, sondern der Vergangenheit, denn er meint: Toute époque est banale pour ceux qui y vivent. Zum Kosmopoliten aller Zeiten und Kulturen wurde er, in immer neue Verwandlungen schlüpfte er; ein Ahasver, doch ohne Überdruß, mit immer neuer Genußfreudigkeit, wanderte er durch die Antike, auf dem Forum zu Haus, wie auf der Place de la concorde; er tauchte in die Mysterien des Urchristentums, und aus den acta sanctorum ließ er, ein Beschwörer, wieder aufsteigen le rève des âges de la foi; das Mittelalter kann ihm keines seiner Geheimnisse vorenthalten und eben erst hat er das Bild der Jeanne d'Arc als ein rückwärts gewandter Prophet heraufgelockt und ihre Welt geschildert, als wäre er dabei gewesen. Ein Hexenmeister, ein Nekromant, der in seinem Talar mit der rotseidnen Mütze in seinem Studio unter Bronzen, Marmorskulpturen und alten Bildern vergraben sitzt und den seine Bücher, als treupflichtige Geister über Zeit und Raum zu immer neuen Metamorphosen tragen. Eine seltsame Existenz, die Existenz eines Wollüstlings des Geistes, eines Abenteurers der Seele, eremitisch scheinbar und dabei mit einem Übermaß des Lebensinhalts angefüllt, von dem sich ein flanierender Alltags-„Lebenskünstler" nichts träumen läßt.

Das Wissen eines Polyhistors ist in Anatole France aufgespeichert; dem

Sohn des Antiquars vom Quai Voltaire war von früh an die Bibliotheksluft natürliche Atmosphäre, die Seine hatte für ihn die reizendsten Ufer da, wo sie mit den Auslagen der Bouquinisten bestellt waren, und wie sein höchst wackerer Abbé Coignard, kann er von sich sagen, daß er Trüffeln und schmackhafte Bücher von weitem wittert.

Er wittert sie, da liegt's. Diese Polyhistorie ist staubfrei, sie ist nicht nur Gewächs der Hirnrinde, sie hat etwas sinnliches, sie wird geschmeckt; Aroma wird aus ihr herausdestilliert, und gleichnishaft erscheint sie dann wie eine mächtigbauchige Flasche — Benediktinerformat — mit einem Teufelselixier der Erkenntnisse und Gesichte erfüllt, pitschieret mit salomonischem Siegel und einem pergamentenen Etikett mit Mönchslatein in rot und schwarzer schweifiger Fraktur.

Und der Name dieser Essenz, die sich durch die französische Rasse vererbte, ist „gaya scienca", die „fröhliche Wissenschaft". Mit ihrem hellsprudelnden Geist voll Feuer und Blume — Esprit gaulois — hat Balzac das Rabelais-Zeitalter in seinen körnigsaftigen Humoren, in seiner strotzend wohlbeschaffenen Leiblichkeit und dröhnendem Gelächter wiederkehren lassen, und mit Geist von diesem Geist ließ Anatole France in seinem Buch „Die Bratküche zur Königin Pedauque" die Fabulierlust des achtzehnten Jahrhunderts zu lustigem Rankenwerk emporschießen. Diese Geschichte ist gewißlich auch eine conte drôlatique und man darf sie neben Balzacs närrischen Historien stellen. Sie werden voreinander nicht erröten. Beide Werke erschienen im Verlag von R. Piper & Co. Balzac übersetzt von Benno Rüttenauer mit den Doreeschen Capriccios, wohlig in braunsamtiges Wildleder gebunden; France von Paul Wiegler übertragen. Seine Eindeutschung ist besonders wegen des feinen Gefühls für eine nie aufdringlich wirkende patinierende Einfärbung der Sprache zu rühmen.

Ein kurioses Curriculum vitae ist dies Buch des Lebens und der Meinungen des Herrn Abbés Hieronymus Coignard; buntscheckig das Leben; buntscheckig die Meinung, doch sicher eine höchstvortreffliche Gesellschaft. Ein Weinschlauch und ein Bücherwurm ist dieser köstliche Abbé und der Ruhmestitel, den Balzac dem glorreichen Maitre François Rabelais verleiht: prince de toute sapience et de toute comédie, ist für seine bessere Menschlichkeit nicht zu hoch gegriffen.

Ihm zu begegnen und mit ihm unter ebenso weisen wie schalkhaften Reden ein Mehreres zu trinken, ist lebensstärkend, ist amoen. Einen sokratischen Zug führt dieser feuchte Klerikus, und auch die heftigsten Getränke vermögen nicht die tiefgelassene Ruhe seines lieben Herzens zu erschüttern, und selbst, da ihn der schnöde chaldäische Magus in dem verhexten Goldmacherschloß in vierzehn Idiomen ein Schwein nennt, verläßt ihn die Beschaulichkeit nicht und nur ein leiser Gelehrtenneid regt sich ob dieser polyglotten Gewaltigkeit im Lästern.

Anmutigheitere Würde ziert seine attischen Lippen, von horazischer Urbanität sind seine Umgangsformen, und sein junger Schüler, Jakob Bratspießdreher, der seiner väterlichen Garküche in der Straße des Sankt Jakob, — gegenüber

Sankt Benedikt dem Krummen, zwischen der Gevatterin Gilles, der Krämerin zu den drei Jungfrauen, und Herrn Blaizot, dem Buchhändler zum Bilde der heiligen Katherina — entlaufen, lernt von ihm nicht nur ein ausdauerndes Zechen und den Geschmack an guten schnabulierlichen Dingen, sondern auch den color latinus, die Schätzung der stillen Orgien der Beschaulichkeit als Gast der Musen in einem gedämpften Bücher-Reflektorium, und mancherlei goldene Weisheiten in silbernen Schalen. So die Erkenntnis des tiefsinnigen Zusammenhangs zwischen dem Weißwein und dem Hahnenschrei; die Lehren, daß die Eifersucht ein gotisches Gefühl, ein trauriger Rest barbarischer Sitten, daß die Tugend nur „wie ein Rabe unter Trümmern haust" und bei einem wohlgebauten Mädchen kein Plätzchen für sie ist, weil dort alles „so fest, saftig, dicht und üppig" und noch viele andere zierliche und gewichtigere Weistümer, denn diesem heiteren Philosophen wird ein jegliches Ding „ein Stoff für die Spekulationen des Geistes". Und so fügt ihm sein treuer Jünger, nachdem der treffliche Abbé einen ruchlos meuchelmörderischen Tod gefunden, eine prunkvolle architektonische Grabschrift in klassischer Periode, ihm der

Comitate fuit optima, doctissimo convitu
Jngenio sublimo
Facetiis jucundus sententiis plenus

Und der würdige Schüler Jakob selbst wird Antiquar in der gelehrten Straße des Sankt Jakob, wo der erste Drucker von Paris seine ehrwürdige Presse aufgerichtet und in der François Villon wohnte, im Kloster des Sankt Benedikt, im Haus zur grünen Tür. In seinem niedrigen Laden hält er die klassischen Autoren, in die sein Meister ihn eingeführt, und an die Pforte nagelt er alte venetianische Karten und mit allegorischen Stücken gezierte Thesen, die „wohl ein alter barocker Schmuck sind, jedoch den Freunden der guten Studien gefallen".

Diese Schrift des Anatole France voll anmutiger Gelehrsamkeit, blühendem Humor und dem starken Aroma erlebter Vergangenheit ist mehr als Mummenschanz und Spieltrieb, mehr als Etude oder Stilscherz. Über diesem Buch könnte des Verfassers eigenes Wort stehen: „ein guter Kritiker ist der, der inmitten der Meisterwerke die Abenteuer seiner Seele erzählt."

Seine eigene liebe Seele spricht, wenn der Dominus Coignard von seiner beschaulichen Sehnsucht redet, sich in einer ehrwürdigen Galerie an einen Tisch zu setzen, wo zahlreiche ausgewählte Bücher stumm versammelt wären, daß dort sein bescheidenes fruchtbares Leben dem Garten des Greises von Tarent gliche, und Anatole France spricht eigene Erkenntnis aus, wenn der Abbé sagt, daß die beste Lebensart sei, sich „dem Studium zu widmen, in Frieden den wechselnden Geschicken der Menschen beizuwohnen und durch das Schauspiel der Jahrhunderte und der Reiche die Kürze unserer Tage zu verlängern."

Seelisches Heimatsklima sucht der Dichter, wenn er mit breiter Feder altertümliche Schnörkel malt, und das Mythologische der Seelenwanderung, der Metamorphosen wird hier zur psychologischen Wahrheit.

Man fühlt ein ähnliches noch vor zwei Büchern.

„Spiegelungen einer Seele, die vorübergehend in andere Zeiten und Örtlichkeiten geflohen ist und sich dort gewiegt", geben sie.

Heinrich Manns Novelle Mnais (In einem Buch zusammengepaart mit der flauer ausgeprägten Novelle Ginevra. München, R. Piper & Co.) ist voll bildnerischen Gefühls, voll Statuenstimmung und Amphitritenlyrik; Auferstehung bernsteingelben Marmorstandbilds aus alter Heidenerde, Magna Graecia, und voll Wolluströumens der Götter im Exil. Blüten- und Würzgeruch der griechischen Anthologie vom besonnten, dampfenden, bienenumsummten Hügel weht, — die Hirtin treibt die Herden heim. Die Schafe umdrängen ihre Füße, die Leiber der alten schaukeln wollig; die jungen erheben blökend die hellen Mäuler; und sie wandelt mitten in einem Getrippel wie von vielen Regentropfen und in einem warmen befreundeten Duft. Auf dem Kopf trägt sie den irdenen Krug, den rotgebrannten, aus Syrakus, mit der fliegenden Nike. Und er stürzt zu Boden, da der Faun über sie kommt, Krupa, der Hirt, der nach Böcken riecht und dem das Fell um die Knöchel zottelt. Zum Vorgebirge steigt sie hinauf, wo der Himmelsrand lang und hell ist, zwischen zwei singenden Pinien, und Pan auf das Meer hinablacht. Und sie bekränzt den Gott und hängt ihre Flöte ihm um. Aus blauen Wäldern glänzt das weiße Haus des Faustus, mit Säulen, Rosengewinden und hohen Marmortreppen von Laub verschlungen. Dort lebt Timander, er ist geschaffen, Statuen zu machen, Mnais liebt ihn, doch er liebt nur die Jünglinge und sucht in der Tonerde den Gott. Aber da er die Hirtin in Stein gemeißelt, überfällt ihn Raserei und zu seinem eigenen Werk packt ihn Besessenheit.

In dieser Darstellung ist etwas von der d'Anunnzio'schen Metamorphosenwelt, von jenen Transsubstantionen und jener Unersättlichkeit der höheren Begattung, in denen die lebendige Seele die antike Seele berührt, der Helena-Rausch, die Dämonien des Mons Veneris und die erregende Vorstellung der in Marmor versteinten, nie gestillten Begierde.

In so zwingenden Zeichen ward das ausgesprochen, daß dieses Prosagedicht nicht ein artistisches Zierat bleibt, sondern uns wahrhaft anhaucht als ein Abenteuer der Seele. Mit viel stärkerer Gewalt aber umfängt und bannt ein Kunstwerk der Sprache, das durch höchste Stilvollendung einen Schicksalsausdruck von eherner Wucht gibt: Das Buch Joram von Rudolf Borchardt. (Insel-Verlag, Leipzig.) In der dunkelglühenden Tönung und den eisernen Griffelzügen der Lutherschen Bibelsprache erscheint hier, wie Menetekelschrift auf weißer Wand eine Rede vom Leben und vom Tode und von der Unentrinnbarkeit.

Das Seufzen der gequälten Kreatur quillt empor aus dem Tal der Tränen und Donnerworte rollen dröhnend zermalmend über die Hütten der Vergänglichen. Das Geheimnis der Ewigkeit wird angerührt und die Menschenkinder werden im Gefängnis der Zeit gezeigt. Märchen der Tausend und einen

Nacht weisen gern im Sinnbild die Entrückung und Traumversetzung der Sterblichen, um eine Ahnung des Ungeheuerlichen zu geben, daß „tausend Jahre vor JhM wie ein Tag". Blühend und kranzumwunden sind diese Fabeln des Orients und auch in den Schicksalsschauern noch von einer unendlich heiteren Gelassenheit.

Im Buch Joram aber dreut strenger und eifriger Zorn- und Wettergeist, die Gottheit erfüllt mit Flügelschlag, der ganze Länder vom Erdboden fegt, ihre Ratschlüsse, und die Maße ihres Willens und ihrer weltbildenden Absicht zu erkennen, genügt nicht der kurzsichtige Blick des Menschenalters, sondern erst ein Generationsschauen bis ins siebente Glied wird kundig der Weisheit in der wirbelnden Wirrnis.

Blutgeruch von der Schärfe des Schwertes schwelt, der Haß bäumt sich, und Sterbliche werden unter den Geißelhieben ihres Schicksals zu rasenden Sklaven. Ihr Empörungsschrei gellt auf, die Seele des Verzweifelten ringt mit Gott und die Inbrunst des Leids füllt sie mit Stärke, daß ihre Stimme die Ewigkeit erschüttern macht.

In Bildern und Gesichten von apokalyptischer Furia wird das vorgestellt. Visionen der Heerscharen steigen auf, furchtbar prächtig, keine Fiesole-Lieblichkeiten, sondern gleich den Gewitterwolken auf der Stirn des Michelangelo-Davids, und der Erzengel zieht die Flamme an sich wie ein Tuch, daß nichts an ihm war als Schüttern seiner Lohe. Und unten diesem Himmel voll Meteore und flammender Vernichtungsscheine die gescheuchte Flucht der Menschen, die von Klippe zu Klippe stürzen ins Ungewisse hinab, der Männer und Weiber, die einander peinigen und quälen müssen, die in der Wüstenei und Irre wandeln, in Einsamkeit und Trübsal sich verliegen und dann in Dämmerdunkel doch die geballten Fäuste lösen und trostlos, frierend, in bitterlicher Sehnsucht nach einander tasten, bis sie wieder liegen:

„Brust zu Brüsten und werden einer des andern satt mit Tränen."

Das führt uns tiefer in uns selbst, vom Lächeln zum Schauen, und dies Buch läßt überstark uns fühlen, was es darum sei: „Die Gewalt und die Bezauberung des Dichters zu erleiden."

# Politische Chronik/ von Theodor Barth

Grillparzers bittres Wort: „Von der Humanität durch die Nationalität zur Bestialität" hat sich nicht nur innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle als prophetisch erwiesen. Die Nationalitätsidee, die ein so wichtiger Faktor bei der staatlichen Konsolidierung Deutschlands und Italiens geworden war, hat in der Überspannung einen geradezu kulturfeindlichen Charakter angenommen. Da wo einzelne Nationalitäten in einen staatlichen Existenzkampf verwickelt sind, mag die nationalistische Barbarei jene Entschuldigung finden, die den Exzessen politischer Notwehr selten zu fehlen pflegt. Dem Kampf, den Preußen gegen die nationalen Minderheiten führt, muß auch diese Entschuldigung versagt bleiben. Es ist eine lächerliche Vorstellung, daß die Machtstellung Preußens und des Deutschen Reiches durch ein paar Millionen Einwohner, deren Muttersprache nicht die deutsche ist, ernsthaft gefährdet werden könnte. Es handelt sich um etwa sechs Prozent der Gesamtbevölkerung des Deutschen Reichs. Außer ein paar hunderttausend französisch sprechenden Elsaß-Lothringern und etwa hunderttausend dänisch sprechenden Nordschleswigern kommen zur Hauptsache nur die drei Millionen Polen in Betracht, die im preußischen Osten sitzen, und neben der Pflege ihrer Muttersprache mit alten historischen Traditionen einen Kultus treiben, der mit der realen Politik verzweifelt wenig zu tun hat. Gegen diese fremdsprachigen Preußen wird seitens der Regierung, die den Hetzereien deutsch-nationalistischer Exaltados nur allzu willig ihr Ohr leiht, ein erbitterter Krieg geführt, dessen spärliche äußere Erfolge von immer schwereren moralischen Niederlagen begleitet sind. Die Methode dieser Germanisierungs-Politik erinnert an das Verfahren Friedrich Wilhelms I. der den sich scheu vor ihm um die Ecke drückenden Untertan unter dem Ausruf: „Hundsfott, will er mich wohl lieb haben!" mit dem Krückstock bearbeitete. Der frühere preußische Minister des Innern, Freiherr von Hammerstein, bekannte sich vor einigen Jahren im preußischen Abgeordnetenhause zu derselben Regierungsmaxime, indem er das geflügelte Wort aussprach: „wir verlangen von den Polen, daß sie innerlich deutsch werden."

Als Herr von Köller Oberpräsident von Schleswig-Holstein war, wurde die innerliche Deutschwerdung dadurch zu fördern gesucht, daß man dänische Kuhfütterer und Milchmägde, die bei mißliebigen preußischen Landwirten dänischer Nationalität in Nordschleswig bedienstet waren, kurzerhand auswies, um die Dienstherrschaft der Germanisierung geneigter zu machen. Neuerdings hat man in Rücksicht auf die auswärtige Politik in Nordschleswig angefangen, einen andren Kurs zu steuern. Der Oberpräsident von Bülow hielt vor einiger Zeit in Hadersleben eine Rede voller Versöhnlichkeit, in der unter anderen auch die Worte vorkamen: „Wer Haß säet, wird auch Haß ernten; wir aber wollen Liebe und Anhänglichkeit." Die Ansprache endete

mit einem Hoch auf die Landsleute in Nordschleswig ohne Unterschied der Nationalität. Es ist charakteristisch für die lange gepflegte nationalistische Verhetzung, daß ein Teil der Anwesenden bei jenem Hoch des Oberpräsidenten ostentativ sitzen blieb, und daß einer der folgenden Redner sich gegen die neue Versöhnungspolitik mit den Worten richten konnte: „Diejenigen Nordschleswiger, die nicht auf deutschnationalem Boden stehen, existieren für uns nicht." Während man so in der Nordmark Gelegenheit hat, sich davon zu überzeugen, wohin eine falsche Nationalitätenpolitik führt, bringt dieselbe preußische Regierung in der Ostmark gegen die Polen nicht bloß alle jene Kampfmittel des polizeilichen Übereifers zur Anwendung, die als kleinliche Schikane empfunden werden, sondern sie hat jetzt auch das schwerste Geschütz aufgefahren, um die Polen nach dem Rezept des Freiherrn von Hammerstein zu zwingen, innerlich deutsch zu werden. Fürst Bülow, dem sonst weder in der inneren noch in der äußeren Politik ernsthafte Erfolge erwachsen, hat seine ganze staatsmännische Energie auf den Kampf gegen den weißen Adler konzentriert. Er hat sowohl die Gesetzgebung des Reichs, wie die Preußens mobil gemacht. In dem Reichsvereinsgesetzentwurf über das Vereins- und Versammlungsrecht ist eine Bestimmung eingefügt, die den Gebrauch der polnischen Sprache in den öffentlichen Versammlungen unmöglich machen soll. Die Bestimmung kann nur durchgehen, wenn im Reichstage der sogenannte Bülow'sche Block zusammenhält, das heißt, wenn die Freisinnigen sich dazu hergeben, auch bei dieser Gelegenheit mit Konservativen, Nationalliberalen und Antisemiten gemeinsame Sache zu machen. Bisher haben die Freisinnigen eine solche Zumutung abgelehnt. Aber die Regierung, gestützt auf leichtfertige Zusicherungen, die ihr vor Monaten von einigen freisinnigen Führern gemacht wurden, hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben, ihren Willen mit einem Teil der Freisinnigen durchzusetzen. Sie droht damit, bei Ablehnung des Sprachenverbotes den ganzen Gesetzentwurf fallen lassen zu wollen, um dann im Wege der preußischen Landesgesetzgebung ihr Ziel zu erreichen. Ob sie mit dieser Drohung die freisinnigen Widerstände im Reichstage überwinden, oder ob sie, wenn diese Rechnung fehl schlägt, ihre Drohung überhaupt wahr machen wird, ist noch nicht erkennbar, während diese Zeilen in den Druck gehen. Es wäre aber schon möglich, daß der Erfolg, den Fürst Bülow mit der Enteignungsvorlage im preußischen Landtage erzielt hat, ihn ermutigte, auch die Kampagne gegen die polnische Versammlungssprache hartnäckig weiter zu führen.

Das Schicksal dieser Enteignungsvorlage blieb nicht ohne dramatisches Interesse. Nachdem es gelungen war, das Unbehagen der Konservativen im Abgeordnetenhause gegenüber der Vorlage zu überwinden, erwuchs im Herrenhause dem Expropriationsprojekt eine Opposition, die einen sehr bedrohlichen Charakter annahm. Nicht daß die Granden des Herrenhauses von dem Gedanken stark bedrückt worden wären, daß einer nationalen Minderheit ein schweres Unrecht zugefügt werden soll — darüber hätte man sich schon hin-

weggesetzt; aber das Mittel der Enteignung von Grund und Boden, um bestimmte politische Ziele zu erreichen, erweckte in den Kreisen des alten und befestigten Grundbesitzes die unangenehmsten Empfindungen. Das ôte-toi que je m'y mette, hier von einer konservativen Regierung gegenüber einer unbequemen nationalen Minderheit zur Anwendung gebracht und damit der preußischen Staatsräson feierlich einverleibt, könnte sich doch leicht einmal auch im Laufe der Entwicklung gegen den Grundbesitz im allgemeinen und speziell gegen den Großgrundbesitz richten. Zwar hat es eine Expropriation für gewisse sachliche Staatszwecke bisher auch schon gegeben. Der verfassungsrechtliche Schutz für Privatbesitz kann immer nur ein relativer sein. Wenn aber bisher im Staatsinteresse das Privateigentum an Grund und Boden dem Einzelnen entzogen wurde, zum Beispiel bei Bahnbauten, so wurde kein Unterschied zwischen den Besitzern gemacht. Jedes Privateigentum, auch das des Königs, hat in solchen Fällen dem öffentlichen Interesse zu weichen. Bei dieser Enteignungsvorlage aber ist es die nationale Eigenschaft, also eine politische Qualität des Besitzers, welche die eigentliche Ursache für die Expropriation bildet. Die Enteignung von Grund und Boden als politisches Kampfmittel! Daß diese Perspektive den Großgrundbesitzern des preußischen Herrenhauses einige Beklemmung verursacht hat, ist leicht zu verstehen. Sobald sie aber davon durchdrungen waren, daß ihre eignen Interessen durch diesen gesetzgeberischen Akt verletzt werden könnten, so fanden sie die Entschlußfähigkeit, einer Regierung, die ihnen sonst genehm ist, resoluten Widerstand zu leisten und sich auch dem Willen des Königs entgegenzustellen. — Die Enteignungsvorlage wäre denn auch an dieser Opposition von Großgrundbesitzern des Herrenhauses gescheitert, wenn nicht Geheime Kommerzienräte, Professoren und Oberbürgermeister der nationalistischen Gewaltpolitik des Fürsten Bülow zu Hilfe gekommen wären.

Die Vertreter der Wissenschaft, des Großkapitals und der Großstädte als Stützen nationaler Intoleranz, in der Rolle der Unterdrücker, als willige Gefolgschaft rücksichtsloser Gewaltpolitik! Die Großbourgeoisie konnte ihre Abkehr von den Grundsätzen der Humanität und der Rechtsgleichheit garnicht drastischer dokumentieren als durch die bei der Abstimmung über die Enteignungsvorlage geleisteten Hilfsdienste. Dieser politische Entwicklungsprozeß der Großbourgeoisie vom grundsätzlichen Liberalismus zur grundsatzlosen Gewaltpolitik ist auch in andren Ländern nicht ohne Beispiel. Der preußischen, und damit der allgemeinen deutschen, innerpolitischen Geschichte durchaus eigen ist dagegen das travailler pour le roi de Prusse ohne jede politische Gegenleistung. Die Vertreter von „Bildung und Besitz" dürfen die Regierung unterstützen; aber ihnen — wie das in England, Frankreich, Italien der Fall ist — einen irgendwie maßgebenden Einfluß auf die Regierung einzuräumen, daran denkt in Preußen weder das in der Macht befindliche Junkertum noch die zu reaktionären Hilfsdiensten herangezogene Bourgeoisie. Man darf den Heiligen und

den Rittern den Steigbügel halten, aber selbst mitreiten — beileibe nicht! Dem deutschen Bürgertum fehlt der Wille zur Macht. Das preußische Junkertum hat keine Ursache, es zu fürchten, und deshalb wird es auch nicht respektiert. Die brüske Wahlrechtserklärung des Fürsten Bülow vom 10. Januar steht als Zeichen der Mißachtung nicht vereinzelt da. Der Staatssekretär für das Reichspostwesen hat im Reichstage den Freisinnigen, die noch immer dem Bülow'schen Block zugerechnet werden, einen politischen Affront zugefügt, wie er in keinem andren konstitutionellen Lande gegenüber einem Teil der Regierungsmehrheit auch nur denkbar wäre. Die Provokation ist ohne jede politische Sühne geblieben. Der Fall ist auch aus andren Gründen lehrreich. Man denke sich: Ein Arzt, der sich der freisinnigen Partei zuzählt, stimmt bei der Stichwahl zwischen einem Rechtsnationalliberalen und einem Sozialdemokraten für den letzteren. Darauf kündigt ihm, der im Nebenamt die Stellung eines Vertrauensarztes der Postverwaltung bekleidet, die Behörde, und der Reichspostsekretär verteidigt diesen ungeheuerlichen Eingriff in die Wahlfreiheit als etwas beinahe selbstverständliches. Nebenbei bemerkt, haben vor einigen Jahren in Baden nicht bloß freisinnige sondern selbst nationalliberale Wähler zu Tausenden, darunter auch Beamte und Reserveoffiziere, für sozialdemokratische Stichwahlkandidaten gestimmt, ohne daß man dagegen einzuschreiten gewagt hätte. Heute, in der Aera der Bülow'schen Blockpolitik, glaubt man auf die freisinnige Blockpartei weniger Rücksicht nehmen zu müssen. Selbst zu Puttkamers Zeiten, vor fünfundzwanzig Jahren, als der Freisinn in der denkbar schärfsten Opposition zur preußisch-deutschen Regierung stand, hielt es jener reaktionäre Minister des Innern für nötig, wiederholt zu versichern, daß keinen unpolitischen Beamten ein Nachteil treffen werde, wenn er, ohne zu agitieren, seiner Überzeugung folgend oppositionell wähle.

Ein Pendant zu diesem Attentat auf die Wahlfreiheit bildet ein Versuch des preußischen Kultusministers, die deutsche Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung reaktionären Zensurgelüsten zu unterwerfen. Ein Bücherkatalog der Gesellschaft, der eine Anzahl populär-wissenschaftlicher Werke enthält, war im Kultusministerium beanstandet worden, und man hatte mit der Entziehung des Regierungswohlwollens gedroht, wenn nicht eine Anzahl Bücher dieses Katalogs, darunter Werke von und über Haeckel, Darwin, Strauß, Nietzsche, eliminiert würden. Auch dieser Versuch, die Praxis der vatikanischen Indexkongregation auf das protestantische Preußen zu übertragen, ist nicht mit dem nötigen Nachdruck von den Zunächstbeteiligten zurückgewiesen worden. Auch hier ist man einem resoluten Widerstande, des lieben Friedens willen, aus dem Wege gegangen.

Kein Wunder, daß solcher politischen Weichheit gegenüber das stets zu jeder Rücksichtslosigkeit bereite agrarische Junkertum seinen Einfluß auf die Regierung beständig auszudehnen vermag. Der Blockfreisinn ist in diesen Kreisen längst zum Gegenstand des Gespöttes geworden. Auf der jüngsten Heerschau

des Bundes der Landwirte wurde er als der „traurige Rekrut" der Regierungsarmee offen verhöhnt. Die Bülowsche Blockpolitik, wenn sie dem Erfinder der konservativ-liberalen Paarung auch sonst keine Erfolge gebracht hat, das eine hat sie wenigstens bewirkt: die politische Diskreditierung des Freisinns. Daß es aus dieser Misere nur einen Ausweg gibt, das begreift niemand besser, als das regierende Agrariertum. Immer wieder warnt es die freisinnigen Spießbürger vor acherontischen Gelüsten, das heißt vor einer politischen Kooperation mit der Sozialdemokratie. Es liegt auf der Hand, daß jeder Versuch zur Demokratisierung Preußens aussichtslos ist, solange die bürgerliche Demokratie davor zurückschreckt, mit der sozialistischen Demokratie gemeinsame Sache zu machen. Es ist das längst eine Binsenwahrheit geworden. Aber in der Politik ist selbst die trivialste Wahrheit schwer in die Wirkichkeit zu übertragen, da Gefühle, Stimmungen, Abneigungen, Vorurteile wirksamer sind als Verstandeserwägungen. Das video meliora proboque, deteriora sequor ist ein Leitsatz, der eigens für die politischen Beziehungen zwischen dem Bürgertum und den Arbeitern geschaffen zu sein scheint. Daß das Verderbliche und Unnatürliche dieses Gegensatzes im Lager der Sozialdemokratie immer stärker empfunden wird, heute sogar schon stärker als in den Reihen der Freisinnigen, läßt stets erneut die Hoffnung aufleben, daß der Übermut der Reaktion schließlich doch noch einmal zur Überbrückung der vorhandenen Kluft führen wird.

Wo steht der Feind? Dieses Thema variiert der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Eduard David in der ersten Märznummer der Sozialistischen Monatshefte. Er faßt seine Untersuchungen in folgende Schlußsätze zusammen: „Die konservativ-klerikale Reaktion triumphiert seit Jahren auf der ganzen Linie und die starke Sozialdemokratie vermag nichts daran zu ändern! Die Sozialdemokratie muß endlich heraus aus diesem Zustand der Ohnmacht. Die weiteren Ziele unsrer Bewegung in Ehren, aber die nächste uns gestellte Aufgabe von weltgeschichtlicher Bedeutung ist die Umwandlung Preußens in ein modernes, konstitutionelles Staatswesen. Erst auf dem Boden eines solchen demokratischen Staates können unsre Kämpfe mit der bürgerlichen Demokratie zum Austrag gebracht werden. Vorerst haben wir einen mächtigen gemeinsamen Feind, der die gesunde Entwicklung der gesamten Partei auf Schritt und Tritt hemmt. Ihn niederzuwerfen, kann nur durch vereinte Kräfte gelingen; darüber kann sich kein Verständiger einer Täuschung hingeben. Darum vereinigen wir sie jetzt, um dem Fortschritt die nächstnotwendige Gasse zu brechen!"

Es kann nicht oft und nicht nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, daß die Verzögerung der Demokratisierung Preußens und Deutschlands auch in immer steigendem Maße das ordnungsmäßige Funktionieren der Reichsmaschine erschwert. Nichts ist in dieser Beziehung charakteristischer, als die geradezu heillosen Zustände in unsrer Reichsfinanzverwaltung. Sprungweise wachsen die Ausgaben für Flottenrüstungen, koloniale Zwecke, Erhöhung von

Beamtenbesoldung usw. Man sieht sich einem tatsächlichen Defizit von einer viertel bis einer drittel Milliarde Mark gegenüber. Aber die Reichsregierung bleibt unfähig, auch nur brauchbare Vorschläge zur Beschaffung von entsprechenden Einnahmen zu machen. An Ersparnisse wird schon garnicht gedacht. Der eine Reichsschatzsekretär wird entlassen, ein anderer, der bisherige Unterstaatssekretär im Reichspostamt Sydow, tritt an seine Stelle. Der neue Reichsschatzsekretär wird auch preußischer Staatsminister; aber trotzdem steht es jetzt fest, daß die dringend nötige Reichsfinanzreform vor nächstem Herbst nicht ernsthaft in Angriff genommen wird. Inzwischen heißt es: weiter Schulden machen, Schulden selbst für ordentliche Ausgaben. Eine richtige Bankerottwirtschaft. Österreich und Italien, deren Finanzmisere vordem sprichwörtlich war, erscheinen heute als Muster finanzpolitischer Solidität verglichen mit der Mißwirtschaft, die unter dem Fürsten Bülow in Deutschland eingerissen ist. Kein Wunder, daß diese Mißwirtschaft auch in den Kursen der Anleihepapiere zum Ausdruck kommt. Wer hätte es sich zu Caprivis Zeiten auch nur träumen lassen, daß die italienische Rente auf dem Geldmarkte jemals im Kurse höher stehen werde, als preußische Konsols und Deutsche Reichsanleihe. Heute wird an der Berliner Börse die $3^3/_4$prozentige italienische Rente mit 104 bezahlt, während die $3^1/_2$prozentige Reichsanleihe und $3^1/_2$prozentige preußische Konsols unter 93 gesunken sind.

Der Mangel an Solidität, der in so auffallender Weise bei der Behandlung des Reichsfinanzwesens zutage tritt, wird übrigens, wenn man näher zusieht, allenthalben in unsrer Politik erkennbar. Alles läuft auf Schaumschlägerei hinaus. Schillernde Phrasen und nichts dahinter. Konservativ-liberale Paarung in der Theorie und klerikal reaktionär, agrarische Politik in der Praxis. Kant und Uhland in Zitaten und der Hollesche index librorum prohibitorum als administrative Verkörperung offizieller preußischer Geistesfreiheit. Justitia fundamentum regnorum im patriotischen Katechismus und die Karikatur dieses schönen Grundsatzes im Dreiklassenwahlrecht. Und so ohne Grazie weiter bis in infinitum. Man kann zugeben, daß für diesen Zustand der öffentlichen Moral Fürst Bülow ein außerordentlich passender Staatslenker ist. Es fragt sich nur, ob der Zustand auch für ein Kulturvolk von mehr als sechzig Millionen paßt und ohne schwere Einbuße an innerer Tüchtigkeit und internationalem Kredit noch lange ertragen werden kann.

Ein Privatbrief, den Kaiser Wilhelm II. an den englischen Marineminister Lord Tweedmouth geschrieben hat, ist durch einen Hetzartikel der Londoner Times für einige Tage zu einem europäischen Ereignis geworden. Man spricht in solchen Fällen von der impulsiven Natur des Deutschen Kaisers wie von einem mildernden Umstand. Im allgemeinen wird man denen recht geben müssen, die der Meinung sind, daß Souveräne besser tun, über Gegenstände, die das Gebiet der Staatsinteressen berühren, mit aktiven Ministern fremder Staaten keine Privatkorrespondenz zu führen, sondern einen derartigen Meinungs-

austausch dem ordnungsmäßigen diplomatischen Verkehr zu überlassen. Im vorliegenden Falle aber hatte man es augenscheinlich mit einem publizistischen Versuch zu tun, aus der Maus einen Elefanten zu machen. Man konnte Lord Rosebery nur zustimmen, der es im britischen Oberhause offen aussprach, der Lärm über diesen Kaiserbrief sei lächerlich. Erfreulich bei diesem Zwischenfall war übrigens die Energie, mit der die englische Presse nahezu ausnahmslos der Absicht der Times entgegentrat, zwischen Deutschland und England Unfrieden zu säen. Das Gefühl ist augenscheinlich in Deutschland wie in England im Wachsen, daß ein Krieg zwischen diesen beiden Ländern ein wahnsinniges Verbrechen sein würde. Es unterliegt auch nicht dem geringsten Zweifel, daß die gegenwärtige liberale Regierung Englands Frieden und Freundschaft mit Deutschland will, und daß die gleichzeitige Aufrechterhaltung freundschaftlicher Beziehungen zu Frankreich kein Dementi dieser Absicht darstellt. Jede gesunde europäische Friedenspolitik muß England, Frankreich und Deutschland in vertrauensvolle Beziehungen zu bringen suchen. Erst wenn für einen solchen Dreibund in der Stimmung der Völker die notwendige Voraussetzung geschaffen ist, kann von einem unerschütterlichen europäischen Frieden die Rede sein; — ein Friede, der es endlich auch ermöglichen würde, die Völker Europas wenigstens von einem Teil der ungeheuren Kriegsrüstung zu befreien, unter der alle seufzen.

# Rundschau

## Den Manen David Friedrich Strauß'

Er hat sein Pfund nicht vergraben, sondern damit gewuchert wie ... mit seinem Vermögen. Er hat gearbeitet wie wenige; und Arbeit verdient immer Hochachtung. Gewirkt aber hat er wie noch wenigere; und da er auch für uns gewirkt hat, verdient er vor vielen unsern Dank. Er hat die Atmosphäre des menschlichen Denkens von einer Menge fauler Dünste befreit. Manche Fessel, die das menschliche Leben beengte, hat er gesprengt oder doch angefeilt. Sein Standpunkt ist wohl nicht mehr der unsrige, wir haben Fortschritte, weit über ihn hinaus, gemacht; aber wir hätten sie so schnell und sicher nicht machen können, wenn nicht seine scharfe Art uns die Bahn gebrochen hätte." Was Strauß hier von Voltaire preist, darf, mit geringen Abstrichen, auch ihm, dem nun Hundertjährigen (geb. 27. 1. 1808), nachgerühmt werden. Mit seinem Vermögen konnte der deutsche Aufklärer freilich nicht wuchern: er hatte keins. Verketzert und mit dem giftigen Geifer all der Halben bespritzt, deren romantisch verbrämte Kritik die Herkunft aus der Amtsstube nicht verleugnet und stets in die beruhigende Philosophie des Andererseits mündet: hat Strauß Jahrzehnte die deutschen Lande durchirrt und mußte zufrieden sein, in den Herzen bewundernder und treu ergebener Gesinnungsgenossen eine Heimat gefunden zu haben. Doch daß der Verfasser des Lebens Jesu manche Fessel gesprengt hat, die den modernen Drang nach intellektueller Sauberkeit einschnürte; daß er ein Schuttwegräumer und Wegbahner war; daß seine mutige Bekennerschaft, sein Neuer Glaube bei aller konstruktiven Unzulänglichkeit den Seelenklang der echten Wahrheits- oder Gottsucher hatte; daß in diesem in die Theologie verschlagenen Kritiker ein Geist von lessingschem Adel, von lessingschem Mut, von lessingschem Haß gegen die feig ausweichende Manier gelehrter Kärrner lebte: das kann und soll heute, vierunddreißig Jahre nach Straußens Tode, mit feierlichem Nachdruck verkündet werden. Es ist das Mindestmaß von Anerkennung, das einem Manne zu gönnen ist, der verschmähte, in trüben Gefühlsrückständen eine schöpferische Macht anzuerkennen, und sich doch redlich mühte, die Nebel vor der Sonne freudiger Lebensbejahung zu zerstreuen. Dabei ein Schwerblütler, ein deutscher Aufklärer, der aus der Tiefe des Gemütes seine Entscheidungsgründe holte und mit den Mitteln der historischen Kritik sich bewies, was die französische Aufklärung des 18. Jahrhunderts einfach negierte. Gründe genug, Strauß, bei aller Bedingtheit seines Werkes, bei aller Schwäche seiner philosophischen Phantasie, auch heute noch nicht vom Heiligenkalender zu streichen, — gerade heute nicht, da die Geburtswehen unseres neuesten Modernismus nur als vulkanische Nachwirkung seiner Kritik zu verstehen sind. Mit Straußens Dogmengeschichte in der Hand nachgeborene Entdeckungen zu machen, ist nicht schwer ...

Die Jahrhundertfeier brachte aber wieder zum Bewußtsein, wie undankbar das Wirken

für den sich liberal dünkelnden Massendurchschnitt ist; für den Kreis der „allgemein Gebildeten", der noch in dem von Strauß umschriebenen Gedankenkreis zu leben vorgibt. In den Festartikeln fehlte die Erhebung, der Schwung, die rechte Kraft zur Würdigung von Straußens Eigenart, die rechte Einsicht in die Größe seiner Fernewirkung, in den ganz besonderen Charakter seiner sittigenden Aufklärung. Sie waren matt und alltäglich; die leere Phrase erstickte den Gedanken. David Friedrich Strauß hat ein anderes Los verdient. Tragisch, wie sein Leben, ist auch sein Nachleben. Von den Unreifen, Unausgereiften wird er gelesen und gelobt, von den Reifen als zurückliegendes Ferment ihrer Bildung für überwunden gehalten, von den Überreifen, die immer fürchten, als Verspätete zu gelten, als zu einfach, zu schmucklos, zu geradlinig und gradsinnig in Denken und Darstellung nicht mehr genossen. Aber lest wieder einmal, lest unter dem Gesichtspunkt der Zeitgemäßheit seinen Ulrich von Hutten und seinen Voltaire: über das ideelle Woher und Wohin unsrer Gegenwart werdet Ihr dann gründlicher als vorher orientiert sein. „Der Alte und der Neue Glaube" ist besser als der Ruf, den mäkelnde, wortumschaufelnde Epigonen ihm machten, das Nachwort als Vorwort ist als Abschied eines müde gewordenen Kämpfers ergreifend; doch die Zukunftsmusik klingt dünn, die naturwissenschaftlichen Verallgemeinerungen sind voreilig, die Begriffssynthese zerbröckelt. Aber sein Hutten — wen packte und schüttelte der nicht? die Schrift über Voltaire — wen klärte die nicht? Lest sie. Der Hutten gehört zu den reichsten, Voltaire jedenfalls nicht zu den ärmsten Büchern der deutschen Literatur, die an biographischen Meisterwerken nicht gerade Überfluß hat. Wie da, mit leidenschaftlicher Bewegtheit, zwei Zentralgestalten der Reformationszeit und der Aufklärung lebendig gemacht werden, ist überwältigend. Bücher dieses Kalibers sind mit dem Blute eines Mannes geschrieben, dem Worte Taten sind. Auch bezeugen sie, daß Strauß, trotz Nietzsche, ein musivischer Mensch war; nur Bildnerhände konnten diesen Hutten zeugen, nur das Gemüt eines phantasievollen Menschen seine Züge so farbig und sinnlich machen. Nie war Nietzsches jugendliche Bilderstürmerei blinder, ungerechter, als da sie sich gegen Strauß den Bekenner kehrte: wenige Jahre später bekannte er sich selber zu dem französischen Freigeist, dem er Kränze der Dankbarkeit flocht. Ob der Edle irgendwann später gefühlt hat, daß er, indem er Strauß zerfaserte, gegen das eigene Fleisch und Blut das Messer zückte?

Zum Glück hat das Jubiläumsjahr uns ein Buch beschert, das tief an Straußens Wesenskern heranführt: die zum erstenmal gesammelten Aufsätze Kuno Fischers über seinen Freund („Über David Friedrich Strauß; Carl „Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1908"). Klar, einfach, bei aller Ruhe und allem Maß innerlich bewegt, den Blick auf die ewigen Werte gerichtet, zeigt es Kuno Fischers Sakralstil von seiner eindruckvollsten Seite. Ein altmodisches Buch, aber, hoffen wir, kein zu spät gekommenes.

## Handel und Händel

Wir sollen (nicht wahr?) an die verbrüdernde Macht des Handels glauben. Auch wohl daran, daß die Lehre vom Tausch die Anweisung zum ewigen Frieden und seligen Leben enthalte. Dieser Glaube ist natürlich englischer Herkunft, und er stellt so ziemlich die höchste Idealisierung dar, deren die Tätigkeit eines Händlervolkes fähig ist. In dem simplen, aber grundehrlichen Richard Cobden lebte er als sittliche Kraft; sein universell gedachter Freihandel sollte die Religion der Humanität herbeiführen helfen und war jedenfalls zunächst als Vorstufe dazu geplant, die ganze Menschheit in eine glückliche, emsig Tauschhandel in Spezialitäten treibende Familie verwandeln. Die ganze Menschheit eine glückliche Tauschhändlerfamilie: der Gedanke ist hinreißend... Siebenzig Jahre sind seit dem Siege der Freihandelsidee vergangen; und wir sind staunenden Auges Zeuge gewesen, wie das glückliche, im Zeichen dieses Friedensideals sich fortentwickelnde Inselreich sich rasend schnell industrialisiert, kommerzialisiert, demokratisiert und ... imperialisiert hat. Darunter ist zu verstehen, daß sein wirtschaftlicher Machtwille unersättlich wurde und in einem beispiellosen Ausdehnungstrieb sich kundgab, der nicht ruhte, als bis er die ganze bewohnbare und

befahrbare Erdkugel unter dem Gesichtspunkt des Absatzmarktes und der Interessensphäre .. wie sagt man doch? .. kultiviert hatte. Damit hat Großbritannien die internationalen Beziehungen der Staaten zu einander revolutioniert. Das sind Tatsachen. Nur darf man sie nicht nennen (der Liberale darfs nicht); wenn mans doch tut, mit Grausen vor dem Fatalismus der Geschichte, der stets anders will als der erleuchtetste Einzelwille kann, dann gilt man als böser Imperialist, als schlechter Mensch.

Wie sich zu allen Zeiten der doux commerce geberdet hat, läßt sich aus dem ungeschminkten Geschichtsbericht heute bequem ablesen; und wer sagt, der Handel habe nicht nur, versittlichend und ausgleichend gewirkt und zukünftigem Weltbürgertum die Wege geebnet, sondern ihm sitze der Zankteufel von allem Anfang im Leibe, der Anreiz zu Streit, Mord, Krieg liege ihm im Blut: der hat eigentlich noch nichts neues gesagt. Aber das Geschlecht liberaler Harmonieapostel will nicht aussterben, das nicht einsehen kann, daß der großartig organisierte moderne Handel, der immer wieder, immer stärker wollende Wille nach neuen Märkten, neuen Interessensphären, neuen Meistbegünstigungen heute mehr denn je zuvor die Quelle aller internationalen Reibungen ist und, solange er diese Richtung innehält, den Staat als Machtorganisation in alle Ewigkeit voraussetzt. Da braucht niemand zu hetzen, niemand zu verketzern, und auch der permanente blinde Lärm der Presse kann die Logik der Tatsachen nicht umbiegen oder beeinflussen; die schönsten Gefühle der Pazifisten werden nicht machen, daß die Flüsse zuberge fließen, solange dieses Wirtschaftssystem am Leben und der Habitus der wirtschaftenden Menschen derselbe bleibt. Seien wir doch aufrichtig. Allein die unersättlichen Ansprüche des nationalen Handels an die internationalen, besonders die farbigen Märkte haben die Einzelstaaten zu Machtorganisationen entfaltet, wie sie frühere Epochen nicht gekannt haben. Der Gedanke, daß souveräne Staaten wie Bürger eines Gemeinwesens ihre Besitzrechte und Besitzansprüche vor einem übernationalen Schiedsgericht werden ausgleichen lassen, ist nun zwar vollziehbar, wir wollen ihn auch nicht aufgeben, wollen ihn als regulative Idee (wie der alte Kant sagte) sogar in uns hegen; ja, man kann ohne Übertreibung vielleicht sagen, daß kein vernünftiger Mensch heute den Krieg will: man ist wirklich als einzelner höchst friedlich, schiedlich und ganz weltbürgerlich gestimmt. Aber .. wir alle zusammen, der friedliche Schulze und der schiedliche Müller und der pazifistische Meier, wir empfinden plötzlich im Geschäftsverkehr mit fremden Nationen, sobald die Verhandlung nicht glatt verläuft, ein aktives, angriffsbereites Solidaritätsgefühl, das immer im labilen Gleichgewicht ist und stets Gefahr läuft, in ein gereiztes Gegensatzgefühl umzuschlagen. Das ist verhängnisvoll, wurzelt aber im System, aus dem ein Politiker heute so wenig herauskann wie aus seiner Haut, — es sei denn, daß man es negiere, was doch der Systembejaher nicht tun darf, wie immer er sich nenne. Daraus erklärt sich die immerwährende Gereiztheit der Staaten untereinander, das chronische Verschnupftsein, die organische Disposition zum Mißtrauen und Übelnehmen, das falsche Spiel der Rückversicherungen und Ententen; aber auch, daß in diesem Punkte konservativ und liberal nur Nüancen desselben Verhaltens sind.

Sagen wir also: Der Staat hat einen Januskopf. Er ist Machtstaat und Kulturstaat in einem. Als Kulturstaat treibt er Handel; stiftet der Handel Händel, so zeigt seine andere Seite die gepanzerte Faust. Zu welch klügelnden Ausreden muß eben das englische Kabinet greifen, das die Januskopftheorie in Worten („aus Liberalismus") verwirft und in Taten („um unsere souveräne Machtstellung auf den Meeren zu behaupten", sagt Asquith) befolgt! Nationale Händlerpolitik in weltbürgerlicher Absicht ist eben ein hölzernes Eisen. Das wissen viele, aber nur ein Menschenfeind spricht es aus .. Mir fällt ein Wort von Carlyle ein: Mit Männern, die an Hörensagen, nicht an Tatsachen glauben (who believe in hearsays, not in facts), ist Gemeinschaft nicht möglich. Ein mahnendes Wort.

S. Saenger

## Biomechanik

In der Geschichte einer jeden Naturwissenschaft kann man drei Epochen unterscheiden: die des Sammelns, die des Ordnens, die des Erklärens, wenn man unter Erklären das Zurückführen auf Gesetze versteht. Es ist selbstverständlich, daß eine Wissenschaft sich nur aufbauen kann auf Grund eines möglichst vollständigen Tatsachenmaterials; eine Summe von Einzelbeobachtungen ist zunächst erforderlich. Dann werden die gesammelten Beobachtungen geordnet, gruppiert; aus Einzelnem, Isoliertem muß ein Kontinuierliches geschaffen werden, so wie man zahllose Punkte zu Linien aneinander reihen kann. Zum Schluß aber gilt es, die Kausalverbindungen zu erforschen, die Gesetze aufzufinden, die jener Gruppierung und Anreihung zugrunde liegen, die Kräfte zu ermitteln, die Bewegungen, Übergänge entlang den gefundenen Reihen bewirken.

Freilich, diese Epochen folgen nicht wie ein Jahr auf das andere, so daß sich ein Zeitpunkt angeben ließe, an dem die erste aufhört und die zweite beginnt. Wenn man von den ersten, primitivsten Anfängen absieht, existieren die drei Tätigkeiten des Beobachtens, Ordnens und Zurückführens auf Gesetze meist gleichzeitig. Ostwald vergleicht die Wissenschaft mit einer Armee: „Stets sind, während die Hauptarmee eine bestimmte Stellung inne hat, einzelne Plänkler in die noch uneroberten Gebiete einzudringen bemüht." Sind doch die Einzelobjekte auf den meisten Gebieten so zahlreich, daß ihr Sammeln und Registrieren nie zum Abschluß kommen wird. Wie sollten wir da mit dem Ordnen und dem Aufsuchen der Gesetze warten bis zur vollständigen Kenntnis der Objekte? Dazu fehlt dem Menschen die Geduld. Gerade das Erkennen der Gesetze ist ja die Leistung, die wissenschaftlicher Geist am eifrigsten erstrebt.

Vielleicht in ansprechenderer Form hat ein französischer Biologe, Frédéric Houssay, eine ähnliche Dreiteilung für die Naturwissenschaften vorgeschlagen. Er bezeichnet die drei Stufen wie die Teile der Mechanik als Statik, Kinetik, Dynamik. Die Bezeichnung Statik, Lehre von den Körpern im Gleichgewicht, deckt sich nicht ganz mit dem „Sammeln", von dem wir oben sprachen. Besser stimmen die beiden anderen Bezeichnungen mit den entsprechenden oben genannten überein. Kinetik ist die Lehre von den Bewegungen, den Übergängen, den Kontinuitäten, Dynamik die von den Kräften.

Houssay hat einem zoologischen Werke diese Dreiteilung zugrunde gelegt. In der „Statik" beschreibt er die Form und Gestalt der Tiere und ihrer Organe im Ruhezustand, in der „Kinetik" werden darauf die Formübergänge besprochen und die Veränderungen, die die Formen in der Zeit und bei der Tätigkeit erfahren. Der dritte Teil beschäftigt sich mit den Kräften, die die Ursachen dieser Veränderungen sind.

Eigenartig ist eine Zusammenstellung, die dieser Autor macht, von Männern, die ihrer Veranlagung nach einer statischen, kinetischen oder dynamischen Weltanschauung zuneigen. Besonders typisch statisch veranlagte Forscher sind Aristoteles, Linné, Cuvier. Als Kinetiker nennt er unter anderen Kaspar Friedrich Wolff, Hertwig, Häckel, als Dynamiker Darwin, Lamarck, De Vries. Eine kinetische Anschauungsweise tritt besonders bei Künstlernaturen hervor. Die trefflichsten Beispiele liefern Lionardo und Goethe. Anschauung, Intuition fördern auf diesem Gebiet am meisten. Auf einem Spaziergang am Lido findet Goethe einen Schafschädel und er denkt ihn sich aus Wirbeln entstanden. Er erkennt in den Teilen der Blüte umgewandelte Laubblätter. Aber die Herstellung einer solchen Kontinuität genügt ihm. Nach den Kräften, den Bedingungen zu forschen, die eine derartige Metamorphose verursachen, ist die Aufgabe der Dynamiker.

Hat nun die Biologie schon ihr dynamisches Alter erreicht? Die erste Morgenröte zeigt sich. Die biologischen Wissenschaften haben aufgehört, „beschreibende Naturwissenschaften" zu sein, und fast mit Verachtung blickt der moderne Zoologe zurück auf seine Vorgänger, die „Balgzoologen", deren Tätigkeit hauptsächlich darin bestand, ausgestopfte Tiere zu sammeln und zu benennen. Durch die Entwickelungslehre ist „kinetischer Geist" in die Biologie gekommen. Aber die Kräfte, die

Entwickelungen und Wandlungen in der organischen Lebewelt erklären sollen? Weniges ist einigermaßen sicher. Darwins Hypothese hat versagt. Ein Ersatz, der allgemein anerkannt wäre, steht noch aus. Aber die Biologen können sich hiermit trösten: auch die früheren „exakten" Naturwissenschaften sind der Biologie nicht auf jedem Gebiete voraus in der Erkenntnis der Gesetzmäßigkeiten. Selbst das Ordnen der Erscheinungen gelingt nicht überall: es fehlt eine Gruppierung der Gerüche, eine Skala der Fermente.

Gerhardt Katsch

## Das Ärgernis*

Die Bibel in ihrer grandiosen Selbstverständlichkeit sagt es uns: „Ärgernis muß kommen." Ein wenig von dieser weisen, gelassenen Selbstverständlichkeit ist auch in das diesmalige Hegelerbuch geraten, das vom Ärgernis handelt. Mag sein, er hat selber einmal geatmet in jener betriebsamen Stadt, über die, aus einem ganzen Walde kerzengrader Schornsteine lange Rauchfahnen flattern; ist selber täglich mißmutig beregnet worden von dem unaufhörlich niedersickernden feinkörnigen Ruß, der die Blicke stumpf, die Seelen sonnenlos macht. Jedenfalls aber ist er dann rechtzeitig wieder hinausgegangen ins Helle und blickt von dort zurück und lacht und lächelt und bemitleidet und fühlt sehr ernst „Ärgernis muß sein". Es muß sein, weil nun einmal die Menschen so sind, daß nur das Ärgern sie freut. Es muß sein, damit man daneben das Unärgerliche und Schöne desto herrlicher sich offenbaren sehe. Und es muß sein, weil Ärgernis der harte, ungefüge Hammer ist, der Verschlossenes sprengt, warme Quellen befreit und künstliche Streitmauern niederwirft.

Gegen seinen Willen.

Hegeler zeigt uns seine kleine Muckerstadt so liebevoll vergnügt, wie der Besitzer eines Abnormitätenkabinetts uns etwa seine zweiköpfigen Kinder und Siamesenembryos in Spiritus vorweist. Er zeigt sie uns in ihrer komisch befremdlichen Erscheinung und erzählt zugleich ihre Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte, so daß aus unserm Ansehen und Wegsehen allmählig warmes Interesse wird.

Und zuletzt Verstehn.

Es ist da in Hammerstädt ein Brunnen gestiftet worden, ein Felsgebilde mit nackten Figuren: das Ärgernis. Schon daß der Schwiegersohn des alten Pfarrers Diesterkamp, der Konsul Brooch, seiner zweiten, jungen und schönen Frau zu Gefallen dies Kunstwerk hier aufstellen ließ „damit sie in Hammerstädt doch etwas Schönes zu sehen bekommt", ist Frevel. Denn Kunst ist „ein Artikel, den die Hammerstädter noch nicht geführt haben" wie der Konsul selber sagt.

Hegeler läßt, scheinbar zufällig, um diesen Brunnen herum seine Figuren aufmarschieren, jede in eigenster Gangart. Und der Brunnen wird der Probierstein, der Ruß und Blech aufweist, wo große Ansehnlichkeit herrschte bisher, und Gold zu Tage fördert, das noch tief bedeckt blieb.

Im Grunde ist all das bunte Treiben, das sich da in der Kleinstadt entwickelt in düstern, fanatischen Predigten von satten Sittlichkeitsaposteln; in altjüngferlicher wollüstiger Schamhaftigkeit, in schmutzigem Gejohle der Weinstubengäste, die gegen die schmutzige Sittlichkeit schmutzig revoltieren, im burlesken Amtseifer des korpulenten Schutzmanns Pampuch; in der weltabgewandten Schönheitswelt, die Frau Brooch um sich versammelt — im Grunde ist all das nichts weiter wie der Hintergrund zu der Geschichte zweier Menschenherzen, die sich stürmisch suchten und verbargen und zuletzt, durch tausend Ärgernisse und Irrungen hindurch, zusammen fanden. Kein Liebespaar. Nichts von Erotik und Besitzenwollen. Mutter und Sohn ists, um die es sich handelt: Stiefmutter und Stiefsohn. Das Kämpfen der warmen, klugen Frau um die Seele ihres Sohnes, sein feindliches sich Verschanzen und seine endliche erlösende Hingabe. Die Geschichte dieser beiden Seelen, das ist der eigentliche Inhalt von Hegelers Buch.

Wunderbar erleben wirs mit, wie der junge Mensch, aufgeregt durch die bilderstürmerischen Reden des Pfarrers, schmerzlich befremdet durch die sorglose Schönheitswelt seiner Eltern,

* Roman von Wilhelm Hegeler. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

in der er das Andenken seiner Mutter geschmälert glaubt, in dunkler schmerzensvoller Macht die Hand erhebt gegen „das Ärgernis“ und wie die in göttlicher Schönheit thronende reine Nacktheit der Kunst schließlich doch Herrscherin wird über ihn. Wie Frühlingssonne tauts von ihm hinweg. Und stark und rein befreit sich unterm Eise seine Liebe zu der Frau, die ihn verstehen kann und leiten. Die ihn liebt und in ihm schafft als eine Liebende. Zu seiner zweiten, seiner selbst erwählten Mutter.

Und Frau Brooch empfängt mit tiefster Dankbarkeit den endlich Eroberten.

„Für sich selbst aber bat sie, da sie nun fühlte, daß im Schrein ihres Lebens den köstlichsten Inhalt die Liebe zu ihm ausmachte, daß sie ihm Gefährtin sein dürfte — dem jungen Wanderer auf seiner Bahn und daß, wenn er allein sich die Pfade suchen würde, sie doch teilnehmend mit erleben dürfte sein Geschick, und daß einst, wenn das Alter kam — in der Schwachheit des Alters, die so stark ist in den unscheinbaren Diensten der Liebe — ihm noch Erquickung werden möchte von ihrer runzlichen Hand und trostreiche Hoffnung aus ihrem gläubigen Auge.“

Es tut gut, ein selbst außerordentliches, Zusammenfinden so rein geschildert zu sehn in einer Zeit, wo es Mode wird alle menschlichen Liebesbeziehungen in Verdächtigung zu bringen.

Anselma Heine

## Vineta*

Laßt uns nun eine blasse Tinte nehmen, nicht eine abgeblaßte, nein, eine naturblasse Silbertinte, und laßt uns mit feinen beruhigten Zeichnerlinien schreiben: „Vineta, die Geschichte einer Seele“, oder: „Vineta, die Seele einer Geschichte“. Es ist beides richtig; man kann durchaus sagen, wie man will; das erste geht auf den Inhalt; das letzte geht auf die Form. Aber man muß sich genau an die Präzisierung halten, denn es ist wirklich die Geschichte nur einer Seele, es ist in der Tat nicht mehr, aber auch nicht weniger, als die Seele einer Geschichte. Und alles Werden und Geschehen spielt sich ab unter dem klaren und kühlen Spiegel eines kaum bewegten Wassers, in den dämmerigen Gassenzügen einer versunkenen Stadt, in denen sich seltsam zeitlose und bekannte Menschen und Seelen ohne Hast umtun. Es fehlt bloß eine Kleinigkeit, so schwöre ich, sie tun sich gar nicht um, sondern was ich sehe von meinem Bootsrand aus, ist das leise täuschende Spiel der laufenden Wasserfiguren, Konturenverschiebung, Wolkenzug, Lichtschwankung. Es war ein feiner Geschmack, der den Titel aus dem zärtlich gewürzten literarischen Gericht herausgeschmeckt hat. Und da sind Tiefseheraugen, Augen mit eigener Beleuchtung, die sich in zwielichtigen Vinetagassen zurechtfinden. Und da ist eine ruhige traumwache Zeichnerhand, geschmückt mit einem allereinzigen schmalen Rubinring, aber es ist ein Wunschring, der eben einfach eines Morgens von Feenhand in der Wiege des Säuglings liegt und bei ihm bleibt. Und der wiederkommt, wenn ihn etwa die Mutter findet und in Furcht fortwirft. Mütter sind so kopfscheu. Er kommt auch wieder, wenn man ihn versetzt oder wenn er einem gepfändet wird. Man wird ihn nie los, so lange man lebt, und darin liegt Freude und Mühsal alles in einem begründet.

Aber laßt doch sehen, wieviel Menschen sind es eigentlich, die an dem stillen Gewebe Vineta wirken? Dreizehn, zähle ich. Wirklich dreizehn? Ich dachte sechs, ohne die Nebenpersonen. Und ein paar Pferde. Und die sechs mehr aus Erinnerung, psychischer, nicht optischer. Das Auge erlebt keine Sensationen, so ist es. Daher kommt die Schwierigkeit, das Bild oder überhaupt ein Bild davon festzuhalten. Gewiß, jedes Erinnerungsbild verändert sich und entwickelt sich weiter; aber Vineta versinkt wieder, nachdem es einen Augenblick über dem Wasser im Mondschein schwebte. Das macht auch gerade den Charakter einer versunkenen Stadt aus, daß sie versinkt. Aber ich will mich wieder über den Bootrand neigen.

Hermine Johannes sieht da unten. Aber ich verstehe sie nicht. Wie kann ich sie verstehen? Sie hat doch eine ganz andere Seele als ich. Das heißt, manches verstehe ich doch, weil sie beim genauern Hinsehen wunderbar

* Oskar Loerke, Vineta. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

sicher und gegenwärtig ihre Sage bewohnt und behauptet und an meine Erfahrung appelliert. Sie lebt unter durchaus unumgänglichen und ehernen Gesetzen. Wenn sie anders täte, als sie müßte, das wäre ihr sofortiger Untergang. Das sehe ich. Und das habe ich mit ihr gemein. Auf das besondere Gesetz kommt es gar nicht an, daß ich eine andere Seele verstehe; es genügt, daß sie auf ihre Weise muß wie ich und nicht anders kann. Da liegt der Schlüssel der Teilnahme. Und da muß ich dir sagen, Hermine Johannes, daß ich sehr vielen Anteil nehme an dir, weil du so ganz und gar bist und so geradedurch mußt und mußt. Und du weißt es nicht, aber ich sehe dir zu und kenne es; und das ist ein weiterer Grund, warum ich dich wertschätze. Du weinst wegen Dagott, deines ungeheuren Stiefvaters? (Ich denke immer an Dagon, den unbeholfenen und blödsinnigen Philistergott aus dem Buch der Richter; du weißt doch?) Aber freue dich über ihn, Beste. Was wärest du ohne Dagott, den dicken tanzenden Enterich, den Bauch von einer Seele, den Wurm von einem Geist? Im Ernst, freue dich über ihn, er hat dich zu dir selber gemacht; Hermine in höchster Potenz. Und all die andern guten lieben Spießbürger mit der versunkenen Intelligenz und den alten, alten Köpfen, denen die Sehnsucht schon im Kindesalter mit dem Nasenabfluß abgegangen ist, auch sie seien besegnet und bedankt. Angenommen, hochverehrte Hermine Johannes, sie wären wache und bewegliche Vollmenschen gewesen, was hätte es dann ausgemacht, daß du eine Freundschaft mit dem alten Totengräber Grelert pflogst und einige nette junge Männer so heimlich wie dringend und erfolglos liebtest? Gar nichts. Niemand hätte sich gewundert. Du wärest eine Mücke im Schwarm gewesen, und Poesie wäre nicht soviel von dir gekommen, wie Honig von Simsons Löwenskelett. Aber wie du jetzt als erwachsene junge Dame dem unbekannten Lümmel von einem Knecht gut zuredest, daß er dich auf einem seiner schönen Rosse in den See reiten läßt neben sich, und wie du dazu die Schuhe und Strümpfe ausziehst und nun in deinem erregten Tiefsinn in die Schwemme reitest wie in die selige Ewigkeit, das packt mich, denn es ist Symbol geworden. Oder wenn du in dir auf einmal aufschreist in der vielzuviel und vielzuwenig zudringenden Qual der Freier- und Branterwartungen: „Glühende Brüste sind euch entblößt!“ da neigt sich meine Seele der deinen zu und es gibt solange keinen schiefen Blick auf der Welt, sondern nur aufrechtes Leid. Wenn es in den Gassen Vinetas aufblitzt und schreit, dann hat es keinen Zweck, daß man ein Herz verwahren will, es reißt sich los und stürzt sich hinab.

Daß du dabei ein Sonntagskind bist, Hermine Johannes, ein Sonntagskind im Werktagsland, das gibt dir auch noch einen Schein. Du bist überhaupt ein Kunstwerk, Hermine Johannes. Und dein ganzes leise donnerndes und bebendes Vineta. Aber wie du den ältlichen Schulmeister mit dem Moosbartrahmen heiratest, nachdem du die netten jungen Leute durch deine Schuld verloren hast, da tut es einem am meisten leid um deine Sonntagskindschaft. Aber da fängst du auch schon an zu sterben. Freilich, was sollst du da noch lange leben unter einem Himmel ohne Sterne, und das Nachsehen haben! Nun kann man dir nachsehen und sich wundern, wenn man vom Aufgebot Dagotts ist. Oder auch deiner Mutter, der du so erschreckend ähnlich sahst und die dich doch nie verstanden hat. Gleicher Kopf ergibt immer noch nicht gleichen Sinn. Es wäre noch viel zu sagen, über deine Mutter und auch über andere Dinge, aber du mußt mich nun entschuldigen, ich muß nämlich jetzt schlitteln gehen; weißt du, mit he! und ho! den Berg hinunter. Sei nicht böse, aber ich bin eben noch am Leben. Und dir gehts doch nicht mehr so kalt, denn du bist ja jetzt erlöst, und zwar poetisch; das ist die anschaulichste und vornehmste Erlösung. Aber weißt du was, besuche doch meine Freunde ein bischen. Oder treibe dich in meinem Studierzimmer herum, wenn es dir Spaß macht, du guter Schatten. Und so leb wohl. Und daß ichs nicht vergesse: ich bemerke ausdrücklich, daß du bei mir nach Belieben gehen und kommen kannst.

Aha, noch eins. Wenn ich sagte, du seist gestorben, so muß ich das dahin berichtigen, daß du nur etwas sichtbarer verschwunden bist als die andern. Du hast auch keinen Abgang gehabt, an den man sich halten kann. Alle seid ihr nur eben still weggeblaßt; von manchem

hat mans gar nicht gemerkt; auf einmal war er nicht mehr da. Dir konnte man bis zu einem gewissen Punkt zusehen, aber dann warst du auch plötzlich weg, daß man nun doch nicht weiß, wie es eigentlich zugegangen ist. Aber das ist dein Geheimnis.

Jakob Schaffner

## System des Impressionismus

Es mußte kommen. Richard Hamann versucht es in seinem Buch „Impressionismus in Leben und Kunst". Er führt den Impressionismus in den künstlerischen, philosophischen, ethischen, wissenschaftlichen Betätigungen unserer Zeit durch. Dieses Buch hätte entweder wundervoll werden können, wenn es feindlich war, oder es hätte nie geschrieben werden sollen, wenn es freundlich war. Es ist freundlich. Der Autor ist selbst einer von denen, die er darstellt. Er ahnt zwar zeilenweise die Götterdämmerung, aber sie ist ihm nicht ernst. Er gehört unter die typischen Naturelle, die nach der Veranlagung der Philosophen aus allen Gebieten Eindrücke haben, aber ihre philosophischen Synthesen nicht bezähmen können, ehe die Eindrücke reife Erlebnisse geworden sind. Der Philosoph geht mit ihnen durch. Er nennt die Fuge in der Musik ein intellektuelles Kunstwerk — ein reifer Mann begnügt sich damit nicht. Die Sonate nennt er veraltet, „sowie wir in der Malerei keine Freude mehr an der Figur haben" — ein Zirkel von Unkenntnis und Unverständnis. Er nennt Liebermann und Kurt Herrmann die einzigen konsequenten deutschen Impressionisten — so ist sein Material. Er ist ein Buchhalter von Werten, die er nicht begreift. Der Feuerzauber (der so formal ist) soll ein Beispiel von Opernimpressionismus sein. Er leidet an seiner Idee. Er betastet ihre Oberfläche. Man kennt diese naive Beispielmacherei. Wer nämlich Einheiten bildet, sucht sich den Stoff. Wer den Stoff kennt, läßt die Einheiten von selbst daraus werden. Schließlich wird einem solchen Autor jeder gesteigerte Ausdruck zum Impressionismus, schließlich ist es einfach die „Reizsamkeit". Er definiert unscharf. Aber die Gefäße stehen da und müssen gefüllt werden. Der Rest ist Selbstverständlichkeit. Ein Feind hätte das Buch schreiben müssen, er hätte die Charaktere erkannt, das Notwendige begriffen, das Kommende entwickelt. Es ist ein Unglück, Philosoph sein zu wollen, ohne mit dem Kenner konkurrieren zu können. Hätte ich das nur vor meiner Ästhetik „zwischen den Künsten" gewußt, ich hätte sie auch nicht schreiben dürfen. Ich verstehe Hamann, er ist in einem ähnlichen Fall. Heut ist er mir böse, in zehn Jahren weiß er, was ich meine.

## Psychologie der Mode

Seit einiger Zeit beobachtet man, daß die Damen die Boa oder den Shawl so tragen, daß das eine längere Ende links seitlich vorn, das kürzere links seitlich hinten herunterhängt. Diese Seitlichkeit ist im höchsten Grade aufregend, und der Psychologe aller Menschenregungen, nachdem er dadurch monatelang einen undefinierbaren sinnlichen Reiz erfahren hat, setzt sich hin ihn zu definieren. Er führt diese Neigung auf die Absichtlichkeit des Negligés zurück, die in der Mode ihre bedeutsame Rolle spielt, und überläßt Schlüsse und Analogien dem Leser. Er stellt folgende Skala auf: Die Boa ging vom Halse aus, ihr erster Reiz war (denn von der Nützlichkeit spricht er nicht), das Köpfchen in Pelz oder Federn zu betten, kunsthistorischer Standpunkt Chaplins. Zweite Stufe: Die Boa kultiviert ihre Enden, zunächst symmetrisch, als vertikale Teilung und entwickelt sich in diesem Sinne zu der fast hieratischen Stola, deren Langweiligkeit über alle Maßen ist. Dritte Stufe: Das Motiv des Hängens an sich wird kultiviert, die Enden werden leichter geschlungen, zahlreiche Schwänzchen, besonders über dem Nacken, operieren mit dem zu allen Zeiten entzückenden Motiv des Schlenkerns und Baumelns. Vierte Stufe: Die Enden, auch die breitere Stolaform, werden kokett auf Negligé behandelt, hängen unregelmäßig seitlich herunter, das Umschlagen der Boa, nicht ihr Sitz, wird Motiv, die Boa wird impressionistisch, dadurch funktioneller, dadurch sinnlicher. Noch mehr der Scarf, das Surrogat der Boa, der vom Bauern-

halstuch mondäniſiert iſt, wie das bunte Hemd. Das kleine Mädchen mit dem ſeitlich geknüpften Scarf iſt der Wirkung ſicher. Weitere Beiſpiele dieſer Äſthetik des Negligés: Der Taſchentuchzipfel, der offene Weſtenknopf, der halbangezogene Handſchuh, der auf einer Schulter hängende Dolman, der unregelmäßig gebundene Schlips. Es iſt der alte Brummelſche Lehrſatz von der Unſinnlichkeit alles Vollkommenen.

Oscar Bie

## Masken der Vierzehnjährigen

Weiß ich es, fühl' ich es nicht, daß der Hofmeiſter meines Bruders mich lieb hat?! Ich muß mich ſtellen, als wär's nur ein Lehrer; aber vielleicht lernt man ſo am ſchnellſten die „Lüge des Lebens!"

„Meine Freundin Lilith könnt' ich ermorden! Sie tanzt graziöſer als ich! Weshalb gab mir das Schickſal weniger bewegliche Glieder?!? Warte nur, Feindin, in irgend etwas, was ich noch nicht genau weiß, werd' ich ſicher dafür geſchickter ſein als du! Denn du wirſt mit deinem idealen Tanzen auskommen wollen, ich aber Minderbegabte, muß ein Übriges tun für die Männer!"

„Ich liebe meine engliſche Lehrerin; ſie iſt ſo mild-melancholiſch, ſie muß viel erlitten haben! Da ſagt mir meine Mama: ‚Kind, exiſtiere ich denn gar nicht mehr für dich?! Nur mehr Miß Burnand?!' Da wurde ich ganz verzweifelt. Denn bisher liebte ich beide in gleicher Weiſe — — —."

„Heute am Eislaufplatze fiel ich hin. Ein Dragoner-Freiwilliger half mir beim Aufſtehen. Es war mir höchſt peinlich. Aber war es mir wirklich höchſt peinlich?! Es war mir höchſt peinlich und gar nicht höchſt peinlich zugleich — — —."

„Tu' was die Anderen tun, laſſ' was die Anderen laſſen — — —. Immer aber lehrt man uns merkwürdigerweiſe ſolche Frauen in der Geſchichte, die eben ganz anders waren als alle die Anderen — — —. Jeanne d'Arc, Charlotte Corday. !? Wozu, wozu alſo Geſchichte?!?"

„Immer ſeh' ich die Sommerwolke dunkler und dunkler werden. Alles drängt nach Entladung von überſchüſſigen Kräften in der weiſen Natur — — —. Da ſagt mir Mama: ‚Kind, haſt du ſchon Klavier geübt?! Du weißt, die Pflicht — — —.'"

„Ich liebe meine Eltern unausſprechlich. Aber wenn mein Spatz ‚Fifi', den ich der Katze entriſſen habe, mir einmal wegflöge, der immer bei den Mahlzeiten auf meiner Schulter Platz nimmt, ſo müßte ich ihnen dennoch den Gram antun, ſie zu verlaſſen und zu ſterben!"

„Und da ſagen die Erwachſenen: ‚Na warten Sie, bis erſt der Rechte kommt — — —. Dann wollen wir mal ſehen, ob Sie bei Papa, bei Mama noch bleiben wollen — — —!'"

„Ich haſſe meinen deutſchen Lehrer; er hat eine unangenehme Ausdünſtung. Was kümmert mich ſein Geiſt?!? Ich habe einmal die ſpitzige Feder voll Tinte gegen ihn gerichtet, um ihn ins Aug' zu ſchießen. Es war gerade als er ſo tief und ſchön über Goethe ſprach — — —."

„Als ich es erfuhr, daß der Dichter zu uns zum Nachtmahle käme, tauchte ich im warmen Bade nicht unter, um meine gedrehten Locken nicht zu zerſtören. Aber der Dichter ſagte ſogleich zu mir: ‚Sie kommen augenſcheinlich aus dem warmen Bade und Ihre gedrehten Locken ſind dennoch nicht aufgegangen. Wie merkwürdig, Fräulein!?' Und ich erwiderte: ‚Mama hat es mir ſo anbefohlen, weil Sie kommen — — —.'

Da ſagte der Dichter: ‚Sie lügen, denn Sie erbleichen!' Da erſt aber erbleichte ich wirklich. Man wird ſich alſo vor Dichtern am allermeiſten in acht nehmen müſſen! Die ahnen unſere Verlogenheiten!"

Peter Altenberg

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fiſcher, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

# Die Leidensgeschichte des deutschen Liberalismus/ von Friedrich Naumann

Der deutsche Liberalismus ist ungefähr 100 Jahre alt. Vor der Zeit der napoleonischen Herrschaft hatte es den Liberalismus nur als geistiges Prinzip gegeben, als Kantische Philosophie und als Schillersche Dichtung, nun aber wurde er unter dem Druck der fremden Macht zur staatspolitischen Maxime. Es entstand im Süden und Westen eine Art Napoleonsliberalismus und im Norden und Osten ein antinapoleonischer preußischer Liberalismus, und wer für tiefere und dunklere Beziehungen geistiger Strömungen Sinn hat, der mag wohl die Doppelheit, an der aller deutscher Liberalismus immer gelitten hat, bis auf diese Tage zurückführen, in denen der Rheinstrom mit allen seinen Nebenflüssen französisch beeinflußt war. Nur soll man diesen Gedanken nicht einseitig fortführen. Auch das Stromgebiet der Donau hat seinen besonderen Liberalismus für sich gehabt, den österreichisch-deutschen Reichsliberalismus, der sich später als großdeutsche Gesinnung bezeichnete, und gewisse Teile des deutschen Nordens fanden im Laufe der Zeit noch andere Formen liberalen Geistes, insbesondere Schleswig-Holstein und Hannover, in denen der Liberalismus nicht französisch-kosmopolitisch war, auch im Grunde nicht österreichisch-deutsch, aber auch nicht preußisch-national, sondern ganz allgemein deutsch-freiheitlich. Der landschaftliche Charakter ist natürlich im Laufe der Zeiten nicht rein erhalten und vielfach durch die Wandlungen der politischen Theorien und durch die wechselnden Gruppierungen der liberalen Parteien durchkreuzt worden, aber noch heute gibt es landschaftliche Verschiedenheiten, die niemand außer acht lassen soll, der den Liberalismus verstehen will. Vielleicht darf man in diesem Zusammenhange auch mit aller Vorsicht auf die Verschiedenheit der Rassenzusammensetzung aufmerksam machen. Überall dort, wo Römerblut in den Adern der Bevölkerung fließt, ist eine Neigung zu demokratischer Staatsauffassung. Fast kann der Römerwall als politische Stimmungsgrenze

in Anspruch genommen werden. Dort aber, wo eine starke slavische Grundlage vorhanden ist, gestaltet sich der Liberalismus anders, da ist er oppositionell aber weniger grundsätzlich demokratisch. Doch spielen in den slavisch-deutschen Gebieten gleichzeitig alte wirtschaftliche Einrichtungen eine große Rolle und zwar in erster Linie die Bodenverteilung. Ländlicher Kleinbesitz ist an sich liberaler als Großgrundbesitz und dort, wo das Rittergutssystem herrscht, besteht vielfach der Liberalismus von vornherein fast nur in dem Proteste gegen dieses System. Der ältere Liberalismus ist beherrscht vom Gegensatze zwischen Rittergut und Bauerntum, der neuere Liberalismus vom Gegensatze zwischen Agrarstaat und Industriestaat. Vielfach ist Liberalismus eine Vertretung der Stadtkultur gegenüber der Landkultur geworden und hat eben dadurch wertvolle Landbestandteile verloren.

Zu allen diesen regionalen und wirtschaftlichen Unterschieden kommt aber nun als weiteres sehr erschwerendes Moment die Unterschiedlichkeit der konfessionellen Struktur. Die Entwicklung verläuft in protestantischen Gebieten durchaus anders als in katholischen Gegenden. Während es nämlich der katholische Klerus verstanden hat, den katholischen Liberalismus wieder an sich heranzuziehen und damit der liberalen Gesamtbewegung zu entfremden, hat sich in protestantischen Gebieten vielfach ein Gegensatz zwischen Konfessionalität und Liberalismus herausgebildet, der den Gegnern des Liberalismus zugute gekommen ist. Die Juden sind fast überall liberal, aber gerade ihr Eintreten für den Liberalismus hat im Zusammenhange mit dem steigenden Konfessionalismus der beiden christlichen Konfessionen dazu geführt, daß in manchen Landesteilen, besonders im deutschen Osten, andere Volksteile mißtrauisch gemacht wurden. Mit dem Anwachsen einer antisemitischen Gesellschaftsstimmung wurde der Zusammenhang alterliberaler Bestände gelockert und die politischen Gegner des Liberalismus benutzten solche Stimmungen und pflegten sie, um ihn als undeutsch erscheinen zu lassen.

Niemals war also die Grundlage des deutschen Liberalismus völlig einheitlich. Die alten Zerrissenheiten des deutschen Volkes wirken überall nach. Das Deutschland, in welchem der Liberalismus aufstieg, war kein Einheitsland wie etwa Frankreich oder England und war kein politisches Neuland wie Nordamerika. Bei uns wurde der liberale Same in einen Acker hineingesät, der voll war von alten Wurzeln und geschichtlichen Keimen. Es würde eine fast übermenschliche Leistung gewesen sein, auf diesem Boden einen stolzen Einheitsliberalismus herzustellen. Man soll deshalb über die bisherige Leidensgeschichte des deutschen Liberalismus mild und ohne persönlichen Vorwurf urteilen. Die Männer, die auf dem von uns dargestellten Boden arbeiteten, hatten es unsäglich schwer, etwas haltbares zu schaffen. Und auch heute soll man nicht in übereilter Hast so tun, als gäbe es die Bodenverschiedenheiten nicht. Sie sind da und es wird sich immer rächen, sie zu übersehen. Der erste Satz des neudeutschen Liberalismus muß ein Bekenntnis zur Duldung innerer Stimmungsunterschiede sein müssen. Mit bloßem Dogmatismus kann hier immer nur wieder neue Abspaltung erzeugt werden.

Die erste Periode des politischen Liberalismus in Deutschland erstreckt sich von 1808 bis 1848. In dieser Zeit entsteht ein gewisser Parlamentarismus der Klein- und Mittelstaaten und eine liberale Stimmung innerhalb der beiden deutschen Großstaaten. Das Problem der Periode ist die Liberalisierung der beiden Großstaaten. Diese Zeit ist reich an Ideen und Einfällen, an Jugendlichkeit, Hingabe und Naivität. Noch fehlte das Augenmaß für die Machtfragen der Politik. Man glaubte an die weltüberwindende Kraft der richtigen Theorie. Darin lag etwas großes und richtiges und uns Menschen von heute kann es gewiß nichts schaden, wenn wir uns mehr als es gewöhnlich geschieht, in den Geist dieser Hoffnungsjahre versenken, weil wir im allgemeinen zu wenig an die Macht der Idee glauben und zu verkennen pflegen, daß alle großen Umgestaltungen der Weltgeschichte von Ideen hervorgebracht sind, die gleichsam über den Köpfen der einzelnen Sterblichen schwebten und dann in einigen hervorragenden Persönlichkeiten leibhaftig wurden. Damals aber sah man fast nur die Idee und dachte nicht an Waffen, Finanzen und Organisationen. Man wollte den alten Staat unterhöhlen, indem man ihn mit Vernunft kritisierte, als ob die Vernunft allmächtig sei auf Erden. Daß auch der Egoismus, die Tradition, der gewohnte Glaube und das Heer, reale Mächte sind, mußte man erst blutend erfahren, um es in die Bücher des Liberalismus einzutragen. Das Jahr dieser blutenden Erfahrungen war 1848, ein wunderbares, unvergeßliches Jahr, ein Jahr, wo Männer erwuchsen für ein halbes Jahrhundert. Damals entstanden Bismarck, Miquel, Lasker, Windhorst, v. Ketteler, Marx, Liebknecht. Die Jugend fast aller politischen Größen der ersten Periode des deutschen Reiches hat ihre entscheidende Wendung im Jahre 1848 bekommen, sei es nach rechts oder nach links, zur Reaktion, zum Opportunismus oder zum Radikalismus. Es blieb für jeden, der damals jung war, das Hauptbedürfnis seiner Seele, sich darüber klar zu werden, was aus den Erschütterungen und Niederlagen des tollen Jahres an praktischen Schlußfolgerungen sich ergebe. Da aber dieser Vorgang in den verschiedenen Seelen sich verschieden abspielte, so diente die gewaltige Erregung nicht zur Vereinheitlichung. Man theoretisierte und zerbrach sich den Kopf, wie man es hätte anders machen sollen und dabei wurden die einen noch revolutionärer und die anderen noch gemäßigter. Das ist der Inhalt der Reaktionsjahre von 1849 bis 1860. Diese Jahre können als besondere Periode nicht angesehen werden.

Die zweite Periode des deutschen Liberalismus erstreckt sich von 1860 bis 1878 und ihr ganzer Inhalt heißt: für oder gegen Bismarck. Der Ertrag läßt sich in die Worte zusammenfassen: der preußische Liberalismus wird im Militärkonflikt für mehr als ein Menschenalter zu Boden geworfen, dafür aber wird der Frankfurter Reichsliberalismus von Preußen übernommen. Das bedeutet einerseits ein Verkümmern des großdeutschen Zweiges der liberalen Gesamtbewegung innerhalb der deutschen Reichsgrenzen, andererseits eine

Doppelgestaltung des innerdeutschen Liberalismus in eine siegreiche und eine besiegte Hälfte. Zur besiegten Hälfte gehören die Besiegten des preußischen Militärkonfliktes (Fortschrittspartei) und die Reste der großdeutschen Richtung (süddeutsche Demokraten und in gewissem Sinne auch die Zentrumsdemokraten, Welfen und dergl.). Von Haus aus stammen die Elemente der besiegten Hälfte aus sehr verschiedenen Lagern; was sie vereinte war der Kampf gegen Bismarcks Herrengewalt. Sie bilden den geschichtlichen Gegenchor zum Chor der siegreichen Bismarcksverehrer. Was mit Bismarck ging, nannte sich nationalliberal und beherrschte die Situation, soweit es unter Bismarck möglich war, zu herrschen. Es war aber also, und darauf kommt es für uns an dieser Stelle an, nicht der deutsche Gesamtliberalismus, welcher am Siege der Heldentage Kaiser Wilhelms I. teilnahm, sondern nur sein rechter Flügel. War schon vorher der deutsche Liberalismus keine innere Einheit gewesen, so wurde er nun zur vollendeten Zweiheit. Die Unterschiedlichkeiten werden zu offenen parteipolitischen Gegensätzlichkeiten und Liberalismus steht agitierend und verwerfend gegen Liberalismus. Überall bekämpfen sich Nationalliberale und „Reichsfeinde". Es steht Miquel gegen Eugen Richter.

Über die schädlichen Wirkungen dieser Zweiteilung kann es nur wenig hinwegtrösten, wenn man auf die gesetzgeberischen Erfolge der Zeit von 1868 bis 1876 hinweist. Gewiß, diese Erfolge sind vorhanden und bedeuten ungeheuer viel für die Entfaltung des deutschen Wirtschaftslebens und Rechtslebens, aber sie verdecken die Schädigungen nicht, die darin liegen, daß kein Liberalismus übrigblieb, der imstande gewesen wäre, diese Erfolge zu erhalten und fortzusetzen. Wo ist jetzt die Handelspolitik von damals? Wie sieht jetzt die Gewerbeordnung von 1869 aus? Der Liberalismus wurde zerdrückt, indem nur seine eine Hälfte an Bismarks Siegen teilnehmen durfte.

Die dritte Periode des deutschen Liberalismus erstreckt sich von 1878 bis zur Gegenwart. Sie hat als Inhalt die Ausschaltung des Gesamtliberalismus aus der Staatsleitung und die schon in der vorhergehenden Periode begonnene Abtrennung einer proletarischen Demokratie (Sozialdemokratie) vom bürgerlichen Liberalismus. Bismarck verschaffte sich die Möglichkeit, gelegentlich auch ohne Liberale zu regieren, indem er den Kulturkampf beendete, und brachte damit den rechten Flügel des Liberalismus in eine abscheuliche Zwangslage, der er nicht gewachsen war. Um an der Regierung beteiligt zu bleiben, sollte sich der Nationalliberalismus mit den Konservativen verbinden (Kartell der Ordnungsparteien!), das machten nicht alle Nationalliberalen mit; ein Teil ging unter Rickert nach links, aber die Mehrheit der Rechtsliberalen ließ sich im Kartell verwenden und verlor damit alle alten Grundsätze. Die Geschichte des von Miquel geleiteten Nationalliberalismus ist eine Geschichte der Entgeistigung dieses liberalen Flügels. Gleichzeitig aber litt der linke Flügel bitterste Not durch das Anwachsen der Sozialdemokratie. Die Sozialdemokraten nahmen die Großstädte und Industriebezirke für sich in Anspruch und drängten

damit den Linksliberalismus in die Provinzen und zwangen ihn zu einer Polemik nach links, die für die Aufrechterhaltung liberalen Geistes sehr gefährlich war. Der Liberalismus im ganzen wird zur Mittelpartei zwischen einer klerikalkonservativen Macht und einer radikalen sozialdemokratischen Opposition. Er hat weder die Vorteile des Regierens noch die Schärfe des rücksichtslosen Vorgehens gegen die Regierung. In dieser Zwischenlage wurde er innerlich unsicher, wehrte sich bald gegen rechts und bald gegen links und verlor in der Bevölkerung den Glanz, eine führende Geistesmacht zu sein. Er sollte, wie Bebel es gelegentlich ausgedrückt hat, zwischen rechts und links „zerrieben" werden. Und wer will leugnen, daß diese Zerreibung nahe genug gewesen ist?

Inzwischen aber mehren sich die Anzeichen, daß der Liberalismus noch nicht zu Ende ist, sondern am Vorabend einer neuen vierten Periode steht. Es würde voreilig sein, die vierte Periode schon als vorhanden anzusehen. Auch die Blockpolitik des Fürsten Bülow bedeutet noch keine grundsätzliche Änderung der Situation, sondern ist nur ein Beweis dafür, daß die seitherige Grundform des deutschen Regierens ins Wanken geraten ist. Es will auf die alte Art nichts mehr glücken, für die neue Art aber ist die Zeit noch nicht da, denn — der neugewordene Liberalismus ist noch nicht da. Wer mitten in der politischen Arbeit steht, sieht ihn kommen, aber für diejenigen, die die Politik nur aus der Ferne betrachten, tritt er noch nicht in die Erscheinung. Das einzige, was diese Betrachter sehen, ist die wachsende Stärke der Einigungsbestrebungen im deutschen Liberalismus. Aber auch schon diese Einigung selber, so gebrechlich sie bis heute sein mag, ist ein Faktor. Sie existiert in verschiedenen Formen: als Landtagsgemeinschaft aller Liberalen in Bayern, Baden und Elsaß-Lothringen, als freisinnig-demokratische Fraktionsgemeinschaft im preußischen Landtage und im Reichstage. Um diese Fraktionsgemeinschaften herum ist der Zank noch lange nicht zu Ende, aber es ist ein Zank, bei dem wenigstens jeder behauptet, dem großen Ziele eines geeinigten erneuten Liberalismus dienen zu wollen. Schon das ist etwas, denn es wird auf diese Weise wenigstens wieder etwas großes und allgemeines gewollt.

Vor etwa 15 Jahren stand der deutsche Liberalismus innerlich noch schlechter da als heute, denn er bestand vielfach aus Leuten, die von den Lorbeeren ihrer besseren Vergangenheit lebten. Damals war es eine gewöhnliche Rede: wir waren Idealisten und weil wir das waren, sollt ihr uns jetzt noch vertrauen! Die elegisch veranlagten Gemüter verweilten breit und bewegt bei ihrer großen Jugend, bei der Paulskirche und beim Kampfe um Bismarck, und schlossen dann pessimistisch oder ironisch: es wär so schön gewesen, aber 's hat nicht sollen sein! Diese Sorte von Jubiläumsliberalismus ist inzwischen schlafen gegangen. Das heutige Geschlecht ist so weit entfernt von 1848 und 1866, daß es für den Idealismus von damals keine heutigen Stimmen mehr hergibt. Das haben alle diejenigen begriffen, die jetzt noch nach allen

hundertfachen Enttäuschungen im Liberalismus arbeiten. Wir alle wissen, daß wir auf uns selbst gestellt sind und nicht mehr vom Vertrauenskapital unserer politischen Großväter zehren können. Das aber ist ein gewaltiger Unterschied. Dadurch sind wir den alten Traditionen gegenüber innerlich viel freier geworden und überlegen praktisch, welchen Wert die Parteibruchstücke der Vergangenheit für den erforderlichen Neubau besitzen. Es fängt wieder ein konstruktives Denken an, woran es zwischen 1878 und 1900 fast ganz gefehlt hat. In dieser Zeit wurde parteitaktisch gedacht und die Tradition wurde mit bewundernswertem Fleiße durch schwerste Zeiten hindurchgetragen, wie es besonders von Eugen Richter zu rühmen ist, aber die Lebensfrage: was ist und was kann der Gesamtliberalismus? stand damals noch nicht auf der Tagesordnung. Bei einigen besonderen Gelegenheiten tauchte sie auf, wie 1801 beim preußischen Volksschulgesetz, aber im ganzen ging jeder seinen eigenen Weg, recht oder schlecht wie es gerade kam, und es war vielfach die Empfindung zu treffen, die vor etwa 10 Jahren ein hannoverisches nationalliberales Blatt in den denkwürdigen Worten ausdrückte: „Wir trotten unsern Gang weiter wie die Hammelherde, auch wenn der Schäfer verloren ist."

Die Probleme des konstruktiven Denkens im neuen Liberalismus sind zweifacher Art, parteitaktischer und prinzipieller Natur. Nach der parteitaktischen Seite hin ist die Frage eine doppelte: die Einigung der verschiedenen liberalen Parteien untereinander und die Stellung aller Liberalen zur Sozialdemokratie. Beides hängt unter sich in sehr verwickelter Weise zusammen, denn so richtig es einerseits ist, daß man sich eine große politische Wirksamkeit des Liberalismus ohne die Sozialdemokraten nicht denken kann, weil nur mit ihnen eine Mehrheit der Linken herstellbar ist, so wahr ist es leider auch, daß sich die Sozialdemokratie beim liberalen Bürgertum so unbeliebt gemacht hat, daß viele Liberale lieber konservativ oder klerikal als sozialdemokratisch verbrüdert sein wollen. Das folgt keineswegs aus der Politik der Sozialdemokratie, denn diese entfernte sich in der Praxis gar nicht so weit von der liberalen Politik, aber der Sozialdemokrat hat nun einmal das Bedürfnis, in scharfen Reden aller Welt einen blutigen Krieg zu erklären und alle Parteien, auch die nächstbenachbarten als „eine reaktionäre Masse" hinzustellen. Diese Reden bedeuten realpolitisch angesehen sehr wenig, verhindern aber die Liberalen, das Programm der Mehrheit von Bebel bis Bassermann ihren Anhängern vorzutragen. Nimmt man die Erfahrungen des liberal-sozialdemokratischen Blockes in Baden hinzu und gedenkt der besonderen landschaftlichen Unterschiede des Nordens und des Südens, so versteht man leicht, wie es kommt, daß auch wir, die wir von der Notwendigkeit einer liberal-sozialdemokratischen Mehrheitsbildung überzeugt sind, jetzt diesen Gedanken in der praktischen Agitation vollständig zurückstellen müssen, weil bei seiner lebhaften Betreibung das zweite unausführbar sein würde, was noch notwendiger ist als die Einprägung der zukunftsreichen Generalidee vom Zusammenwirken des proletarischen mit dem bürgerlichen

Liberalismus, nämlich die weitere und bessere Zusammenfügung des nicht sozialdemokratischen Liberalismus.

Die Einigung des bürgerlichen Liberalismus hat wiederum zwei Teile, zuerst die Vereinigung der drei linksliberalen „Parteien" zu einem Körper und dann die politische Verbindung dieses Körpers mit der nationalliberalen Partei. Das letztere ist fast nicht weniger schwer als das Auffinden der richtigen Beziehungen zu den Sozialdemokraten, weil zwar die Worte der Nationalliberalen viel weniger Anstoß geben als die der Sozialdemokraten, weil aber ihre politischen Handlungen sich in vielen Fällen erheblich weiter vom Liberalismus entfernen als die Handlungen der Sozialdemokratie. Es sei nur an die Beteiligung der Nationalliberalen an direkt illiberalen Gesetzgebungsversuchen erinnert (Umsturzvorlage und Zuchthausvorlage) und an ihre unbegreifliche Haltung zur preußischen Wahlrechtsfrage. Eine Verbindung mit illiberalen Teilen des Nationalliberalismus kann für die Neubelebung der liberalen Idee noch tötlicher werden als eine Verbindung mit der Sozialdemokratie, denn hier steht das innerste Wesen des Liberalismus selbst in Frage.

Alle diese taktischen Probleme sind in Wirklichkeit noch viel verwickelter als sie hier dargestellt werden können und in ihnen liegt für uns, die wir aktiv in der Politik stehen, eine fast endlose Mühe. Parteikörper sind schwer in gewisse Richtungen zu bringen, so lange kein absoluter Zwang von außen her wirksam ist. Ein solcher aber liegt hier nicht vor und kann nicht vorliegen, da alle Kräfte außerhalb des Liberalismus nur das eine Interesse haben, unsere inneren Zerwürfnisse zu verewigen. Wir sind bei allen diesen Bestrebungen nur auf den wachsenden Selbsterhaltungstrieb und die wachsende Einsicht in die Notwendigkeit einer Überwindung der Fraktionsspielerei angewiesen. Das große Publikum aber, das von der Technik der Parteibildung nur ganz unbestimmte Vorstellungen hat, wird ungeduldig, wenn die Einigung viele Jahre hindurch streitvoll und leidvoll erörtert wird. Aber was hilft es? Zaubern kann niemand; es muß gearbeitet werden, bis eines Tages das Resultat erscheint. Wir gleichen den Baumeistern, die auf einem Trümmerfelde den Marmor zusammensuchen, mit dem sie ihre neue Basilika bauen wollen.

Der Plan aber, nach welchem der Neubau aufgeführt werden soll, ist dabei unser Gedanke bei Tag und bei Nacht. Was wir vor uns haben, sind die alten Baupläne der schaffenden Zeiten von 1848 und von 1868 bis 1876. Dazu kommen die hohen theoretischen Arbeiten der Philosophen von Kant und Fichte an. Es ruht in alten Schriften ein wunderbares Gedankenmaterial und wartet der Neubelebung. Noch ist der Zug unserer denkenden Jugend zu diesen Dokumenten hin nicht so stark, wie er werden muß, aber er wächst mit jedem Jahre. Wir bekommen eine neue liberale Ideenlehre und brauchen sie, denn mit bloßer Eintagspolitik kann man eine Umgestaltung der Volksregierung nicht herbeiführen. Erst der Geist, dann die Geisteswirkung! Es

gilt die alten Prinzipien der Demokratie und des Liberalismus nicht bloß vom alten Papiere auf neues Papier abzuschreiben, sondern im inneren Sinne jener alten unvergänglichen Prinzipien die realen Verhältnisse der Gegenwart zu durchdenken. Die politischen Denker des alten Liberalismus sind heute alle veraltet, das heißt ihre Formulierungen passen nicht mehr ohne weiteres auf das heutige deutsche Volk, auf unsere Betriebs- und Herrschaftsverhältnisse. Mit bloßer Auffrischung von Rotteck, Gagern, Bluntschli, Treitschke, Gneist ist es nicht getan. Auch die sozialdemokratischen Denker Lassalle und Marx sind für den proletarischen Teil des Liberalismus schon recht alt geworden. Die ganze Literatur der Linken zehrt vielfach von den Resten früherer Geistesbildung. Was wir aber brauchen, ist eine frische Kultur des politischen Denkens. Ohne sie bleiben wir im Opportunismus und im Parteihandwerk stecken, und tieferer Enthusiasmus entströmt nur der quellensuchenden geistigen Arbeit.

Einst war die Bildungsschicht voll von politischen Idealen. Mochten die Gedanken der Professoren und Doktoren viel Phantastereien in sich enthalten, so waren sie doch eine Quelle der Kraft. Heute ist der Bann der Unpolitik in den führenden Bildungskreisen noch nicht gebrochen, aber es gibt doch wieder politisch denkende Jugend. An sie muß man appellieren, wenn man an die Erneuerung des deutschen Liberalismus herangeht. Was aber wir, die wir Tagesarbeit tun, dabei leisten können, ist das Aufzeigen der Stellen, an denen die Denkarbeit einzusetzen hat. Wir können aus unserer Kunde der Vergangenheit und des gegenwärtigen politischen Betriebes heraus zu sagen versuchen, welches die Hauptfehler des bisherigen Liberalismus waren, damit aus der Diagnose der Krankheit die Therapie gefunden werde.

Die Geschichte des Liberalismus läßt sich in Ziffern erzählen. Wir fangen mit dem Jahr 1873 an, weil dieses den letzten Höhepunkt des liberalen Parlamentarismus darstellt und halten es für richtig, zuerst vom preußischen Abgeordnetenhause zu reden, weil für die Macht des Liberalismus in Deutschland das preußische Parlament mindestens so wichtig ist wie das deutsche Parlament. Im preußischen Abgeordnetenhause also waren liberale Abgeordnete:

| | nationalliberal | linksliberal | zusammen |
|---|---|---|---|
| 1873 | 174 | 68 | 242 |
| 1877 | 169 | 63 | 232 |
| 1879 | 85 | 57 | 142 |
| 1882 | 66 | 53 | 119 |
| 1886 | 72 | 40 | 112 |
| 1889 | 86 | 29 | 115 |
| 1894 | 84 | 20 | 104 |
| 1899 | 75 | 36 | 111 |
| 1904 | 79 | 33 | 112 |

Diese Ziffern besagen, daß vor 30 Jahren auch im Dreiklassenhause, dessen Gesamtziffer 433 beträgt, der Liberalismus eine Mehrheit hatte. Inzwischen hat er sie verloren und ist, da links von ihm im Dreiklassenhause keine Sozial-

demokratie sitzt, zur politischen Ohnmacht verurteilt. Der Absturz liegt in den Jahren 1878—82. Der niedrigste Punkt findet sich 1894. Von da an geht es wieder langsam aufwärts.

Wer nun hat bei den Verlusten des Liberalismus im preußischen Abgeordnetenhause gewonnen? Auch dieses läßt sich ziffernmäßig darstellen.

| | 1873 | 1904 | |
|---|---|---|---|
| Konservative . . . | 65 | 203 | + 138 |
| Zentrum . . . . | 91 | 97 | + 6 |
| Liberale . . . . . | 242 | 112 | — 130 |
| Sonstige . . . . | 34 | 21 | — 13 |
| | 432 | 433 | |

Abgenommen haben die Fraktionslosen (darunter die Polen) und die Liberalen, zugenommen haben Zentrum und Konservative und zwar letztere in so hohem Grade, daß der ganze Vorgang einfach sich so darstellt: in 130 Fällen setzt sich der Konservative auf einen liberalen Stuhl. Am Verluste aber sind Rechtsliberalismus und Linksliberalismus auf ziemlich gleiche Weise beteiligt.

Auch die Geschichte des bayrischen und sächsischen Landtages zeigt ähnliche Vorgänge auf, und auch in den übrigen Bundesstaaten sieht die Sache ähnlich aus. Die Wahlrechte allein genügen nicht zur Erklärung des Vorganges, so wichtig sie sind. Das sieht man, wenn man sich das Parlament des allgemeinen Wahlrechtes vor Augen stellt. Im deutschen Reichstage gestaltet sich nämlich die Parteigeschichte der Liberalen folgendermaßen:

| | nationalliberal | linksliberal | zusammen |
|---|---|---|---|
| 1874 | 152 | 50 | 202 |
| 1877 | 136 | 39 | 175 |
| 1878 | 103 | 44 | 147 |
| 1881 | 46 | 114 | 160 |
| 1884 | 53 | 75 | 128 |
| 1887 | 101 | 34 | 135 |
| 1890 | 44 | 76 | 120 |
| 1893 | 54 | 48 | 102 |
| 1898 | 46 | 49 | 95 |
| 1903 | 51 | 36 | 87 |
| 1907 | 55 | 48 | 103 |

Diese Parteigeschichte ist nicht so leicht mit einem Blicke zu überschauen wie die des preußischen Landtages, da die Reichstagswahlen je nach den verschiedenen Wahlparolen ein verschiedenes Ergebnis darbieten. Der Gesamtverlauf ist aber sehr ähnlich. Auch hier ist ein Herabsinken auf die Hälfte der früheren Kraft und auch hier liegt der Absturz in den Zeiten hinter 1878. Interessant ist das Schwanken zwischen Rechtsliberalismus und Linksliberalismus. Der tiefste Punkt ist 1903.

Während aber bei den preußischen Landtagswahlen der Gewinn einzig den Konservativen zufiel, verteilt er sich bei den Reichstagswahlen nach verschiedenen Seiten.

| | 1874 | 1907 | |
|---|---|---|---|
| Konservative . . . . | 61 | 111 | + 50 |
| Zentrum . . . . . | 91 | 105 | + 14 |
| Liberale . . . . . | 202 | 103 | — 99 |
| Sozialdemokraten . . | 9 | 43 | + 34 |
| Sonstige . . . . . | 34 | 35 | + 1 |
| | 397 | 397 | |

Bei Beurteilung dieser Vergleichsziffern darf nicht außer Augen gelassen werden, daß die letzten Reichstagswahlen für die Sozialdemokraten außerordentlich ungünstig ausgefallen sind, schlechter als drei vorhergehende Wahlen. Es erscheint dadurch der Verlust nach links kleiner als er sonst gewesen ist. Das Resultat ist aber: der Liberalismus hat im Laufe eines Menschenalters 99 Sitze abgegeben und zwar zur Hälfte an die Konservativen, und zu kleineren Teilen an Sozialdemokraten und an das Zentrum. Bei Berücksichtigung der Wählerziffern ist der Verlust nach links viel größer als der nach rechts.

Auf solche Weise hat sich der Liberalismus verblutet. Die alte starke Kulturbewegung verlor nach rechts und nach links hin an lebendiger Kraft.

Nicht als ob der Liberalismus heute gar nichts sei! Er hat noch immer im Ganzen 2870000 Wähler, also sehr viel mehr als die Konservativen, mehr als das Zentrum und nicht sehr viel weniger als die Sozialdemokratie. Wenn der Liberalismus als eine Einheit aufgefaßt werden dürfte, würde er noch jetzt die zweite Stelle in den Wählerziffern einnehmen. Daß die Konservativen und das Zentrum jedes für sich mehr Plätze besitzen als der Liberalismus, erklärt sich aus der veralteten Wahlkreiseinteilung. Liberale und Sozialdemokraten zusammen sind weit über die Hälfte der Bevölkerung, haben aber im Reichstage nur 146 von 397 Sitzen. Wenn es erlaubt ist, sich die Mehrheit von Bebel bis Bassermann auszudenken, so hat sie von vornherein den Anspruch, die Mehrheit des deutschen Volkes zu vertreten, aber — diese Mehrheit existiert leider nur in der Phantasie, denn das Recht der Wahlkreiseinteilung schafft eine konservativ-klerikale Mehrheit, und — Bebel und Bassermann lassen sich nicht vor denselben Wagen spannen.

Das Hauptereignis in der Geschichte des Liberalismus ist der Absturz von der Höhe in den Jahren 1878 bis 1884. Diese Jahre bedeuten für Deutschland einen Wendepunkt von viel größerer Bedeutung als die damaligen Wortführer der öffentlichen Meinung es ahnten. Unsere ganze jetzige deutsche Politik steht in fast allen Beziehungen unter dem Drucke jener Jahre, in denen Bismarck sich zum Schutzzoll, zum Sozialistengesetz, zur autoritären Sozialreform und zum Frieden mit Rom wendete, und in denen gleichzeitig die antisemitische Agitation einsetzte. Es war die Erhebung aller durch den Liberalismus beängstigten Elemente unter Führung des damals fast unüberwindlichen Staatsmannes.

Die Frage lautet: hätte der Liberalismus diesen Absturz verhindern oder

wenigstens in seinen Folgen mildern können? Heute ist das eine rein historische Frage, aber sie hat den praktischen Wert, daß wir durch sie tiefer in das Wesen des damaligen und damit des jetzigen Liberalismus hineinblicken.

Der Liberalismus konnte nicht hindern, daß der preußische Adel sich von der kapitalistischen Neuzeit bedrängt fühlte und seine starken Kräfte sammelte, um sich ihr entgegenzustemmen. Da auf jeden Stoß ein Gegenstoß zu erfolgen pflegt, würde es geradezu unbegreiflich gewesen sein, wenn die alte agrarische Herrenkaste sich willenlos hätte von Industrie und Börse aus dem Felde schlagen lassen. Sie begann sich bald nach dem Kriege auf sich selbst zu besinnen, söhnte sich grundsätzlich mit der Reichsgründung aus, verlangte aber, daß das neue deutsche Reich ihr dienen sollte. Dazu kam, daß die Veränderungen auf dem Getreidemarkt der Opposition der Konservativen einen wirkungsvollen Hintergrund gaben und ihr ermöglichten, die „Rettung der Landwirtschaft" auf ihre Fahne zu schreiben. Diese konservativ-agrarische Bewegung mußte kommen, aber sie hätte weniger verwüstend gewirkt, wenn der Liberalismus mehr Fühlung mit dem Bauerntum gehabt hätte. Er besaß zwar viele bäuerliche Wähler, aber sie galten innerhalb des engeren Parteikreises zu wenig. Wir wollen damit nicht sagen, daß der Liberalismus schutzzöllnerisch hätte werden sollen. Im Gegenteil! Er hätte freihändlerisch bleiben sollen in allen seinen Teilen, aber in Verkehrspolitik, Steuerpolitik, Gemeindepolitik ein Bauernprogramm vertreten und die Parzellierung der Großgüter damals schon als große nationale Forderung behaupten. Später hat man ähnliches versucht, als es zu spät war. Nachdem einmal dem Liberalismus die Marke der Bauernfeindschaft angeklebt worden war, war es für ihn unsagbar schwer, auf dem Lande wieder Vertrauen zu gewinnen. Alle vergangenen Verdienste des Liberalismus um die Bauernbefreiung waren wie mit einem Schlage vergessen. Noch war zwar der Bund der Landwirte nicht vorhanden, aber die Stimmung entstand, die ihn nachher erzeugte. Dieser Stimmung gegenüber wäre sofortiges Anfassen aller praktischen Landangelegenheiten am Platze gewesen. Dafür aber fehlten leider der Sinn und die Männer. Die liberale Presse war großstädtisch und verstand wenig vom Landwirtschaftsbetriebe, so wenig, daß es draußen geglaubt wurde, wenn sie als Börsenpresse und Judenpresse verschrien ward.

Dem Mangel eines Landwirtschaftsprogrammes gesellte sich aber ein zweiter noch größerer Mangel hinzu, nämlich die Mißachtung berechtiger religiöser Überzeugungen. Der Kulturkampf war keineswegs bloß als Kampf zwischen Kaisermacht und Papstmacht geführt worden, sondern ebenso sehr oder noch mehr als Weltanschauungskampf zwischen Aufklärung und Dogma. Das ist durchaus verständlich, denn Dogma und Kirchenmacht hängen eng unter sich zusammen, aber die Folgen davon waren nichts destoweniger höchst unerwünschte. Überall wo überhaupt noch religiös-kirchliche Gefühle vorhanden waren, traten Verletzungen ein, sowohl auf katholischem, wie auf protestantischem Gebiete.

Damals sind zahllose alte Liberale klerikal oder konservativ geworden nur um des Glaubens willen. Die Geistlichen erschienen als Märtyrer und gewannen die Werbekraft des Martyriums. Wer diese Dinge innerhalb religiös gestimmter Kreise mit erlebt hat, der weiß, mit welcher bodenlosen Oberflächlichkeit damals alles Glaubensleben bespottet wurde. Auch hier war weniger die Parteiführung schuldig als die Presse, und die Steigerung antisemitischer Neigungen, die sich gegen den Liberalismus wendeten, ist nicht am wenigsten auf das Konto von Blättern zu setzen, die gar nicht im Stande waren, die tiefe Kraft religiöser Überzeugungen richtig einzuschätzen. Der Liberalismus hätte scharf gegen alle Kirchenherrschaft kämpfen, dabei aber jede religiöse Meinung, und sei es die wunderlichste, liberal behandeln sollen.

Auch gegenüber dem städtischen Mittelstande sind Fehler gemacht worden. Dem Handwerker wurden alle seine bisherigen Korporationen weggenommen und er sollte mit seinen ungenügenden Kräften sich in den Strudel des freiern Wettbewerbes hineinwagen. Als Programm für eine allmähliche Entwicklung war das richtig, aber die Umwandlung kam zu überstürzt und erschien den Beteiligten als brutale Vergewaltigung. Mit etwas mehr Geduld war auch in dieser Schicht noch viel zu erhalten. Was kam denn für den aufsteigenden deutschen Industrialismus darauf an, wenn die veralteten Innungen dort noch ein Weilchen weiter bestanden, wo sie bodenständig waren? Statt dessen fühlte der Handwerker einen Großbetriebsfanatismus, der ihn zurückstieß. Kurz es fehlte dem Liberalismus das geschichtliche Gefühl für das richtige Tempo der wirtschaftlichen Modernisierung. Er überließ sich einem manchesterlichen Radikalismus, der theoretisch richtig sein mochte, aber praktisch alle Geängsteten, Verletzten, Geschädigten nach rechts drängte. Man hat sozusagen die Leute mit Gewalt in die Hände der Junker und Kapläne geschoben.

Das alles aber hätte sich schließlich ertragen lassen, wenn wenigstens der Liberalismus alle neuzeitlichen gewerblichen Volksteile desto fester an sich gekettet hätte. Das aber war nicht der Fall. Durch die übereilte Aufhebung der letzten Reste des Eisenzolles gab der Liberalismus den Anstoß zu einer Protestbewegung innerhalb der Großindustrie, zur Erhebung der Eisenindustrie gegen den Freihandel. Und von da an war plötzlich eine Art konservativer Industrialismus vorhanden, eine für den Liberalismus geradezu unheimliche Erscheinung: er hatte die Industrie entfesselt, hatte für die gewerbliche Entfaltung buchstäblich geblutet, und nun schwenkten gerade die größten und politisch leistungsfähigsten Industriellen von ihm ab — wegen einer Preisfrage, wegen eines Zollsatzes!

Die Undankbarkeit in der Politik ist riesengroß. Die Bauern, die Handwerker, die Industriellen waren erst durch den Liberalismus etwas ordentliches geworden und nun verließen sie ihn kurzerhand, weil sie bessere Verkaufspreise oder sonst irgend einen kleinen materiellen Vorteil haben wollten. Das ist es, was die alten Führer des Liberalismus nie überwunden und eigentlich

auch nie begriffen haben. Der Sturz aus der Weltanschauung in die Wirtschaftsgier, aus dem Idealismus in den Materialismus blieb ihnen ein fast dämonisches Erlebnis. Sie beklagten den Verfall der Zeiten und verloren damit noch mehr an werbender Kraft, denn von allen Agitatoren ist der unglücklichste der elegische.

Eine Zeit voll Materialismus und Klerikalismus brach herein; man kann auch sagen voll Realismus und Romantik. Kaiser Wilhelms Wort: „Dem Volke muß die Religion erhalten werden", und Bismarcks Reichstagsrede vom 22. November 1875 über die Steuer- und Zollreform bezeichnen die beiden Ausgangspunkte der antiliberalen Entwicklung des letzten Menschenalters.

Daß Bismarck sich von den Liberalen abwendete, machte den Stimmungsumschlag erst vollständig. Nicht als ob Bismarck vorher liberal gewesen wäre! Aber er hatte mit den Nationalliberalen zusammen das Reich gegründet und man war gewöhnt, ihn als hohen Protektor des militärfreundlichen Teiles des deutschen Liberalismus anzusehen. Jetzt drückte er den Liberalismus an die Wand, das heißt, er drückte ihn so klein, daß er ihm gegenüber weder als Hilfe noch als Gegensatz sehr in Betracht kam. Bismarck tat dieses aus vielen Motiven zugleich, im Grunde aber weil in ihm mit zunehmendem Alter die Junkernatur seiner Jugend auf der Höhe weltgeschichtlicher Unantastbarkeit wieder stärker herauskam. Will man aber von seinen Gründen den wichtigsten hervorheben, so war es die Unmöglichkeit mit dem damaligen Liberalismus eine gesunde Reichsfinanzpolitik zu treiben. Für den Baumeister des Reiches haben Finanzfragen immer viel bedeutet. Unter Bismarcks Drucke entstand am 17. Oktober 1878 eine „volkswirtschaftliche Vereinigung" des Reichstages, eine Art Block wie wir heute sagen würden, bestehend aus 87 Zentrumsleuten, 75 Konservativen und nur 27 Nationalliberalen. Diese lockere Vereinigung wurde der Untergrund eines neuen finanzpolitischen und wirtschaftspolitischen Systems, in dessen Mitte die Zollidee stand.

Was hätten die Liberalen tun können, um dieser Wendung vorzubeugen? Sie mußten ihrerseits ein ausführbares Finanzprogramm großen Stils bieten, ein System kapitalistischer Besteuerungen und ertragreicher Staatsbetriebe. Darauf aber wollten sie sich aus theoretischen, agitatorischen und egoistischen Gründen nicht einlassen. Immer ist der Liberalismus in Finanzpolitik schwach gewesen, vielleicht gerade deshalb, weil die Finanzleute in seiner Mitte saßen. Bismarck sagte: „Ich habe den Eindruck gehabt, daß wir unter dem seit 1865 eingeführten Freihandelssystem der Auszehrung verfielen, die durch den Blutzufluß der Fünfmilliardenzahlung einige Zeit aufgehalten wurde." Und auf den Vorwurf, der in diesen Worten lag, konnte der Liberalismus nicht antworten: wir haben dir den Weg gezeigt, wie auch ein Freihandelsstaat finanziell stark sein kann! Das Vorbild Englands lag vor aller Augen, aber unsere Liberalen getrauten sich nicht, ein Finanzprogramm nach englischem

Muster fordernd zu vertreten und — wahrscheinlich war auch Deutschland damals noch nicht reich genug, um mit direkten Steuern und Tabak, Spiritus und Luxusabgaben seinen Reichs- und Staatsbedarf zu decken.

Inzwischen sind nun die Reichsfinanzen noch sehr viel schwieriger geworden als sie damals waren. Das Zollsystem hat nicht gereicht und neben ihm stieg die Schuldenlast. Jetzt hat es der Liberalismus noch viel schwerer, mit einem zollfreien Finanzplan aufzutreten, aber ohne einen solchen wird er nie die Führung übernehmen können, denn solange als das Reich sich auf Zölle gründet, wird es konservativ-klerikal regiert werden und solange wird die Arbeiterschaft in radikaler Opposition verharren.

Das Verhalten zur Arbeiterschaft ist der letzte und tiefste Grund des Umschwunges von 1878. Bismarck brachte es fertig, fast das ganze deutsche Bürgertum in einen totalen Gegensatz zur Arbeiterbewegung hineinzutreiben. Natürlich hätte er es nicht gekonnt, wenn nicht die Sozialdemokratie wild und unverständig aufgetreten wäre, eine Partei des täglichen beleidigenden Angriffes gegen Monarchie, Kirche und Unternehmertum. Der Most der neuen proletarischen Bewegung gährte in sehr unschöner Weise, aber bei anderer politischer Situation hätten damals, als die Ziffern der Sozialdemokratie noch gering waren, als die neun sozialdemokratischen Abgeordneten den Staat wahrhaftig nicht umstürzen konnten, Regierung und Liberalismus sehr gut zusammen ein verständiges Verfahren zur Milderung der Formen der sozialistischen Bewegung finden können. Man sehe doch nach Österreich! Da geht es ja auch! Bismarck aber brauchte das „rote Gespenst", um seine Mehrheit zusammenzuhalten. Dabei kamen ihm die zwei schändlichen Attentate gegen das Leben Kaiser Wilhelms I. sehr zu statten. Freiherr von Tiedemann erzählt, daß Bismarck bei der Nachricht vom Attentat zuerst ruft: „Da lösen wir den Reichstag auf!" und erst dann fragt: „Wie ist das Befinden Seiner Majestät?" Der Staatsmann Bismarck verwendet alles, was ihm in die Hände kommt und es gelingt ihm, durch die Mordtaten von schlechten Menschen eine ganze geschichtliche Bewegung auf lange Zeit hinaus ins Unrecht zu setzen. Der gute Bürger aber bekreuzigte sich von da an vor jedem Sozialdemokraten als sei er ein Stinkteufel oder ein Kirchenschänder. Der äußere Ausdruck dieses Bismarckischen Planes, seine Zollmehrheit mit Sozialistenfurcht zusammenzuhalten, war das Sozialistengesetz.

Hätte damals der Liberalismus im Ganzen noch Mark in den Knochen gehabt, so würde er diesem Bismarckischen Plane bis auf's Blut widerstanden haben, denn hierbei drehte es sich um den innersten Kern der liberalen Weltanschauung, um den Glauben an die staatserhaltende Kraft der bürgerlichen Gleichberechtigung. Das fühlten damals auch die am weitesten rechts stehenden Nationalliberalen. Der erste Entwurf eines Sozialistengesetzes vom Mai 1878 wurde, trotz einiger Vermittelungsversuche nationalliberaler Juristen wie Gneist, von allen Liberalen abgelehnt. Als aber im Herbste desselben Jahres nach

dem zweiten Attentat und nach einer beispiellosen Agitation das Gesetz wiederkam, da waren die Widerstände auf der rechten Seite des Liberalismus gebrochen, und damit war das schlimmste eingetreten, was dem Liberalismus geschehen konnte, er glaubte von da an nicht mehr an sich selbst. Der Linksliberalismus hielt sich frei, aber selbst Bamberger war für das Sozialistengesetz. Den Sozialdemokraten hat es nicht geschadet, die Liberalen aber sind an diesem Gesetz zu Schanden geworden, denn von da an war die Arbeiterbewegung für mehr als ein Menschenalter für sie so gut wie verloren.

Man kann auch heute noch nach 30 Jahren nicht ohne schwere Erschütterung des Gemütes dieser Vorgänge sich erinnern. Was hat damals der deutsche Staatsbürger aushalten müssen: Wo es Freiheitssinn gab, wurde er als staatsschädlich verdächtigt. Alles was matt und lau im Liberalismus war, verkroch sich unter den Schutz der „staatserhaltenden Parteien". Und es war vieles matt und lau, denn der „bürgerliche Liberalismus" fürchtete sich vor den Arbeiterbataillonen und der theoretische Liberalismus begriff nicht daß die Freiheit der Unterschicht auf andere Weise gesichert werden muß als die Freiheit der Bourgeoisie. Der Liberalismus war eng und klein geworden, eine Klasse innerhalb des Volkes vertretend, keine Armee der Freiheit für alle Bürger. Der rechte Flügel des Liberalismus ging offen in's konservative Lager über und machte das Ausnahmegesetz mit und der linke Flügel machte es zwar nicht mit, ließ sich aber von der allgemeinen Sozialistenfurcht anstecken und hat noch heute diese chronische Krankheit nicht völlig überwunden. Es gibt noch heute Freisinnige, die lieber mit einem Konservativen gehen als mit einem Sozialdemokraten. Wie aber soll ein Liberalismus die Konservativen aus der Herrschaft werfen können, der sich vor dem Sozialdemokraten fürchtet? Man braucht sie ja nicht zu lieben, aber man soll sie ansehen und behandeln wie jede andere Partei. Erst wenn wir das ganz von selbst tun werden, haben wir das schlimme Jahr 1878 einigermaßen überwunden.

Nachdem wir absichtlich den Absturz des Liberalismus vor 30 Jahren ausführlicher dargestellt haben, können wir kürzer über das reden, was nachher kam, denn von der Zeit der Bismarckischen Rückwendung zum konservativen Staate an blieb für den Liberalismus nichs anderes übrig, als seine Restbestände nach Möglichkeit zu pflegen. Daß er dieses mit einigem Erfolge getan hat, ergibt sich aus den Ziffern, aber eine führende Rolle hat er nicht wieder gehabt. Fast 30 Jahre des Protestes oder der Anbequemung liegen jetzt hinter einer Bewegung, die vorher dem Volke großes geleistet hat und die ihm versprach in der politischen Führung zu bleiben, da sie allein mit den Ideen des Fortschrittes und der Wissenschaft gehe. Früher war es fast selbstverständlich, daß die gebildeten Teile des Volkes liberal waren, so selbstverständlich, daß man fragen konnte, weshalb es jemand nicht sei. Heute aber muß man leider fragen, weshalb er es noch sei, denn die Menge der Gebildeten hängt bei den Konservativen und eine kleine aber eifrige Zahl

hofft die Demokratisirung des Staates von der Sozialdemokratie. In dieser Lage hat es vielleicht einigen Wert, wenn ich als Einer, der mit Bewußtsein in die aktive Arbeit am Liberalismus eingetreten ist, darzustellen versuche, weshalb ich das getan habe.

Der Ausgangspunkt meiner politischen Gedanken ist die Sozialpolitik. Ich gehöre zu denen, die vom Rhythmus der Arbeiterbewegung erfaßt wurden und denen die Lehre von Marx viele neue Gesichtspunkte gab. Ich hätte zur Sozialdemokratie gehen können, wenn diese für die nationale Macht des Deutschtums Verständnis gezeigt hätte. Das aber hat gefehlt und fehlt noch. Im Gegensatze zur Sozialdemokratie habe ich mit meinen Freunden mich nationalsozial genannt. Als sich nun zeigte, daß zwischen Sozialdemokratie und Liberalismus eine besondere Parteigruppe nicht herstellbar war, bin ich zum Liberalismus gegangen, weil ich bei aller Kenntnis seiner Schwäche ihn für wichtiger und notwendiger für die deutsche Zukunft halte als die Sozialdemokratie, deren Größe und Regsamkeit ich gewiß nicht unterschätze. Den Grund dieser Beurteilung darlegen, heißt aber den innersten Kern der neuen Aufgaben des Liberalismus aussprechen.

Die großen Theoretiker der Sozialdemokratie, insbesondere Karl Marx, haben der Industrie ein doppeltes Zukunftsziel in Aussicht gestellt: die Vergesellschaftung der Produktionsmittel und die Demokratisierung dieser Vergesellschaftung. Beides schien ursprünglich fast ein und derselbe Vorgang zu sein und sich gleichzeitig zu vollziehen. Inzwischen aber erleben wir, daß die Vergesellschaftung der Industrie vor sich geht, ohne daß die Demokratisierung damit gleichen Schritt hält. Die industriellen Syndikate tun ihrerseits das, was man früher den Sozialdemokraten vorwarf, sie verflüchtigen das Einzeleigentum und zerbrechen den Mittelstand. Fast alle Reden, die man vor 30 Jahren gegen die Wirtschaftstheorien der Sozialdemokratie gehalten hat, passen heute gegenüber den großen Syndikaten, und fast alle Reden, die in Syndikatsprotokollen niedergelegt werden, habe eine wunderbare Verwandtschaft mit einstigen Aussprüchen sozialdemokratischer Theoretiker: Die Regellosigkeit der Produktion muß durch gesellschaftliche Organisation überwunden werden! Damit ist die Sozialdemokratie in eine sehr merkwürdige Lage gekommen. Sie kann ihre alte sozialistische Rede kaum mehr halten, weil sie ja dann für die Gegner ihrer demokratischen Ideale reden müßte. Man beachte das fast volle Verschwinden des sozialistischen Elementes in der jetzigen sozialdemokratischen Literatur! Was übrig bleibt, ist Demokratie, ist Liberalismus radikaler Art. Da die Sozialisierung von selbst kommt und zwar viel undemokratischer, als man es sich von vornherein denken konnte, so steht die Sozialdemokratie der Macht der vergesellschafteten Großindustrie mit keiner anderen Waffe gegenüber als mit fast genau denselben Forderungen, die vor 60 Jahren der Liberalismus dem Staate gegenüber aufstellte. Es handelt sich jetzt wie damals um die Menschenrechte und um die Mitwirkung an der

Leitung der Gesellschaft. Die Sozialdemokratie enthüllt sich auf solche Weise unter dem Zwange der großindustriellen Entwicklung als normale Tochter alter liberaler Theorien. Ihre Gegenwartsaufgabe faßt sich zusammen in dem liberalen Satz: „Industrieuntertanen müssen in Industriebürger verwandelt werden". Alles Nachdenken gilt der Industrieverfassung und dem Betriebsparlamentarismus. In diesem Stadium der Entwicklung ist es nötig, daß der Liberalismus als Prinzip wieder rein herausgearbeitet und zur Volksüberzeugung gemacht wird. Das aber geschieht besser und leichter auf dem Boden der altliberalen Organisationen als innerhalb der Sozialdemokratie, bei der die theoretische Ermattung zunächst im Fortschreiten begriffen ist. Der nächste große Schritt der deutschen Geschichte ist die neue Aufrollung der liberalen Fragen gegenüber dem Industriestaate. Weil ich das innerhalb des Liberalismus für möglich halte, bin ich an der Wegscheide zwischen Sozialdemokratie und Liberalismus zum letzteren gegangen, damit ein Vertrauen zur Unverwüstlichkeit des Urbestandes an liberalen Grundsätzen bekundend, das mancher enttäuschenden Einzelerfahrung wird standhalten müssen, das aber voraussichtlich durch den weiteren Gang der politischen Geschichte gerechtfertigt wird.

Auch die Geschichte der politischen Parteien ist ein Werden und Vergehen. Das aber heißt für den hier vorliegenden Fall, daß der Aufstieg sowohl der Konservativen als der Sozialdemokraten nicht ewig währen wird. Aus welchem sachlichen Grunde die sozialdemokratische Theorie allmählich zur liberalen Auffassung hinübergleiten wird, ist eben gesagt worden. Eine exakte konservative Theorie gibt es aber schon längere Zeit nicht mehr, da sich aller Konservatismus mit Agitation hat beschäftigen müssen und dadurch entnervt worden ist. Ein reiner Konservatismus darf sich keine Volksversammlungen gestatten. Das, was wir vor uns haben, ist ein Gemisch von Aristokratie und Anpassung an plebejische Instinkte, wie sie besonders im Antisemitismus zutage treten. Eine konservative Staatslehre, wie sie einst Stahl aufgebaut hat, kann heute nicht mehr vertreten werden. Was heute die konservativen Parteien stark macht und zusammenhält, ist nicht ihre konservative Staatstheorie, sondern ihre agrarische Wirtschaftspolitik. Aber gerade diese hat ihren Höhepunkt überschritten. Es ist ganz unwahrscheinlich, daß für sie nach Ablauf der jetzt geltenden Handelsverträge noch eine Steigerung möglich ist. Irgendwann kommt jeder solche Wirtschaftsgedanke an sein natürliches Ende. Ebensogut wie einst in den siebziger Jahren der Liberalismus daran brach, daß er seinen freihändlerischen Gedanken überspannte und die Gegenkräfte unterschätzte, so wird es im nächsten Jahrzehnt voraussichtlich den Konservativen mit ihren schutzzöllnerischen Ideen gehen, umsomehr, da sie dem heutigen Zustande der Reichsfinanzen mit ähnlicher Hilflosigkeit gegenüberstehen wie vor 30 Jahren die damaligen Liberalen.

Alles das vollzieht sich nicht an einem Tage. Zunächst bleibt scheinbar alles

beim alten. Die Parteikörper bewegen sich weiter wie bisher. Es tritt aber eine Lähmung der Gegensätzlichkeiten ein, eine Abschwächung sowohl des sozialistischen wie des schutzzöllnerischen Prinzips. Damit wird das Feld frei für neuen Liberalismus.

Der neue Liberalismus kann keinesfalls bloß von den Parteisekretariaten ausgemacht werden. Vom Geklapper der Fraktionspolitik entsteht kein Mehl der Zukunft, solange nicht hinter diesem Geklapper neuer Geist aufgeschüttet wird. Das aber ist nicht eigentlich Sache der Berufspolitiker. Hier liegt die Arbeit der Philosophen, Nationalökonomen und Pädagogen. Gelingt es diesen, uns in eine Periode hineinzuführen, in der der Mensch als Mensch wieder etwas gilt, dann werden wir auch wieder politischen Liberalismus erleben. Bisher steht die Politik unter dem Zeichen des Materialismus, sowohl des historischen wie des praktischen. Alles löst sich auf im Kampfe um kleine Extravorteile. Wird dieser Geist aber verdrängt durch eine Gesellschaftsauffassung, die den Idealen der Aufklärungszeit sich wieder mehr nähert, dann steigt der Wert der Einzelperson und ihr unveräußerliches Recht wieder in die Höhe — Kant kommt wieder.

Wenn eine politische Richtung so lange und so schwer krank gewesen ist, wie der deutsche Liberalismus, dann geht die Genesung nur langsam vor sich und alle Beteiligten müssen gegenseitig mit sich Geduld haben. Daran aber fehlt es vielfach. Man ist nervös, weil man noch nicht ganz gesund ist. Die einzelnen Teile des Liberalismus haben die Wunden der Vergangenheit noch im Gefühl und fürchten bei jedem Wort, sei es vom rechten oder vom linken Flügel, daß hier etwas preisgegeben werde oder zugestanden werde, was man nicht tragen könne. Dieser Zustand ist höchst schwierig für alle Beteiligten, aber es hilft nichts: wir müssen durch ihn hindurch! Gesund werden kommt nicht leicht ohne Anwandlungen von Schwäche vor. Das ist im Einzelfalle betrübend, darf aber die Hoffnung im ganzen nicht stören, solange die Lebenskraft der Bewegung selbst nicht versagt. Das aber ist nicht der Fall. Der Sturz vom Jahre 1878 hat schwere Folgen gehabt und lange ist er nicht verwunden worden, aber nun wird es wieder besser. Die Zeiten der tiefsten Ermattung sind, wie die Wahlziffern beweisen, vorüber. Die Blutzirkulation wird wieder regelmäßiger, die Jugend tritt mit ihrem Optimismus an die Stelle derer, die den Sturz selbst erlebt haben — und wir studieren die Leidensgeschichte des Liberalismus, um von ihr zu lernen, gesund zu werden.

# Der Weg ins Freie/ Roman von Arthur Schnitzler

Vierte Fortsetzung

Das Wiedersehen mit Heinrich hatte für Georg eine Enttäuschung bedeutet. Der Dichter, nach den ersten Begrüßungsworten, hatte wie gewöhnlich nur von sich geredet und zwar in den Tönen tiefster Selbstverachtung. Er war endlich darauf gekommen, daß er eigentlich kein Talent besaß, sondern nur Verstand, den allerdings in enormem Maße. Was er aber an sich am heftigsten verdammte, das waren die Disharmonien seines Wesens, unter denen, wie er wohl wußte, nicht nur er zu leiden hatte, sondern alle, die in seine Nähe gerieten. Er war herzlos und sentimental, leichtfertig und schwerblütig, empfindlich und rücksichtslos, unverträglich und doch auf Menschen angewiesen ... zuzeiten wenigstens. Ein Subjekt mit solchen Eigenschaften konnte aber seine Daseinsberechtigung nur durch eine ungeheure Leistung erweisen, und wenn das Meisterwerk, zu dem er verpflichtet war, nicht bald, sehr bald in die Erscheinung träte, so war er als anständiger Mensch verpflichtet sich totzuschießen. Aber er war kein anständiger Mensch .... daran lag es eben. Georg dachte: Natürlich wirst du dich nicht totschießen, hauptsächlich, weil du zu feig dazu bist. Er sprach das natürlich nicht aus, war vielmehr sehr liebenswürdig, redete von Stimmungen, denen schließlich jeder Künstler unterworfen sei, und erkundigte sich freundlich nach den äußern Umständen in Heinrichs Leben. Da zeigte sich bald, daß es mit ihm gar nicht so schlimm bestellt war. Er führte sogar, wie es Georg scheinen wollte, ein sorgenloseres Leben als je zuvor. Durch eine kleine Erbschaft war die Existenz von Mutter und Schwester für die nächsten Jahre gesichert; trotz aller Feindseligkeiten, die gegen ihn am Werke waren, wuchs der Ruf seines Namens von Tag zu Tag; die klägliche Geschichte mit der Schauspielerin schien endgültig vorbei, und eine ganz neue, erwünscht leichte Beziehung zu einer jungen Dame brachte sogar einige Heiterkeit in sein Dasein. Auch die Arbeit ging gut vonstatten. Der erste Akt des Operntextes war so gut wie fertig und für die politische Komödie vieles aufgezeichnet. Er hatte die Absicht im nächsten Jahre Parlamentssitzungen zu besuchen, Versammlungen mitzumachen, spielte mit dem eingestandenermaßen kindisch-phantastischen Plan, sich als sozialdemokratischer Genosse aufzuspielen, bei den Führern Anschluß zu suchen, und sich wenn es anging sogar als tätiges Mitglied in irgend einer Organisation aufnehmen zu lassen, nur um im Getriebe einer Partei vollkommen Bescheid zu wissen. Ah, wenn er mit einem Menschen nur einmal fünf Minuten lang sprach, so hatte er ihn ja ganz. Irgend ein Wort, dessen Bedeutung ein anderer gar nicht merkte, riß für ihn wie ein Sturmwind die Schleier von den Seelen. Sein Traum war es in der Operndichtung sich als Meister des Phantastischen, in der Komödie des realistischen Moments zu zeigen und so der Welt zu beweisen, daß er im Himmel und auf Erden gleicher-

maßen zu Hause wäre. Bei einer spätern Zusammenkunft ließ Georg sich vorlesen, was vom ersten Akt der Oper vollendet war; er fand die Verse sehr sangbar und bat Heinrich um die Erlaubnis das Manuskript Anna mitzubringen. Diese konnte dem, was Georg ihr vortrug, nicht viel Geschmack abgewinnen; er aber ‚ohne rechte Überzeugung, behauptete, daß sie eben gleichsam die Sehnsucht dieser Verse nach Vertonung spüre, was sie notwendig als Mangel empfinden müsse.

Als Georg heute zu Heinrich ins Zimmer trat, saß dieser an dem großen Tisch in der Mitte des Zimmers, der mit Blättern und Briefen überdeckt war. Auch auf dem Pianino und auf dem Diwan lagen beschriebene Papiere aller Art. Ein vergilbtes Blatt hielt Heinrich noch in der Hand, als er aufstand und Georg mit den Worten begrüßte: „Nun, wie gehts auf dem Land?" Dies war die Art, in der er sich nach Annas Befinden zu erkundigen pflegte, und die Georg jedesmal von neuem als zu intim empfand. „Danke, sehr gut", erwiderte er. „Ich komme Sie übrigens fragen, ob Sie heute vielleicht mit mir hinauskommen wollen."

„O ja, sehr gern. Die Sache ist nur die, daß ich da eben im Ordnen verschiedener Papiere begriffen bin. Ich könnte erst abends kommen, so gegen sieben. Ist es Ihnen recht?"

„Gewiß", sagte Georg. „Aber ich störe Sie, wie ich sehe", setzte er hinzu, indem er auf den übersäten Tisch wies.

„Durchaus nicht," erwiderte Heinrich, „ich ordne ja nur, wie ich eben sagte. Es ist der schriftliche Nachlaß meines Vaters. Das da sind Briefe an ihn. Und hier tagebuchartige Aufzeichnungen, hauptsächlich aus seiner parlamentarischen Zeit. Ergreifend, sag ich Ihnen. Wie hat dieser Mann sein Vaterland geliebt! Und wie hat man's ihm gedankt! Sie haben keine Ahnung, in welcher raffinierten Weise man ihn aus seiner Partei hinausgedrängt hat. Ein verwirrendes Ineinanderspiel von Tücke, Beschränktheit, Brutalität . . . echt deutsch, mit einem Wort."

Georg lehnte sich auf. Und er wagt es, dachte er, sich über den Antisemitismus aufzuhalten? Ist er besser? Gerechter? Vergißt er, daß auch ich ein Deutscher bin? . . .

Heinrich sprach weiter. „Aber ich werde diesem Mann ein Denkmal setzen . . . Er, kein anderer, wird der Held meines politischen Dramas sein. Er ist die wahrhaft tragikomische Mittelpunktsfigur, die mir noch gefehlt hat."

Der innere Widerstand Georgs wuchs. Er bekam große Lust, den alten Bermann gegen seinen Sohn in Schutz zu nehmen. „Tragikomische Figur?" wiederholte er fast feindselig.

„Ja", entgegnete Heinrich bestimmt. „Ein Jude, der sein Vaterland liebt... ich meine, so wie mein Vater es getan, mit Solidaritätsgefühlen, mit dynastischer Begeisterung, ist unbedingt eine tragikomische Figur. Das heißt . . . er war es zu jener liberalisierenden Epoche der siebziger und achtziger Jahre,

da auch kluge Menschen dem Phrasentaumel der Zeit unterlegen sind. Heute wäre ja ein solcher Mensch allerdings ausschließlich komisch. Ja, selbst wenn er sich endlich am erstbesten Nagel aufhinge, ich könnte sein Schicksal nicht anders empfinden."

„Es ist eine Manie von Ihnen", erwiderte Georg. „Man hat wirklich manchmal den Eindruck, daß Sie überhaupt nicht mehr imstande sind, etwas anderes in der Welt zu sehen, als immer und überall die Judenfrage. Wenn ich so unhöflich wäre, als es Ihnen zuweilen passiert, so würde ich Sie . . . Sie verzeihen schon, verfolgungswahnsinnig nennen."

„Verfolgungswahnsinnig", . . wiederholte Heinrich tonlos und sah an die Wand. „So, also Verfolgungswahnsinn nennen Sie das . . . Na!" Und plötzlich mit zusammengepreßten Zähnen, heftig, fuhr er fort: „Ich will Sie einmal was fragen, Georg, aufs Gewissen fragen."

„Ich höre."

Er stellte sich gerade vor Georg hin und bohrte ihm seine Augen in die Stirn: „Glauben Sie, daß es einen Christen auf Erden gibt, und wäre es der edelste, gerechteste und treueste, einen einzigen, der nicht in irgend einem Augenblick des Grolls, des Unmuts, des Zorns selbst gegen seinen besten Freund, gegen seine Geliebte, gegen seine Frau, wenn sie Juden oder jüdischer Abkunft waren, deren Judentum, innerlich wenigstens, ausgespielt hätte?" Und ohne Georgs Antwort abzuwarten: „Keinen gibt es, ich versichere Sie. Sie können übrigens auch einen andern Versuch machen. Lesen Sie z. B. die Briefe von irgend welchen berühmten, sonst ganz klugen und vortrefflichen Menschen, und beachten Sie die Stellen mit feindlichen und ironischen Äußerungen über Zeitgenossen. Neunundneunzigmal handelt es sich um ein Individuum ohne Berücksichtigung der Abstammung oder Konfession, im hundertsten Fall, wo das übelbehandelte Menschenkind das Unglück hat, Jude zu sein, vergißt der Verfasser gewiß nicht, diese Tatsache zu erwähnen. So ist es nun einmal, ich kann Ihnen nicht helfen. Was Sie Verfolgungswahnsinn zu nennen belieben, lieber Georg, das ist eben in Wahrheit nichts anderes, als ein ununterbrochen waches, sehr intensives Wissen von einem Zustand, in dem wir Juden uns befinden, und viel eher als von Verfolgungswahnsinn, könnte man von einem Wahn des Geborgenseins, des Inruhegelassenwerdens reden, von einem Sicherheitswahn, der vielleicht eine minder auffallende, aber für den Befallenen viel gefährlichere Krankheitsform vorstellt. Mein Vater hat an ihr gelitten, wie viele andre seiner Generation. Er ist allerdings so gründlich kuriert worden, daß er darüber verrückt geworden ist."

Tiefe Falten erschienen auf Heinrichs Stirn und er sah wieder zur Wand hin, über Georg weg, der auf dem harten, schwarzledernen Diwan Platz genommen hatte.

„Wenn das Ihre Auffassung ist," erwiderte Georg — „ja, dann müßten Sie sich doch logischerweise Leo Golowski anschließen . . ."

„Und mit ihm nach Palästina wandern — finden Sie? Politisch-symbolischerweise oder gar in Wirklichkeit — wie?" Er lachte. „Hab ich denn behauptet, daß ich von hier fort will? Daß ich irgendwo anders lieber leben möchte als hier? Insbesondere, daß ich unter lauter Juden existieren möchte? Das wäre, für mich wenigstens, eine recht äußerliche Lösung einer höchst innerlichen Angelegenheit."

„Das denk ich mir eigentlich auch. Und darum verstehe ich, die Wahrheit zu sagen, immer weniger was Sie wollen, Heinrich. Im vorigen Herbst auf der Sophienalpe, wie Sie sich mit Golowski herumgezankt haben, da hatt ich doch den Eindruck, daß Sie die Sache viel hoffnungsvoller ansehen?"

„Hoffnungsvoller?" wiederholte Heinrich etwas beleidigt.

„Ja. Da mußte man doch denken, daß Sie an die Möglichkeit einer allmählichen Assimilation glauben."

Heinrich zuckte verächtlich die Mundwinkel. „Assimilation ... Ein Wort ... Ja, sie wird wohl kommen, irgendeinmal ... In sehr, sehr langer Zeit. Sie wird ja nicht so kommen, wie manche sie wünschen — nicht so, wie manche sie fürchten ... es wird auch nicht gerade Assimilation sein ... aber vielleicht etwas, das sozusagen im Herzen dieses Wortes schlägt. Wissen Sie, was sich wahrscheinlich am Ende herausstellen wird? Daß wir, wir Juden, mein ich, gewissermaßen ein Menschheitsferment gewesen sind — ja, das wird vielleicht herauskommen in tausend bis zweitausend Jahren. Auch ein Trost, denken Sie sich!" Er lachte wieder.

„Wer weiß," sagte Georg nachsichtig, „ob Sie nicht recht behalten werden in tausend Jahren. Aber bis dahin?"

„Ja, früher, lieber Georg, wird es wohl mit der Lösung der Frage nichts sein. Für unsere Zeit gibt es keine Lösung, das steht einmal fest. Keine allgemeine wenigstens. Eher gibt es hunderttausend verschiedene Lösungen. Weil es eben eine Angelegenheit ist, die bis auf weiteres jeder mit sich selbst abmachen muß, wie er kann. Jeder muß selber dazusehen, wie er herausfindet aus seinem Ärger, oder aus seiner Verzweiflung, oder aus seinem Ekel, irgendwohin, wo er wieder frei aufatmen kann. Vielleicht gibt es wirklich Leute, die dazu bis nach Jerusalem spazieren müssen ... Ich fürchte nur, daß manche, an diesem vermeintlichen Ziel angelangt, sich erst recht verirrt vorkommen würden. Ich glaube überhaupt nicht, daß solche Wanderungen ins Freie sich gemeinsam unternehmen lassen ... denn die Straßen dorthin laufen ja nicht im Lande draußen, sondern in uns selbst. Es kommt nur für jeden darauf an, seinen inneren Weg zu finden. Dazu ist es natürlich notwendig, möglichst klar in sich zu sehen, in seine verborgensten Winkel hineinzuleuchten! Den Mut seiner eigenen Natur zu haben. Sich nicht beirren lassen. Ja, das müßte das tägliche Gebet jedes anständigen Menschen sein: Unbeirrtheit!"

Georg dachte: Wo ist er nun schon wieder? Er ist in seiner Art genau so krank wie sein Vater es war. Dabei kann man doch nicht sagen, daß er

persönlich schlimme Erfahrungen gemacht hat. Und er hat einmal behauptet, daß er sich mit niemandem zusammengehörig fühle! Es ist ja nicht wahr. Mit allen Juden fühlt er sich zusammengehörig, und mit dem letzten von ihnen noch immer näher, als mit mir. Während ihm diese Gedanken durch den Kopf gingen, fiel sein Blick auf ein großes Kuvert, das auf dem Tisch lag, und er las darauf die mit großen, römischen Buchstaben geschriebenen Worte: „Nicht vergessen, nie dran vergessen."

Heinrich gewahrte Georgs Blick, nahm das Kuvert in die Hand, auf dessen Rückseite drei gewaltige, graue Siegel zum Vorschein kamen, warf es dann wieder auf den Tisch, ließ wie verächtlich die Unterlippe sinken und sagte: „Diese Sache hab ich nämlich auch heute in Ordnung gebracht. Es gibt solche Tage des großen Reinemachens. Andre Leute hätten das Zeug verbrannt. Wozu? Ich werd es vielleicht einmal mit Vergnügen wieder lesen. In diesem Kuvert sind nämlich die anonymen Briefe, von denen ich Ihnen einmal erzählt habe."

Georg schwieg. Bisher hatte Heinrich über die Umstände, unter denen seine Beziehungen mit der Schauspielerin geendet hatten, nichts verlauten lassen; nur eine Stelle in dem Brief nach Lugano hatte darauf hingedeutet, daß er die einst Geliebte nicht ohne innern Schauder wiedergesehen hatte. Fast gegen den eigenen Willen kam es über Georgs Lippen: „Sie kennen doch die Geschichte von Nürnbergers Schwester, die in Cadenabbia begraben liegt?"

Heinrich bejahte. „Wie kommen Sie darauf?"

„Ich habe ihr Grab besucht, ein paar Tage vor meiner Abreise." Er zögerte. Heinrich sah ihn starr an, mit einem heftig-fragenden Blick, der Georg zum weitersprechen zwang. „Und nun denken Sie, wie sonderbar, seither vermengen sich in meiner Erinnerung immer diese zwei Wesen, von denen ich das eine nie gesehen habe, das andre nur flüchtig, auf dem Theater, wie Sie wissen — nämlich die tote Schwester Nürnbergers und ... diese Schauspielerin."

Heinrich wurde blaß bis in die Lippen. „Sind Sie abergläubisch?" fragte er höhnisch, aber es klang, als fragte er sich selbst.

„Durchaus nicht", antwortete Georg. „Was hat übrigens diese Sache mit Aberglauben zu tun?"

„Ich will Ihnen nur sagen, daß mir alle Dinge, die irgendwie mit Mystik zusammenhängen, im Grund der Seele zuwider sind. Über Dinge zu reden, von denen man nichts wissen kann, ja, deren Wesen es ist, daß man nie und nimmer was von ihnen wissen kann, das scheint mir von aller Art Geschwätz, die auf Erden für Wissenschaft ausgegeben wird, die unerträglichste."

Sollte sie gestorben sein, diese Schauspielerin? dachte Georg.

Plötzlich hielt Heinrich das Kuvert wieder in der Hand, und in dem trockenen Tone, den er gerade dann anzuschlagen liebte, wenn er bis ins Tiefste durch-

wühlt war, sagte er: „Daß ich diese Worte draufgeschrieben habe, ist kindische Spielerei — oder Affektation, wenn Sie wollen. Ich hätte auch wie Daudet vor seine Sappho die Worte hersetzen können: Meinen Söhnen, wenn sie zwanzig Jahre alt sein werden . . . Zu dumm übrigens. Als wenn ein Mensch mit den Erfahrungen eines andern das geringste anfangen könnte! Die Erfahrungen des einen können für den andern manchmal amüsant, öfters verwirrend, aber nie lehrreich sein . . . Und wissen Sie, woher es kommt, daß jene beiden Gestalten sich in Ihrem Kopf vermengen? Ich will's Ihnen sagen. Einfach daher, daß ich in einem meiner Briefe für meine einstige Geliebte den Ausdruck Gespenst angewandt habe. So erklärt sich dieses geheimnisvolle Ineinanderfließen."

„Das wäre nicht unmöglich", entgegnete Georg.

Von irgendwoher, undeutlich, kam schlechtes Klavierspiel. Georg blickte hinaus. Auf der gelben Mauer drüben lag die Sonne. Viele Fenster waren offen. An einem saß ein Junge, die Arme aufs Fensterbrett gestützt und las. Von einem andern schauten zwei junge Mädchen hinunter in den Gartenhof. Das Klappern von Geschirr war hörbar. Georg sehnte sich nach freier Luft, nach seiner Bank am Waldesrand. Bevor er sich aber zum Gehen wandte, fiel ihm ein: „Was ich Ihnen noch sagen wollte, Heinrich, Ihre Verse haben auch Anna sehr gefallen. Haben Sie weitergeschrieben?"

„Nicht viel."

„Es wäre hübsch, wenn Sie alles, was vom Text fertig ist, heute mit hinausbrächten und uns vorläsen." Er stand am Pianino und schlug ein paar Akkorde an.

„Was ist das?" fragte Heinrich.

„Ein Thema," erwiderte Georg, „das mir für den zweiten Akt eingefallen ist. Es soll den Moment begleiten, in dem der merkwürdige Fremde auf dem Schiff erscheint."

Heinrich schloß das Fenster, Georg setzte sich nieder und begann weiterzuspielen. Da klopfte es an der Tür, und unwillkürlich rief Heinrich „herein".

Eine junge Dame trat ein, in lichtem Tuchrock mit roter Seidenbluse, ein weißes Samtband mit einem kleinen Goldkreuz um den Hals. Ein Florentinerhut, rosengeschmückt, beschattete breitkrämpig das kleine, blasse Gesicht, aus dem zwei große, schwarze Augen blickten.

„Guten Tag", sagte die fremde Dame mit einer dunkeln Stimme, die zugleich trotzig und verlegen klang. „Verzeihen Sie, Herr Bermann, ich wußte nicht, daß Sie Besuch haben." Und sie sah Georg, der sie gleich erkannt hatte, neugierig an.

Heinrich war blaß und hatte Falten auf der Stirn. „Ich habe allerdings nicht vermutet . . ." begann er, dann stellte er vor und sagte zu der Dame: „Wollen Sie nicht Platz nehmen?"

„Danke", erwiderte sie unwirsch und blieb stehen. „Ich komme vielleicht später wieder."

„O bitte", fiel Georg ein. „Ich war eben daran mich zu verabschieden." Er sah, wie der Blick der Schauspielerin im Zimmer umherirrte und fühlte ein seltsames Mitleid mit ihr, wie man es manchmal im Traum mit Toten fühlt, die nicht wissen, daß sie gestorben sind. Dann sah er noch den Blick Heinrichs auf diesem blassen, kleinen Gesicht mit unbegreiflicher Härte ruhen, und ging. Er erinnerte sich jetzt sehr deutlich, wie er sie auf der Bühne gesehen hatte, mit dem rotblonden Haar, das in die Stirn fiel und den irrenden Augen. So sehen Wesen nicht aus, dachte er, die dazu bestimmt sind nur Einem zu gehören. Und das sollte Heinrich nie gefühlt haben, der sich auf seine Menschenkenntnis so viel zugute tat? Was wollte er nun eigentlich von ihr? Eitelkeit war es, die in seiner Seele brannte, nichts anderes als Eitelkeit.

Auf der Straße schritt Georg wie durch trockene Gluten. Die Häusermauern warfen den eingetrunkenen Sommer in die Luft. Georg fuhr mit der Pferdebahn den Hügeln und Wäldern entgegen und atmete freier, als er auf dem Lande war. Langsam spazierte er zwischen Gärten und Villen weiter, dann, am Friedhof vorbei, nahm er eine allmählich ansteigende, weiße Straße, die mit einem ihn freundlich anmutenden Namen Sommerhaidenweg hieß und zu dieser sonnigen Spätnachmittagsstunde von Menschen kaum begangen war. Von dem bewaldeten Höhenzug zur Linken kam noch kein Schatten, nur ein mildes Wehen von Lüften, die in den Blättern geschlafen hatten. Zur Rechten senkte der grüne Hang sich abwärts, gegen das länglich dahinziehende Tal, wo zwischen Ästen und Wipfeln Dächer blinkten. Drüben, hinter Gartenzäunen strebten Weinberge und Äcker auf, zu Wiesen und Steinbrüchen, über denen durchglitzertes Gestrüpp und Buschwerk hing. Im Gelände oft verloren, zog als schmale Linie der Weg, den Georg an andern Tagen manchmal zu wandern pflegte, und sein Auge suchte die Stelle am Waldesrand, wo seine Lieblingsbank stehen mochte. Wiesen und Waldeshöhen hielten am Talesende den Blick auf, und im Spiegel der Luft ließen abendliche Fernen mit neuen Tälern und Hügeln sich ahnen.

Dieser Landschaft fühlte Georg sich wunderbar vertraut und der Gedanke, daß Beruf und Wille ihn in die Fremde rief, webte um seine einsamen Spaziergänge schon in diesen Tagen oft Stimmungen des Abschieds, die freilich von Sehnsucht schwerer waren als von Trauer. Zugleich aber regte sich in ihm ein Vorgefühl reichern Lebens. Es war ihm, als bereite sich in seiner Seele manches vor, das er nicht mit sorgenvollen Sinnen aufstören dürfe; und in den Untergründen seiner Seele, wo heute schon hineinzuhören ihm nicht gegeben war, rauschte es von Melodien kommender Tage. Auch war er nicht müßig geblieben, um die äußern Umrisse seiner Zukunft klar zu ziehen. Nach Detmold hatte er einen höflich-dankenden Brief geschrieben, in dem er sich mit Vorbehalt dem Intendanten für den kommenden Herbst zur Verfügung stellte; auch den alten Professor Viebiger hatte er aufgesucht, ihm

seine Pläne eröffnet und ihn gebeten, sich bei vorkommenden Gelegenheiten des einstigen Schülers zu erinnern. Aber auch wenn wider Erwarten im Herbst nirgends eine Stellung für ihn sich fände, war er entschlossen Wien zu verlassen, sich vorläufig in eine kleine Stadt oder aufs Land zurückzuziehen und in der Stille für sich weiter zu arbeiten. Wie sich unter diesen Umständen seine Beziehungen zu Anna weiter gestalten sollten, darüber gab er sich keine klare Rechenschaft; er wußte nur, daß sie niemals enden durften. Es schwebte ihm vor, daß er und Anna einander besuchen und zu gelegener Zeit gemeinschaftliche Reisen unternehmen würden; später übersiedelte sie wohl an den Ort, wo er lebte und wirkte. Doch schien es ihm nutzlos, all dem in die Tiefe nachzugrübeln, ehe die Stunde da war, da sich sein eigenes Schicksal, wenigstens für die Dauer der nächsten Jahre entschieden hatte.

Der Sommerhaidenweg lief in den Wald, und Georg nahm den breiten Villenweg, der an dieser Stelle das Tal durchquerend nach abwärts bog. In wenigen Minuten befand er sich auf der Straße, an deren Ende waldesnah, neben bescheidenen, gelben Parterrehäuschen, nur durch die Balkonmansarde mit dem dreieckigen Holzgiebel über jene erhöht, die kleine Villa stand, in der Anna wohnte. Er durchschritt das Vorgärtchen, wo inmitten des Rasens zwischen Blumenbeten, auf viereckigem Postament der kleine blaue Tonengel ihn grüßte; den schmalen Gang, neben dem die Küche lag, das kahle Mittelzimmer, auf dessen Boden durch die schadhaften grünen Jalousien Sonnenlinien hinspielten, und trat auf die Veranda. Er wandte sich nach links und warf einen Blick durchs offne Fenster in Annas Zimmer, das er leer fand. Nun ging er im Garten längs der Fliederbüsche und Johannisbeerstauden nach aufwärts und schon von weitem sah er Anna unter dem Birnbaum auf der weißen Bank sitzen, in ihrem weiten blauen Kleide. Sie sah ihn nicht kommen, schien ganz in Gedanken versunken. Er näherte sich langsam. Noch immer blickte sie nicht auf. Er liebte sie sehr in solchen Augenblicken, da sie sich unbeobachtet wähnte und auf ihrer klaren Stirn unbeirrt die Gütigkeit und der Friede ihres Wesens ruhten. Sonnenkringel zitterten auf dem Kies zu ihren Füßen. Ihr gegenüber, auf dem Rasen, lag schlafend die fremde Bernhardinerhündin. Das Tier war es, das, erwachend, Georgs Kommen zuerst bemerkte. Es erhob sich, und schwerfällig trappelte es Georg entgegen. Jetzt sah Anna auf und ein beglücktes Lächeln schwebte über ihre Züge. Warum bin ich so selten da, fuhr es Georg durch den Sinn. Warum wohn ich nicht heraußen und arbeite oben auf dem Balkon unter dem Giebel, wo man die hübsche Aussicht auf den Sommerhaidenweg hat? Die Stirne war ihm feucht geworden, so heiß brannte noch immer die Spätnachmittagssonne.

Er stand vor Anna, küßte sie auf Aug' und Mund und setzte sich an ihre Seite. Das Tier war ihm nachgeschlichen und streckte sich zu seinen Füßen hin.

„Wie gehts, mein Schatz?" fragte er, indem er seinen Arm um ihren Nacken legte.

Es ging ihr sehr gut, wie gewöhnlich, und heute war ein besonders schöner Tag gewesen. Seit dem Morgen schon war sie sich ganz selbst überlassen, denn Frau Golowski hatte wieder einmal in die Stadt fahren müssen, um nach den Ihren sehen. Es war wirklich nicht übel, manchmal so völlig allein mit sich zu bleiben. Da konnte man sich ungestört in seine Träume versenken. Es waren freilich immer dieselben, aber sie waren so hold, daß man ihrer nicht müde wurde. Von ihrem Kinde hatte sie sich träumen lassen. Wie sehr liebte sie es schon heute, noch ehe es geboren war. Nie hätte sie das für möglich gehalten. Ob Georg es denn auch verstünde? ... und da er versonnen nickte, schüttelte sie den Kopf. Nein, nein ... ein Mann konnte das nicht verstehen, auch der beste, der gütigste nicht. Sie fühlte ja das kleine Wesen schon sich regen, spürte das Klopfen seines zarten Herzens, fühlte diese neue unbegreifliche Seele in ihrer atmen, gerade so wie sie den neuen jungen Leib in ihrem blühen und erwachen fühlte. Und Georg sah vor sich hin, wie beschämt, daß sie dem was nahe war, mit so viel reinern Sinnen entgegenlebte als er. Denn daß hier, von ihm gezeugt, ein Wesen wurde wie er und selbst wieder bestimmt, neuen Wesen Leben zu verleihen; daß in dem gesegneten Leib dieser Frau, nach dem ihm schon lange nicht mehr verlangte, nach ewigen Gesetzen ein Leben schwoll, das vor einem Jahre noch ein Ungeahntes, Ungewolltes, im Unendlichen Verlorenes war und nun wie ein seit Urzeit Vorherbestimmtes zum Licht empordrängte; — daß er selbst sich nun in der geschlossenen Kette von Urahnen zu Urenkeln gleichsam an beiden Händen gefaßt, unentweichbar einbezogen wußte, ... von diesem Wunder fühlte er sich nicht so mächtig aufgerufen, als es fordern durfte.

Und ernsthafter als sie es sonst zu tun pflegten, besprachen sie heute, was nach des Kindes Geburt zu geschehen hätte. In den ersten Wochen behielt Anna es natürlich bei sich, dann mußte man es wohl zu fremden Leuten geben; jedenfalls aber sollte es ganz nahe wohnen, so daß Anna es zu jeder Zeit ohne Schwierigkeit sehen konnte.

„Und du", sagte sie mit einem Mal ganz leicht, „wirst du manchmal herkommen uns besuchen?"

Er sah ihr in das verschmitzt lächelnde Gesicht, nahm ihre beiden Hände und küßte sie. „Liebste, was soll ich tun, sag selbst? Du kannst dir denken, wie schwer es mir sein wird. Aber was bleibt mir anderes übrig? Es muß ein Anfang gemacht werden. Hab ich dir schon gesagt," setzte er hastig hinzu, als wäre damit jeder Rückzug abgeschnitten, „die Wohnung ist gekündigt. Felician geht wahrscheinlich nach Athen. Ja, wenn ich dich gleich mitnehmen könnte, das wär freilich schön! Aber das ist ja leider nicht möglich, eine gewisse Sicherheit muß vor allem da sein. Ich meine, wenigstens die Sicherheit, daß ich längere Zeit an einem Ort bleibe ..."

Sie hatte ernsthaft-ruhig zugehört. Dann kam sie bedächtig-wichtig auf ihre neueste Idee zu sprechen. Er sollte nicht glauben, daß sie daran dächte,

ihm alle Sorgen aufzubürden. Sie war entschlossen, sobald es sich machen ließe, eine Musikschule zu gründen. Wenn er sie noch lange allein ließe, hier in Wien; wenn er bald käme sie holen, dort, wo sie mit ihm zu Hause sein würde. Und wenn sie einmal auf eigenen Füßen stände, dann wollte sie auch ihr Kind zu sich nehmen, ob sie nun seine Frau wäre oder nicht. Sie wäre weit davon entfernt sich zu schämen, das wüßte er wohl. Sie wäre eher stolz ... ja stolz, daß sie Mutter wurde!

Er nahm ihre Hände zwischen die seinen und streichelte sie. „Es wird schon alles werden", sagte er ein wenig bedrückt. Er sah sich plötzlich in einem sehr bürgerlichen Heim, unter dem bescheidenen Licht einer Hängelampe, beim Abendessen sitzen, zwischen Frau und Kind. Und aus dieser geträumten Familienszene wehte es ihm entgegen wie ein Hauch von sorgenvoller Langeweile. Ah, es war noch zu früh dazu, er war noch zu jung. Wie sollte es denn werden? War es denn möglich, daß sie die letzte Frau blieb, die er umarmt hätte? Vielleicht konnte sie es werden in Jahren, in Monaten schon ... aber heute noch nicht. Trug und Lüge in ein wohlgeordnetes Heim zu tragen davor scheute er wohl zurück. Doch der Gedanke, von ihr fortzueilen zu andern, die er begehrte, mit dem Bewußtsein, Anna so wieder zu finden wie er sie verlassen, war lockend und beruhigend zugleich.

Der bekannte Pfiff von drüben tönte. Die Hündin erhob sich, ließ sich von Georg noch einmal über den gelb gefleckten Rücken streichen und schlich traurig ihren Weg hinab.

„Herr Gott", sagte Georg, „das hätt ich ja beinahe vergessen. Heinrich kann jeden Augenblick da sein." Er erzählte Anna von seinem Besuch und verschwieg auch nicht, daß er zwischen Tür und Angel die ungetreue Schauspielerin kennen gelernt hatte.

„Ist es ihr also gelungen?" rief Anna aus, die für Damen mit irrenden Augen keine Neigung fühlte.

„Ich glaube nicht", erwiderte Georg, „daß ihr irgend etwas gelungen ist. Heinrich war von ihrem Erscheinen sogar ziemlich unangenehm berührt, kam mir vor."

„Nun, vielleicht bringt er sie mit", sagte Anna mit Spott, „und du hast wieder wen zum kokettieren wie in Lugano die Königsmörderin."

„Ach Gott", machte Georg unschuldig, und beiläufig fügte er hinzu: „Was ist's denn übrigens mit Therese, warum kommt sie denn garnicht mehr zu dir? Demeter ist ja nicht mehr in Wien. Sie hätte wohl Zeit genug."

„Sie war erst vor ein paar Tagen da. Ich hab dir's ja gesagt, stell dich doch nicht so."

„Ich hatte es wirklich vergessen", erwiderte er mit Aufrichtigkeit. „Was hat sie dir denn erzählt?"

„Alles mögliche. Die Geschichte mit Demeter ist aus. Ihr Herz schlägt wieder ausschließlich für die Armen und Elenden — bis auf Widerruf." Und

unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit, vertraute ihm Anna Theresens Winterpläne an. Als armes Weib verkleidet, wollte sie Wanderungen durch Wärmestuben, Suppen- und Teeanstalten, Asyle für Obdachlose und Arbeitshäuser unternehmen, um einmal dem sogenannten goldnen Herzen von Wien in die verborgensten Winkel hineinzuleuchten. Sie schien gefaßt und hoffte vielleicht ein wenig darauf Ungeheuerlichkeiten zu entdecken.

Georg sah vor sich hin. Er erinnerte sich der eleganten Dame, im weißen Kleid, die im Sonnenglanz von Lugano vor dem Postgebäude gestanden war, fern von allem Jammer der Welt. Sonderbares Geschöpf, dachte er. „Sie will natürlich ein Buch daraus machen," sagte Anna. „Also daß du keinem Menschen was davon erzählst, auch deinem Freund Bermann nicht."

„Fällt mir nicht ein. Aber sag, Anna, mußt du nicht was vorbereiten für abend?"

Sie nickte. „Komm, begleit mich hinunter, ich will nachsehen was da ist und mich im übrigen mit der Marie beraten . . . so weit das möglich ist."

Sie standen auf. Die Schatten waren lang. Im Garten nebenan lärmten die Kinder. Anna nahm den Arm des Geliebten und ging langsam mit ihm hinab. Sie erzählte die neuesten Beispiele von der fabelhaften Dummheit der Magd. Ich Ehemann, dachte Georg und hörte mit Nachsicht zu. Beim Haus angelangt sprach er die Absicht aus Heinrich entgegenzugehen, verließ Anna und begab sich auf die Straße. Da rüttelte eben ein Einspänner heran; Heinrich sprang heraus und entließ den Kutscher. „Grüß Sie Gott," sagte er zu Georg, „haben Sie mich am Ende schon erwartet? Es ist ja noch garnicht so spät."

„Gewiß nicht, Sie sind sehr pünktlich. Ist es Ihnen recht, so machen wir noch einen kleinen Spaziergang." „Gern."

Sie spazierten weiter, vorbei an dem gelben Gasthof mit den roten Terrassen in den Wald.

„Hier ists ja wundervoll," sagte Heinrich. „Und auch Ihre Villa sieht ganz nett aus. Warum wohnen Sie eigentlich nicht heraußen?"

„Ja, es ist ein Unsinn," gab Georg zu, ohne weitere Erklärungen. Dann schwiegen sie eine Weile.

Heinrich war in hellgrauem Sommeranzug und trug auf dem Arm seinen Mantel, den er ein wenig nachschleppen ließ. „Haben Sie sie wiedererkannt?" fragte er plötzlich ohne aufzusehen.

„Ja," erwiderte Georg.

„Sie ist nur auf einen Tag hergefahren aus ihrem Sommerengagement. Heute nacht reist sie wieder zurück. Ein Handstreich sozusagen. Aber mißlungen." Er lachte.

„Warum sind Sie so hart," fragte Georg und dachte an das Riesenkuvert mit den grauen Siegeln und der albernen Aufschrift. „Sie habens eigentlich nicht nötig. Es ist ja doch nur ein Zufall, daß sie nicht auch anonyme Briefe

bekommen hat, gerade so wie Sie, Heinrich. Und wer weiß, wenn Sie sie nicht allein gelassen hätten, aus weiß Gott was für Gründen . . ."

Heinrich schüttelte den Kopf und sah Georg beinahe mitleidig an. „Meinen Sie vielleicht ich habe die Absicht zu strafen oder zu rächen? Oder glauben Sie, ich gehöre zu den Tröpfen, die an der Welt irre werden, weil ihnen etwas passiert ist wovon Sie doch wissen, daß es schon Tausenden passiert ist vor ihnen und Tausenden nach ihnen passieren wird? Meinen Sie, ich verachte die „Ungetreue," oder ich hasse sie? Fällt mir gar nicht ein. Womit ich nicht sagen will, daß ich nicht zuweilen die Gebärde des Hasses und der Verachtung habe, natürlich nur, um bessere Wirkungen zu erzielen, ihr gegenüber. Aber in Wahrheit versteh ich ja alles was geschehen ist viel zu gut, als daß ich . . . ." Er zuckte die Achseln.

„Nun, wenn Sie es verstehen . . ."

„Aber lieber Freund das Verstehen hilft ja gar nichts. Das Verstehen ist ein Sport wie ein anderer. Ein sehr vornehmer Sport und ein sehr kostspieliger. Man kann seine ganze Seele darauf verschwenden und als ein armer Teufel dastehen. Aber mit unsern Gefühlen hat das Verstehen nicht das allergeringste zu tun — beinahe so wenig wie mit unsern Handlungen. Es schützt uns nicht vor Leid, nicht vor Ekel, nicht vor Vernichtung. Es führt gar nirgends hin. Es ist eine Sackgasse gewissermaßen. Das Verstehen bedeutet immer ein Ende."

Auf einem Seitenpfad in mäßiger Steigung, schweigend und langsam, jeder mit seinen eigenen Gedanken, so kamen sie aus der Waldung auf offenes Wiesenland, das den Blick talwärts freigab. Sie blickten über die Stadt hin, und weiter gegen die dunstatmende Ebene, durch die schimmernd der Fluß rann; zu fernen Berglinien, vor denen dünner Rauch sich hinbreitete. Dann, im Frieden der Abendsonne spazierten sie weiter zu Georgs Lieblingsbank am Waldesrande. Die Sonne war fort. Georg sah jenseits des Tales, längs des waldigen Hügels den Sommerhaidenweg ziehen, blaß und wie ausgekühlt. Dann schaute er hinab, wußte daß in dem Garten zu seinen Füßen ein Birnbaum stand, unter dem er vor wenig Stunden mit einer sehr geliebten gesessen war, die sein Kind unter dem Herzen trug und war bewegt. Für die Frauen, die vielleicht anderswo seiner warteten, spürte er eine leise Verachtung, doch war seine Sehnsucht nach ihnen darum nicht ausgelöscht. Unten auf dem Pfad zwischen Gärten und Wiesen wandelten Sommergäste. Ein junges Mädchen blickte herauf, flüsterte einer andern etwas zu. „Sie sind wohl eine populäre Persönlichkeit hier in dem Ort," bemerkte Heinrich mit spöttisch verzogenen Mundwinkeln.

„Nicht daß ich wüßte."

„Die hübschen Mädchen haben Sie sehr interessiert angeguckt. Das Nichtverheiratetsein der andern bleibt für die Leute doch eine unerschöpfliche Quelle von Anregungen. Diesem Sommervolk da unten bedeuten Sie jedenfalls so

eine Art von Don Juan und .... und Ihre Freundin ein ent- und verführtes Mädchen. Glauben Sie nicht?"

„Ich weiß nicht," sagte Georg das Gespräch ablehnend.

„Und was mag ich," fuhr Heinrich unbekümmert fort, „für das Theatervolk in der kleinen Stadt vorgestellt haben? Offenbar den betrogenen Liebhaber, also eine ausschließlich lächerliche Figur. Und sie? Na, man kann sichs ja denken. Riesig einfach liegen die Dinge für die Unbeteiligten. In der Nähe schaut dann jede Geschichte doch ganz anders aus. Aber ob sie aus der Ferne nicht das richtigere Gesicht hat? Ob man sich nicht allerlei einredet, wenn man selber eine Rolle in der Komödie zu spielen hat?"

Er hätte auch daheim bleiben können, dachte Georg. Da er ihn aber nicht nach Hause schicken konnte, und um wenigstens zu einem andern Gespräch mit ihm zu gelangen, fragte er rasch: „Hören Sie nichts von Ehrenbergs?"

„Vor ein paar Tagen," erwiderte Heinrich „hatte ich von Fräulein Else einen etwas melancholischen Brief."

„Sie stehen in Korrespondenz mit ihr?"

„Nein, ich stehe nicht in Korrespondenz mit ihr, wenigstens habe ich ihr noch nicht geantwortet."

„Sie hat sich die Sache mit Oskar doch mehr zu Herzen genommen," sagte Georg, „als sie eingestehen will. Ich habe sie einmal gesprochen im Sanatorium. Wir sind eine ganze Weile draußen auf dem Gang gestanden vor der weiß lackierten Türe, hinter der der arme Oskar lag. Damals fürchtete man auch noch für das andre Auge. Es ist wahrhaftig eine tragische Geschichte."

„Eine tragikomische," verbesserte Heinrich hart.

„Sie sehen überall was tragikomisches. Ich will Ihnen auch sagen warum. Weil Sie ziemlich herzlos sind. Das Komische tritt in diesem Fall doch ganz zurück."

„Sie irren," erwiderte Heinrich. „Die Ohrfeige des alten Ehrenberg war eine Brutalität, der Selbstmord Oskars eine Albernheit; daß er sich so schlecht getroffen hat eine Ungeschicklichkeit. Aus diesen Motiven kann doch nichts Tragisches resultieren. Eine etwas widerliche Affäre ist es, das ist alles."

Georg schüttelte ärgerlich den Kopf. Er hatte für Oskar seit das Unglück geschehen wirkliche Sympathie gefaßt. Und auch der alte Ehrenberg, der seither immer draußen in Neuhaus lebte, nur mehr für seine Arbeit, und keinen Menschen sehen wollte, tat ihm leid. Sie hatten beide gebüßt, schwerer als sies verdient hatten. Vermochte Heinrich das nicht geradeso gut einzusehen und zu fühlen wie er? Sie machten einen wirklich manchmal nervös diese jüdisch überklugen schonungslos-menschenkennerischen Leute, diese Bermann und Nürnberger. Daß man sich nur ja von nichts überraschen ließ, das blieb ihnen die Hauptsache. Güte, die war es, die ihnen fehlte. Erst wenn sie älter wurden, kam eine gewisse Milde über sie. Georg dachte an den alten

Doktor Stauber, an Frau Golowski, an den alten Eißler. Aber so lang sie jung waren . . immer hielten sie sich auf dem qui vive. Nur ja nicht die Dümmern sein! Eine unbequeme Gesellschaft. Sehnsucht nach Felician, nach Skelton regte sich in ihm, die doch wahrhaftig auch gerade gescheit genug waren; — sogar nach Guido Schönstein.

„Bei aller Melancholie aber," sagte Heinrich nach einiger Zeit, „scheint sich Fräulein Else ganz leidlich zu amüsieren. Es gibt auch schon wieder Besuch auf dem Auhof. Neulich waren die Wyners dort, Sissy und James. James ist in Cambridge Doktor geworden. Nobel was?"

Der Name Sissy zuckte an Georgs Herzen vorbei, wie ein glitzernder Dolch. Er wußte es plötzlich, in wenig Tagen würde er bei ihr sein. Seine Sehnsucht schwoll so mächtig auf, daß er es selbst kaum begriff.

Die Dämmerung sank. Georg und Heinrich erhoben sich, gingen die Wiese hinab und traten in den Garten. Da sahen sie Anna in Begleitung eines Herren den mittleren Weg heraufkommen.

„Der alte Doktor Stauber", sagte Georg, „Sie kennen ihn wohl?"

Man begrüßte einander. „Ich freue mich sehr", sagte Anna zu Heinrich „daß ich Sie endlich einmal bei uns sehe."

„Bei uns", wiederholte Georg innerlich mit einem Befremden, das er gleich wieder zurücknahm. Er ging mit Doktor Stauber voraus. Heinrich und Anna folgten langsam.

„Wie sind Sie mit Anna zufrieden?" fragte Georg den Doktor.

„Es kann nicht besser gehen", erwiderte Stauber. „Sie soll nur weiter regelmäßig und fleißig Bewegung machen."

Georg fiel es ein, daß er dem Doktor, den er seit seiner Rückkehr zum erstenmal sah, die entliehenen Bücher noch nicht zurückgegeben hatte, und er brachte seine Entschuldigung vor.

„Aber das hat ja Zeit", erwiderte Stauber. „Wenn sie Ihnen nur zustatten gekommen sind." Und er fragte ihn nach den Eindrücken, die er aus Rom mit nach Hause genommen hätte.

Georg erzählte von Wanderungen durch die alten Kaiserpaläste, von Fahrten durch die Campagna im Abendglanz, von einer gewitterschwülen Stunde im Garten des Hadrian. Doktor Stauber bat ihn aufzuhören, sonst könnte es geschehen, daß er alle seine Patienten hier im Stich ließe, um geradewegs nach der vielgeliebten Stadt zu entfliehen. Dann erkundigte sich Georg höflich nach Doktor Berthold. Ob es auf Wahrheit beruhe, daß ihn schon der nächste Winter wieder politisch tätig finden werde.

Doktor Stauber zuckte die Achseln. „Er kommt im September zurück. Das ist vorläufig das einzig sichere. Bei Pasteur ist er sehr fleißig gewesen, und hier im pathologischen Institut will er eine große Serumarbeit weiterführen, die er in Paris begonnen hat. Wenn er mir folgt, bleibt er dabei. Das was er jetzt macht ist doch wichtiger für die Menschheit als die schönste Revolution,

meiner unmaßgeblichen Meinung nach. Freilich, die Talente sind verschieden und gegen gelegentliche Umstürze habe ich gewiß nichts einzuwenden. Aber unter uns, das Talent meines Sohnes liegt doch mehr auf der wissenschaftlichen Seite. Nach der andern Richtung treibt ihn mehr das Temperament .... vielleicht ausschließlich die Galle. Na, wir werden ja sehen. Aber wie stehts denn mit Ihren Plänen für den Herbst?" fügte er plötzlich hinzu und sah Georg mit seinem gutmütig-väterlichen Blick an. „Wo werden Sie den Taktstock schwingen?"

„Ja wenn ich das schon selber wüßte", erwiderte Georg. Und während er dem Arzt, der mit halbgeschlossenen Lidern, die Zigarre im Mund ihm zur Seite ging, in betonter Wichtigkeit von seinen Bemühungen und Aussichten erzählte, glaubte er zu fühlen, das alles was er sagte, von Doktor Stauber nur als Rechtfertigungsversuch für das Aufschieben seiner Verheiratung mit Anna aufgefaßt würde. Eine leichte Gereiztheit gegen sie stieg in ihm auf, die hinter ihnen herging und vielleicht ihre stille Freude daran hatte, daß er von Doktor Stauber gleichsam ins Gebet genommen wurde. Absichtlich schlug er einen immer leichtern Ton an, als hätten seine persönlichen Zukunftspläne mit Anna überhaupt nichts zu tun und sagte endlich lustig: „Ja, wer weiß wo ich im nächsten Jahr um diese Zeit bin, am Ende in Amerika."

„Das wäre nicht das Schlimmste", erwiderte Doktor Stauber ruhig. „Ich habe einen Vetter, der ist Violinspieler in Boston, ein gewißer Schwarz, der verdient dort mindestens sechsmal soviel als er hier an der Oper gehabt hat."

Georg liebte es nicht mit Violinspielern namens Schwarz verglichen zu werden und behauptete daher mit einer Bestimmtheit, die er selbst als übertrieben empfand, daß es ihm für den Anfang überhaupt nicht aufs Geldverdienen ankäme. Plötzlich, er wußte nicht woher der Gedanke ihm kam, fuhr es ihm durch den Sinn: Wenn Anna stirbt! ... Wenn das Kind ihr Tod wäre! Er erschrak aufs Tiefste, als hätte er mit diesem Gedanken eine Schuld auf sich geladen. Und im Geist sah er Anna daliegen, das Bahrtuch bis übers Kinn gezogen, und sah das Licht des Tags und der Kerzen über ihr wachsbleiches Antlitz rinnen. Angstvoll beinahe wandte er sich um, wie um sich zu vergewissern, daß sie da war und lebte. Im Dunkel verschwammen ihm die Züge ihres Gesichts, was ihn erschauern machte. Er blieb mit dem Doktor stehen, bis Anna mit Heinrich herangekommen war. Er war glücklich sie so nah zu haben. „Jetzt wirst Du aber doch schon müd sein", sagte er zu ihr in zärtlichstem Tone.

„Mein Pensum hab ich allerdings für heute redlich absolviert," erwiderte sie. „Im übrigen", und sie wies zur Veranda hin, wo auf dem gedeckten Tisch die Lampe mit dem grünen Papierschirm stand, „wird auch das Nachtmahl gleich da sein. Es wär hübsch, Herr Doktor, wenn Sie bei uns blieben, ja?"

„Leider, liebes Kind, ist es mir nicht möglich. Ich sollte schon längst wieder in der Stadt sein. Grüßen Sie die Frau Golowski von mir. Auf Wiedersehen. Adieu Herr Bermann. Na", fügte er hinzu, „wird man bald wieder etwas Schönes von Ihnen zu hören oder zu lesen bekommen?"

Heinrich zuckte die Achseln, lächelte gesellschaftlich und schwieg. Warum, dachte er, werden sogar die besterzogenen Menschen meistens taktlos, wenn sie mit unsereinem zusammenkommen? Frag ich ihn nach seinen Angelegenheiten?

Der Arzt sprach noch mit einigen Worten Heinrich seine Teilnahme an des alten Bermann Tod aus. Er erinnerte sich an dessen berühmt gewordene Rede gegen die Einführung der tschechischen Gerichtssprache in gewissen böhmischen Bezirken. Damals war es an einem Haar gehangen, daß der jüdische Provinzadvokat Justizminister geworden wäre. Ja, die Zeiten hatten sich geändert. Heinrich horchte auf. Das ließ sich am Ende für die politische Komödie verwenden.

Doktor Stauber verabschiedete sich, Georg begleitete ihn zum Wagen, der draußen wartete und benutzte die Gelegenheit einige Fragen medizinischer Natur an den Arzt zu richten. Dieser konnte ihn in jeder Hinsicht beruhigen. „Nur schade", schloß er, „daß die Umstände es Anna nicht gestatten das Kind selbst zu stillen."

Georg stand gedankenvoll. Ihr konnte es doch nicht schaden? ... Höchstens dem Kind. Oder auch ihr? ... Er fragte den Arzt.

„Was sollen wir davon reden, wenn es ja doch nicht geht, lieber Baron. Na, machen Sie sich keine Sorgen", setzte er hinzu und hatte den einen Fuß schon auf dem Wagentritt. „Um das Kind von Ihnen Beiden braucht einem nicht bang zu sein."

Georg blickte ihm fest ins Auge und sagte: „Ich werde jedenfalls dafür Sorge tragen, daß es seine ersten Lebensjahre in gesunder Luft zubringt."

„Das ist ja sehr schön", sagte Doktor Stauber mild. „Aber gesündere Luft als im Elternhaus gibts im Allgemeinen für Kinder nirgends auf der Welt." Er reichte Georg die Hand und der Wagen rollte davon.

Georg blieb einen Augenblick stehen, fühlte eine lebhafte Verstimmung gegen den Arzt und gab sich selbst das Versprechen, es nie wieder zu Gesprächen mit ihm kommen zu lassen, die diesem gewissermaßen das Recht gaben ungebetene Ratschläge, oder gar versteckte Vorwürfe vorzubringen. Was wußte der alte Mann? Was verstand er im Grunde von der Sache? Immer heftiger wehrte es sich in Georg. Wann es mir beliebt, sagte er bei sich, werde ich sie heiraten. Könnte sie übrigens nicht das Kind bei sich behalten? Hat sie nicht selbst gesagt, daß sie stolz darauf sein wird ein Kind zu haben? Ich will es ja auch nicht verleugnen. Und ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht. Und später, später einmal. ... Aber ich beginge ein Unrecht an mir, an ihr, an dem Kind, wenn ich mich heute schon zu etwas entschlösse, wofür es zum mindesten noch zu früh ist.

Langsam war er an der Schmalseite des Hauses vorbei in den Garten spaziert. Auf der Veranda sah er Anna und Heinrich sitzen. Eben kam die Marie aus dem Haus, sehr rot im Gesicht und setzte auf den Tisch eine warme Schüssel, von der der Dampf aufstieg. Wie ruhig Anna dasitzt, dachte Georg, und blieb im Dunkel stehen. Wie wohlgelaunt, wie sorgenlos, als könnte sie mir völlig vertrauen. Als gäbe es nicht Tod, Armut, treuloses Verlassen. Als liebte ich sie so wie sie es verdient! Und wieder erschrak er. Lieb ich sie denn weniger? Darf sie mir denn nicht vertrauen? Wenn ich dort oben auf der Bank am Waldesrand sitze, quillt manchmal soviel Zärtlichkeit in mir auf, daß ich vergehen möchte. Warum spür ich jetzt so wenig davon? Er stand nur wenige Schritte entfernt, sah wie sie vorteilte; dann, wie sie ins Dunkel hineinstarrte, aus dem er kommen mußte, und wie ihre Augen zu leuchten begannen, als er plötzlich ins Licht trat. Einzig Geliebte! dachte er.

Wie er dann bei den andern saß, sagte Anna: „Du hast ja mit dem Doktor eine so lange Konferenz gehabt."

„Keine Konferenz, wir haben geplaudert. Auch von seinem Sohn hat er mir erzählt, der bald wieder zurückkommt."

Heinrich fragte nach Berthold. Der junge Mann interessierte ihn, und er hoffte sehr ihn im nächsten Winter kennen zu lernen. Die Rede voriges Jahr über den Fall Therese Golowski und dann der offene Brief an seine Wähler, in dem er die Gründe seines Rücktrittes dargelegt hatte, das waren Leistungen hohen Ranges gewesen .. ja und mehr als das — Dokumente der Zeit.

Über Annas Antlitz flog ein leichtes, beinahe stolzes Lächeln. Sie sah auf ihren Teller nieder und dann rasch zu Georg auf. Auch Georg lächelte. Keine Spur von Eifersucht regte sich in ihm. Ob Berthold ahnte . . .? Gewiß. Ob er litt? . . . Wahrscheinlich. Ob er Anna verzeihen könnte? Daß man da erst verzeihen mußte! Wie dumm.

Ein Gericht Schwämme wurde aufgetragen, bei dessen Erscheinen Heinrich die Frage nicht unterlassen konnte ob sie etwa giftig wären. Georg lachte.

„Sie brauchen mich nicht zu verhöhnen", sagte Heinrich. „Wenn ich mich umbringen wollte, würde ich weder vergiftete Schwämme, noch verdorbene Wurst, sondern ein edleres und rascheres Gift wählen. Man ist zuweilen lebensüberdrüssig, aber man ist nie gesundheitsüberdrüssig, selbst für die letzte Viertelstunde seiner Existenz. Und im übrigen ist die Ängstlichkeit eine ganz rechtmäßige, nur meistens schändlich verleugnete Tochter des Verstandes. Denn was heißt Ängstlichkeit? Alle Möglichkeiten in Betracht ziehen, die aus einer Handlung erfolgen können, die schlimmen geradeso wie die guten. Und was ist Mut? Ich meine natürlich den wirklichen, der viel seltener vorkommt als man glaubt. Denn der affektierte, oder kommandierte, oder suggerierte Mut zählt doch nicht. Der echte Mut ist oft gewiß nichts anderes als der Ausdruck für eine sozusagen metaphysische Überzeugung von der eigenen Überflüssigkeit."

Du Jude, dachte Georg ohne Feindseligkeit, und dann: er hat vielleicht nicht so Unrecht.

Das Bier, von dem Anna nicht trank, schmeckte so gut, daß die Marie um einen zweiten Krug ins Wirtshaus geschickt wurde. Man kam in behagliche Stimmung. Georg erzählte wieder von der Reise: von den sonnenschweren Tagen in Lugano, von der Fahrt über den beschneiten Brenner, von der Wanderung durch die dächerlose Stadt, die nach zweitausendjähriger Nacht dem Licht entgegendrängte; er beschwor den Augenblick wieder herauf, in dem sie dabei gewesen waren, er und Anna, als Arbeiter vorsichtig und mühevoll eine Säule aus der Asche herausschaufelten. Heinrich hatte Italien noch nicht gesehen. Im nächsten Frühjahr wollte er hin. Er erklärte, daß er sich manchmal in Sehnsucht verzehre, wenn auch nicht gerade nach Italien, doch nach Fremde, Ferne, Welt. Manchmal, wenn er vom Reisen sprechen hörte, bekam er Herzklopfen wie ein Kind am Vorabend des Geburtstages. Er zweifelte, daß es ihm bestimmt war, sein Leben in der Heimat zu vollenden. Vielleicht auch, daß er nach jahrelangen Wanderungen zurückkehrte, in einem kleinen Haus auf dem Land den Frieden seiner spätern Mannesjahre fände. Wer weiß, es gäbe ja so seltsame Zufälle, ob es ihm nicht bestimmt war, gerade in diesem Haus sein Dasein zu beschließen, in dem er nun eben zu Gaste sei und sich so wohl fühle, wie schon lange nicht. Anna bedankte sich, als wäre sie nicht nur hier in der Villa Hausfrau, sondern innerhalb dieser ganzen, abendlich-stillen Welt. Aus dem Dunkel des Gartens begann es milde zu leuchten. Von den Gräsern und Blumen kam feucht-warmer Duft. Die längliche Wiese, die zum Gitter hinlief, schwebte im Mondenschein empor, und die weiße Bank unter dem Birnbaum schimmerte her, wie von sehr ferne. Anna sagte zu Heinrich freundliches über die Verse aus dem Operntext, die Georg ihr neulich vorgelesen hatte.

„Ja richtig", bemerkte Georg, die Beine behaglich gekreuzt und eine Zigarre rauchend, „haben Sie uns etwas Neues mitgebracht?"

Heinrich schüttelte den Kopf. „Nein, nichts."

„Wie schade", sagte Anna und machte den Vorschlag, Heinrich sollte doch den Gang der Handlung geordnet und ausführlich erzählen. Schon lange wünschte sie sich das. Aus Georgs Berichten ließe sich kein klares Bild gewinnen.

Sie sahen einander an. Die dunkle, süße Stunde stieg vor ihnen auf, da sie Brust an Brust geruht in einem dunkeln Zimmer, vor dessen Fenstern hinter wallendem Schneevorhang eine graue Kirche verdämmert und in das Orgeltöne dumpf geklungen waren. Ja, nun wußten sie, wo das Haus stand, in dem das Kind zur Welt kommen sollte. Auch ein anderes, dachte Georg, steht vielleicht schon irgendwo, in dem das Kind, das heute noch nicht geboren ist — sein Leben enden wird — als Mann — oder als Greis — oder — ... ach, was für Gedanken ... fort, fort.

Heinrich erklärte sich bereit den Wunsch Annas zu erfüllen und stand auf. „Es wird mir vielleicht selber nützlich sein", sagte er wie zur Entschuldigung. „Ich könnte über allerhand ins Reine kommen."

„Aber geben Sie Acht, daß Sie nicht plötzlich in Ihre politische Tragikomödie geraten", bemerkte Georg. Und zu Anna gewandt: „Er schreibt nämlich ein Stück mit einem deutschnationalen Couleurstudenten als Helden, der sich aus Verzweiflung über die Emanzipation der Juden mit Schwämmen vergiftet."

Heinrich winkte ab. „Ein Glas Bier weniger und Sie hätten nicht einmal diesen Witz gemacht."

„Neid", erwiderte Georg. Er fühlte sich außerordentlich gut aufgelegt, insbesondre, weil er nun fest entschlossen war übermorgen abzureisen. Er saß ganz nahe bei Anna, hielt ihre Hand in der seinen und hörte es wie von Melodien späterer Tage im tiefsten Grunde seiner Seele rauschen.

Heinrich stand plötzlich im Garten draußen vor der Veranda, griff über die Brüstung, nahm seinen Mantel vom Sessel und schlug ihn romantisch um sich. „Ich beginne", sagte er. „Erster Akt."

„Vorher Ouverture in D-moll", unterbrach ihn Georg. Er pfiff eine getragene Melodie, nur ein paar Töne, und schloß mit einem „und so weiter".

„Der Vorhang hebt sich", sagte Heinrich. „Fest im königlichen Garten. Nacht. Am nächsten Tag soll die Prinzessin mit dem Herzog Heliodor vermählt werden. Vorläufig nenn ich ihn Heliodor, er wird wahrscheinlich anders heißen. Der König betet seine Tochter an und kann Heliodor, der eine Art von zäsarenwahnsinnigem Gecken vorstellt, nicht ausstehen. Zu diesem Fest, das der König hauptsächlich gibt, um Heliodor zu ärgern, sind nicht nur die Edeln des Landes geladen, sondern die Jugend aller Stände, soweit sie sich durch Schönheit ein Recht dazu erworben hat. Und die Prinzessin soll an diesem Abend mit jedem tanzen dürfen, der ihr gefällt. Da ist besonders einer, Ägidius mit Namen, von dem sie ganz hingerissen scheint. Und niemand freut sich mehr darüber als der König. Eifersucht Heliodors. Steigendes Vergnügen auf Seite des Königs. Auseinandersetzung zwischen Heliodor und dem König. Hohn, Verfeindung. Nun geschieht etwas höchst Unerwartetes. Ägidius zückt den Dolch gegen den König, er will ihn ermorden. Dieser Mordversuch müßte natürlich sehr sorgfältig motiviert werden, wenn Sie nicht die Güte hätten, lieber Georg, die Sache in Musik zu setzen. So wird es genügen, anzudeuten, daß der Jüngling ein Tyrannenhasser, Mitglied einer geheimen Verbindung, vielleicht ein Narr oder Held auf eigne Faust ist. Das weiß ich nämlich noch nicht. Der Mordversuch mißlingt. Ägidius wird festgenommen. Der König wünscht mit ihm allein zu bleiben. Duett. Der Jüngling ist stolz, gefaßt, groß, der König überlegen, grausam, unergründlich. So ungefähr stell ich mir ihn vor: Er hat schon viele in den Tod geschickt, schon viele sterben sehen, aber ihm, in seiner ungeheuern innern Wachheit,

scheinen alle übrigen Menschen in einem Zustand halber Bewußtheit dahinzuleben, sodaß ihr Dahingehen gewissermaßen nichts anderes zu bedeuten hat, als einen Schritt aus Dämmerung in Finsternis. Ein solcher Untergang scheint ihm hier zu mild oder zu banal. Diesen Jüngling will er aus einem Tag, wie ihn noch kein Sterblicher genossen, ins furchtbarste Dunkel stürzen. Ja, das geht in ihm vor. Wieviel er davon ausspricht oder singt, das weiß ich natürlich noch nicht. Ägidius, als ein nach aller Meinung zu sofortigem Tod Bestimmter, wird abgeführt, und zwar auf dasselbe Schiff, auf dem am Abend darauf Heliodor mit der Prinzessin ihre Reise hätten antreten sollen. Der Vorhang fällt. Der zweite Akt spielt auf dem Verdeck. Das Schiff in voller Fahrt. Chor. Einzelne Gestalten heben sich heraus. Ihre Bedeutung tritt erst später zutage. Morgendämmerung. Ägidius wird aus dem untern Schiffsraum heraufgeleitet. Wie er natürlich glauben muß zum Tode. Aber es kommt anders. Seine Fesseln werden gelöst, alle neigen sich vor ihm. Er wird begrüßt wie ein Fürst. Die Sonne geht auf. Ägidius hat Gelegenheit zu bemerken, daß er sich in der besten Gesellschaft befindet. Schöne Frauen, Edelleute. Ein Weiser, ein Sänger, ein Narr sind zu größern Rollen bestimmt. Aus dem Chor der Frauen löst sich aber keine andre, als die Prinzessin selbst, die Ägidius zu eigen gehört, wie alles auf dem Schiff."

„Ein splendider Vater und König", sagte Georg.

„Für einen geistreichen Einfall ist ihm nichts zu teuer", erläuterte Heinrich, „das ist seine Natur. Es folgt ein herrliches Duett zwischen Ägidius und der Prinzessin, dann setzt man sich zum Mahl. Nach dem Mahle Tanz. Hohe Stimmung. Ägidius muß sich natürlich für gerettet halten. Er wundert sich nicht übermäßig, denn sein Haß gegen den König war immer sehr von Bewunderung unterzündet. Der Abend bricht an. Plötzlich ist ein Fremder an der Seite des Ägidius. Vielleicht ist er auch längst dagewesen. Einer unter den vielen, unbemerkt, stumm. Er hat ein Wort mit Ägidius zu sprechen. Fest und Tanz gehen unterdessen weiter. Ägidius und der Fremde. All dies ist Euer, sagt der Fremde. Ihr könnt damit nach Belieben walten, könnt Besitz ergreifen und töten, ganz wie Ihr wollt. Aber morgen . . . oder in zwei, oder in sieben Tagen, oder in einem Jahr, oder in zehn oder noch später, wird dieses Schiff sich einer Insel nähern, an deren Ufer auf einem Felsen eine marmorne Halle ragt. Und dort wartet Euer der Tod. Der Tod. Euer Mörder ist mit Euch auf dem Schiff. Aber nur der eine, der dazu bestimmt ist, Euer Mörder zu sein, weiß es selbst. Kein anderer kennt ihn. Ja überhaupt kein anderer auf diesem Schiff ahnt, daß Ihr ein Todgeweihter seid. Das bewahrt wohl in Euch! Denn wenn Ihr Euch irgendwie merken laßt, daß Euer Los Euch selbst bekannt ist, so seid Ihr noch in derselben Stunde dem Tode verfallen."

Heinrich sprach diese Worte mit affektiertem Pathos, wie um seine Befangenheit zu verbergen. Einfacher fuhr er fort. „Der Fremde verschwindet.

Vielleicht laß ich ihn auch ans Land setzen von zwei Schweigenden, die ihn begleitet haben. Ägidius bleibt zurück, unter hunderten, Männern und Frauen, von denen einer oder eine sein Mörder ist. · Wer? Der Weise? Der Narr? Der Sterngucker dort? Irgendeiner von denen, die im Dunkeln kauern? Die dort am Geländer schleichen? Eine von den Tänzerinnen? Die Prinzessin selbst? Sie tritt wieder zu ihm, ist sehr zärtlich, ja leidenschaftlich. Heuchlerin? Mörderin? Liebende? Wissende? Jedenfalls die Seine. All dies heute noch sein. ´ Nacht über dem Meer. Schauer. Wonnen. Das Schiff langsam weiter, jenem Ufer entgegen, das Stunden oder Jahre weit entfernt im Nebel liegt. Die Prinzessin ruht zu seinen Füßen, Ägidius starrt in die Nacht und wartet." Heinrich hielt inne, wie selbst bewegt. In Georg klang es. Er hörte die Musik zu der Szene, da der Fremde verschwindet, von den Schweigenden begleitet, und dann allmählich wieder das Fest nach dem Vordergrund der Bühne zurauscht. Nicht nur als Melodie war sie in ihm, sondern schon mit aller Fülle der Instrumente. Tönten nicht Flöte, Oboe, Klarinette? Sang Cello und Violine nicht? Dröhnte nicht leiser Trommelschlag aus dem Winkel des Orchesters? Unwillkürlich hob er den rechten Arm, als hielte er den Taktstock in der Hand.

„Und der dritte Akt?" fragte Anna, da Heinrich noch immer schwieg.

„Der dritte Akt", wiederholte Heinrich, und seine Stimme klang bedrückt, „der dritte wird wohl in jener Halle auf dem Felsen spielen — glauben Sie nicht? Er müßte, denk ich, mit einem Gespräch anfangen zwischen dem König und dem Fremden. Oder mit einem Chor? Nein, auf unbewohnten Inseln gibt es ja keine Chöre. Also der König ist jedenfalls da und das Schiff ist in Sicht. Übrigens, warum muß die Insel unbewohnt sein?" Er hielt inne.

„Nun?" fragte Georg ungeduldig.

Heinrich legte beide Arme auf die Brüstung der Veranda. „Soll ich Ihnen was verraten, es ist gar keine Oper . . ."

„Wie meinen Sie?"

„Es hat schon seine guten Gründe, daß ich an dieser Stelle nie recht weiter gekommen bin. Es ist eine Tragödie, offenbar. Und ich habe nur die Courage nicht, sie zu schreiben. Wissen Sie, was darzustellen wäre? Die innere Wandlung des Ägidius wäre darzustellen. Das ist offenbar das Schwierige und Schöne an dem Stoff, mit andern Worten das, woran ich mich nicht wage. Eine Flucht ist diese Idee mit der Oper, und ich weiß nicht, ob ich mir dergleichen darf angehen lassen." Er schwieg.

„Aber jedenfalls", sagte Anna, „müssen Sie uns den Schluß erzählen, so wie Sie ihn für die Oper im Sinn hatten. Ich kann Ihnen nämlich nicht verhehlen, daß ich sehr gespannt bin."

Heinrich zuckte die Achseln und erwiderte müde: „Also das Schiff legt an. Ägidius kommt ans Land, er soll ins Meer gestürzt werden."

„Durch wen?" fragte Anna.

„Aber ich weiß ja nicht", erwiderte Heinrich leidend. „Von jetzt an weiß ich überhaupt nichts mehr."

„Ich hab mir gedacht, daß die Prinzessin es sein würde, die . . ." sagte Anna und vollführte eine todeskündigende Handbewegung durch die Luft.

Heinrich lächelte mild. „Ich hab natürlich auch daran gedacht, aber . . ." Er unterbrach sich und sah plötzlich gespannt zum Nachthimmel auf.

„Im ersten Plan", bemerkte Georg mißgelaunt, „sollte es mit einer Art Begnadigung enden. Aber sowas ist wohl nur für eine Oper gut genug. Jetzt, als Tragödienheld wird er natürlich wirklich ins Meer hinuntergestürzt werden, Ihr Ägidius."

Heinrich hob den Zeigefinger geheimnisvoll empor und seine Züge belebten sich wieder. „Ich glaube, mir dämmert was. Aber sprechen wir vorläufig nicht davon, wenn ich bitten darf. Es ist doch vielleicht gut gewesen, daß ich den Anfang erzählt habe."

„Wenn Sie aber glauben, daß ich Ihnen eine Zwischenaktmusik machen werde", sagte Georg ohne besondre Kraft, „so täuschen Sie sich."

Heinrich lächelte schuldbewußt-gleichgültig, und die gute Stimmung war dahin. Anna fühlte mit Mißbehagen, daß die ganze Geschichte verpufft war. Georg war unsicher, ob er sich ärgern sollte, daß eine Hoffnung ins Wanken gekommen, oder sich freuen, daß er einer Art Verpflichtung ledig geworden war. Heinrich aber war zumute, als verließen ihn seine eigenen Gestalten in schattenhafter Verwirrung, höhnisch, ohne Abschied und ohne das Versprechen wiederzukommen. Er fand sich allein, verlassen, in einem traurigen Garten, in Gesellschaft eines liebenswürdigen guten Bekannten und einer jungen Dame, die ihn garnichts anging. Er mußte mit einemmal an ein Geschöpf denken, das zu dieser Stunde mit rotgeweinten Augen hoffnungslos in einem schlecht-beleuchteten Coupé dunkeln Bergen entgegenfuhr, in Sorge, ob sie morgen früh rechtzeitig zur Probe erscheinen würde. Nun fühlte er es wieder: seit das zu Ende war, ging es abwärts mit ihm. Nichts hatte er mehr und niemanden. Das Leid jener kläglichen und in Qual gehaßten Person war sein einziger Besitz. Und wer weiß, morgen schon, mit den rotgeweinten Augen lächelte sie einen andern an, noch immer Schmerz und Sehnsucht in der Seele und doch schon neue Lebenslust im Blut.

Frau Golowski war auf der Veranda erschienen, etwas verspätet und eilig, noch mit Hut und Schirm. Sie brachte Grüße aus der Stadt von Therese, die Anna nächster Tage wieder einen Besuch abstatten wollte. Georg, der an einem Holzpfeiler der Veranda lehnte, wandte sich an Frau Golowski mit der absichtlichen Höflichkeit, die er ihr gegenüber stets zur Schau trug. „Möchten Sie nicht Fräulein Therese in unserm Namen fragen, ob sie nicht einmal ein paar Tage heraußen wohnen möchte? Die Mansarde oben ist vollkommen zu ihrer Verfügung. Ich gehe nämlich demnächst auf kurze Zeit ins Gebirge," setzte er hinzu, als wenn er sonst das kleine Zimmer oben regelmäßig bewohnte.

Frau Golowski dankte. Sie wollte es Thereſe beſtellen. Georg ſah nach der Uhr und fand, daß es Zeit war, ſich auf den Heimweg zu machen. Dann verabſchiedete er ſich mit Heinrich. Anna begleitete beide bis zur Gartentür, blieb dort noch eine Weile ſtehen und ſah ihnen nach, bis ſie auf der Höhe waren, wo der Sommerhaidenweg anfing.

Die kleine Ortſchaft im Talgrund floß im Mondenſchein dahin. Die Hügel ſtanden fahl, wie dünne Wände. Der Wald atmete Dunkelheit. In der Ferne glitzerten tauſend Lichter aus dem Nachtſommerdunſt der Stadt. Schweigend gingen Heinrich und Georg nebeneinander her, und Fremdheit ſtieg zwiſchen ihnen auf. Georg erinnerte ſich jenes Spaziergangs durch den Prater im vorigen Herbſt, da ein erſtes, beinahe vertrautes Geſpräch ſie einander genähert hatte. Wie viele waren ſeither gefolgt! Aber waren ſie nicht alle wie in die Luft geweht? Auch heute noch nicht konnte Georg mit Heinrich wortlos durch die Nacht wandeln wie früher ſo manchmal mit Guido, mit Labinski auch, ohne ſich innerlich von ihm fort zu verlieren. Das Schweigen wurde ihm drückend. Er begann, weil das ihm eben zuerſt einfiel, von dem alten Stauber und pries deſſen Verläßlichkeit und Vielſeitigkeit. Heinrich war nicht für ihn eingenommen, fand ihn ein wenig berauſcht von der eignen Güte, Weisheit und Tüchtigkeit. Das war auch eine Sorte Juden, die er nicht leiden mochte: die mit ſich einverſtandenen. Sie kamen auf den jungen Stauber zu reden, deſſen Schwanken zwiſchen Politik und Wiſſenſchaft für Heinrich etwas ſehr anziehendes zu haben ſchien. Von da aus gerieten ſie in eine Unterhaltung über die Zuſammenſetzung des Parlaments, über die Zänkereien zwiſchen Deutſchen und Tſchechen, über die Angriffe der Klerikalen gegen den Unterrichtsminiſter. Sie redeten mit ſo angeſtrengter Befliſſenheit, wie man nur über Dinge zu ſprechen pflegt, die einem im Grunde der Seele völlig gleichgültig ſind. Endlich debattierten ſie darüber, ob der Miniſter nach der zweifelhaften Rolle, die er in der Frage der Zivilehe geſpielt, im Amte bleiben durfte oder nicht; und wußten am Ende nicht mehr recht, wer von ihnen beiden ſich für, und wer ſich gegen die Demiſſion ausgeſprochen hatte. Sie gingen längs des Friedhofs hin. Über die Mauer ragten Kreuze und Grabſteine und ſchwammen im Mondenſchein. Der Weg ſenkte ſich nach abwärts zur Straße. Sie eilten beide, um die letzte Pferdebahn zu erreichen und, auf der Plattform ſtehend, in ſchwüler, dunſtiger Nachtluft rollten ſie der Stadt zu. Georg erklärte, daß er den erſten Teil ſeiner Reiſe zu Rad zu unternehmen gedachte. Und einem plötzlichen Einfall folgend, fragte er Heinrich, ob er nicht mit von der Partie ſein wollte. Heinrich war einverſtanden und nach wenigen Minuten begeiſtert. Beim Schottentor ſtiegen ſie aus, ſuchten ein nahes Café auf und beſtimmten in einer ausführlichen Unterredung, mit Zuhülfenahme von Spezialkarten, die ſie in Lexikonbänden fanden, alle möglichen Reiſelinien. Als ſie ſich voneinander verabſchiedeten, ſtand der Plan zwar noch nicht ganz feſt, aber ſie wußten ſchon, daß ſie über-

morgen früh miteinander Wien verlassen und in Lambach ihre Räder besteigen würden.

Am offenen Fenster seines Schlafzimmers stand Georg noch eine ganze Weile überwach. Er dachte an Anna, von der er morgen für wenige Tage nur Abschied nehmen sollte und sah sie vor sich, so wie sie in dieser Stunde im blassen Dämmerlicht zwischen Mond und Morgen auf dem Land draußen in ihrem Bette schlummern mochte. Aber es war ihm in dumpfer Weise, als stünde diese Erscheinung nicht mit seinem Schicksal in Zusammenhang, sondern irgendwie mit dem eines Unbekannten, der selbst noch nichts davon wußte. — Und daß in jenem schlummernden Wesen ein anderes noch tiefer und geheimnisvoller schlief, und daß dies andre sein Kind sein sollte, das vermochte er gar nicht zu fassen. Jetzt, da die Nüchternheit der Frühe beinahe schmerzlich durch seine Sinne schlich, ward ihm das ganze Erlebnis fern und unwahrscheinlich wie noch nie. Immer hellerer Schein zeigte sich über Dächern und Türmen, aber die Stadt war noch lange nicht erwacht. Ganz regungslos lag die Luft. Von den Bäumen drüben aus dem Park kam kein Wehen, kein Duft von den verblühten Beeten. Und Georg stand am Fenster; glücklos und ohne Begreifen.

## Siebentes Kapitel

Langsam stieg Georg aus dem untern Schiffsraum empor, auf schmaler, teppichbelegter Treppe, zwischen langgedehnten, schiefen Spiegeln; und in einen langen, dunkelgrünen Plaid gehüllt, der nachschleppte, wandelte er unter dem Sternenhimmel auf dem menschenleeren Verdeck auf und ab. Am Steuer, bewegungslos wie immer, stand Labinski, drehte das Rad und hatte den Blick zum offenen Meer gerichtet. Welche Karriere! dachte Georg. Zuerst Toter, dann Minister, dann ein kleiner Bub mit einem Muff und heute schon ein Steuermann. Wenn er wüßte, daß ich auf diesem Schiff bin, so würde er sicher appellieren. „Geben Sie acht," sagten hinter Georg die zwei blauen Mädeln, die er vom Seeufer her kannte; aber schon stürzte er hin, verwickelte sich in den Plaid und hörte den Flügelschlag weißer Möven über seinem Haupt. Gleich darauf saß er unten im Salon an der Tafel, die so lang war, daß die Leute am Ende ganz klein aussahen. Ein Herr neben ihm, der dem alten Grillparzer ähnlich sah, bemerkte ärgerlich: „Immer hat dieses Schiff Verspätung, schon längst sollten wir in Boston sein." Nun bekam Georg große Angst; denn wenn er beim Aussteigen die drei Partituren im grünen Einband nicht vorweisen konnte, so wurde er unbedingt wegen Hochverrats verhaftet. Darum sah ihn auch der Prinz, der den ganzen Tag auf dem Verdeck mit dem Rad hin und herraste, manchesmal so sonderbar von der Seite an. Und um den Verdacht noch zu steigern, mußte er an der Tafel in Hemdärmeln dasitzen, während sämtliche Herren, wie immer auf Schiffen, Generalsuniformen und alle Damen rote Samttoiletten trugen. „Gleich sind wir in Amerika,"

sagte ein heiserer Steward, der Spargel vorteilte, „nur noch eine Station." Die andern können ruhig sitzen bleiben, dachte Georg, die haben nichts zu tun, ich aber muß gleich ins Theater schwimmen. Und in dem großen Spiegel ihm gegenüber erschien die Küste: lauter Häuser ohne Dächer, die terassenartig immer höher hinaufstiegen; und ganz oben in einem weißen Kiosk mit durchbrochener Steinkuppel, ungeduldig, wartete die Musikkapelle. Die Glocke auf dem Verdeck ertönte und Georg stolperte mit seinem grünen Plaid und zwei Handtaschen die Treppe hinauf zum Garten. Aber man hatte den unrichtigen hertransportiert; es war nämlich der Stadtpark; auf einer Bank saß Felician, neben ihm eine alte Dame in einer Mantille, legte die Finger an die Lippen, pfiff sehr laut, und mit außergewöhnlich tiefer Stimme sagte Felician: „Kämmelbach—Ybs." Nein, dachte Georg, solch ein Wort nimmt Felician nicht in den Mund . . . rieb sich die Augen und erwachte.

Der Zug setzte sich eben wieder in Bewegung. Vor dem geschlossenen Coupéfenster leuchteten zwei rote Laternen auf. Dann rann still und schwarz die Nacht vorbei. Georg zog seinen Reiseplaid fester um sich und starrte auf die grün verhängte Lampe an der Decke. Ach wie gut, dachte er, daß ich allein im Coupé bin, so hab ich doch mindestens vier oder fünf Stunden fest geschlafen. Was war das für ein seltsam wirrer Traum? Die weißen Möven fielen ihm zuerst wieder ein. Ob die irgend etwas zu bedeuten hatten? Dann dachte er an die alte Frau mit der Mantille, die eigentlich niemand anders war, als Frau Oberberger. Sie würde sich nicht sonderlich geschmeichelt fühlen. Aber hatte sie nicht wirklich ausgesehen, wie eine ganz alte Dame, als er sie vor ein paar Tagen an der Seite ihres leuchtenden Gemahls in der Loge des kleinen, weiß-roten Kurtheaters erblickt hatte? Und auch Labinski war ihm im Traum erschienen, als Steuermann, sonderbarerweise. Und auch die Mädchen in blauen Kleidern, die vom Hotelgarten aus durchs Fenster ins Klavierzimmer hineingeblickt hatten, sobald sie ihn spielen hörten. Aber was war denn nur das Gespenstische in diesem Traum gewesen? Nicht die blauen Mädchen, auch Labinski nicht und nicht der Prinz von Guastalla, der zu Rad übers Verdeck gerast war. Nein, seine eigene Gestalt war ihm so gespenstisch erschienen, wie sie zu beiden Seiten neben ihm, in den langgedehnten, schiefen Spiegeln, hundertmal vervielfacht einhergeschlichen war.

Es begann ihn zu frösteln. Durch den Luftspalt oben drang kühle Nachtluft ins Coupé herein. Die tiefschwarze Finsternis draußen wandelte sich allmählich in schweres Grau, und plötzlich klangen Georg Worte im Ohr, die er vor wenig Stunden erst von einer dunkeln Frauenstimme gehört hatte, klangen flüsternd und weh: Wie bald wirst du mich vergessen haben . . . Er wollte die Worte nicht hören. Oder er wollte, sie wären schon wahr geworden, und wie verzweifelt stürzte er sich zurück in die Erinnerung seines Traums. Es war ihm ganz klar, daß der Dampfer, auf dem er die Konzertreise nach Amerika unternommen, eigentlich das Schiff bedeutet hatte, auf dem Ägidius seinem

düstern Schicksal entgegenfuhr. Und der Kiosk mit der Musikkapelle, war die Halle gewesen, wo den Ägidius den Tod erwartete. Wundervoll hatte der Sternenhimmel sich über das Meer gebreitet. Die Luft war so blau und die Sterne so silbern gewesen, wie er sie im Wachen niemals gesehen, nicht einmal in der Nacht, da er mit Grace von Palermo nach Neapel gereist war. Plötzlich wieder, flüsternd und weh, klang durch das Dunkel die Stimme der geliebten Frau: Wie bald wirst du mich vergessen haben . . . Und nun sah er sie selbst vor sich, wie er sie vor wenig Stunden erst gesehen, das dunkle Haar über die Polster fließend, bleich und nackt. Er wollte nicht dran denken, beschwor andre Bilder aus den Tiefen seiner Erinnerung hervor, jagte sie mit Willen an sich vorbei . . Er sah sich auf einem Friedhof umhergehen in schmelzendem Februarschnee, mit Grace; er sah sich mit Marianne über eine weiße Landstraße dem winterlichen Wald entgegen fahren; er sah sich mit seinem Vater in später Abendstunde über die Ringstraße wandeln; und endlich drehte sich sausend ein Ringelspiel an ihm vorüber, Sissy mit lachenden Lippen und Augen schaukelte auf einem hölzernen, braunen Pferde, Else anmutig-damenhaft saß in einem roten Wägelchen, und Anna ritt einen Araber, lässig die Zügel in der Hand. Anna! Wie jung und holdselig sie aussah! War das wirklich dieselbe, die er in wenigen Stunden wiedersehen sollte; — und war er wirklich nur zehn Tage von ihr fern gewesen? Und sollte er nun alles wiedersehen, was er vor zehn Tagen verlassen hatte: zwischen Blumenbeeten den kleinen Engel aus blauem Ton, den Balkon mit dem hölzernen Giebel, den stillen Garten mit den Johannisbeerstauden und Fliederbüschen? Ganz unfaßbar erschien ihm das. Auf der weißen Bank unter dem Birnbaum wird sie mich erwarten, dachte er. Und ich werde ihre Hände küssen, als wäre nichts geschehen. „Wie gehts dir Georg," wird sie mich fragen, „bist du mir treu gewesen?" Nein . . . das ist nicht ihre Art zu fragen. Aber ohne daß sie fragt und ohne daß ich antworte, wird sie fühlen, daß ich nicht mehr als derselbe wiederkomme, der ich gegangen bin. Wenn sies doch fühlte! Wenn es mir erspart bliebe zu lügen! Aber hab ichs nicht schon getan? Und er dachte an die Briefe, die er ihr geschrieben hatte vom Seeufer her, Briefe voll Zärtlichkeit und Sehnsucht, die ja auch schon Lüge gewesen waren. Und er dachte daran, wie er nachts gewartet hatte mit klopfendem Herzen, das Ohr an die Tür gepreßt, bis alles im Gasthof still geworden, wie er dann über den Gang geschlichen war zu jener andern, die bleich und nackt dagelegen war, mit offenen, dunkeln Augen, umströmt vom Duft und bläulichen Glanz ihrer Haare. Und er dachte dran, wie er und sie in einer Nacht halbtrunken vor Lust und Verwegenheit auf den Balkon hinausgetreten waren, unter dem verführerisch das Wasser rauschte. Wär einer in der tiefen Finsternis dieser Stunde draußen auf dem See gewesen, so hätte er die weißen Leiber durch die Nacht leuchten sehen. Georg bebte in der Erinnerung. Wir waren nicht bei Sinnen, dachte er. Wie leicht hätte es sein können, daß ich heute sechs Schuh unter der Erde

läge, mit einer Kugel mitten durchs Herz. Es kann noch immer so kommen. Sie wissens ja alle. Else hat es zuerst gewußt, obwohl sie kaum je aus dem Auhof in den Ort heruntergekommen ist. James Wyner hats ihr wohl erzählt, der mich am Abend mit der Fremden auf der Landungsbrücke hat stehen sehen. Ob Else ihn heiraten wird? Daß er ihr so gut gefällt, kann ich verstehen. Er ist schön. Dieses gemeißelte Antlitz, diese kalten, grauen Augen; die klug und gerade in die Welt schauen. Ein junger Engländer. Wer weiß ob in Wien nicht auch eine Art von Oskar Ehrenberg aus ihm geworden wäre? Und es fiel Georg ein, was Else ihm von ihrem Bruder erzählt hatte. Auf dem Krankenbett im Sanatorium war er Georg so gefaßt, beinahe gereift erschienen. Und jetzt in Ostende sollte er ein wüstes Leben führen, spielen und sich in der übelsten Gesellschaft herumtreiben, als wenn er sich durchaus zugrunde richten wollte. Ob Heinrich die Sache noch immer so tragikomisch fände? Frau Ehrenberg war ganz weiß geworden vor Kränkung, und Else hatte sich an einem Morgen im Park oben, vor Georg so recht ausgeweint. Ob sie nur um Oskar geweint hatte?

Das Grau vor dem Coupéfenster erhellte sich langsam. Georg sah, wie draußen die Telegraphendrähte in eiligen Wellen mitschwebten und -wanderten und er dachte daran, daß gestern nachmittag auf einem dieser Drähte auch seine lügnerischen Worte, zu Anna gewandert waren: Morgen früh bin ich bei dir, in Sehnsucht Dein Georg . . Gleich vom Amt aus war er wieder zurückgeeilt, zu einer glühenden und verzweifelten Abschiedsstunde mit jener andern. Und er konnte es nicht fassen, daß sie auch in dieser Stunde noch, während er schon eine ganze Ewigkeit lang von ihr fort war, noch in dem gleichen Zimmer mit den fest geschlossenen Fensterläden liegen und schlafen und träumen sollte. Und heute abend wird sie daheim sein bei Mann und Kindern, daheim — wie er. Er wußte, daß es so war und er konnte es nicht verstehen. Das erstemal in seinem Leben war er nahe daran gewesen, irgend etwas zu begehen, was die Leute vielleicht Tollheit hätten nennen dürfen. Nur ein Wort von ihr und er wär mit ihr in die Welt gegangen, hätte alles zurückgelassen, Freunde, Geliebte und sein ungeborenes Kind. Und war er nicht noch immer bereit dazu? Wenn sie ihn riefe, würde er nicht kommen? Und wenn er's täte, hätte er nicht Recht? War er nicht für Abenteuer solcher Art viel mehr geschaffen, als für das stille, pflichtenvolle Dasein, das er sich erwählt hatte? War es nicht eher seine Bestimmung unbedenklich und kühn durch die Welt zu treiben, als irgendwo festzusitzen mit Weib und Kind, mit der Sorge ums tägliche Brot, um die Karriere und höchstens um ein bißchen Ruhm? In den Tagen, aus denen er jetzt kam, hatte er sich leben gefühlt, vielleicht das erstemal. Jeder Augenblick war reich und erfüllt gewesen, nicht die in ihren Armen allein. Er war wieder jung geworden mit einemmal. Blühender hatte die Landschaft geprangt, der Himmel hatte sich weiter gespannt, die Luft, die er trank, hatte bessere Würze und Kraft geatmet. Und Melodien hatten in ihm gerauscht, wie nie zuvor. Hatte er je ein schöneres

Lied komponiert, als jenes heiter-wiegende, ohne Worte, „auf dem Wasser zu singen?" Und seltsam, aus ungeahnter eigner Tiefe war ihm das Phantasiestück emporgestiegen, am Seeufer, eine Stunde, nachdem er die wunderbare Frau zum ersten Mal erblickt hatte. Nun sollte ihn Herr Hofrat Wilt nicht lange mehr für einen Dilettanten halten. Doch warum dachte er gerade an den? Wußten die andern besser wer er war? Schien es ihm nicht manchmal, als ob sogar Heinrich, der ihm doch einmal einen Operntext hatte schreiben wollen, ihn um nichts gerechter beurteilte? Und er hörte die Worte wieder, die der Dichter zu ihm gesprochen hatte, an jenem Morgen, da sie von Lambach durch den taufeuchten Wald nach Gmunden gefahren waren. „Sie müssen nicht schaffen, um zu sein, was Sie sind —! Sie brauchen nicht die Arbeit; — nur die Atmosphäre ihrer Kunst . ." Gleich darauf erinnerte er sich des Abends in dem Forsthaus am Almsee, wo ein Jäger von siebenunddreißig Jahren lustige Liedeln gesungen und Heinrich sich gewundert hatte, daß einer in diesem Alter noch so lustig war, da man sich dem Tod doch schon so nahe fühlen müßte. Dann hatten sie sich in einem Riesensaal zu Bett gelegt, wo die Worte wiederhallten, lange noch über Leben und Tod philosophiert und waren plötzlich in Schlaf gesunken. Am Morgen darauf, unter kühler Bergessonne hatten sie von einander Abschied genommen.

Noch immer lag Georg regungslos ausgestreckt in den Plaid gehüllt und überlegte, ob er von seiner Begegnung mit der Schauspielerin Heinrich etwas erzählen sollte. Wie blaß sie geworden war, als sie ihn plötzlich erblickt hatte! Mit herumirrenden Augen hatte sie seinem Bericht von der gemeinsamen Radpartie zugehört, dann ohne weiten Übergang von ihrer Mutter zu erzählen begonnen und von dem kleinen Bruder, der so wunderschön zeichnen könnte. Und die Kollegen hatten von der Bühnentür immer hergestarrt, besonders einer mit einem Lodenhut, auf dem ein Gemsbart steckte. Und am selben Abend hatte Georg sie in einer französischen Posse spielen gesehen und sich gefragt, ob die hübsche Person, die da unten auf der Bühne des kleinen Sommertheaters so unbändig umheragierte, in Wirklichkeit so verzweifelt sein könnte wie Heinrich sich's einbildete. Nicht nur ihm, auch James und Sissy, hatte sie gut gefallen. Was war das für ein lustiger Abend gewesen! Und das Souper nach dem Theater mit James, Sissy, der Mama Wyner und Willy Eißler! Und am nächsten Morgen die Fahrt im Viererzug des alten Baron Löwenstein, der selbst kutschierte! In weniger als einer Stunde waren sie am See gewesen. Ein Kahn trieb am Ufer hin im Frühsonnenschein, und auf der Ruderbank saß die geliebte Frau, den grünseidnen Schal um die Schultern. Wie kam es nur, daß auch Sissy gleich die Beziehung zwischen ihm und ihr geahnt hatte? Und das heitere Diner dann, oben im Auhof bei Ehrenbergs! Georg hatte seinen Platz zwischen Else und Sissy, und Willy erzählte eine komische Geschichte nach der andern. Und dann, am Nachmittag, ohne Verabredung, während die andern alle ruhten, unter der dunkelgrünen Schwüle

des Parks, im warmen Duft von Moos und Tannen, hatten Georg und Sissy sich gefunden, zu einer wunderbaren Stunde die ohne Schwüre der Treue und ohne Schauer der Erfüllung, leicht wie ein Traum durch diesen Tag geschwebt war. Wie möcht ich ihn Augenblick für Augenblick durchdenken und durchkosten, diesen goldnen Tag. Ich seh uns beide, Sissy und mich, wie wir über die Wiese hinunter spaziert sind zum Tennisplatz, Hand in Hand. Ich glaube, ich hab auch besser gespielt als je. — Und ich sehe Sissy wieder, im Strohsessel liegend, die Zigarette zwischen den Lippen und den alten Baron Löwenstein an ihrer Seite, und ihre Blicke glühen zu Willy hin. Wo war ich schon in diesem Moment wieder für sie! Und der Abend! Wie wir in der Dämmerung noch hinausgeschwommen sind in den See, James, Willy und ich, und das laue Wasser mich so köstlich umstreichelt hat! Was für eine Wonne auch das! Und dann die Nacht . . . . die Nacht . . . .

Wieder hielt der Zug stille. Draußen war es schon ganz licht geworden, Georg aber blieb regungslos liegen, nach wie vor. Er hörte den Namen der Station ausrufen, Stimmen von Kellnern, Kondukteuren, Reisenden, hörte Schritte auf dem Perron, Bahnsignale aller Art, und er wußte, daß er in einer Stunde in Wien sein würde.—Wenn Anna Nachrichten über ihn bekommen hätte, wie Heinrich im vergangenen Winter über seine Geliebte! Er konnte sich nicht recht vorstellen, daß Anna über dergleichen außer Fassung geriete, selbst wenn sie daran glaubte. , Vielleicht würde sie weinen, aber gewiß nur für sich allein, ganz in der Stille. Er nahm sich fest vor, sich nichts merken zu lassen. War das nicht geradezu seine Pflicht? Worauf kam es nun an? Nur auf das eine, daß Anna die letzten Wochen ruhig und ohne Aufregung verlebte und daß ein gesundes Kind zur Welt käme. Darauf allein. Wie lange war es schon her, daß er von Doktor Stauber diese Worte gehört hatte? Das Kind . . ! Wie nahe war die Stunde! Das Kind . . . dachte er wieder; doch vermochte er nichts zu denken als eben nur das Wort. Endlich versuchte er sich ein lebendiges, kleines Wesen vorzustellen. Aber wie zum Possen erschienen ihm immer wieder Figuren von kleinen Kindern, die aussahen wie aus einem Bilderbuch; burlesk gezeichnet und in überlauten Farben. Wo wird es seine ersten Jahre verbringen? dachte er. Bei Bauern auf dem Land, in einem Haus mit einem kleinen Garten. Eines Tages aber werden wir's holen und zu uns ins Haus nehmen. Es könnte auch anders kommen . . . Man erhält einen Brief: Euer Hochwohlgeboren, beehre mich mitzuteilen, daß das Kind schwer erkrankt ist . . . Oder gar . . . . Wozu an solche Dinge denken? Auch wenn wir's bei uns behielten, könnte es krank werden und sterben. Jedenfalls muß man es zu sehr verläßlichen Menschen geben. Ich will mich selbst darum kümmern. — Es war ihm, als stände er neuen Aufgaben gegenüber, die er niemals recht überlegt hatte und denen er innerlich nicht gewachsen war. Die ganze Geschichte fing gleichsam von neuem für ihn an. Er kam aus einer Welt zurück, in der ihn alle diese Dinge nichts gekümmert, wo andre Gesetze gegolten

hatten, als die, denen er sich jetzt wieder fügen mußte. Und war es nicht gewesen, als hätten auch die andern Menschen gefühlt, daß er nicht zu ihnen gehörte, als wären sie alle von einem gewissen Respekt durchdrungen gewesen, als hätte Ehrfurcht sie erfaßt, vor der Macht und Heiligkeit einer großen Leidenschaft, die sie in ihrer Nähe walten sahen? Er erinnerte sich eines Abends, an dem die Hotelgäste einer nach dem andern aus dem Klavierzimmer verschwunden waren, als wären sie sich ihrer Verpflichtung bewußt ihn mit ihr allein zu lassen. Er hatte sich an den Flügel gesetzt und zu phantasieren begonnen. Sie war in ihrer dämmrigen Ecke geblieben, in einem großen Armstuhl. Zuerst hatte er ihr Lächeln noch gesehen, dann nur das dunkle Leuchten ihrer Augen, dann nur mehr die Umrisse ihrer Gestalt, dann überhaupt nichts mehr; doch immer gewußt: sie ist da. Drüben am andern Ufer waren Lichter aufgeblitzt. Die zwei Mädeln in den blauen Kleidern hatten durchs Fenster hereingeguckt und waren gleich wieder verschwunden. Endlich hörte er zu spielen auf und blieb stumm am Klavier sitzen. Da war sie langsam aus der Ecke hervorgekommen, einem Schatten gleich und hatte ihre Hände auf sein Haupt gelegt. Wie unsäglich schön war das gewesen! Und alles fiel ihm wieder ein. Wie sie im Kahn geruht hatten mitten im See, mit eingezogenen Rudern, er den Kopf in ihrem Schoß; und wie sie am Ufer drüben den Waldweg hinaufgewandert waren bis zu der Bank unter der Eiche. Dort war es gewesen, wo er ihr alles erzählt hatte. Alles, wie einer Freundin. Und sie hatte ihn verstanden wie nie eine andre ihn verstanden hatte. War sie es nicht, die er seit jeher gesucht hatte, sie, die Geliebte war und Gefährtin zugleich, mit dem ernsten Blick für alle Dinge der Welt und doch geschaffen zu jedem Wahnsinn und jeder Seligkeit. Und gestern der Abschied.... Der dunkle Glanz ihrer Augen, der blauschwarze Strom ihrer gelösten Haare, der Duft ihres bleichen, nackten Leibes . . . War es denn möglich, daß es auf immer zu Ende war, daß all dies niemals, niemals wiederkommen sollte . . .?

Georg zerknüllte den Plaid zwischen den Fingern in ohnmächtiger Sehnsucht und schloß die Augen. Er sah die sanftbewegten Waldhügellinien nicht mehr, die draußen im Morgenlicht vorbeizogen, und wie zu einem letzten Glück träumte er sich in die dunkeln Wonnen jener Abschiedsstunde zurück. Doch wider Willen überkam ihn Mattigkeit nach der durchrüttelten Eisenbahnnacht, und aus selbstgerufenen Bildern jagte es ihn wieder durch regellose Träume, über die ihm keine Macht gegeben war. Er ging über den Sommerhaidenweg, in sonderbarem Dämmerlicht, das ihn mit tiefer Traurigkeit erfüllte. War es Morgen? War es Abend? Oder trüber Tag? Oder war es der rätselhafte Glanz irgend eines Gestirns über der Welt, das noch niemandem geleuchtet hatte, als ihm? Plötzlich stand er auf einer großen, freien Wiese, wo Heinrich Bermann hin und her lief und ihn fragte: Suchen Sie auch das Schloß der Dame? Ich erwarte Sie schon lang. Sie stiegen eine Wendeltreppe hinauf. Heinrich voran, so daß Georg immer nur einen

Zipfel des Überziehers erblicken konnte, der nachschleppte. Oben auf einer riesigen Terasse, von der man die Stadt und den See sah, war die ganze Gesellschaft versammelt. Leo hatte seinen Vortrag über Mollakkorde begonnen, hielt inne als Georg erschien, stieg vom Katheder herab und führte ihn selbst zu einem freien Stuhl, der in der ersten Reihe neben Anna stand. Anna lächelte glückselig als Georg erschien. Sie war jung und strahlend, in einer herrlichen, dekolletierten Abendtoilette. Gleich hinter ihr saß ein kleiner Bub mit blonden Locken, in Matrosenanzug mit breitem, weißem Kragen und Anna sagte: „Das ist er." Georg machte ihr ein Zeichen zu schweigen, denn es sollte ja ein Geheimnis sein. Indessen spielte Leo oben als Beweis seiner Theorie die cis moll Nokturne von Chopin, und hinter ihm an der Wand, lang, hager und gütig, lehnte der alte Bösendorfer, im gelben Überzieher. Alle verließen in großem Gedränge den Konzertsaal. Georg gab Anna den Theatermantel um die Schultern und sah die Leute ringsum strenge an. Dann saß er mit ihr im Wagen, küßte sie, empfand große Wonne dabei und dachte: könnt es doch immer so sein! Plötzlich hielten sie vor dem Hause in Mariahilf. Oben am Fenster warteten schon viele Schüler und winkten. Anna stieg aus, verabschiedete sich von Georg mit einem pfiffigen Gesicht und verschwand im Haustor, das lärmend hinter ihr zufiel.

„Bitte sehr, noch zehn Minuten," sagte jemand. Georg richtete sich auf. Der Kondukteur stand in der Türe und wiederholte: „In zehn Minuten sind wir in Wien."

„Danke," sagte Georg und stand auf, mit ziemlich wirrem Kopf. Er öffnete das Fenster und freute sich, daß draußen in der Welt schönes Wetter war. Die frische Morgenluft ermunterte ihn völlig. Gelbe Mauern, Bahnwärterhäuschen, Gärtchen, Telegraphenstangen, Straßen flogen vorüber, und endlich stand der Zug in der Halle. Ein paar Minuten darauf fuhr Georg in einem offenen Fiaker nach seiner Wohnung, sah Arbeiter, Ladenmädchen, Bureauleute zu ihrem täglichen Berufe wandern, hörte Rolladen in die Höhe schnarren; und inmitten aller Unruhe, die seiner wartete, inmitten aller Sehnsucht, die ihn anderswo hinzog, empfand er das tiefe Wohlgefühl des Wiederdaheimseins. Als er in sein Zimmer eintrat, fühlte er sich wie geborgen. Der alte Schreibtisch mit dem grünen Tuch überzogen, der Briefbeschwerer aus Malachit, die gläserne Aschenschale mit dem eingebrannten Reiter, die schlanke Lampe mit dem breiten, grünen Milchglasschirm, die Bilder des Vaters und der Mutter in den schmalen Mahagonirahmen, in der Ecke das runde Marmortischchen mit der Silberkassette für Zigarren, dort an der Wand der Prinz von der Pfalz nach Van Dyck, der hohe Bücherschrank mit den olivenfarbigen Vorhängen; — alles grüßte ihn mit Herzlichkeit. Und gar der Blick, der gute, heimatliche über die Baumkronen des Parks zu den Türmen und Dächern, wie tat der wohl! Aus allem, was er hier wiederfand, strömte es ihm wie kaum geahntes Glück entgegen, und es fiel ihm schwer aufs Herz, daß er all

das in wenigen Wochen verlassen mußte. Und bis man wieder ein Heim, ein wirkliches Heim haben würde, wie lang mochte das dauern! Gern hätte er sich ein paar Stunden lang in seinem lieben Zimmer aufgehalten: aber er hatte keine Zeit. Vor der Mittagstunde noch mußte er ja auf dem Lande sein.

Er hatte seine Kleider abgeworfen, ließ sich in seiner weißen Wanne wonniglich vom warmen Wasser umspülen. Um im Bade nicht einzuschlafen, wählte er ein Mittel, das sich schon öfters bewährt hatte. Er dachte eine Fuge von Bach Note für Note durch. Das Klavierspiel, fiel ihm ein, das mußte auch wieder tüchtig geübt werden. Und Partituren gelesen. Ob es nicht doch das klügste war, noch ein Jahr dem Studium zu widmen? Nicht erst unterhandeln, oder gar eine Stellung annehmen, die man am Ende nicht ausfüllen konnte? Lieber hier bleiben und arbeiten. Hier bleiben? Wo denn? Die Wohnung war ja gekündigt. Einen Augenblick fuhr ihm durch den Sinn sich in dem alten Hause einzumieten, der grauen Kirche gegenüber, wo er so schöne Stunden mit Anna verbracht hatte; und es war ihm, als erinnerte er sich einer längst vergangenen Geschichte, eines Jugendabenteuers, heiter und ein wenig geheimnisvoll, das lange vorbei war. —

Erfrischt und in einem ganz neuen Gewand, dem ersten hellen, das er seit dem Tode des Vaters anlegte, trat er in sein Zimmer zurück. Ein Brief lag auf dem Schreibtisch, den eben die Frühpost gebracht hatte. Von Anna. Er las. Nur ein paar Worte waren es: „Du bist wieder da, mein Geliebter! Ich grüße Dich. Ich sehne mich nach Dir. Laß mich nicht zu lange warten. Deine Anna". . .

Georg sah auf. Er wußte selbst nicht, was ihn an diesem kurzen Brief so seltsam berührte. Annas Briefe hatten sonst immer, bei aller Zärtlichkeit etwas gemessenes, fast konventionelles bewahrt, und manchmal hatte er sie im Scherz „Erlässe" genannt. Dieser hier war in einem Ton gehalten, der ihn an das leidenschaftliche Mädchen aus früherer Zeit erinnerte, an eine Geliebte, die er beinahe vergessen hatte; und seltsam unerwartet griff Unruhe nach seinem Herzen. Er eilte die Treppe hinab, setzte sich in den nächsten Fiaker und fuhr aufs Land. Bald fühlte er sich angenehm zerstreut durch den Anblick der Menschen auf den Straßen, die ihn nichts angingen; und später, als er den Wäldern schon nah war, beruhigte ihn die Anmut des blauen Sommertages. Mit einem Mal, früher als Georg gedacht, hielt der Wagen vor dem Landhaus. Unwillkürlich sah Georg zuerst zum Balkon unter dem Giebel auf. Ein kleines Tischchen stand oben, mit weißer Decke, und ein Körbchen darauf. Ach ja, Therese hatte ein paar Tage hier gewohnt. Jetzt erst fiel es ihm wieder ein. Therese. . .! Wo war das! Er stieg aus, entließ den Wagen und trat ins Vorgärtchen, wo auf bescheidenem Postament unter verblühten Beeten der blaue Engel stand. Er trat ins Haus. Im großen Mittelzimmer deckte die Marie eben den Tisch.

„Im Garten oben is die gnä Frau", sagte sie.

Die Tür zur Veranda stand offen. Die Bretter des Bodens knarrten unter Georgs Füßen. Der Garten mit seinem Duft und seiner Schwüle nahm ihn auf. Der alte Garten war es. Alle die Tage, die Georg fern gewesen, war er stille dagelegen, so wie in diesem Augenblick; im Morgenlicht, im Sonnenglanz, im Abendschatten, im Dunkel der Nacht; immer derselbe. . . Gerade schnitt der Kiesweg durch die Wiese nach oben. Kinderstimmen waren jenseits der Stauden, an denen rote Beeren hingen. Und dort auf der weißen Bank, den Arm auf der Lehne, sehr bleich, in wallendem, blauen Morgenkleid, das war Anna. Ja wirklich sie. Nun hatte sie ihn erblickt. Sie wollte aufstehen. Er sah es und sah zugleich, daß es ihr schwer wurde. Warum nur? Bannte die Erregung sie nieder? Oder war die schwere Stunde schon so nah? Er winkte ihr mit der Hand, sie sollte sitzen bleiben. Sie setzte sich auch wirklich wieder hin und hatte nur die Arme leicht ausgebreitet, ihm entgegen. Ihre Augen leuchteten glückselig. Georg ging sehr rasch, den weichen, grauen Hut in der Hand, und nun war er bei ihr.

„Endlich", sagte sie, und es war eine Stimme, die so weither klang wie jene Worte in ihrem Brief von heut morgen. Er nahm ihre Hände, schüttelte sie in einer sonderbar-ungeschickten Weise, fühlte irgend etwas in seiner Kehle aufsteigen, konnte aber noch immer kein Wort sprechen, nickte nur und lächelte. Und plötzlich kniete er vor ihr auf dem Kies, ihre Hände in den seinen, sein Haupt in ihrem Schoß, fühlte wie sie ihm die Hände leicht entzog, sie auf sein Haupt legte; — und dann hörte er sich ganz leise weinen. Und es war ihm, wie in süß dumpfem Traum, als läge er, ein Knabe, zu seiner Mutter Füßen, und dieser Augenblick wäre schon Erinnerung, fern und schmerzlich, während er ihn durchlebte.

## Achtes Kapitel

Frau Golowski kam aus dem Hause. Georg sah sie vom obern Ende des Gartens aus auf die Veranda treten. Erregt eilte er ihr entgegen, aber schon wie sie ihn von fern gewahrte, schüttelte sie den Kopf.

„Noch nicht?" fragte Georg.

„Der Professor meint," erwiderte Frau Golowski, „eh es dunkel wird."

„Eh es dunkel wird," sagte Georg und sah auf die Uhr. „Und jetzt ist es erst drei."

Sie reichte ihm teilnahmsvoll die Hand, und Georg blickte ihr in die guten etwas übernächtigen Augen. Die durchsichtigen, weißen Vorhänge vor Annas Fenster wurden eben leicht zurückgeschlagen. Der alte Doktor Stauber erschien in der Fensteröffnung, warf Georg einen freundlich-beruhigenden Blick zu, verschwand wieder und die Vorhänge fielen zu. Im großen Mittelzimmer am runden Tische saß Frau Rosner. Georg nahm von der Veranda aus nur die Umrisse ihrer Gestalt wahr; ihr Gesicht war ganz umschattet. Wieder

drang ein Wimmern, dann ein lautes Stöhnen aus dem Zimmer, in dem Anna lag. Georg starrte zum Fenster hin, wartete eine Weile, dann wandte er sich ab und ging, zum hundertstenmal heute, den Weg hinauf zum obern Gartenende. Offenbar ist sie schon zu schwach, um zu schreien, dachte er, und das Herz tat ihm weh. Zwei volle Tage und zwei volle Nächte lag sie in Wehen; der dritte neigte sich zum Ende, — und nun sollte es noch dauern, bis der Abend kam! Schon am Abend des ersten Tages hatte Doktor Stauber einen Professor beigezogen, der gestern zweimal dagewesen und heute seit Mittag im Hause war. Während Anna auf ein paar Minuten eingeschlummert war und die Wärterin an ihrem Bette wachte, war er mit Georg im Garten auf und ab gegangen und hatte versucht, ihm den Fall in seiner ganzen Eigentümlichkeit zu erläutern. Zur Besorgnis sei vorläufig kein Grund vorhanden, immer noch höre man die Herztöne des Kindes vollkommen deutlich. Der Professor war ein noch ziemlich junger Mann, mit langem, blonden Bart, und seine Worte träufelten lind und gütig, wie Tropfen eines schmerzstillenden Medikaments. Der Kranken sprach er zu wie einem Kind, strich ihr über Stirn und Haare, streichelte ihre Hände und gab ihr Schmeichelnamen. Von der Wärterin hatte Georg erfahren, daß dieser junge Arzt an jedem Krankenbett von gleicher Hingebung und Geduld erfüllt wäre. Welch ein Beruf, dachte Georg, der sich während dieser drei schlimmen Tage einmal für ein paar Stunden nach Wien geflüchtet, der es vermocht hatte, sogar heute Nacht, während Anna sich in Schmerzen wand, oben in der Mansarde volle sechs Stunden tief und traumlos zu schlafen.

Er ging längs der abgeblühten Fliedersträucher, riß Blätter ab, zerrieb sie in der Hand, warf sie zur Erde. Jenseits der niedern Büsche im andern Garten ging eine Dame im schwarz-weiß gestreiften Morgenkleid. Sie schaute Georg ernst und wie mitleidig an. Ach ja, dachte Georg, die hat natürlich auch das Schreien Annas gehört, vorgestern, gestern und heute. Der ganze Ort wußte ja von den Dingen, die hier vorgingen; auch die jungen Mädchen aus der geschmacklosen, gotischen Villa, für die er einmal den interessanten Verführer bedeutet hatte; und geradezu komisch war es, daß ein fremder Herr mit rötlichem Spitzbart, der zwei Häuser weit wohnte, ihn gestern im Ort plötzlich verständnis- und hochachtungsvoll gegrüßt hatte.

Merkwürdig, dachte Georg, wodurch man sich bei den Leuten beliebt machen kann. Nur Frau Rosner ließ durchblicken, daß sie Georg, wenn sie ihm schon nicht die Hauptschuld an der Schwierigkeit des Falles beimaß, jedenfalls für ziemlich gefühllos hielte. Er nahm es der guten und gedrückten Frau nicht übel. Sie konnte natürlich nicht ahnen, wie sehr er Anna liebte. Es war noch nicht lange her, daß er selber es wußte.

An jenem Ankunftsmorgen, da Georg nach langem, stummen Weinen sein Haupt aus ihrem Schoß erhoben hatte, da hatte sie keine Frage an ihn gerichtet, aber in ihren schmerzlich erstaunten Augen las er, daß sie die Wahr-

heit ahnte. Und warum sie nicht fragte, das glaubte er zu verstehen. Sie mußte ja fühlen, wie ganz sie ihn wieder hatte, wie er gerade von jetzt an ihr besser gehörte, als jemals vorher. Und wenn er ihr in den nächsten Stunden und Tagen von der Zeit erzählte, die er fern von ihr verbracht, und unter all den Frauennamen, die er nannte, flüchtig aber unverschweigbar jener ihr neue, verhängnisvolle erklang, da lächelte sie wohl in ihrer leicht spöttischen Art; aber kaum anders, als wenn er von Else sprach oder von Sissy, oder von den kleinen blaugekleideten Mädchen, die ins Klavierzimmer hereingeguckt hatten, wenn er spielte.

Seit zwei Wochen wohnte er in der Villa, fühlte sich wohl und war in guter und ernster Arbeitsstimmung. Auf dem Tischchen, wo vor kurzem noch Theresens Nähzeug gelegen war, breitete er jeden Morgen Partituren, musiktheoretische Werke, Notenpapiere aus und beschäftigte sich damit, Aufgaben der Harmonielehre und des Kontrapunkts zu lösen. Oft lag er am Waldessaum auf einer Wiese, las in irgend einem Lieblingsbuch, ließ Melodien in sich klingen, träumte vor sich hin, war vom Rauschen der Bäume und vom Glanz der Sonne beglückt. Nachmittags, wenn Anna ruhte, las er ihr vor oder plauderte mit ihr. Oft sprachen sie auch über das kleine Wesen, das nun bald zur Welt kommen sollte, mit Zärtlichkeit und Voraussicht; doch niemals über ihre eigene, nächste und fernere Zukunft. Aber wenn er an ihrem Bette saß, oder Arm in Arm mit ihr im Garten auf und abging, oder an ihrer Seite auf der weißen Bank unter dem Birnbaum saß, wo die leuchtende Stille der Spätsommertage über ihnen ruhte, da wußte er, daß sie nun für alle Zeit fest aneinandergeschlossen waren, und daß selbst die zeitweilige Trennung, die bevorstand, gegenüber dem sichern Gefühl dieser Zusammengehörigkeit keine Macht mehr über sie haben konnte.

Erst seit die Schmerzen über sie gekommen waren, schien sie ihm entrückt, wohin er ihr nicht folgen konnte. Gestern noch war er stundenlang an ihrem Bett gesessen und hatte ihre Hände in den seinen gehalten. Sie war geduldig gewesen wie immer, hatte sich sorglich erkundigt, ob er nur seine Ordnung im Hause habe, hatte ihn gebeten zu arbeiten, spazieren zu gehen wie bisher, da er ihr ja doch nicht helfen könnte, und ihn versichert, daß sie ihn noch mehr liebe seit sie leide. Und doch, Georg fühlte es, sie war in diesen Tagen nicht dieselbe, die sie gewesen. Besonders wenn sie aufschrie — so wie heute vormittag in den schlimmsten Schmerzen, da war ihre Seele so weit weg von ihm, daß ihn schauerte.

Er war dem Hause wieder nah. Aus Annas Zimmer, vor dessen Fenster die Vorhänge sich leise bewegten, kam kein Laut. Der alte Doktor Stauber stand auf der Veranda. Georg eilte hin, mit trockener Kehle. „Was ist?" fragte er hastig.

Doktor Stauber legte ihm die Hand auf die Schulter: „Es geht ganz gut."

Ein Stöhnen kam von drin, wurde lauter, wurde ein wilder, wütender

Schrei. Georg strich sich über die feuchte Stirn, und mit bitterm Lächeln sagte er zum Doktor: „Das heißen Sie ‚es geht ganz gut'?"

Stauber zuckte die Achseln: „Es steht geschrieben, mit Schmerzen sollst du . . ."

In Georg lehnte sich etwas auf. Er hatte nie an den Gott der Kindlich-Frommen geglaubt, der als Erfüller armseliger Menschenwünsche, als Rächer und Verzeiher kläglicher Menschensünden sich offenbaren sollte. Dem Unnennbaren, das er jenseits seiner Sinne und über allem Verstehen im Unendlichen ahnte, konnte Beten und Lästern nichts anderes sein, als arme Worte aus Menschenmund. Nicht als die Mutter nach unsinnig-martervollem Leid, nicht, als in einem für sein Begreifen schmerzenlosen Hingang der Vater starb, hatte er sich des Glaubens vermessen, daß sein Unglück im Weltenlauf mehr bedeutete, als das Fallen eines Blattes. Keinem unerforschlichen Ratschluß hatte er in feiger Demut sich gebeugt, nicht töricht gemurrt gegen ein ungnädiges, gerade über ihn verhängtes Walten. Heute zum erstenmal war ihm, als ginge irgendwo in den Wolken ein unbegreifliches Spiel um seine Sache. Der Schrei drinnen war verklungen und nur Stöhnen war vernehmbar.

„Und die Herztöne?" fragte Georg.

Doktor Stauber sah an Georg vorbei. „Vor zehn Minuten waren sie noch deutlich zu hören."

Georg wehrte sich gegen einen furchtbaren Gedanken, der aus den Tiefen seiner Seele hervorgejagt kam. Er war gesund, sie war gesund, zwei junge kräftige Menschen . . . konnte so etwas denn möglich sein? Doktor Stauber legte ihm nochmals die Hand auf die Schulter. „Gehen Sie doch spazieren", sagte er, „wir rufen Sie schon, wenn's Zeit ist." Und er wandte sich ab.

Georg blieb noch einen Augenblick auf der Veranda stehen. In dem großen Zimmer, das in Spätnachmittagsdämmer zu versinken begann, an der Wand auf dem Sofa, ganz in sich zusammengesunken, sah er Frau Rosner sitzen. Er entfernte sich, spazierte rund um das Haus herum und begab sich dann über die Holzstiege in seine Mansarde. Er warf sich aufs Bett, schloß die Augen; nach ein paar Minuten stand er auf, ging im Zimmer hin und her, gab es aber wieder auf, da der Boden krachte. Er trat auf den Balkon. Auf dem Tisch lag die Partitur des „Tristan" aufgeschlagen. Georg blickte in die Noten. Es war das Vorspiel zum dritten Akt. Die Klänge tönten ihm im Ohr. Meereswellen schlugen dumpf an ein Felsenufer, und aus trauriger Ferne klang die wehe Melodie des englischen Horns. Er sah über die Blätter weg in den silberweißen Glanz des Tages. Sonne lag überall, über Dächern, Wegen, Gärten, Hügeln und Wäldern. Dunkelblau breitete der Himmel sich hin, und Erntduft stieg aus den Tiefen. Wie stand es heute vor einem Jahr mit mir? dachte Georg. Ich war in Wien, ganz allein. Ich ahnte noch nichts. Ich hatte ihr ein Lied geschickt . . . „Deinem Blick mich zu be-

quemen ..." Aber ich dachte kaum an sie ... Und jetzt liegt sie da unten und stirbt ... Er erschrak heftig. Er hatte denken wollen ... sie liegt in Wehen, und auf die Lippen gleichsam hatte es sich ihm gestohlen: sie stirbt. Aber warum war er denn erschrocken? Wie kindisch. Als gäb es Ahnungen solcher Art! Und wenn wirklich Gefahr da wäre und die Ärzte sich entscheiden müßten, so hatten sie natürlich vor allem die Mutter zu retten. Darüber hatte ihn ja Doktor Stauber vor wenigen Tagen erst aufgeklärt. Was ist denn ein Kind, das noch nicht gelebt hat? Nichts. In irgend einem Augenblicke hatte er es gezeugt, ohne es gewünscht, ohne nur an die Möglichkeit gedacht zu haben, daß er Vater geworden sein könnte. Wußte er denn, ob er es nicht vielleicht auch vor wenigen Wochen geworden war, in jener dunklen Wonnestunde, hinter geschlossenen Läden ... auch damals Vater, ohne es gewollt, ohne nur an die Möglichkeit gedacht zu haben; und vielleicht, wenn es geschehen war, ohne es jemals zu erfahren?

Er hörte Stimmen, sah hinunter; der Kutscher des Professors hatte ein Dienstmädchen am Arm gefaßt, das sich nur wenig sträubte. Auch hier wird vielleicht zu einem neuen Menschenleben der Grund gelegt, dachte Georg und wandte sich angewidert fort. Dann trat er ins Zimmer zurück, füllte sich seine Zigarettentasche sorgfältig aus der Schachtel, die auf dem Tisch stand, und plötzlich kam ihm seine Aufregung unbegründet, ja kindisch vor. Und es fiel ihm ein: Wie Anna jetzt, so lag auch meine Mutter einmal da, eh ich zur Welt kam. Ob mein Vater auch in solcher Angst herumgegangen ist? Ob er heute hier wäre, wenn er noch lebte! Ob ich's ihm überhaupt gesagt hätte? Ob all das geschehen wäre, wenn er lebte? Er dachte an schöne, sorgenlose Sommertage am Veldeser See. Sein behagliches Zimmer in des Vaters Villa schwebte in seiner Erinnerung auf, und in dumpfer, beinahe traumhafter Weise wurde ihm die kahle Mansarde mit dem krachenden Fußboden, in der er sich eben befand, zum Bilde seiner ganzen jetzigen Existenz, gegenüber dem sorgen- und verantwortungslosen Dasein von einst. Er erinnerte sich eines ernsten Zukunftsgesprächs, das er vor ein paar Tagen mit Felician geführt hatte. Gleich darauf kam ihm die Unterredung mit einer Frau vom Land in den Sinn, die sich mit dem Anerbieten gemeldet hatte, das Kind in Pflege zu nehmen. Mit ihrem Mann besaß sie ein kleines Gütchen nahe der Bahn, nur eine Stunde weit von Wien, und im vorigen Jahr war ihr das eigene Töchterl gestorben. Das Kleine sollte es gut bei ihr haben, hatte sie versprochen, so gut, als wenn es gar nicht bei fremden Leuten wäre. Und wie Georg daran dachte, war ihm plötzlich, als stände ihm das Herz still. Eh es dunkel ist, wird es da sein ... das Kind. Sein Kind, auf das schon irgend eine Fremde wartete, um es mit sich zu nehmen. Er war so müde von den Aufregungen der letzten Tage, daß ihn die Knie schmerzten. Er erinnerte sich ähnlicher körperlicher Empfindungen aus früherer Zeit, vom Abend nach der Maturitätsprüfung und von der Stunde, in der

er Labinskis Selbstmord erfahren hatte. Vor drei Tagen, als die Wehen anfingen, wie anders, wie freudig und erwartungsvoll war ihm da zumut gewesen! Jetzt spürte er nichts, als ein Abgeschlagensein ohnegleichen, und immer unangenehmer empfand er den muffigen Geruch, der in der Mansarde war. Er zündete sich eine Zigarette an und trat wieder auf den Balkon hinaus. Die warme, stille Luft tat ihm wohl. Auf dem Sommerhaidenweg lag noch die Sonne, und vom Friedhof her, über die Mauer, schimmerte ein vergoldetes Kreuz.

Er hörte unter sich ein Geräusch. Schritte? Ja, Schritte und auch Stimmen. Er verließ den Balkon, das Zimmer, lief über die knarrende Holztreppe hinab. Eine Tür ging, eilige Schritte waren im Flur. Im nächsten Moment stand er auf der untersten Stufe, Frau Golowski gegenüber. Sein Herz stand ihm stille. Er öffnete den Mund ohne zu fragen. „Ja", nickte sie, „ein Bub".

Er faßte ihre beiden Hände, spürte, wie er über das ganze Gesicht lachte, ein Strom von Glück, wie er so mächtig und heiß ihn niemals erwartet, rann durch seine Seele. Plötzlich merkte er, daß die Augen der Frau Golowski nicht so hell leuchteten, wie sie wohl hätten tun müssen. Der Strom des Glücks in ihm staute zurück. Irgendetwas schnürte ihm die Kehle zusammen. „Nun?" fragte er. Und drohend beinah: „Lebt's?" „Es hat einen Atemzug getan. . . der Professor hofft. . ." Georg schob die Frau beiseite, war mit drei Schritten im großen Mittelzimmer, und wie gebannt blieb er stehen. Der Professor, im langen, weißen Leinenkittel, hielt ein kleines Wesen in den Armen und wiegte es hastig hin und her. Georg blieb starr. Der Professor nickte ihm zu und ließ sich nicht stören. Mit durchdringenden Augen betrachtete er das kleine Wesen auf seinen Armen. Er legte es auf den Tisch hin, über den ein weißes Linnen gebreitet war, nahm mit den Gliedmaßen des Kindes heftige Bewegungen vor, rieb ihm Brust und Antlitz, dann hob er es in die Höhe, einigemale hintereinander, und immer wieder sah Georg, wie der Kopf des Kindes schwer auf die Brust niedersank. Dann legte der Arzt das Kind auf das Linnen hin, horchte an der Brust, erhob sich, ließ die eine Hand auf dem kleinen Körper liegen und winkte mit der andern Georg sanft zu sich heran.

Georg unwillkürlich den Atem anhaltend, trat ganz nahe hin. Er sah zuerst den Doktor an und dann das kleine Wesen, das auf dem weißen Linnen lag. Das hatte die Augen ganz offen, sonderbar große, blaue Augen, wie die von Anna waren. Das Gesicht sah anders aus, als Georg erwartet hatte, nicht verrunzelt und häßlich wie das eines alten Zwergs, nein; es war wirklich ein Menschenantlitz, ein schönes, stilles Kindergesicht; und Georg wußte, daß diese Züge das Ebenbild seiner eigenen waren.

Der Professor sagte leise: „Schon seit einer Stunde hab ich die Herztöne nicht mehr gehört."

Georg nickte. Dann fragte er heiser: „Wie geht's ihr?" „Ganz gut. Aber Sie dürfen jetzt nicht hinein, Herr Baron."

„Nein", erwiderte Georg und schüttelte den Kopf. Er starrte den bläulich schimmernden, regungslosen, kleinen Körper an und wußte, daß er vor der Leiche seines Kindes stand. Trotzdem sah er wieder den Arzt an und fragte: „Nichts mehr zu machen?"

Der zuckte die Achseln.

Georg atmete tief auf und wies nach der geschlossenen Schlafzimmertür. „Weiß sie schon —?" fragte er den Arzt.

„Noch nicht. Seien wir vorläufig zufrieden, daß es vorbei ist. Sie hat viel zu leiden gehabt, die Arme. Ich bedaure nur, daß es schließlich für nichts gewesen ist."

„Sie haben es erwartet, Herr Professor?"

„Ich hab es gefürchtet seit heute morgen."

„Und wieso . . . wieso?"

Leise und mild erwiderte der Arzt: „Ein sehr seltener Fall, wie ich Ihnen vorher schon sagte."

„Sie sagten mir . . . ?"

„Ja. Ich versuchte Ihnen zu erklären, daß diese Möglichkeit — Es ist nämlich vom Nabelstrang erwürgt worden. Kaum ein bis zwei Prozent aller Geburten haben diesen Ausgang." Er schwieg. Georg starrte das Kind an. Ganz recht, der Professor hatte ihn schon vorbereitet; er hatte es nur nicht ernst genommen. Frau Rosner stand neben ihm mit hilflosen Augen. Georg reichte ihr die Hand und sie sahen einander an, wie Schwergeprüfte, die das Unglück zu Gefährten macht. Dann ließ sich Frau Rosner auf einen Sessel an der Wand nieder

Der Professor sagte zu Georg: „Ich will jetzt noch einmal nach der Mutter sehen."

„Mutter", wiederholte Georg und sah ihn an.

Der Arzt schaute weg.

„Sie wollen's ihr sagen?" fragte Georg.

„Nein, nicht gleich. Sie wird übrigens darauf gefaßt sein. Sie hat im Lauf des Tags einigemal gefragt, ob es noch lebt. Es wird auch nicht so furchtbar auf sie wirken, wie Sie fürchten, Herr Baron . . . gerade in den ersten Stunden und Tagen nicht. Sie dürfen nicht vergessen, was sie durchgemacht hat."

Er drückte Georgs schlaff herabhängende Hand und ging. Georg stand regungslos da, starrte immerfort das kleine Wesen an, und es erschien ihm wie ein Gebilde von ungeahnter Schönheit. Er berührte Wangen, Schultern, Arme, Hände, Finger. Wie rätselhaft vollendet dies alles war. Und da lag es nun, gestorben, ohne gelebt zu haben, bestimmt von einer Dunkelheit durch ein sinnloses Nichts hindurch in eine andre einzugehen. Da lag dieser süße,

kleine Leib, der fürs Dasein fertig war und sich doch nicht regen konnte. Da schimmerten große, blaue Augen, wie in Sehnsucht das Licht des Himmels in sich einzutrinken und todesblind, eh sie einen Strahl gesehen. Da öffnete sich wie durstig ein kleiner, runder Mund, der doch nie an den Brüsten einer Mutter trinken durfte. Da starrte dieses bleiche Kindergesicht, mit den fertigen Menschenzügen, das nie den Kuß einer Mutter, eines Vaters empfangen und spüren sollte. Wie liebte er dieses Kind! Wie liebte er es jetzt, da es zu spät war. Eine schnürende Verzweiflung stieg in seine Kehle. Er konnte nicht weinen. Er sah um sich. Niemand war im Zimmer und daneben war es ganz still. Er hatte keine Sehnsucht in jenes andre Zimmer zu gehen und keine Angst davor; er fühlte nur, daß es etwas Unsinniges gewesen wäre. Sein Auge kehrte auf das tote Kind zurück und plötzlich durchzuckte ihn die bebende Frage, ob es denn auch wahr sein müßte? Ob nicht alle sich irren konnten? Der Arzt so gut, wie der Unerfahrene. Er hielt seine flache Hand vor die geöffneten Lippen des Kindes und ihm war, als hauchte etwas kühles ihm entgegen. Dann hielt er beide Hände über die Brust des Kindes hin und wieder war ihm, als spielte leicht bewegte Luft um den kleinen Leib. Aber er fühlte da wie dort: Nicht Hauch des Lebens hatte ihn angeweht. Nun beugte er sich nieder und seine Lippen berührten die kühle Stirn des Kindes. Etwas seltsames, nie gefühltes rieselte ihm durch den Körper bis in die Zehenspitzen. Er wußte es nun: Das Spiel dort oben war für ihn verloren, sein Kind war tot. Da erhob er langsam das Haupt und wandte sich fort. Die Gartenhelle lockte ihn ins Freie. Er trat auf die Veranda, sah auf der Bank an die Wand gelehnt Doktor Stauber und Frau Rosner sitzen. Beide stumm. Sie sahen ihn an. Er wandte sich weg, als kennte er sie nicht und trat in den Garten. Der Schatten des Hauses fiel schräg über den Rasen hin; weiter oben lag noch Sonne, doch stumpf und wie ohne Kraft die Luft zu durchleuchten. Woran wollte ihn dies Licht nur erinnern, das Sonne war und doch nicht glänzte, dieses Blau in der Höhe, das Himmel war und ihn doch nicht segnete? Woran die Stummheit dieses Gartens, die ihm vertraut und tröstlich sein sollte, und die ihn heute wie etwas Fremdes und Ungastliches empfing? Allmählich fiel ihm ein, daß ihn vor kurzem in einem Traum solch ein schwerer, früher nie geahnter Dämmerschein umgeben und seine Seele mit unverständlicher Traurigkeit erfüllt hatte. Was nun? sagte er vor sich hin, suchte nach keiner Antwort und wußte nur, daß irgend etwas Unvorhergesehenes und Unabänderliches geschehen war, das ihm für alle Zeiten das Bild der Welt verändern mußte. Er dachte des Tages, an dem sein Vater gestorben war. Ein wilder Schmerz hatte ihn damals überfallen; doch er hatte weinen können, und die Erde war nicht mit einemmal dunkel und leer geworden. Sein Vater hatte doch gelebt, war einmal jung gewesen, hatte gearbeitet, geliebt, Kinder gehabt, Freuden und Schmerzen erfahren. Und die Mutter, die ihn geboren, hatte nicht umsonst gelitten.

Und wenn er selbst heute hätte sterben müssen, so früh es gewesen wäre, er hatte doch ein Dasein hinter sich, erfüllt von Licht und Tönen, Glück und Leiden, Hoffnung und Angst, durchflutet von allem Inhalt der Welt. Und wenn Anna heute dahingegangen wäre, in der Stunde, da sie einem neuen Wesen das Leben gab, sie hätte gleichsam ihr Los erfüllt und ihr Ende hätte seinen grauenvollen, aber tiefen Sinn gehabt. Doch das, was seinem Kind geschehen war, war sinnlos, widerwärtig, ein Hohn von irgendwoher, wohin man keine Frage und keine Antwort senden konnte. Wozu, wozu das alles? Was hatten nun diese vorhergegangenen Monate zu bedeuten gehabt, mit all ihren Träumen, Sorgen und Hoffnungen? Denn er wußte mit einem Male, daß die Erwartung der wunderbaren Stunde, in der sein Kind geboren werden sollte, immer, Tag für Tag, auch am nüchternsten, leersten und leichtfertigsten in der Tiefe seiner Seele gewesen war; und er fühlte sich beschämt, verarmt, elend.

Er stand oben am Gartengitter und sah zum Waldesrande auf, zu seiner Bank, auf der er oft geruht hatte, und ihm war, als wäre auch Wald und Wiese und Bank früher sein Besitz gewesen und er müsse nun auch das hergeben, wie so vieles andere. Im Winkel des Gartens stand ein dunkelgraues, vernachlässigtes Lusthäuschen mit drei kleinen Fensterhöhlen und einer schmalen Türöffnung. Er hatte es nie leiden mögen und nur einmal auf ein paar Augenblicke betreten. Heute zog es ihn hinein. Er setzte sich auf die rissige Bank hin und kam sich plötzlich geborgen und beruhigt vor, als wäre nun alles was geschehen, weniger wahr oder in irgend einer unbegreiflichen Weise rückgängig zu machen. Doch schwand dieser Wahn bald wieder dahin, er verließ den unwirtlichen Raum und trat ins Freie. Ich muß jetzt wohl ins Haus zurück, dachte er müde und faßte es doch nicht ganz, daß in dem dunkeln Zimmer, das er von hier aus hinter der Veranda, wie eine unergründliche Finsternis liegen sah, der Leichnam seines Kindes ruhen sollte. Langsam ging er hinab. Auf der Veranda stand Annas Mutter mit einem Herrn. Georg erkannte den alten Rosner. Im Überzieher stand er da, den Hut hatte er auf den Tisch vor sich hingelegt, fuhr sich mit einem Taschentuch über die Stirn, und es zuckte um seine rotgeränderten Augen. Er ging Georg entgegen und drückte ihm die Hand.

„Das ist ja leider anders gekommen", sagte er, „als wir alle erwartet und gehofft hatten."

Georg nickte. Dann erinnerte er sich, daß der alte Herr in den letzten Wochen mit dem Herzen nicht ganz in Ordnung gewesen war und erkundigte sich nach seinem Befinden.

„Ich danke der Nachfrage, Herr Baron, es geht mir etwas besser, nur das Stiegensteigen macht einige Beschwerden."

Georg merkte, daß die Glastüre zum Mittelzimmer geschlossen war. „Entschuldigen Sie", sagte er zu dem alten Rosner, schritt geradenwegs auf die

Türe los, öffnete sie und schloß sie rasch wieder hinter sich zu. Frau Golowski und Doktor Stauber standen in der Nähe des Tisches und sprachen mit einander. Er trat zu ihnen, sie schwiegen plötzlich.

„Nun?" fragte er dann.

Doktor Stauber sagte: „Wir haben über. . . . die Formalitäten gesprochen. Frau Golowski wird so gut sein und all das zu besorgen."

„Ich danke", erwiderte Georg und reichte Frau Golowski die Hand. „All das", dachte er. Ein Sarg, ein Begräbnis, Meldung beim Gemeindeamt: geboren ein Sohn der ledigen Anna Rosner, gestorben am gleichen Tage. Nichts vom Vater natürlich. Ja, seine Rolle war erledigt. Heut erst? War sie's nicht von der Sekunde an gewesen, da er zufällig Vater geworden war?

Er sah auf den Tisch hin. Das Linnen lag über die kleine Leiche hingebreitet. O wie rasch, dachte er bitter. Soll ich's niemals wiedersehen dürfen? Einmal wird's wohl noch erlaubt sein. Er zog das Tuch von der Leiche einwenig fort und hielt es in die Höhe gefaßt. Er sah ein blasses Kindergesicht, das ihm längst bekannt war, nur daß die Augen seither von irgend wem zugedrückt worden waren. Die alte Standuhr in der Ecke tickte. Sechs Uhr. Es war noch keine Stunde vergangen, seit sein Kind geboren und gestorben war; und schon stand diese Tatsache so unwidersprechlich fest, als hätte es gar nicht anders sein können.

Er fühlte sich leicht an der Schulter berührt.

„Sie hat es mit Ruhe aufgenommen", sagte Doktor Stauber, der hinter ihm stand.

Georg ließ das Linnen über das Antlitz des Kindes sinken und wandte den Kopf nach der Seite. „Sie weiß also schon . . . .?"

Doktor Stauber nickte. Frau Golowski hatte sich abgewandt.

„Wer hat's ihr gesagt?" fragte Georg.

„Man hat es ihr gar nicht zu sagen brauchen", erwiderte Doktor Stauber. „Nicht wahr?" wandte er sich an Frau Golowski.

Diese berichtete: „Wie ich zu ihr hineingegangen bin, hat sie mich nur angeschaut, und da hab ich gleich gesehen, daß sie es schon weiß."

„Und was hat sie gesagt?"

„Nichts. Gar nichts. Sie hat ihre Augen zum Fenster hin gewandt und ist ganz still gewesen. Wo Sie hingegangen sind, Herr Baron, hat sie mich gefragt und was Sie machen."

Georg atmete tief auf. Die Türe von Annas Zimmer öffnete sich. Der Professor, in schwarzem Rock, trat heraus. „Sie ist ganz ruhig", sagte er zu Georg. „Sie können zu ihr hinein."

„Hat sie mit Ihnen darüber gesprochen?" fragte Georg.

Der Professor schüttelte den Kopf. Dann sagte er: „Ich muß jetzt leider in die Stadt. Sie entschuldigen, nicht wahr? Ich hoffe, es wird weiter gut gehen. Morgen früh bin ich jedenfalls wieder da. Leben Sie wohl, lieber

Herr Baron." Er drückte ihm teilnahmsvoll die Hand. „Sie fahren mit mir hinein, Doktor Stauber, nicht wahr?"

„Ja", sagte Doktor Stauber. „Ich will nur Anna noch Adieu sagen". Er ging.

Georg wandte sich an den Professor. „Darf ich Sie etwas fragen?"

„Bitte."

„Ich möchte nämlich gern wissen, Herr Professor, ob das vielleicht nur eine Einbildung ist. Mir kommt nämlich vor" — und er hob das Tuch wieder von der kleinen Leiche auf — „als wenn dieses Kind gar nicht so aussähe wie ein Neugeborenes. Schöner gewissermaßen. Mir ist, als wenn die Gesichter von Neugeborenen eigentlich faltiger, greisenhafter sein müßten. Ich weiß nicht mehr, hab ich einmal selbst eins gesehen oder hab ich nur davon gelesen."

„Sie haben nicht unrecht", erwiderte der Professor, „gerade in Fällen dieser Art, auch bei glücklicherem Ausgang, sind die Züge der Kinder nicht entstellt, ja manchmal geradezu schön." Er betrachtete das kleine Antlitz mit fachlicher Teilnahme, nickte ein paarmal „schade, schade" . . ließ das Tuch wieder fallen, und Georg wußte, daß er das Antlitz seines Kindes zum letztenmal gesehen hatte. Wie hätte es nur heißen sollen? Felician. . . . Leb wohl, kleiner Felician.

Doktor Stauber trat aus dem Nebenzimmer und schloß leise die Türe. „Anna erwartet Sie", sagte er zu Georg. Dieser gab ihm die Hand, reichte sie auch dem Professor noch einmal, nickte Frau Golowski zu und trat ins Nebenzimmer.

Die Wärterin erhob sich von Annas Seite und verschwand aus dem Zimmer. Der Tür gegenüber hing ein Spiegel, in dem Georg einen jungen eleganten Herrn erblickte, der blaß war und lächelte. Anna lag in ihrem Bett, das frei in der Mitte stand, mit großen, klaren Augen, die Georg entgegensahen. Wie sieh ich vor ihr da, dachte er. Er rückte mit einiger Umständlichkeit den Sessel nah an ihr Bett, setzte sich, ergriff ihre Hand, führte sie an seine Stirn und küßte dann lang, beinahe inbrünstig ihre Finger.

Anna sprach zuerst. „Du warst im Garten?" fragte sie.

„Ja, ich war im Garten."

„Ich habe dich von oben herunterkommen gesehen vor einiger Zeit."

„Du sollst lieber gar nichts reden, Anna. Strengt es dich nicht an?"

„Die paar Worte, o nein. Aber du kannst mir ja was erzählen . . ."

Er hielt ihre Hand immer in der seinen und betrachtete ihre Finger. Dann sagte er: „Weißt du eigentlich, daß da oben am Ende des Gartens ein kleines Lusthäuschen steht? Ja, natürlich weißt du . . . ich meine nur, wir haben es nie so recht bemerkt."

„In den ersten Tagen war ich einigemale drin," sagte Anna. „Schön ist es nicht."

„Nein, wahrhaftig."

„Hast du heut vormittag was gearbeitet?" fragte sie dann.

„Was fällt dir ein, Anna."

Sie schüttelte ganz leicht den Kopf. „Und gerade in der letzten Zeit ist es dir so gut damit gegangen."

„Ja, wirklich wahr, Anna, du hast dich sehr rücksichtslos benommen." Er lächelte, sie blieb ernst.

„Du warst gestern in der Stadt?" fragte sie.

„Du weißt ja."

„Hast du Briefe vorgefunden? Ich meine, wichtige?"

„Du sollst gewiß nicht so viel reden, Anna, ich erzähl dir schon alles. Also: Ich hab keine Briefe von Bedeutung vorgefunden. Auch aus Detmold ist keiner gekommen. Dieser Tage geh ich übrigens wieder zu Professor Viebiger. Aber wir können wirklich ein andermal über diese Dinge reden, glaubst du nicht? Und was das Arbeiten anbelangt ... in den Tristan hab ich heute morgens noch ein wenig hineingesehen. Den kenn ich aber jetzt wirklich bis ins kleinste. Ich würde mich getrauen, ihn heut zu dirigieren, wenn's drauf ankommt."

Sie schwieg und sah ihn an.

Er erinnerte sich des Abends, an dem er mit ihr in der Münchner Oper gesessen hatte wie eingehüllt in einen durchsichtigen Schleier von geliebten Klängen. Aber er sprach nichts davon.

Es dämmerte. Die Züge Annas begannen ihm zu verschwimmen.

„Fährst du heute noch in die Stadt?" fragte sie.

Er hatte gar nicht daran gedacht. Jetzt aber war ihm, als winkte damit eine Art von Erlösung. Ja, er wollte hinein. Was konnte er auch hier heraußen noch tun? Aber er antwortete nicht gleich.

Anna begann wieder: „Ich denke, du wirst vielleicht deinen Bruder sprechen wollen."

„Ja, das möcht ich recht gern. Und du wirst wohl bald schlafen?"

„Ich hoffe."

„Wie müd mußt du sein," sagte er, indem er ihre Hand streichelte.

„Nein, es ist etwas anderes. Ich bin so wach ... ich kann dir gar nicht sagen, wie wach ich bin. Mir ist, als wär ich in meinem ganzen Leben nicht so wach gewesen. Und weiß zugleich, daß ich so tief schlafen werde wie noch nie ... wenn ich nur erst die Augen geschlossen habe."

„Ja gewiß wirst du das. Aber nun darf ich doch wohl noch eine Weile bei dir bleiben? Am liebsten möcht ich so lange hier sitzen, bis du eingeschlafen bist."

„Nein, Georg, wenn du da bist, kann ich ja doch nicht einschlafen. Aber bleib nur noch ein bißchen. Das ist schon gut."

Er hielt immer ihre Hand und blickte zum Garten hinaus, der nun ganz im Abendschatten lag.

„Du warst nicht sehr viel im Auhof oben dieses Jahr?" fragte Anna gleichgültig, als gälte es nur irgend etwas zu reden.

„O ja, täglich beinahe. Hab ich dir's denn nicht gesagt? — Ich denke, Else wird James Wyner heiraten und mit ihm nach England gehen."

Er wußte, daß sie nicht an Else dachte, sondern an eine ganz andre. Und er fragte sich: meint sie etwa, — das sei schuld?

Ein lauer Hauch kam von draußen geweht. Kinderstimmen klangen herein. Georg blickte hinaus. Er sah die weiße Bank unter dem Birnbaum schimmern und dachte daran, wie Anna ihn dort oben erwartet hatte, im wallenden Kleid, die fruchtschweren Äste über sich, umflossen vom sanften Wunder ihrer Mütterlichkeit. Und er fragte sich: war es schon damals bestimmt, daß es so enden müßte? Oder war es am Ende schon in dem Augenblick bestimmt, da wir einander zum erstenmal umarmt haben? Die Bemerkung des Professors fuhr ihm durch den Sinn, daß ein bis zwei Prozent aller Geburten so enden. Also seit Menschen geboren wurden, war es so, daß unter hundert einer oder zwei in so sinnloser Weise dahin müssen im selben Augenblick, da sie zum Licht emporgebracht werden! Und so und so viele müssen im ersten Jahre sterben, und so viel in der Blüte ihrer Jugend, und so viel als Männer, und wieder eine bestimmte Anzahl macht ihrem Leben selbst ein Ende, wie Labinski, und bei so und so vielen muß es mißlingen, wie bei Oskar Ehrenberg. Wozu nach Gründen suchen? Irgend ein Gesetz ist wirksam, unbegreiflich und unerbittlich, an dem wir Menschen nicht rütteln können. Wer darf klagen, warum gerade mir das? Widerfährt es nicht ihm, so widerfährt es eben einem andern ... unschuldig oder schuldig wie er. Ein bis zwei Prozent trifft es eben, das ist die himmlische Gerechtigkeit. Die Kinder, die da drüben im Garten lachten, die durften leben. Durften? Nein, sie **mußten** leben, so wie das seine hatte sterben müssen nach dem ersten Atemzug, bestimmt von einer Dunkelheit durch ein sinnloses Nichts hindurch einzugehen in eine andere.

Draußen war die Dämmerung, und im Zimmer war es beinahe schon Nacht. Anna lag still und regungslos. Ihre Hand in der Georgs rührte sich nicht. Aber als Georg sich erhob, sah er, daß ihre Augen offen waren. Er beugte sich nieder, zögerte einen Augenblick, dann legte er den Arm um ihren Hals und küßte sie auf die Lippen, die heiß und trocken waren und seine Berührung nicht erwiderten. Dann ging er. Im Nebenzimmer brannte die Hängelampe über dem Tisch, auf dem früher das tote Kind gelegen hatte. Nun war die grüne Tischdecke ausgebreitet, als wäre nichts geschehen. Die Türe zu dem Zimmer, in dem Frau Golowski wohnte, war geöffnet. Das Licht einer Kerze schimmerte herein und Georg wußte, daß da drin sein Kind den ersten und letzten Schlummer schlief.

Frau Golowski und Frau Rosner saßen nebeneinander auf dem Sofa an der Wand, stumm, wie zusammengekauert. Georg trat zu ihnen. „Der Herr Gemahl ist schon fort?" wandte er sich an Frau Rosner.

„Ja, er ist mit den Herren Doktoren in die Stadt hineingefahren," erwiderte sie und sah ihn wie fragend an.

„Sie ist ruhig," beantwortete Georg ihren Blick. „Ich denke, sie wird fest schlafen."

„Wollen Sie nicht etwas zu sich nehmen?" fragte Frau Golowski. „Seit ein Uhr haben Sie . . ."

„Danke nein. Ich fahre jetzt in die Stadt. Ich möchte meinen Bruder sprechen. Auch erwarte ich Briefe von Wichtigkeit. Morgen früh bin ich wieder da." Er verabschiedete sich, ging in seine Mansarde, holte die Tristanpartitur vom Balkon ins Zimmer herein, nahm Überzieher und Stock, zündete sich eine Zigarette an und verließ das Haus. Er fühlte sich freier, sobald er auf der Straße war. Eine ungeheuere Aufregung lag hinter ihm. Es war in unglücklicher Weise vorüber, aber vorüber war es doch. Und mit Anna mußte es ja gut ablaufen. Freilich da gab es wohl auch den verhängnisvollen Prozentsatz. Aber es war klar, daß nun die Möglichkeit eines schlimmen Ausgangs, gerade nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeitsrechnung viel geringer sein mußte, als wenn das Kind am Leben geblieben wäre.

Mit raschen Schritten durchmaß er die langgestreckte Ortschaft, wollte nichts denken und betrachtete mit absichtlicher Aufmerksamkeit jedes einzelne Haus, an dem er vorbeikam. Sie waren alle niedrig, die meisten recht trübselig und arm. Hinter ihnen, im Abenddunst, stiegen kleine Gärtchen an zu Weinbergen, Äckern und Wiesen. In einem beinahe menschenleeren Wirtshausgarten, an einem länglichen Tisch, saßen ein paar Musikanten und spielten auf Violine, Guitarre und Harmonika einen klagenden Walzer. Später kam er an ansehnlichern Landhäusern vorbei, und durch offene Fenster sah er in anständig erleuchtete Räume, in denen gedeckte Tische standen. In einem freundlichen Gasthausgarten, möglichst weit von den andern nicht sehr zahlreichen Gästen, ließ er sich endlich nieder, nahm seine Mahlzeit und spürte bald eine wohltuende Müdigkeit über sich kommen. Auf der Pferdebahn duselte er in seiner Ecke beinahe ein. Erst als der Wagen durch belebtere Straßen fuhr, fand er sich wieder und entsann sich des Geschehenen mit quälender aber trockener Deutlichkeit. Er stieg aus und durch die feuchte Schwüle des Stadtparks begab er sich nach Hause. Felician war nicht daheim. Auf dem Schreibtisch fand er ein Telegramm liegen. Es war aus Detmold und lautete: „Wir ersuchen höflichst um Nachricht, ob es Ihnen möglich wäre, innerhalb der nächsten drei Tage bei uns einzutreffen. Doch wolle diese Einladung vorläufig als für beide Teile unverbindlich hinsichtlich weiterer Entschließungen angesehen werden. Reisekosten werden in jedem Falle ersetzt. Hochachtungsvoll Hoftheaterintendanz." Daneben lag das rötliche Blankett für die Antwort.

Georg war enerviert. Was sollte er nun erwidern? Das Telegramm deutete offenbar darauf hin, daß eine Kapellmeisterstelle erledigt war. Sollte er um Aufschub ersuchen? Nach acht Tagen könnte er wohl zu einer Be-

sprechung hin und gleich wieder zurückfahren. Es strengte ihn an, darüber nachzudenken. Zum mindesten hatte die Angelegenheit bis morgen früh Zeit. Und wenn das schon zu spät war, so hatte sich am Ende noch immer nichts wesentliches geändert. Als Gast war er jedenfalls willkommen, das wußte er ja schon. Es war vielleicht besser, sich nicht zu binden ... sich irgendwo noch ohne Verpflichtung und Verantwortung einzuarbeiten und dann für das nächste Jahr gerüstet, fertig dazustehen. Aber was waren das für nichtige Erwägungen, gegenüber der ungeheuern Sache, die sich heute in seinem Leben ereignet hatte. Er nahm den Malachit und stellte ihn auf das Telegramm. Was jetzt . .? fragte er sich. In den Klub gehen und Felician aufsuchen? Das war ja doch nicht der Ort, ihm die Sache mitzuteilen. Es war schon das beste daheim zu bleiben und ihn zu erwarten. Es war sogar ein wenig verlockend, sich gleich auszukleiden und zur Ruhe zu legen. Aber er hätte ja doch nicht schlafen können. So kam er auf die Idee, endlich wieder einmal unter seinen Papieren ein bißchen Ordnung zu machen. Er öffnete eine Schreibtischlade, sichtete Rechnungen und Briefe und trug Anmerkungen in sein Notizbuch ein. Die Geräusche der Straße kamen durchs offene Fenster wie von fern. Er dachte daran, wie er im vorigen Sommer, nach des Vaters Tod an derselben Stelle Briefe seiner verstorbenen Eltern gelesen hatte und das gleiche Geräusch der Stadt, der gleiche Duft des Parks zu ihm hereingeströmt war wie heute. Das Jahr, das seither verflossen war, dehnte sich in seinem müden Sinn zu Ewigkeiten, wurde dann wieder zu einer kurzen Spanne Zeit, und in seiner Seele raunte irgendetwas: wozu ... wozu. Sein Kind war tot. Draußen am Sommerhaidenweg auf dem Friedhof wird es begraben sein, dort wird es ausruhen in geweihter Erde von dem mühevollen Weg, der ihm zu gehen bestimmt war, von einer Dunkelheit durch ein sinnloses Nichts in die andere. Unter einem kleinen Kreuze wird es liegen, als hätte es ein Menschenlos durchlebt und durchlitten ... Als hätte es gelebt? Es hatte ja wirklich gelebt, von dem Augenblick an, da sein Herz im Leib der Mutter zu klopfen angefangen. Nein, früher schon ... von dem Augenblick an, da seiner Mutter Leib es empfangen, hatte es dem Reich des Lebendigen zugehört. Und Georg dachte daran, wieviel Menschenkindern es bestimmt war, noch viel früher wieder dahinzugehen als dem seinen, wie viele, gewünschte und ungewünschte, in den ersten Tagen ihres Lebens sterben, ohne daß die eigenen Mütter es nur ahnen. Und während er so vor seinem Schreibtisch mit geschlossenen Augen hindämmerte, zwischen Schlafen und Wachen, sah er lauter schimmernde Kreuze ragen auf winzigen Hügeln, als wär es ein Friedhof aus einer Spielereischachtel, und eine rötlich-gelbe Puppensonne glänzte darüber hin. Mit einmal aber bedeutete dies Bild den Friedhof von Cadenabbia. Georg saß wie ein kleiner Knabe auf der steinernen Umfassungsmauer und wandte plötzlich den Blick zur See hinab. Da trieb in einem sehr langen, schmalen Kahn unter schwefelgelben Segeln, mit einem grünen Schal um die Schultern,

bewegungslos auf der Ruderbank sitzend, eine Frau, deren Antlitz zu erkennen er sich vergeblich und beinahe schmerzlich bemühte.

Die Klingel tönte. Georg fuhr auf. Was war das? Ach ja, es war niemand da, um aufzuschließen. Der Diener war seit erstem entlassen und die Portiersfrau, die jetzt die Brüder bediente, war um diese Zeit nicht in der Wohnung. Georg ging ins Vorzimmer und öffnete. Heinrich Bermann stand auf dem Flur. „Ich sah von unten Licht in Ihrem Zimmer," sagte er. „Es war ein guter Einfall von mir, zuerst an Ihrem Haus vorüber zu gehen. Eigentlich wollte ich zu Ihnen aufs Land hinausfahren."

Spricht er wirklich so erregt, dachte Georg, oder klingt es mir nur so? Er bat ihn einzutreten und Platz zu nehmen.

„Danke, danke, ich gehe lieber auf und ab. Nein, schalten Sie die obere Flamme nicht ein, die Schreibtischlampe genügt. — Im übrigen — wie geht es bei Ihnen draußen?"

„Heute nachmittag ist das Kind zur Welt gekommen," erwiderte Georg ruhig. „Aber leider war es tot."

„Totgeboren?"

„Ich weiß nicht, ob man es so nennen kann," entgegnete Georg bitter lächelnd, „denn einen Atemzug soll es getan haben, sagt der Arzt. Drei Tage lang haben die Wehen gedauert. Es war schrecklich. Nun ist es vorbei."

„Tot. Das tut mir aber sehr leid, glauben Sie mir." Er reichte Georg die Hand.

„Es war ein Knabe," sagte Georg, „und merkwürdigerweise sehr schön, anders als Neugeborene sonst auszusehen pflegen." Er erzählte auch dann, wie er sich eine ganze Weile in einem ungastlichen Gartenhaus aufgehalten hatte, das er früher nie betreten, und wie seltsam sich die Beleuchtung der Landschaft mit einemmal verändert hatte. „Es war ein Licht," sagte er, „wie es Gegenden zuweilen im Traum haben, ganz unbestimmt, . . . dämmerhaft, . . . aber eher traurig." Während er sprach, wußte er, daß er Felician die ganze Sache anders erzählen würde.

Heinrich saß in der Ecke des Diwans und ließ den andern reden. Dann begann er: „Es ist sonderbar, all das ergreift mich natürlich sehr, und doch . . . es beruhigt mich zugleich."

„Beruhigt Sie?"

„Ja. Als wären nun gewisse Dinge, die ich leider befürchten muß, mit einemmal weniger wahrscheinlich geworden."

„Was für Dinge?"

Ohne auf ihn zu hören sprach Heinrich weiter, mit zusammengepreßten Zähnen. „Oder ist es nur deshalb so, weil ich dem Schmerz eines andern gegenüberstehe? Oder gar nur, weil ich wo anders bin, in einer fremden Wohnung? Das wäre schon möglich. Haben Sie nicht bemerkt, daß sogar der eigene Tod einem gleich wie etwas höchst unwahrscheinliches vorkommt,

wenn man zum Beispiel auf Reisen ist; manchmal schon auf einem Spaziergang? Solchen unbegreiflichen Selbsttäuschungen ist der Mensch unterworfen." Er war aufgestanden, zum Fenster getreten, hatte das Gesicht abgewandt. Georg an den Schreibtisch gelehnt, wartete ahnungsvoll, was er hören sollte. Nach ein paar Sekunden, als hätte er Fassung gewonnen, wandte Heinrich sich um, blieb aber am Fenster stehen, beide Hände rückwärts auf die Brüstung gestützt und sagte kurz und hart: „Es besteht nämlich die Möglichkeit, daß die junge Dame, die Sie neulich bei mir flüchtig kennen gelernt haben, einen Selbstmord verübt hat. Bitte machen Sie kein so erschrockenes Gesicht. Sie wissen, es war schon in manchen ihrer Briefe zu lesen, daß sie es tun will."

„Nun also", sagte Georg.

Heinrich hob abwehrend die Hand. „Ich habe es ja auch niemals ernst genommen. Heute morgens aber kam ein Brief, der, wie soll ich nur sagen, einen unheimlichen Klang von Wahrheit hatte. Es steht eigentlich auch nichts anderes drin, als was sie mir schon zehn oder zwanzigmal geschrieben hat, aber der Ton .... der Ton .... kurz und gut, ich bin so gut wie überzeugt, daß es diesmal geschehen ist. Daß es vielleicht in diesem Augenblick schon ...." er hielt inne und starrte vor sich hin.

„Nein Heinrich." Georg trat zu ihm hin und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Nein", fügte er kräftiger hinzu, „ich glaube es absolut nicht. Ich habe sie ja gesprochen, vor ein paar Wochen erst. Sie wissen ja. Und da hatte ich durchaus nicht den Eindruck .... Ich habe sie auch Komödie spielen gesehen ... wenn Sie sie spielen gesehen hätten, in dieser frechen Posse, so würden Sie auch nicht daran glauben, Heinrich! Sie will sich nur an Ihnen rächen, für Ihre Grausamkeit. Unbewußt vielleicht. Sie ist ja wahrscheinlich selbst manchmal davon überzeugt, daß sie nicht weiter leben kann, aber da sie es bis heute ausgehalten .... Ja wenn sie es gleich getan hätte ..."

Heinrich schüttelte ungeduldig den Kopf. „Hören Sie Georg, ich habe an das Sommertheater telegraphiert. Ich habe angefragt, ob sie noch dort ist, etwa so, als wenn es sich um eine Rolle für sie handelte, Probeaufführung eines neuen Stücks von mir, oder dergleichen. Ich habe zu Hause gewartet — bis jetzt ... aber es ist noch keine Antwort da. Kommt keine, oder keine genügende, so werde ich auf alle Fälle hinfahren."

„Ja warum haben Sie nicht einfach angefragt, ob sie ..."

„Ob sie sich umgebracht hat? Man will sich doch nicht blamieren, Georg! Da hätt ich mich ja ungefähr jeden dritten Tag erkundigen können ... Das hätte allerdings eines gewissen grotesken Humors nicht entbehrt."

„Nun sehen Sie, Sie glauben ja selbst nicht dran."

„Ich will jetzt nach Hause, schauen, ob ein Telegramm da ist. Adieu Georg. Verzeihen Sie mir. Ich hab es nämlich daheim nicht mehr ausgehalten ....

Es tut mir wirklich sehr leid, daß ich Sie in einer solchen Stunde mit meinen Angelegenheiten belästigt habe. Nochmals, verzeihen Sie . . ."

„Sie wußten ja nicht . . . Und auch wenn Sie gewußt hätten . . . Bei mir ist es ja doch . . . . . so zu sagen eine abgeschlossene Geschichte. In meiner Angelegenheit ist leider absolut nichts mehr zu tun." Er blickte angestrengt zum Fenster hinaus, über die Wipfel der Bäume, zu den dunkeln Türmen und Dächern, die aus dem matt rötlichen Glanz der abendlichen Stadt emporstiegen. Dann sagte er: „Ich begleite Sie, Heinrich. Ich kann ja zu Hause doch nichts anfangen. Das heißt — wenn Ihnen meine Gesellschaft nicht unangenehm ist."

„Unangenehm? . . . Georg! . ." Er drückte ihm die Hand.

Sie gingen. Anfangs spazierten sie längs des Parks und schwiegen. Georg erinnerte sich seines Spazierganges mit Heinrich durch die Praterallee, im vorigen Herbst und gleich darauf kam ihm der Maienabend ins Gedächtnis, an dem Anna Rosner im Waldsteingarten erschienen war, später als die andern, und Frau Ehrenberg ihm zugeflüstert hatte: „Die hab ich für Sie eingeladen." Ja für ihn! Wäre jener Abend nicht gewesen, so wäre Anna nicht seine Geliebte geworden und nichts von allem, woran er heute trug, wäre geschehen. Oder war auch hier irgend ein Gesetz am Werke? Gewiß! Es müssen wohl jedes Jahr so und so viel Kinder zur Welt kommen, und eine Anzahl darunter außer der Ehe. Und die gute Frau Ehrenberg hatte sich eingebildet, daß es in ihrem Belieben gestanden hatte Fräulein Anna Rosner einzuladen für den Freiherrn von Wergenthin!

„Anna befindet sich doch außer Gefahr?" fragte Heinrich.

„Ich hoffe", erwiderte Georg. Dann sprach er von den Schmerzen, die sie gelitten, von ihrer Geduld und ihrer Güte. Er hatte das Bedürfnis sie als vollkommenen Engel darzustellen; als könnte er damit etwas sühnen, was er gegen sie verschuldet hätte.

Heinrich nickte. „Sie scheint wirklich eine von den wenigen Frauen, die zur Mutterschaft bestimmt sind. Es ist nämlich nicht wahr, daß es viele von der Art gibt. Kinder zu kriegen — dazu sind sie ja alle da, — aber Mütter zu sein! Und gerade sie mußte das erleiden! Es ist mir eigentlich nie in den Sinn gekommen, daß so etwas eintreten könnte."

Georg zuckte die Achseln. Dann sagte er: „Ich hatte erwartet Sie noch einmal draußen zu sehen. Ich glaube Sie versprachen mir sogar etwas dergleichen, als Sie vor acht Tagen mit Therese zusammen bei uns genachtmahlt haben."

„Ach ja, wie wir uns so furchtbar gezankt haben, Therese und ich. Auf dem Heimweg ist es noch ärger geworden. Zum lachen. Wir gingen nämlich zu Fuß bis in die Stadt. Die Leute, die uns begegneten, müssen uns unbedingt für ein Liebespaar gehalten haben, so fürchterlich haben wir uns gestritten."

„Und wer hat am Ende recht behalten?"

„Recht? Kommt das jemals vor, daß einer recht behält? Man diskutiert doch nur, um sich selbst, und nie um den andern zu überzeugen. Denken Sie nur, wenn Thereſe am Ende eingeſehen hätte, daß ein vernünftiger Menſch ſich nie und nimmer einer Partei anſchließen kann! Oder wenn ich ihr hätte zugeſtehen müſſen, daß meine Parteiloſigkeit einen Mangel an Weltanſchauung bedeute, wie ſie behauptete! Wir hätten uns beide ſofort totſchießen können. Was ſagen Sie übrigens zu dieſem Gerede von Weltanſchauung? Wie wenn Weltanſchauung etwas anderes wäre, als der Wille und die Fähigkeit die Welt wirklich zu ſehn, das heißt, anzuſchauen, ohne durch eine vorgefaßte Meinung verwirrt zu ſein, ohne den Drang, aus einer Erfahrung gleich ein neues Geſetz abzuleiten, oder ſie in ein beſtehendes einzufügen. Aber den Leuten iſt Weltanſchauung nichts, als eine höhere Art von Geſinnungstüchtigkeit — Geſinnungstüchtigkeit innerhalb des Unendlichen ſozuſagen. Oder ſie ſprechen von düſterer und heiterer Weltanſchauung, je nach der Färbung, in der ihnen die Welt kraft ihres Temperaments und zufälliger perſönlicher Erlebniſſe erſcheint. Menſchen mit offenen Sinnen haben Weltanſchauung und beſchränkte nicht. So ſteht die Sache. Man muß wahrhaftig kein Philoſoph ſein, um Weltanſchauung zu haben ... vielleicht darf man's nicht einmal ſein. Jedenfalls hat Philoſophie mit Weltanſchauung nicht das geringſte zu tun. Von den Philoſophen hat gewiß jeder bei ſich gewußt, daß er nichts anderes vorſtellt, als eine Art von Dichter. Kant hat an das Ding an ſich geglaubt und Schopenhauer an die Welt als Wille und Vorſtellung, wie Shakeſpeare an Hamlet und Beethoven an die Neunte. Sie haben gewußt, daß nun ein Kunſtwerk mehr auf der Welt war, aber ſie haben ſich gewiß nicht eingebildet, daß ſie eine endgültige ‚Wahrheit' entdeckt hätten. Jedes philoſophiſche Syſtem, wenn es Rhythmus und Tiefe hat, bedeutet einen Beſitz mehr auf Erden. Aber was ſoll es denn an dem Verhältnis eines Menſchen zur Welt ändern, der ſelbſt mit offenen Sinnen begnadet iſt?" Er ſprach weiter immer erregter, geriet, wie es Georg erſchien, ins Fieberhaft-verworrene. Georg erinnerte ſich daran, daß Heinrich einmal ein Ringelſpiel erfunden hatte, das ſich über den Erdboden höher und immer höher in Spiralen drehen ſollte, um endlich in einer Turmſpitze zu enden.

(Schluß folgt)

# Das Tropenaquarium/ von J. v. Uexküll

Es gibt zwei kleine, wahre, moderne Geschichten, die beide von einem Waschbottich handeln und die einzeln bloß unbedeutende Anekdoten sind, zusammen aber eine tiefe Lehre enthalten.

Ein kleines hessisches Bauernmädel fragt seinen Bruder: „Wo hat der Vater den neuen Waschbottich her?" „Ach," sagt das Brüderlein, „er ist bloß tiefer in den großen Wald hineingegangen, da gibt es einen Baum, an dem die Waschbottiche an den Zweigen hängen, wie in unserem Garten die Äpfel."

Und die zweite Geschichte handelt von einem kleinen berliner Dienstmädchen, das nach Hause kam und der Hausfrau erzählte, wie die Waschbottiche „jemacht werden, habe ich heute jesehen. Aber wie wird denn das Holz jemacht?" „Das Holz", antwortet die Hausfrau, „das nimmt man von den Bäumen, wie sie draußen im Tiergarten stehen". „Aber wo macht man denn die Bäume," erwiderte die Kleine. „Die werden gar nicht gemacht, die wachsen von selbst." „Ach was," antwortete die kleine Berlinerin, „irgendwo werden die auch schon jemacht werden."

Leben sie nicht in zwei verschiedenen Welten, so entfernt wie der Mars von der Erde, diese beiden kleinen deutschen Kinder, der hessische Bauernbursch und das Berliner Stadtmädchen? In der einen Welt entsteht alles von selbst und in der andern wird alles gemacht.

In einer Gemäldeausstellung steht ein junges Paar vor zwei Bildern neuer deutscher Schulen. „Sieh dieses Bild hier," sagt der Herr, „wie ist das wunderbar gemacht. Jeder Fleck sitzt an seiner Stelle, kalte und warme Töne in wechselvollem kräftigen Gegensatz." Und sie antwortet: „Was geht mich die Technik an. Hier in diesem Bilde erlebe ich, wie das Bild aus der Seele des Künstlers entstanden ist."

Wieder die beiden Welten. Ihre Bewohner sind gezwungen neben- und durcheinander zu leben. Sie verstehen sich nie. In der Welt, wo alles entsteht sind die Leute, die sich mit dem Machen der Dinge abgeben, lächerlich. Sie sind blind und sehen das Wesentliche nicht, den Zusammenhang des großen wunderbaren Gesamtwerdens.

In der Welt, in der alles gemacht wird, sind die Leute, die auf das Entstehen warten, unglücklich. Denn von allen Seiten ruft man ihnen zu: „Seid doch keine Träumer, keine Faselhänse, greift zu und macht etwas Neues!"

Willst du erfahren, in welcher der beiden Welten deine Freunde leben, so brauchst du sie nur zu fragen: ob sie an den Fortschritt glauben. Fortschritt gibt es nur dort, wo Dinge besser oder schlechter gemacht werden. In der Welt, wo alles entsteht, ist alles gleich vollkommen. Dort glaubt man auch nicht an Fortschritt.

Die Dampfmaschinen von heute sind sicher besser als die vor 50 Jahren, aber ein Ei ist weder besser noch schlechter als eine Henne.

Eine zeitlang hat man es versucht, auch in die Welt des Naturgeschehens den Fortschritt hineinzubringen. Man sagte sich vor Jahrmillionen hat es nur einfache kleine Lebewesen auf der Erde gegeben, und jetzt gibt es große und vielgestaltige Tiere und Pflanzen. Also ist ein riesiger Fortschritt vorhanden. Die ersten einfachen Strukturen haben nach und nach immer reichere Strukturen gebaut, und nach vielen Mißgriffen ist schließlich die menschliche Struktur gemacht worden.

Es wurde eine Stufenleiter der Tiere aufgebaut. Von der Amöbe durch alle Tierarten hindurch bis zum Säugetier. Und dann die Behauptung aufgestellt, der Kampf ums Dasein habe dauernd für die Erhaltung der besseren Strukturen gesorgt, und dadurch den Fortschritt verbürgt. Das ist in der Tat die richtige Lehre für die Leute, die glauben wollen, daß alles „jemacht" wird.

Aber die Leute, die in der Welt leben, in der alles entsteht, sehen die gleichen Dinge ganz anders an. Sie können beim besten Willen keine besseren oder schlechteren Strukturen finden. Im Gegenteil ist jedes Tier, mag es einfach oder kompliziert sein, gleich vollkommen in seine Umwelt eingepaßt. Die Umwelt der einfachen Tiere ist einfach, und diejenige der vielseitigen Tiere vielfältig. Umwelt und Tier bedingen sich gegenseitig. Sie sind zusammen da, und eines gewinnt nur Sinn durch das andere. Das Fell des Eisbären hat nur einen Sinn im Schnee Grönlands und der Springfuß des Känguruh gehört zu den Steppen Australiens. In vergangenen Erdepochen, da es andere klimatische und Vegetationsbedingungen gab, gab es auch andere Tiere; der Ichthyosaurus schwand mit den Sümpfen der Kreidezeit.

Während alle Bewegungswerkzeuge der Tiere durch die Umgebung geformt zu sein scheinen: die Flosse durch das Wasser, der Flügel durch die Luft, so formen ihrerseits alle Sinneswerkzeuge die Umgebung. Von all den zahllosen Wirkungen der Außenwelt wählt jedes Sinnesorgan jedes Tieres die für ihn passende Reizanzahl aus. Tausende von mechanischen und chemischen Vorrichtungen gibt es, die dafür sorgen, daß nur ganz bestimmte auserlesene Reize der Außenwelt eindringen. Sie allein schaffen die Umwelt des Tieres. Nur was zum Leben wichtig ist, dringt bis zum Nervensystem und erzeugt dort den Impuls, der die passenden Bewegungswerkzeuge in passender Weise bewegt.

Ebenso unlösbar durch Wechselwirkung verknüpft, ist die Amöbe mit dem Wassertropfen, wie die Forelle mit dem Fluß und der Hai mit dem Meer. Keiner ist besser, keiner ist schlechter. Alle sind sie mit ihrer Umgebung entstanden und werden mit ihr verschwinden.

Wie ist das zu verstehen?

Eine allgemeine Lebenssubstanz liegt allem Leben zugrunde. Aus ihr entstehen alle einzelnen Tiere, sie selbst aber wird unverändert von Generation zu Generation weitergegeben. Sie scheint die Fähigkeit zu besitzen sich den verschiedensten

Bedingungen anzupassen, denn sie vermochte es in den heißen Sümpfen der Vorzeit die riesigen phantastischen Reptilien zu schaffen, wie in der Neuzeit den Malariaparasiten des Menschen, der zwei Wirte braucht, um sein verderbliches Dasein zu führen. Überall passen Verfolger und Verfolgter zusammen, Wirt und Parasit, Pflanze und Tier und beide zum Erdboden.

Wo die Möglichkeit einer neuen Existenz vorhanden ist, entsteht eine neue Existenz. Sie entsteht aus diesem unheimlichen unerforschlichen Urgrund, den wir lebendige Substanz nennen. Nichts wird gemacht, alles entsteht. Ist ein Fortschritt vorhanden? Ebensowenig oder ebensoviel wie vom Ei zur Henne. Das Ei ist zwar selbst strukturlos, aber es birgt alle Möglichkeiten der Struktur der Henne. So ist die Lebenssubstanz strukturlos, aber sie birgt die Möglichkeit aller Strukturen überhaupt. Und ist die Möglichkeit zu neuer Bildung auch äußerlich gegeben, so wird sie gebildet. Kann man da von einem andern Fortschritt reden, als von der fortschreitenden Durchbildung des einzelnen Individuums! Wohl kaum. Alles entsteht zu seiner Zeit und an seinem Orte. So sieht es aus in der Welt, in der alles entsteht.

In diese Welt ist aber die moderne Naturwissenschaft zurückgekehrt. „Ein Tier ist ein bloßes Geschehnis", sagt ein führender amerikanischer Forscher. Jedes Tier, jede Pflanze ist nur ein Erlebnis der lebenden Substanz. Und diese Erlebnisse bilden gemeinsam das große Gesamterlebnis, das wir Natur nennen. Diese Harmonie der Natur, das Zusammenklingen aller Einzelheiten zu einem großen Ganzen, das sich über Raum und Zeit erstreckt, ist wieder zum Hauptproblem der Naturwissenschaft geworden.

Die Entwickelungslehre war bloß ein ärmliches Auskunftsmittel, weil sie die Fülle des Naturgeschehens nicht zu fassen vermochte, und nur diejenigen befriedigte, die da glauben, daß überall eines nach dem andern gemacht wird, während gerade das wunderbare Zugleichsein der so genau und intim ineinandergreifenden Einzelheiten das Problem bildet.

Die Schale der Meeresschnecke dient ihrer Erzeugerin solange sie lebt als Wohnraum. Ist die Schnecke abgestorben, so wird die Schale zum passenden Wohnsitz des Einsiedlerkrebses, der ohne sie gar nicht existieren kann. Wir können jeden beliebigen Krebs beliebig oft in ein Schneckenhaus tun, er wird deshalb doch nicht sein Hinterende in einen weichen Sack verwandeln mit Haftapparaten für die Schneckenschale. Was sollen uns also diese lächerlichen Ammenmärchen von dem Krebs der sich der neuen Wohnung anpaßt.

Kein Tier zeigt das Bestreben sein Existenzzentrum in einen anderen Wirkungskreis zu verlegen, jedes ist vollkommen in seine Umgebung eingepaßt. Aber die lebende Substanz zeigt die Fähigkeit alle Lücken auszufüllen durch Erschaffen neuer Existenzen.

Die Reihenfolge der immer neu entstehenden Tierarten im Laufe der Erdgeschichte ist ebensowenig ein mechanisches Problem, wie die Folgen der Ent-

wickelungsstadien in jedem einzelnen Tier. Beide Reihen entstammen der gesetzmäßigen Initiative der lebenden Substanz.

Die Lebensgesetzmäßigkeit ist aber niemals eine bloß mechanische, die nur Ursache und Wirkung kennt, sondern immer eine solche, die ihre Beziehungen vom Teil zum Ganzen schlingt. Diese Beziehungen, die wir ja auch aus unseren Kunstprodukten, Maschinen und Häusern kennen, müssen angeschaut werden, um verstanden zu werden. Die Tiere aber sind Übermaschinen, deren Teile auch der Zeit nach zusammenpassen, wie die Töne in einer Melodie. Darin besteht die wunderbare Gesetzmäßigkeit des Entstehens, daß die Form des fertigen Tieres ebenso vom Keim bedingt ist, wie sie selbst den Keim bedingt. Ziel und Anfang benehmen sich wie zwei gleichzeitig vorhandene Maschinenteile.

Wenn man eine Maschine in immer kleinere Teile zerlegt, so kommt man bald auf den ungegliederten toten Stoff, der mit der Maschine nichts mehr gemein hat. Zergliedert man dagegen einen Organismus, so kommt man schließlich auf die lebendige Substanz, als das letzte Element, das keine Gliederung aufweist und dennoch alle Lebenseigenschaften des ausgebildeten Tieres besitzt. Das ungegliederte Grundelement ist bei der Maschine etwas *Totes* und beim Organismus etwas *Lebendiges*. Aus dem toten Stoff muß die Maschine *gemacht* werden, aus dem lebendigen Stoff *entsteht* der Organismus.

Denken wir uns einen Augenblick, unsere Häuser entstünden ebenso wie die Tiere. Dann wird jedes Haus an verborgenster Stelle ein wenig Urbrei hüten. Wird ein Tröpfchen dieses Urbreis in die Erde gesenkt, so entsteht aus ihm der Hauskeim, der sich in ein Mauerblatt und ein Zimmerblatt spaltet. Das Zimmerblatt senkt sich in das Mauerblatt hinein. Es entsteht eine kleine Höhle, gleich den Höhlen, in denen unsere Vorväter lebten. Aber das ist nur ein vorübergehendes Stadium. Im Mauerblatt legt sich als solider Strang die Treppe an, die dann in das Innere sinkt und die Teile des Zimmerblattes, das sich bereits in mehrere Etagen gespalten hat, verbindet. Und so weiter, bis alle Teile außen und innen fix und fertig sind. Überall aber finden sich noch Spuren des Urbreies vor, die fähig sind, etwaige Reparaturen auszuführen. Lebten wir in einer Stadt, die aus solchen Häusern besteht, dann hätten wir uns niemals von der Natur entfernt, dann wären all unsere Häuser Organismen und keine Maschinen. Denn nur die Maschinen werden gemacht, die Organismen aber entstehen.

Draußen in der Natur entsteht alles. Hier in der Stadt wird alles gemacht. Darin erkennen wir auch den Grund, warum das berliner Mädchen und der hessische Bauernbursch sich niemals verständigen können und mit ihnen wie viele Andere.

Eine kurze Spanne Zeit von 50 Jahren hat man geglaubt, man könne die Natur ebenso begreifen wie die Maschinen. Dieser kurze Rausch ist

wieder vorbei. Von der Lehre Darwins ist kein Stein auf dem andern geblieben. Und gar das biogenetische Dogma Haeckels, dem zufolge wir in unserer individuellen Entwickelung die Ahnenreihe wiederholen sollen! Wo findet sich noch so viel frommer Glauben, um diesen abenteuerlichen Wahn hinzunehmen?

Wenn unsere Häuser ebenso entstünden wie die Organismen und wir jede Phase ihrer Entstehung mit allen physikalischen und chemischen Hülfsmitteln verfolgen könnten, so würden wir dennoch das Entstehen einer Struktur aus dem Strukturlosen nicht als eine bloße Folge von Ursache und Wirkung begreifen können. Und ebenso steht es mit der Natur. Sie ist mechanisch nicht zu begreifen.

Es ist keine beneidenswerte Lage, in der sich die Biologie heutzutage befindet. Sie hat mehr versprochen, als sich verantworten läßt. Sie hat die mechanische Begreifbarkeit der Natur behauptet und muß nun diese Behauptung zurückziehen.

Im Siegestaumel hatte man geglaubt, das Geheimnis der Natur gelöst zu haben. Man sah plötzlich die Möglichkeit, an Stelle der Mystik die Erkenntnis zu setzen. Eine neue reine Verstandsreligion sollte in den Schulen und Kirchen gepredigt werden. Der Mensch war in eine neue Weltepoche eingetreten.

Das alles ist nun vorbei. Die alte Sphinx hat wieder über uns gelacht.

Aber eine Frucht hat diese Zeit des Irrtums doch gezeitigt. Das Interesse für die Natur ist allgemein geweckt worden. Dieses Interesse darf nicht erkalten. Jetzt umsoweniger, da wir wieder erkannt haben, welch ein Gegensatz zwischen Maschine und Organismus besteht. Die Heimat der Organismen ist die Natur und nicht das Gemachte. Deshalb ist der Großstädter heimatlos, weil man die Natur meilenweit von ihm entfernt. Es ist eine der größten Kulturaufgaben, ihn der Natur wieder nahe zu bringen. Lehren läßt sich die Natur nun einmal nicht. Man muß sie selbst anschauen. Anschauen in ihren lebendigen Wechselwirkungen zwischen Organismus und Umwelt. Man muß sie selbst belauschen können im geheimnisvollen Werdegang von Larve zum Tier.

Wenn man den Großstädter nicht in die Natur bringen kann, so muß man die Natur zu ihm bringen. Das hat man bereits versucht, durch die Errichtung zoologischer Gärten. Aber die heimatlosen Tiere hinter ihren Käfigen in fremder Luft auf fremdem Boden gleichen mehr Gespenstern als lebenden Wesen. Daß ihr Bau, ihre Farbe, ihre Gangart, einen Sinn hat, weil das alles auf eine bestimmte Umwelt angepaßt ist, das kann niemand erraten.

Es eignen sich, wie leicht verständlich, weder Land- noch Lufttiere dazu, ohne Verlust ihrer Lebensbedingungen verpflanzt zu werden. Nur bei den Wassertieren ist solches möglich. Speziell die Meerestiere kann man mit ihrer

Umgebung in Aquarien verpflanzen, ohne sie dadurch in ein Gefängnis zu setzen. Neben diesem ungeheuren Vorteil, der es erst ermöglicht, Natur zur intimen Anschauung zu bringen, kommt ein zweiter Vorteil des Aquariums gegenüber dem zoologischen Garten zum Vorschein. Im zoologischen Garten gibt es nur zwei Klassen von Tieren: Säugetiere und Vögel. Das Aquarium aber kann über 20 Klassen beherbergen, es ist also an Formenreichtum dem zoologischen Garten ganz außerordentlich überlegen.

## Das Aquarium

Nehmen wir an, das Aquarium stünde bereits fertig da, mitten in der Großstadt, die Wunder der Tiefe bergend. Eine Hülfsstation in Madeira und eine zweite in Boulogne sorgt dafür, daß steter Nachschub bereit ist. Der Transport der Meeresbewohner ist um vieles leichter zu bewerkstelligen, als die Überführung der tropischen Säugetiere, nur muß er häufiger geschehen. Die tropischen Seetiere brauchen ein wenig wärmeres Wasser als die nördlichen Seetiere, was ja leicht zu beschaffen ist.

Wir treten über die Schwelle des Aquariums. Rings um einen großen Lichthof führt ein weiter gewölbter Gang, der in farbigem Dämmerlicht liegt. Der Gang erhält sein Licht durch die großen Aquarienscheiben, hinter denen sich das glühende Leben des atlantischen Ozeans abspielt.

Eine Korallenbank erschließt sich unseren Blicken, einer schwefelgelben Tropfsteinhöhle gleichend. Hunderte von kleinen absonderlichen Fischen tummeln sich im Schutz der gelben Blüten umher, die wie Brennesseln brennen.

Nebenan sehen wir Schwämme in vollen saftigen Farben erglühen. Tiefblaue, ziegelrote, schwefelgelbe breite Büschel, neben denen sich zartere weiße und schwarze drängen.

Dann folgen die Seeanemonen und Seerosen, wie stämmige Palmen mit grün- oder rotschillernden Wedeln, über denen sich Medusen, die stummen Glocken des Meeres in leichtem Rhythmus bewegen. In ewiger Bläue, selbst vom durchsichtigsten Blau, schwebend zu atmen, ungefährdet, unbekümmert dünkt ein beneidenswertes Schicksal zu sein.

Daneben sehen wir die weißen, grauen, schwarzen Seegurken, den Trepang der Chinesen, teils faul im Sande gelagert, teils an der Glaswand mit kleinen Saugfüßchen emporkletternd, ein zierliches Hirschgeweih vorantragend. Dazwischen schön gemusterte Seesterne, auf denen, wie die Neger glauben, der königliche Oktopus thront.

Dann, ein Ausruf des Entzückens! „Das sind die tropischen Seeigel." Orangerote und purpurne stachelige Kugeln mit leuchtend blauen Knopfreihen huschen wie Mäuschen über den festen Sand. Gefährliche, langstachelige, rote Gesellen nähern sich langsam dort, an jedem ihrer tausend Stacheln eine in Gift getauchte Lanzenspitze tragend. Große, schwarz und weiß gefleckte Kastanien sitzen in jener Ecke und bewegen ihre Stacheln jedem Schatten

folgend. In ihrem Stachelwald leben kleine schwarz und weiß gestreifte Fischchen, die geschickt ein- und ausschlüpfen.

Hurtig über den Sand schnellen sich dort zierliche Sterne mit fünf schlangengleichen Armen den Boden schlagend. Andere mit blattartigen Flossen rudern frei schwimmend von Stein zu Stein. Wieder andere rubinrot und grasgrün getupft strecken ihre langen dünnen Arme weit ab und strudeln mit leisem Wedeln sich kleine Beutetiere herbei, die dann von zwei Reihen Saugfüßchen blitzartig im Zickzack zum Munde geführt werden. Andere schaukeln wie Blumen auf hohen Stengeln. Andere haben sich großen Medusen auf ihren weiten Reisen anvertraut, festgehakt in die flätternden Bänder dieser nimmermüden Seefahrer. Aber alle vermögen bei feindlichem Angriff den gefährdeten Arm abzuwerfen und dem Verfolger zu entgehen.

Die Muscheln. — Wer nur die Auster kennt, wird sich hier kaum zurecht finden. Riesige silbergraue, doppelschalige Dreiecke stecken mit ihrem spitzen Winkel im Sande. In ihrem Innern tummelt sich ein winziger Krebs, für den diese Schalen die Welt einschließen. Am Boden hüpfen mit hornigem Sporn emporschnellend, braune Gesellen, ihre starken Schalen wie Käferflügel breitend. Vom Sonnenstrahl verlockt, beginnt die Pilgermuschel, die schön gerippte, der Kamm des hl. Jakob, ihren schwerfälligen Flug, mit hundert Augen im Sonnenlichte funkelnd. Dazwischen flattern anmutig und farbenfreudig Seeschmetterlinge umher. Gleich einem Reichspostdampfer schüttelt Carinaria ihre Schraube und steuert schnell und sicher durch das Wasser. Ihre Schiffswände aber sind durchsichtig wie Glas und enthüllen die zauberhafte Maschinerie unseren Blicken. An den Wänden kriechen langsam farbenprächtige Nacktschnecken entlang, einzelne in kostbare Spitzenmäntel gehüllt. Der blauschwarze Seehase, der dauernd seine Ohren zu spitzen scheint, kriecht bald langsam daher, bald verläßt er sich auf seine breiten Flügelschrauben, mit denen er gewichtig das Wasser teilt. Wenn es abends dunkel wird, dringt da und dort aus den zerklüfteten Felsen ein grünliches Leuchten. Das ist die dattelförmige, felsendurchbohrende Muschel, die mit ihrem leuchtenden Schleim tausende kleiner Lebewesen in ihre verderbenbringende Höhle lockt.

Wieder ein anderes Bild: die Würmer. — Ein Palmenwald, dessen Stämme aus rauhen Röhren bestehen, in die sich, wenn Gefahr naht, die schlanken, gelbroten Wedel blitzschnell zurückziehen. Am Waldesrande bewegt sich etwas schwerfällig dahin, das einem vertrockneten Blatte gleicht. Jetzt fällt ein Sonnenstrahl ins Wasser und der unscheinbare Wurm erstrahlt in allen Regenbogenfarben mit hundert blinkenden Borsten. Im Wasser bewegen sich schlängelnd und glitzernd rote, schlanke und weiße, gedrungene Triremen, deren kräftige Ruder die Bewegungen des Rumpfes unterstützen. Dazwischen schießen pfeilschnell glatte Nemertinen dahin, schwarzen Piraten gleichend, den gewaltigen Stoßdegen in der Scheide geborgen. In Höhlen und Felsspalten sitzen überall gefräßige Räuber, die blitzschnell auf die Beute stürzen und mit ihr

ebenso schnell wieder verschwinden. Und überall, wohin das Auge blickt, sieht es zierliche, blaue, gefleckte oder korallenrote Schnüre, die den öden Fels in einen buntbebänderten Festplatz verwandeln.

Das Volk der Krebse. — Ritter und Lanzknechte, alle in schweren Rüstungen, geschient und gespornt, mit Scheren, Haken und Spießen, bewehrt und bewaffnet, braun, grau und weiß. Die breite platte Krabbe schießt seitwärts dahin, die Glotzaugen drehend, wenn die riesige Seespinne mit ihren langen Beinen langsam einherstelzt. Die Langschwänzer, die ruhig vorwärts schwimmen, durch den Schlag ihrer breiten Flossen getrieben, welche unter dem grad gestreckten Schwanz sitzen, schießen blitzschnell rückwärts, sobald der mächtige Schwanz selbst zum Schlage ausholt. Riesigen Bienen gleichend schwimmen die gelbbraunen Bärenkrebse einher in eiligem Flug. Zahllose Einsiedlerkrebse krabbeln durcheinander, ihr Schneckengehäuse getreulich mit sich führend, von dem eine grüne Seerose herabwinkt. Ihre scharfen Nesseln schützen den Krebs wirksamer als das Schneckenhaus.

Die Fische. — Erst muß sich das Auge an das Gewimmel gewöhnen, all dieser vorbeihuschenden, aufblitzenden Bänder. Allmählich erkennt man die glupenden Augen, die breiten Mäuler der flinken Knochenfische. Absonderliche Gestalten fallen uns auf: lange Aale mit spitzem Schnabel, die kleinen gefleckten Kofferfische im festen Panzer eingeschlossen, der mit Kuhhörnern geziert ist. Nur der Schwanz lugt beweglich hervor. Der putzige Stachelfisch, der sich zu einer Kugel aufblasen kann, und dann einer Kastanie oder einem Seeigel gleicht. Am Boden liegt geruhsam, einem breiten braunen Felsenriff gleichend, die unheimliche Fischerin. Ihr langer Rückenstachel, an dem ein silbernes Bändchen flattert, zieht leise Kreise im Wasser. Das Silberband ahmt täuschend ein harmloses Fischchen nach, auf das kleinere Raubfische gerne Jagd machen. Aber kaum schnappen sie darnach, so verschwindet die Angel und ein Wasserstrudel reißt sie hinab, hinein in ein Höllenmaul, das sich plötzlich in der Tiefe aufgetan. Halb im Sande versteckt liegt der schreckliche tropische Seeteufel, dessen furchterregendes Gesicht verrät, daß seine Flossenstacheln tötliches Gift bergen. Tritt ein barfüßiger Fischer auf dies Ungeheuer, so ist er rettungslos verloren.

Im Bassin daneben schlängeln sich gelb und braun gefleckte Muränen um alte Töpfe und Krüge, aus denen das kühnste Räubergesicht hervorschaut, das die Natur geschaffen. Daneben schlafen in Scharen die Jagdhunde der See, die kleinen, grauen und braunen Haifische, bis die Nacht sie weckt. Sie leitet nicht das Auge, sondern die Nase. Das Licht des Tages ist ihnen bloß lästig.

Die Rolle des Affenkäfigs im zoologischen Garten spielt im Aquarium das Oktopodenbassin. Kein Tier des Wassers ist mit dem Oktopus zu vergleichen, an Ausdrucksfähigkeit, an Kraft und Eleganz. Man muß sich erst an ihn gewöhnen, an den anfangs abschreckenden Burschen, der aus einem großen

Sack, einem kleinen Kopf und acht mächtigen Schlangenarmen besteht. Wer aber prüfend in die großen Augen schaut und das unruhige Spiel der Haut beobachtet, die dauernd im Farben- und Faltenwechsel begriffen ist, wer den schlängelnden Bewegungen der Arme folgt, die ebenso beweglich wie stark sind und mit ihren Saugscheiben besser zugreifen können wie unsere Finger, der lernt allmählich Respekt vor dem König des Meeres. Nur der Haifisch ist ihm überlegen, weil auf seiner rauhen Haut die Saugnäpfe nicht haften. Da und dort hängen von den Felswänden die mächtigen, langsam atmenden Säcke herab, über denen die schwarzen Augen lebensvoll rundum blicken. Die Arme liegen festgeankert am Felsen. Nun schießt ein brauner Schimmer über die Haut des einen, seine Atembewegungen werden stärker und stoßender, die Arme lassen los und jetzt schwimmt der Riese, das Hinterende voran, durch seine pumpenden Atemstöße getrieben, ruhig durch das Wasser, die Arme als flatterndes Steuer nach sich ziehend. Nicht stumpf und teilnahmlos steht der Oktopus den Gegenständen seiner Umgebung gegenüber, alles was in sein Bereich kommt, berührt und bewegt ihn, auf alles hat er eine Antwort durch Verfärbung oder Runzelung der Haut, oder durch Bewegung der Arme, oder durch schnelleres Atmen. Deshalb ist seine Beobachtung der fesselndste und belehrendste Zeitvertreib. Sein Vetter, der Tintenfisch Sepia, muß in ein besonderes Aquarium untergebracht werden, weil die schwarze, schleimige Tinte, die er bei drohender Gefahr ausstößt, um sich in ihr zu verbergen, allen anderen Tieren den Atem benimmt.

Jetzt nahen wir uns dem letzten Bassin, das nichts als Sand zu enthalten scheint. Um die Eintönigkeit zu beleben, steht auf einer Felsenplatte eine Gruppe von Manteltieren. Würdig in die Falten der weißen Toga gehüllt, stehen sie da wie Eremiten, die sich von der Außenwelt abgeschlossen haben. Sie lassen nur das Wasser ein und ausströmen und sieben sich ihre kärgliche Nahrung heraus. Einst in ihrer Jugend tummelten sie sich wie Fischchen im Wasser herum, besaßen ein stolzes Zentralnervensystem und gute Sinnesorgane. Jetzt haben sie auf all den eitlen Tand verzichtet und stehen regungslos da. Nur wenn man sie berührt, geben sie einen sauern Saft von sich. Aber auch der Sand unter ihnen steckt voller Leben. Beim näheren Zusehen erblickt man die blinkenden Augen der Butten und Seezungen, deren sandfarbene Haut ganz verborgen ist. So lauern sie auf den Raub. Hier vorne sehen wir eine Anzahl kleiner Kanäle im Sande münden, die wie Kamine senkrecht hinabführen. Und richtig da erscheint auch schon der Besen des Kaminkehrers, die Höhle putzend und ausbessernd. Greifen wir mit der Hand unter den Sand, um den Besitzer des Miniaturbesens kennen zu lernen, so ziehen wir ein eiförmiges, weißes oder purpurnes Seemäuschen hervor. Ganz bedeckt von zarten Borsten, die als Sandschaufeln dienen. Kaum haben wir das Tierchen auf den Sand gesetzt, so beginnt der Borstenwald zu wogen wie ein Kornfeld. Welle auf Welle zieht von unten nach oben das ganze Tier ent-

lang, den Sand allerseits aufschaufelnd und in kurzer Frist ist das Seemäuschen unseren Blicken entschwunden. Noch ein Griff in den Sand und wir ziehen eine hellgelbe Zigarre hervor, die ruhig auf dem Sande liegen bleibt. Aber nach einiger Zeit schießt aus einem Ende der Zigarre ein Rüssel hervor, der mit hundert Haken in den Sand greift, und nun verwandelt sich die Zigarre in ein allerliebstes Pumpwerk. Der Rüssel fliegt ein und aus, sich immer tiefer in den Sand einbohrend, bis auch dieser seltsame Maulwurf uns entschwindet.

Vielleicht wird es auch einmal dem Aquarium vergönnt sein, die Tiere der letzten Tiefen zu beherbergen und sie aus Dunkelheit und Stille an das bewegte Licht des Tages zu ziehen. Die Fische mit den riesigen Glotzaugen, die noch dort Lichtspuren zu trinken vermögen, wo die photographische Platte versagt. Die Haie mit den leuchtenden Knopfreihen an der Seite, die sich selbst in einen grün-schimmernden Nebel hüllen. Alle die Fische und Krebse mit den lang flatternden Bändern, die keine Strömung bewegt, nur der langsame Gang des eigenen Körpers. Selbst das Skelett eines Windspieles ist mehr körperhaft und widerstandsfähiger als die großen schattenhaften hilflosen spinneartigen Krebse. Doch dies Bassin ist fernste Zukunftsmusik.

Jetzt treten wir in den Lichthof an das große offene Becken heran, das die Bewohner des offenen Meeres beherbergt. Hier ziehen wie ein Schwarm weißer Vögel die zarten Tintenfische der freien See durch das Wasser. Langsam pumpend bewegt sich die Glocke der Staatsqualle. Sie muß den langen muskulösen Darm tragen, an dem zehnerlei verschiedene Organpersonen in Gruppen hängen, die wie bunte Blüten, Früchte und Blätter geformt sind. Jede Person führt ein anderes selbständiges Leben, nur die gemeinsame Verdauung führt sie zusammen. Sanft schillernd, zart, vielfarbig und vielgestaltig zieht diese freie Genossenschaft leicht bewegt durch die blauen Wellen. Dort eine Schar Rippenquallen, buntschillernde Kelche böhmischen Glases von winzigen glitzernden Ruderreihen bewegt. In ihnen hängt ein zitternder Kompaß, der den Erdmittelpunkt weist. Und dort taucht das schönste Tier der ganzen Schöpfung aus den Fluten: fast körperlos nun ein leise bewegter Regenbogen — der Gürtel der Venus. Sinkt die Nacht herab, so stecken viele der Tiere des freien Meeres ihre eigenen Lampen an und die feurigen Salpen tanzen wie eine Kette leuchtender Blumen ihren feenhaften Reigen.

## Die Kämpfe

Erst im Kampf zeigt sich das Leben. In die Kampfesweise der Tiere müssen wir uns versenken, um Aufschluß zu erhalten über den Sinn ihrer Organisation. Diese Kämpfe bieten zugleich das interessanteste und anmutigste Schauspiel, wirkungsvoller und überraschender als es sich die lebhafteste Phantasie erträumen kann. Die Beschreibung kann natürlich die Anschauung nicht ersetzen, aber sie kann den Wunsch nach diesem Schauspiel rege machen.

Als erstes Kämpferpaar erscheinen ein Seeigel und ein Seestern. Der Seestern ist ein arger Räuber. Ganz bedeckt mit giftigem Schleim. Hunderte von Saugfüßen mit kräftigen Haftscheiben an der Unterseite der fünf langsam beweglichen Arme sind seine Hilfstruppen, und ein Magen, der sich ausstülpt wie ein Handschuh, um mit seiner verdauenden Fläche den Feind zu umhüllen in tausend gleitenden Falten.

Die Stacheln des Seeigels hindern den Angreifer nicht. Seine starken Arme zwängen sich in den Lanzenwald und die giftigen Saugfüßchen nähern sich der zarten Haut des Seeigels. Da ändert das gefährdete Tier seine Taktik. Die Stacheln schlagen zurück, dafür springen giftgeschwollene dreizinkige, krallenbewehrte Zangen vor, die sich in die Haftfüße des Seesternes verbeißen. Sie lassen sich vom Mutterkörper losreißen und bleiben im Feinde fest verankert sitzen, um ihm ihre volle Ladung ätzenden Giftes einzuspritzen. Wird diese Gegenattacke energisch durchgeführt, so wird der Seestern in die Flucht geschlagen. Andernfalls unterliegt der Seeigel.

Der Seestern greift ebenso Muscheln an, die er mit seinen Armen wie eine Hand mit fünf Fingern umfaßt. Langsam öffnet er die Schalen und senkt seinen Magen in den klaffenden Spalt. Selbst unvorsichtige Fische fallen dem Seestern zur Beute, wenn sie ihn mit raschem Schwanzschlag treffen. Denn die Saugfüße packen augenblicklich und unerbittlich. Die Fische, die nahe dem Felsboden leben, schlagen niemals so stark um sich, sondern streichen nur leise an der Oberfläche der Steine entlang, um den verborgenen Feind nicht zu reizen.

Ein neues Kämpferpaar — Seerose und Krabbe. Am Fuß der Seerose liegt ein Stückchen Fischfleisch. Ihre grünlichen Schläuche umgeben es wie ein zarter Vorhang, ohne es zu berühren. Da naht eine Krabbe, vom Duft der Nahrung angelockt und eilt täppisch darauf zu. Aber die zarten Fransen des grünen Vorhangs verbrennen ihm Fühler und Scheren. Von allen Seiten wiederholt die Krabbe den Angriff — vergeblich. Die Nesselbatterien der Seerose sind scharf geladen. Da ändert die Krabbe die Kampfesweise, mit ihren Scheren geht sie trotzig den grünen Schläuchen direkt zu Leibe, bis diese sich vom Scherenbiß getroffen, zurückziehen und die Beute dem ausdauernden Feinde preisgeben.

Aufregender wird der Kampf, wenn der Seerose als Gegner der kleine Oktopus de Philippi entgegentritt. Der kleine Räuber mit seinen übermäßig langen Armen, ist bei der Verfolgung einer kleinen Krabbe der Seerose zu nahe gekommen. Ein Arm des Oktopus berührt die grünen Schläuche, sofort verwandeln sich diese in zähe Ranken, die den Arm umschlingen. Die Wirkung der Nesselbatterien ist schrecklich. Der weiße Oktopus wird braun und stemmt sich mit allen übrigen sieben Armen fest gegen den Boden, um das gefährdete Glied dem Feind zu entreißen. Es mißlingt. Da ändert er sein Benehmen, der gefangene Arm erschlafft an der Wurzel, die Muskeln verdünnen sich bis sie reißen und unter Preisgabe eines Armes entflieht der kleine Oktopus.

Jetzt naht die Glanznummer des Programms: Großer Oktopus und Riesenhummer. Am Felsen hängt der große atmende Sack ruhig und weltfremd, nur die schwarzen Augen sind aufmerksam. Da betritt ein riesiger Hummer die Wasserarena. Ein freudiger hellbrauner Schimmer überzuckt den Oktopus und schon schwimmt er in mächtigen Stößen daher, bis er hinter den Hummer gelangt ist, der seine gewaltigen Scheren weit öffnet und jedem Angriff gewachsen zu sein scheint. Jetzt hat sich der Oktopus blitzschnell auf den Schwanz des Hummers niedergelassen und nun rollt er von hinten her erst den einen, dann den zweiten Arm über die gefährlichen Scheren, die augenblicks, durch das Zugreifen der Saugnäpfe festgehalten, kampfunfähig werden. Erst jetzt packt der Oktopus wirklich zu. Drei Arme umfassen den Körper und drei Arme den Schwanz. Ein Ruck und der Hummer ist mitten auseinandergerissen.

Zum Schluß noch ein heiteres Nachspiel: Oktopus und elektrischer Rochen. Wieder hängt der große Sack an einem Felsen der Bühne. Da naht sich der Rochen. Der elektrische Rochen ist ein platter Fisch, fast kreisrund und ein langsamer Schwimmer. Immer wieder streift er unbekümmert und rücksichtslos den mächtigen Gebieter des Meeres, bis dieser sich blitzschnell herabstürzt und ihn mit den schrecklichen Armen umfaßt. Aber kein Todeskampf erfolgt. Die Arme zerreißen den Fisch nicht, sondern werden braun und steif und bald verläßt der Oktopus sich schüttelnd und Tinte spuckend die ungemütliche Beute. Vertrieben durch die heftigen Schläge der elektrischen Batterien; von deren Tätigkeit wir uns in unliebsamer Weise überzeugen können, wenn wir selbst den Fisch in die Hand nehmen.

## Entwickelung

Für Personen, die sich tiefer in die Natur und ihre Geheimnisse versenken wollen, bietet das Aquarium die Möglichkeit zu verschiedenen Zeiten die Entstehung verschiedener Tiere aus dem Ei zu studieren. Die großen Fortschritte in der Befruchtungs- und Formbildungslehre der letzten zwanzig Jahre verdankt man fast ausschließlich den Meerestieren.

Bei den Seeigeln und Seesternen, die ihre Eier und ihren Samen einfach dem Meere übergeben ohne jede Spur geschlechtlicher Vereinigung, ist es leicht die Befruchtung unter dem Mikroskop zu verfolgen. Man braucht nur Eier und Samen auf dem Objektglas zu vereinigen, und alles andere spielt sich von selbst ab.

Das geschlechtliche Leben spielt eine sehr wechselnde Rolle in der Tierreihe und bildet eine ganz selbständige Gruppe von Funktionen aus. Was oft zu den sonderbarsten Erscheinungen führt. Bei einer Oktopusart ist es Sitte, daß das Männchen den Arm mit samentragenden Kapseln vollstopft und dann abstößt. Der Geschlechtsarm führt dann ein selbständiges Leben, bis er von einem Weibchen eingefangen wird, das ihn in seinem weiten Sacke birgt.

Von einem Wurm, der einer grünen Flasche mit sehr langem Halse gleicht, kannte man lange Zeit nur die Weibchen, bis sich ein winziger Parasit, der in den Eileitern schmarotzte, als das gesuchte Männchen entpuppte.

Das Leben der Tiere während ihrer Formbildung ist deshalb im Wasser soviel reicher und interessanter, weil nur die wenigsten ihre Entwickelungsstadien in der Eischale oder im Mutterkörper abmachen, die meisten Tiere wechseln ihre Form als freilebende Larven und müssen gleichzeitig für die eigene Verpflegung sorgen.

Die festsitzenden Schwämme beginnen ihr Dasein als halbbewimperte freischwimmende Kügelchen. Manche Medusen blättern sich von einem festgewachsenen Polypenstock ab und schwimmen dann frei umher. Die Würmer gleichen in frühester Jugend kleinen Pickelhauben und die Schlangensterne entstehen aus zierlichen wimpernden Regenschirmen. Daß aus den putzigen Bärenmützchen russischer Gardisten Schnecken hervorgehen, ist ebenso überraschend wie das Entstehen der Oktopoden aus einem mystischen Siegelabdruck im Eidotter. Vor allem zeigen die Krebse ganz phantastische Übergangsstadien.

Aber alle ohne Ausnahme entstehen aus der ungegliederten lebendigen Substanz des Eies, die sich bei allen in gleicher Weise zu teilen beginnt, bis die Formbildung für jeden Typus andere Wege einschlägt. Dann sondern sich die Klassen und Familien voneinander und zuletzt kommt der Charakter der Art zum Durchbruch. Daneben geht die Ausbildung der Organe, die nur dem Larvenleben dienen und später wieder verschwinden.

So greifen die augenblicklichen und die zukünftigen Bedürfnisse ineinander ein, aber sie stiften keine Verwirrung, alles läuft planmäßig ab. Es formt sich jedes Tier wie ein dreidimensionales Lied, wie eine singende und zugleich gesungene Maschine. — Kurz, wie ein wunderbares aber gesetzmäßiges Rätselwesen, das entsteht, aber nicht gemacht werden kann.

Darin besteht die große Aufgabe des Tropenaquariums, dem Publikum, das heutzutage wohl Interesse für die Natur hat, den Respekt vor der Natur wieder einzupflanzen. Die Natur ist klüger und weitsichtiger als der gescheiteste Berliner und sie weiß was sie will.

Dem Einzelnen Tieferschauenden, der nach der letzten Deutung der Erscheinungen sucht, wird das Aquarium aber etwas weit Höheres verleihen:

„Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das flutend strömt gesteigerte Gestalten."

Und hat sich das Anschauen zu diesem Schauen gesteigert, so wird er tiefbewegt ausrufen:

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare!"

# Lord Byron und seine Schwester/ von Max Meyerfeld

„The greater Byron's fame and powers, the greater right has the world to know the true man."
Saturday Review, 11. Sept. 1869

„... Wir müßten denn nicht wissen, daß unzählige Fälle vorgekommen sind, wo zwischen Schwester und Bruder, bekannter- und unbekannterweise, die sinnlichste Neigung stattgefunden."
Goethe, 28. März 1827

Aus der ersten Ehe des Captain John Byron stammte die am 26. Januar 1784 geborene Tochter Augusta Mary, deren Mutter im Kindbett starb. Ein Jahr darauf heiratete der „tolle Jack" ein zweites Mal, und zwar Catherine Gordon of Gight, die am 22. Januar 1788 einen Sohn zur Welt brachte, den nachmaligen Lord Byron. Das Mädchen wurde von seiner Großmutter mütterlicherseits, Lady Holderneß, erzogen, während der Knabe bei seiner Mutter blieb und später die Schule in Harrow besuchte, so daß sich die Kinder wenig zu sehn bekamen.

Am 17. August 1807 heiratete Augusta Mary Byron ihren Vetter, den Hauptmann George Leigh, in den sie lange vorher verliebt war und mit dem sie bald in unglücklicher Ehe lebte. Diese war teilweise eine Folge der zerrütteten pekuniären Verhältnisse des Mannes, der sich noblen Passionen hingab, mit der Aristokratie schwelgte, viel von Hause weg war, da die Jagd und Pferderennen seine Hauptbeschäftigung bildeten, und kaum je aus den Schulden herauskam. Als einmal wieder eine solche finanzielle Krise hereingebrochen war, verließ Mrs. Leigh im Juni 1813 ihren Landsitz „Six Mile Bottom" und zog für unbestimmte Zeit zu ihrem Halbbruder Lord Byron nach London, der damals schon mit Lady Caroline Lamb gebrochen hatte und intime Beziehungen zu zwei andern verheirateten Aristokratinnen unterhielt.

Mit einer dieser Frauen, Lady Oxford, hatte Byron eine Reise nach Sizilien vorgesehn; aber er gab dann den Plan auf oder änderte ihn vielmehr dahin, daß er diese Reise in Augustas Gesellschaft ausführen wollte. Lady Melbourne, die Schwiegermutter seiner verabschiedeten Geliebten Lady Caroline Lamb und die Tante seiner zukünftigen Frau, warnte ihn so eindringlich vor diesem „verhängnisvollen Schritt", daß er sich eines besseren besann. Doch ihr Einfluß währte nicht lange.

Schon zu Beginn des nächsten Jahres soll Byron sehr merkwürdige Ansichten über das Verhältnis von Bruder und Schwester geäußert haben — Ansichten, die bei der laxen Moralauffassung jener Zeit die vornehmen Kreise nicht sonderlich verblüfften. Immerhin fand die Fama an ihnen Brennstoff, und sie wurde weiter in Nahrung gesetzt durch des Dichters Verserzählung „Die Braut von Abydos", für die man Mrs. Leigh als Modell vermutete. Lady Melbourne war keineswegs die einzige, die um das Geheimnis wußte. Mit einer kaum glaublichen Offenheit, die schon fast an psychischen Exhibitionismus grenzte und

vielleicht nur noch von einer maßlosen Eitelkeit übertroffen wurde, streute der von den Frauen Vergötterte in Briefen und im Gespräch Andeutungen über einen sträflichen Verkehr mit Augusta aus. „Da ist eine Frau, die ich so leidenschaftlich liebe — sie ist schwanger von mir, und wenn es eine Tochter wird, soll sie Medora heißen." Am 15. April 1814 genas Mrs. Leigh eines Mädchens, das die Namen Elizabeth Medora erhielt. Ein kurzer Brief Augustas (vom 14. Dezember 1814) an ihren Bruder ist interessant, nicht so sehr durch seinen Inhalt wie durch die Frivolität, die zwischen den Zeilen hervorgrinst:

„Mein liebster B †

Wie gewöhnlich habe ich nur kurze Zeit zur Verfügung, auf Deine tendresses zu erwidern † aber ich weiß, ein paar Zeilen sind besser als gar keine — wenigstens finde ich das † Es war sehr, sehr gut von Dir, an mich zu denken inmitten alles Besuches ꝛc ꝛc. Ich habe mich von meinem gestrigen noch kaum erholt — La Dame hat so viel geschwätzt — o mein Himmel! aber wenigstens hat es mir eine Menge Unannehmlichkeiten erspart — oje! aber sie hat auf Deinem Bilde eine Ähnlichkeit mit Mignonne* entdeckt, die infolgedessen natürlich bei sehr guter Laune ist † Ich möchte, liebster B †, Deine Absichten erfahren — wann Du kommst † wann Du gehst — hm! wann die Papiere die Reise antreten — wann der Hochzeitskuchen angeschnitten wird — wann die Glocken läuten ꝛc ꝛc ꝛc — übrigens ist mein Besuch mit a** bekannt und hat sie himmelhoch gelobt — Ihre Gesundheit soll durch Studieren gelitten haben ꝛc ꝛc ꝛc.

Ich habe keinen Augenblick weiter, mein Liebster † sage nur noch

stets Deine (krauser Schnörkel)."

Mitte Dezember 1814 — in neunzehn Tagen läuten die Hochzeitsglocken! Seit dem September dieses Jahres war Lord Byron verlobt, und am 2. Januar 1815 verheiratete er sich mit Anne Isabella Milbanke, der am 17. Mai 1792 geborenen einzigen Tochter des Sir Ralph Milbanke. Um 11 Uhr vormittags fand die Trauung in Seaham statt; um 12 Uhr reiste das junge Paar nach Halnaby, einem andern Gut des Baronet, um hier in ländlicher Zurückgezogenheit die Flitterwochen zu verleben. Wie seltsam sich der Bräutigam am Hochzeitsmorgen benahm; wie er bei der Trauung zitterte und verkehrte Antworten gab; wie er bei der Abfahrt sich eines Verstoßes gegen die Etikette schuldig machte: alle diese bösen Omina haben die Biographen des Dichters getreulich aufgezeichnet.

Byron als Ehemann! Seine Veranlagung schien ihn so wenig wie sein Vorleben zu dieser neuen Rolle zu prädestinieren: er hatte oft genug eine „ausgesprochene, unüberwindliche Abneigung gegen den Ehestand" verraten und von Anfang an „den Wunsch und den Entschluß ausgedrückt, sich von dieser Leibeigenschaft zu befreien, da er sie ganz unerträglich finde" (Brief Lady Byrons

---

* Kosename für Medora.

** Abkürzung für Annabella, Byrons Braut.

an Augusta Leigh vom 3. Februar 1816; bei Prothero III, 302). Byron als Mann Annabella Milbankes! Daß sie ihm im Spätsommer 1812, als er zum erstenmal um sie anhielt, einen Korb gegeben, war für ihn kein Grund, die Korrespondenz mit der „Parallelogrammprinzessin" abzubrechen: es war ein freundschaftlicher Gedankenaustausch „ohne einen Funken Liebe auf beiden Seiten". Daß sie andern „wirklich ein Eiszapfen" erschien, mochte ihn nur gereizt haben, sich weiter um sie zu bemühn. Aus Rache oder aus dépit amoureux hat er sie nicht genommen; sicher auch nicht deswegen allein, weil sie als reiche Erbin galt.

Schon am zweiten oder dritten Tage des Honigmonds in Halnaby tauchte zwischen ihnen das Gespenst des Argwohns auf. Die junge Frau, die Drydens Tragödie „Don Sebastian, König von Portugal" gelesen hatte, machte in aller Harmlosigkeit eine Anspielung auf das Drama, darin eine sträfliche Vereinigung von Bruder und Schwester behandelt ist. Byron witterte bei ihr die Absicht, ihn auszuhorchen, und machte eine merkwürdige, gewalttätige Szene, die den ersten unbestimmten, aber höchst peinlichen Verdacht in seiner Gattin weckte. Ihr erster Gedanke war: er habe vielleicht in Beziehungen zu einem Mädchen gestanden, das sich später als seine natürliche Schwester entpuppte — eine Vermutung, die bei dem tollen Treiben seines Vaters einiges für sich hatte. Danach vermied sie es geflissentlich, auf den Gegenstand wieder einzugehn, trotzdem er es ihr durch beständige Sticheleien erschwerte, als wollte er sich vergewissern, ob sie einen begründeten Verdacht hege, oder ob hier lediglich der Zufall gewaltet.

So war von vornherein bei beiden die Saat des Mißtrauens ausgestreut. Sie keimte auf, als Mrs. Leigh im April des Jahres 1815 nach London kam und zehn Wochen bei den Neuvermählten 13 Piccadilly Terrace wohnte. Der einmal erregte Verdacht wurde beständig geschürt durch Byrons boshafte Anspielungen, über die Augusta mit gut geheuchelter Gleichgültigkeit hinwegzugehn wußte. Aber es konnte der jungen Frau, deren Argwohn nun einmal auf diese Fährte gelenkt war, nicht verborgen bleiben, daß gerade damals seine Leidenschaft für die Andre sich am heftigsten äußerte. In solchen Augenblicken war sie von einer früheren Schuld fest überzeugt und glaubte sogar fast an eine Erneuerung des Verhältnisses. (Ob dies während der Ehe der Fall war, ist nicht erwiesen und schwerlich je erweisbar.) Jedenfalls atmete Lady Byron erleichtert auf, als die Schwägerin gegen Ende Juni auf ihr Gut zurückkehrte, und suchte sich nach ihrer Abreise einzureden, daß alles nur ein böser Traum gewesen sei.

Am 15. November 1815 kehrte Mrs. Leigh nach London zurück, da Lady Byron ihrer Entbindung entgegensah. Zwischen den Schwägerinnen bestand ein so ungetrübtes Einvernehmen, daß Byron sie im Verdacht hatte, sich gegen ihn verschworen zu haben. Um sich an beiden zu rächen, legte er sich eine „maîtresse en titre" zu, was ihm als Mitglied des Verwaltungsrates von Drury Lane nicht schwer wurde; wunderlicherweise erschien ihm das ein geringeres Unrecht an Annabella als an Augusta. Diese, der Byron jetzt vor-

übergehend entfremdet war, mußte beständig Enthüllungen irgendwelcher Art von ihm befürchten und war schon deshalb nur zu gern bereit, ihn für wahnsinnig zu halten. Sein Zustand war überaus bedenklich und erfüllte beide Frauen gleichermaßen mit Angst.

Am 10. Dezember wurde Augusta Ada Byron geboren. Das sogenannte frohe Ereignis scheint jedoch auf Lord Byrons Gemütsverfassung keinen besänftigenden Einfluß gehabt zu haben. Im Zimmer der Wöchnerin kam es zu abscheulichen Auftritten, und nur die Anwesenheit Mrs. Leighs soll Lady Byron vor den Gewalttätigkeiten ihres seiner Sinne kaum mächtigen Gatten bewahrt haben. Der letzte Auftritt dieser Art fand am 3. Januar 1816 statt. Danach hat Byron das Zimmer seiner Frau nicht mehr betreten und weder sie noch seine Tochter gesehn. Drei Tage später schickte er ihr folgende Mitteilung:

6. Januar 1816.

„Wenn Du in der Lage bist, London zu verlassen, wäre es erwünscht, daß zu diesem Zweck ein Tag festgesetzt würde — und (wenn möglich) ein nicht sehr entfernter. Meine Ansicht hierüber kennst Du genügend und die Umstände, die dazu geführt haben — ebenso meine Pläne — oder vielmehr — Wünsche — für die Zukunft — Wenn Du auf dem Lande bist, will ich Dir ausführlicher schreiben — da Lady Noel* Dich nach Kirkby** eingeladen hat, kannst Du dort vorläufig bleiben — falls Du Seaham nicht vorziehst.

Es ist mir von Wichtigkeit, den jetzigen Hausstand aufzulösen — je eher Du daher den Tag festsetzen kannst, umso besser — obwohl natürlich Deine Bequemlichkeit und Neigung in erster Linie berücksichtigt werden sollen —

Das Kind wird Dich selbstverständlich begleiten — es gibt eine bequemere und sicherere Fahrgelegenheit als die Kutsche (falls sie Dir nicht lieber ist), wovon ich schon gesprochen habe — das kannst Du halten, wie Du willst."

Am nächsten Tag antwortete Lady Byron schriftlich:

„Ich werde Deinen Wünschen gehorchen und zur Abreise von London den frühesten Tag festsetzen, den mir die Verhältnisse gestatten."

Darauf hat sie am 15. Januar mit ihrem gerade fünf Wochen alten Kinde London verlassen und fuhr zu ihren Eltern nach Kirkby Mallory.

Es ist nicht leicht, in die verworrenen Ereignisse des folgenden Vierteljahres Klarheit zu bringen. Wenn Goethe einmal gesagt hat: „Man kann den Leuten alles aufdrängen, nur nichts was eine Konsequenz hat", so ist der Versuch, den Leuten etwas aufzudrängen, was keine Konsequenz hat oder zu haben scheint, noch weit schwieriger. Alle Byron-Biographen, am meisten die deutschen mit ihrer methodischen Gründlichkeit, haben den Trumpf der inneren

---

* Lady Byrons Mutter.

** Kirkby Mallory, ein inzwischen durch den Tod eines Onkels ererbtes Gut in Leicestershire.

Konsequenz ausgespielt und mit Vorliebe argumentiert: wenn das und jenes geschehn wäre, hätten die Dinge sich nicht so oder so gestalten können. Dabei vergessen sie nur, daß die Handlungen der Menschen für gewöhnlich keiner schnurgeraden Linie folgen, sondern sich eher im Zickzackkurs bewegen; und wenn nicht die Handlungen, so doch ihre Entschlüsse, die von den verschiedensten Stimmungen abhängen. Ein Ehescheidungsprozeß ist kein Kunstwerk, von dem man innere Konsequenz zu erwarten berechtigt ist. Die an einem Ehescheidungsprozeß beteiligten Menschen sind keine dramatis personae, die sich nicht innerer Widersprüche schuldig machen dürfen. In solchen Fällen versagt unsre abstrakte, mehr aus der Literatur als aus dem Leben abstrahierte Psychologie häufig; muß versagen, weil wir nur die Resultate kennen und selten imstande sind, die „missing links" zu ergänzen. Hier liegt der Fall besonders schwierig. Lady Byron, ihre Eltern, Lord Byron — sie alle geben uns Rätsel über Rätsel auf (die scheinbar unlöslichsten Lady Byron), und einzig Mrs. Leigh kann wohl dieser Vorwurf erspart bleiben.

Es wird sich empfehlen, die Ereignisse der beiden nächsten Monate hier vorläufig zu überspringen und zuerst ein von den Rechtsbeiständen der Lady Byron aufgesetztes Dokument mitzuteilen, das ihre Handlungsweise erklären, wenn auch schwerlich ganz klären kann.

„Während des Jahres, das Lady Byron unter demselben Dach mit Lord B. verlebte, sind gewisse Umstände eingetreten und Andeutungen gefallen, die in Lady B. den Verdacht erregten, daß ein unschickliches Verhältnis zwischen Lord B. und Mrs. L. zu einer Zeit bestanden habe und vielleicht noch bestehe. Die Gründe für diesen Verdacht haben sich jedoch nicht zu einem Beweis verdichtet, und Lady Byron hielt sich nicht für berechtigt, auf diesen Verdacht hin Lord B.s Haus unmittelbar zu verlassen, aus folgenden Ursachen:

1. und hauptsächlich, weil die Verdachtgründe, obwohl sie starken Eindruck auf sie machten, nicht zu einem positiven Beweis führten und Lady B. der Ansicht war, daß, solange die Möglichkeit der Unschuld vorliege, alle Grundsätze von Pflicht und Menschlichkeit es ihr verböten, so zu handeln, als ob Mrs. L. tatsächlich schuldig sei, umso mehr, als jede Andeutung eines so abscheulichen Verbrechens, selbst ohne stichhaltigen Beweis, den Ruf und das Glück Mrs. L.s in ernster Weise beeinträchtigt haben müßten.

2. stand es nicht in Lady B.s Gewalt, einen mittleren Weg einzuschlagen; es war ihr ganz unmöglich, Mrs. L. aus der Gesellschaft und dem Hause Lord B.s zu entfernen, außer durch eine direkte Anklage.

3. weil Mrs. L. seit ihrer ersten Begegnung mit Lady B. stets gegen sie die höchste Güte und Aufmerksamkeit gezeigt hatte und bemüht war, soweit es in ihrer Macht lag, die Gewalttätigkeit und Grausamkeit Lord B.s zu mäßigen.

4. weil Mrs. L. zeitweilig Zeichen tiefer Gewissensbisse offenbarte; wenigstens legte Lady B. sie als solche aus, wenn sie auch nicht als Tatsache hinstellen

will, daß die Gefühle, die Mrs. L. damals verriet, Zeichen von Gewissensbissen waren über das genannte Verbrechen oder ein andres von so dunkler Art.

Letztens, weil Lady B. es für möglich hielt, daß das Verbrechen, wenn es begangen worden ist, vielleicht nicht nur tief bereut werde, sondern seit ihrer Verheiratung mit Lord B. niemals verübt worden sei.

Aus diesen Motiven und weil Lady B. stark zu einer milden Auffassung aller Vorgänge neigt, hat sie während ihres Zusammenlebens mit Lord B. nie einen Verdacht dieser Art angedeutet.

Seit Lady B.s Trennung von Lord B. ist das Gerücht vom Bestehn eines solchen Verhältnisses in der Welt herumgekommen. Dieses Gerücht ist von Lady B. weder verbreitet noch bestätigt worden — Mrs. L.s Ruf hat allerdings bis zu einem gewissen Grad darunter gelitten. Lady B. kann sich von den vorher niedergelegten Eindrücken nicht freimachen, aber da es ihr darum zu tun ist, jede Möglichkeit eines Unrechts an Mrs. L. zu vermeiden und durch keinen ihrer eignen Schritte einen Verdacht auf Mrs. L. zu werfen, und da man zu verstehn gibt, daß Mrs. L.s guter Ruf durch nichts so wirksam erhalten bleiben könne wie durch eine Erneuerung des Verkehrs mit Lady B., so stimmt sie aus den vorher genannten Motiven und Gründen einer Erneuerung dieses Verkehrs zu.

Dieser Tatbestand ist aufgenommen worden, um Lady B. zu rechtfertigen hinsichtlich der Handlungsweise, die sie einzuschlagen sich jetzt entschlossen hat, und um jede falsche Auslegung ihrer Motive zu verhüten für den Fall, daß Mrs. L.s Schuld später bewiesen werden sollte, und wenn irgendwelche Umstände Lady B. zwingen oder es notwendig machen sollten, lieber die Beschuldigung zu erheben, damit es Lady B. völlig freisteht, dies zu tun, ohne daß ihr aus ihrem jetzigen Verhalten nachteilige Folgen erwachsen.

Es muß bemerkt werden, daß dieses Dokument keinen von den Gründen enthält noch zu enthalten Anspruch macht, die den Verdacht entstehn ließen, welcher bei Lady B. vorhanden war und es noch ist.

Wir die Unterzeichneten sind der Meinung, daß in Anbetracht aller oben angeführten Umstände und nach unsrer Kenntnis der Vorfälle, die das Verhalten sämtlicher erwähnten Parteien betreffen, daß das von Lady B. jetzt eingeschlagene Verfahren streng richtig und ehrenhaft wie auch gerecht gegenüber Mrs. L. ist, und Lady B. sollte, was auch später geschehn mag, hieraus kein Nachteil erwachsen.

London — 14. März 1816

Robt John Wilmot
F. H. Doyle
Stephen Lushington."

Dazu eine Nachschrift von der Hand Lady Byrons:

„Die oben angeführten Gründe sind die wirklichen Gründe, die mein Verhalten bestimmt haben." Anne Isabella Byron

London 14. März 1816.

Die Veranlassung zu Lady Byrons Hedschra war also die Grausamkeit ihres Mannes, der Grund: ihre Überzeugung, daß er mit seiner Halbschwester Blutschande getrieben. Aber wenn wir es nicht aus diesem Dokument deutlich ersähen, könnten wir es ihren Handlungen niemals entnehmen.

Wie handelt die Hauptperson des Dramas?

Am 16. Januar traf Lady Byron in Kirkby ein. Noch am selben Tage schrieb sie ihrer Schwägerin, der sie auch von unterwegs einige überaus freundliche Zeilen gesandt hatte, sie habe ihre Eltern in alles eingeweiht; diese hielten es für das beste, wenn Byron nachkomme. „Sie sagen, es solle in allem auf ihn Rücksicht genommen werden, und es werde ihm nicht möglich sein, sie nach Kenntnis des traurigen Falls zu beleidigen oder aus der Fassung zu bringen. Ich versichere Dir, meine Mutter könnte gegen ihren eignen Sohn nicht liebevoller sein" (bei Prothero III, 295). Es handelt sich hier nicht bloß um einen Brief, der vielleicht die Gegenpartei hinters Licht führen sollte, sondern beinahe täglich schrieb Lady Byron an Mrs. Leigh mit geradezu überströmender Zärtlichkeit.

Ihrer Mutter hatte sie gesagt, sie halte ihr Leben für gefährdet, wenn sie jetzt zu Lord Byron zurückkehre, da sie von seiner insanity überzeugt sei. Ihren Glauben an seine moral insanity hatte sie verschwiegen, nur eine ziemlich vage Andeutung gemacht; er habe gedroht, ihr das Kind wegzunehmen und es der Obhut seiner Schwester zu übergeben. Daraus konnte Lady Milbanke (oder wie sie jetzt hieß: Lady Noel) unmöglich schließen, wie intime Bande Byron mit seiner Schwester verknüpften.

Und nun greift diese Frau, die ihren Schwiegersohn — wie ihre Tochter versichert — so geliebt haben soll und die er so gehaßt hat, mit der „Energie einer Tigerin" ein, der man ihre Jungen rauben will. Sie reist nach London, konsultiert mehrere Anwälte und hat Besprechungen mit Byrons Vetter und Schwester, die darauf hinauslaufen, man solle Byron veranlassen, in die Scheidung einzuwilligen. Als unmittelbares Ergebnis ihres Aufenthalts in London muß es bezeichnet werden, daß Sir Ralph Noel am 2. Februar den formellen Scheidungsantrag stellt.

Lord Byrons Verhalten in diesen Wochen ist eine einzige Kette von Widersprüchen. Heute widerruft er, was er gestern gesagt. Für ihn scheint es nur ein Prinzip, nur eine Norm zu geben: seine letzte Stimmung. In der Hauptsache wurde sein Benehmen von dem Wunsche bestimmt, die Welt vor den Kopf zu stoßen. Nicht anders als Richard III. war er gewillt, „ein Bösewicht zu werden", aber nicht aus einer dämonischen Natur heraus, sondern weil es ihm von jeher schmeichelte, im Munde aller Leute zu sein. Als er von seinem Vetter erfuhr, daß die Eltern seiner Frau eine Trennung in Erwägung zögen, warf er sich stolz in die Brust und tat so, als ob ihm nichts Angenehmeres widerfahren könne. Das hinderte ihn allerdings nicht, gelegentlich auch mit großer Güte von seiner Frau zu sprechen; und dann wieder äußerte er seine

Freude, daß er sie los werde, weil er eine Miß Mercer Elphinstone heiraten wolle. Als ihm aber der Vater seiner Frau offiziell mitteilte, die Scheidung sei eingeleitet, wies es Lord Byron entrüstet zurück, darauf einzugehn.

Noch hätte sich vielleicht die ganze Angelegenheit auf gütlichem Wege beilegen lassen. Da kam Lady Byron selbst nach London (am 22. Februar) und hatte noch am selben Abend eine geheimnisvolle Unterredung mit dem Advokaten Dr. Lushington. Jetzt wissen wir, was den Inhalt dieser Unterredung bildete. Sie war der Wendepunkt der Affäre. Danach gab es kein Zurück mehr.

Bald sickerte allerlei in die Öffentlichkeit durch. Schon in der letzten Februarwoche war es um Mrs. Leighs Renommee geschehn. Trotzdem besaß sie nicht die Klugheit, den Schauplatz zu verlassen, sondern wohnte nach wie vor mit ihrem Bruder unter einem Dach. In gutem Glauben hielt sie freilich ihre Anwesenheit für notwendig, um ihn vor unüberlegten Schritten zu bewahren. Immer bedrohlicher schwollen die Gerüchte an. Lady Byron sollte der Schwägerin eine Art Leumundszeugnis ausstellen, aber sie schwieg. Von ihrer Seite war nichts geschehn, die Gerüchte in Umlauf zu setzen, doch auch nichts, ihnen Einhalt zu tun.

Und nun brach in London jener Sturm des Unwillens gegen den Dichter los, der es ihm fast unmöglich machte, sich auf der Straße zu zeigen, weil er fürchten mußte, beschimpft zu werden. Hoch und Niedrig nahm gegen ihn Partei. Was mußte er, der als Frondeur längst mißliebig geworden, für ein Wüstling sein, wenn die eigne Frau es nicht bei ihm aushalten konnte! Die sittliche Entrüstung (von Macaulay ergötzlich beschrieben) feierte wahre Orgien, obwohl man sich kaum etwas Verlogeneres zu denken vermag als den Tugendkoller der Standesgenossen Byrons. So sehr gehörten in dem Ehescheidungsprozeß die Sympathien des britischen Adels der Frau, daß auf einer von Lady Jersey in der zweiten Aprilwoche gegebenen Gesellschaft Lord Byron und seine Schwester von einem großen Teil der Gäste geschnitten wurden. Immerhin versagte man Mrs. Leigh ein gewisses Quantum Mitleid nicht, da man in ihr mehr sein Opfer als seine Mitschuldige sah. Seines Bleibens in England war nicht länger. Für überspannte Damen besaß der Dichter der mysteriösen Romanzen noch immer solchen Reiz, daß sie ihm, zwei Tage nachdem er die Scheidungsurkunde unterzeichnet, das Geleit gaben, als er am 23. April nach Dover fuhr und sich am 25. nach Ostende einschiffte, um den Boden Englands nie wieder zu betreten.

An demselben Tag, da Lord Byron ins Ausland ging, zog sich Lady Byron aufs Land zurück, um fortan ganz der Erziehung ihrer Tochter zu leben, ihre freie Zeit philanthropischen Einrichtungen zu widmen und nie wieder aus ihrem selbstgewählten Exil hervorzutreten. Sie war nur noch der Schatten dessen, was sie gewesen, „zu einem Skelett abgemagert, aschfahl — ein tiefer, hohler Ton in ihrer Stimme und eine ganz übernatürliche Ruhe in ihrem

Benehmen", wie Mrs. Leigh nach einer Zusammenkunft von ihr berichtet. Ihre Gesundheit hatte empfindlich gelitten.

Eine der schwierigsten und delikatesten Fragen war für sie jetzt, wie sie sich zu ihrer Ex-Schwägerin stellen solle. Ganz mit ihr brechen wollte sie nicht, das widerstrebte ihrer Natur; denn sie hat zu keiner Zeit geleugnet, einen wie wohltätigen Einfluß Augusta in Byrons grausamsten Stunden ausgeübt hatte, ja sie glaubte, ihr fast das Leben zu danken. Andrerseits sah sie ein, daß es jetzt, wo der Protagonist sozusagen außer Schußweite war, nicht länger anging, mit Mrs. Leigh „hide-and-seek" zu spielen, daß in Zukunft ein ersprießlicher Verkehr zwischen ihnen nur auf der Grundlage vollen gegenseitigen Vertrauens möglich war. Infolgedessen hielt sie mit ihrem bis zur Gewißheit gesteigerten Verdacht nicht mehr hinterm Berge, sondern teilte Mrs. Leigh offen und ehrlich den Umfang ihres Wissens mit. Diese machte, obwohl ihr Byron in der Abschiedsstunde sein feierliches Ehrenwort gegeben hatte, daß er sie nie verraten habe, keinen Versuch, ihre Schuld zu leugnen. In ihren Briefen vom Juni, Juli und August 1816 hat sie alles unumwunden eingestanden. Es hätte wenig gefehlt, so wäre sie ihrem Bruder ins Ausland gefolgt, denn sie war, nachdem sie ihr „Gewissen erleichtert", der Verzweiflung nahe. In welcher trostlosen Gemütsverfassung sich die Ärmste damals befand, erhellt aus ihren Briefen, die dieser Periode angehören. So schreibt sie (am 10. Juni 1816) an Byrons Freund Hodgson: „Keiner kann wissen, wie sehr ich unter dieser unseligen Angelegenheit gelitten habe — ja, ich kenne keinen friedlichen Augenblick mehr und beginne, an der Zukunft zu verzweifeln."

Lady Byrons Bestreben ging jetzt dahin, Augusta völlig von dem Bruder loszueisen; diese blickte zu ihr wie zu ihrem „Schutzengel" auf, ließ sich von der moralischen praeceptrix willig leiten und zeigte sich durchaus gefügig.

Byron bombardierte die Schwester inzwischen mit glühenden Liebesbriefen. „Was war ich für ein Narr zu heiraten — und Du nicht sehr klug, meine Teure — wir hätten so ledig und so glücklich leben können — wie alte Jungfern und Junggesellen; ich werde nie jemand wie Dich finden — und Du nicht (mag es auch eitel scheinen) wie mich — wir sind eben geschaffen, unser Leben gemeinsam zu verbringen, — und deshalb sind wir — wenigstens ich — durch eine Menge Umstände von dem einzigen Wesen getrennt, das mich je hätte lieben können — oder zu dem ich mich ungetrübt hingezogen fühlen kann." Ein andermal: „Ich habe Dich mehr geliebt als irgend ein Geschöpf auf Erden und werde Dich mehr lieben, falls ich nicht den Verstand verliere." Noch eine Stelle: „Es wäre viel besser, Deine Geheimnistuerei gleich zu erklären — statt in diesem albernen, dunkeln, andeutungsreichen Stil weiter zu schreiben. Was meinst Du? — was weiß man? oder kann man wissen, was Du und ich nicht viel besser wissen? und was für ein Geheimnis kannst Du vor mir haben?" Am 17. September forderte er sie dann auf, zu ihm ins Ausland zu kommen. Augusta, die ihre gesamte Korrespondenz

Lady Byron vorlegte, antwortete ihm auf deren Weisung, ein solcher Schritt wäre gleichermaßen für ihn, sie und ihre Kinder verhängnisvoll. Er drohte, nach England zurückzukehren; aber die Schwester schrieb ihm kein ermutigendes Wort. „Du sagst ja gar nichts zu gunsten meiner Rückkehr nach England. Schön — ich bleibe also, wo ich bin — und Du wirst mich nie wiedersehn."

Byron ahnte, wen er für die Sinnesänderung der Schwester, für ihre kühle, gemessene Haltung verantwortlich zu machen habe. Seine Erwiderung war — Manfred.

„All convulsions end with me in rhyme" (alle Zuckungen enden bei mir in Versen), hatte er an Thomas Moore geschrieben, als er ihm die Vollendung der „Braut von Abydos" anzeigte; aber diese ‚Konvulsion', die sich in der „Braut von Abydos" vorbereitete und im „Manfred" mit größter Heftigkeit entlud, endete bei ihm keineswegs in poetischer Gestaltung. Es genügte ihm nicht, der Welt mit den unzweideutigen Enthüllungen seines dramatischen Gedichts ein Ärgernis zu bereiten, das verhaßte England oder vielmehr: die ihm durch ihre Scheinheiligkeit verhaßten Engländer gründlichst zu shockieren (ihnen, wie er es selbst nennt, „a pucker" zu verursachen), den Skandal abermals heraufzubeschwören und neues Herzeleid über die unglückliche Schwester zu bringen — seine Leidenschaft zu ihr war damit nicht abgetan, sondern lohte immer wieder in Abständen hell auf. So schrieb er drei Jahre später, am 17. Mai 1819, aus Venedig an Augusta Leigh:

„Meine teuerste Liebe —

Ich bin schreibfaul gewesen, aber was kann ich sagen? Die Abwesenheit dreier Jahre — und die völlige Veränderung des Ortes und der Sitte machen einen solchen Unterschied — daß wir nichts gemein haben als unsre Zuneigung und unsre Verwandtschaft.

Aber ich habe nie aufgehört und kann keinen Augenblick aufhören, diese vollkommene, grenzenlose Anhänglichkeit zu empfinden, die mich an Dich gefesselt hat und noch fesselt — die mich zu wirklicher Liebe für irgend ein andres menschliches Wesen ganz unfähig macht — denn was könnten sie mir nach Dir sein? Meine ....*, wir mögen sehr unrecht gehandelt haben — aber ich bereue nichts als diese verfluchte Heirat — und Deine Weigerung, mich weiter zu lieben wie früher — ich kann diese kostbare Besserung weder vergessen noch Dir ganz verzeihn — aber ich kann nie anders werden, als ich bin — und so oft ich etwas liebe, geschieht es, weil es mich auf die eine oder andre Art an Dich erinnert — so habe ich vor kurzem eine Venetianerin lieb gewonnen aus keinem andern erdenklichen Grund (obwohl sie ein schönes Weib ist), als weil sie ....* hieß, und sie hat oft Bemerkungen darüber gemacht (ohne den Grund zu kennen), wie gern ich den Namen hatte. — Es ist herzzerreißend, an unsre lange Trennung zu denken — und sicher mehr als

* Kurzer Name (drei oder vier Buchstaben) getilgt.

Strafe genug für alle unsre Sünden — Dante ist in seiner ‚Hölle' menschenfreundlicher, denn er läßt sein unglückliches Liebespaar (Francesca von Rimini und Paolo, deren Fall weit hinter unserm zurückblieb — obschon sie es schlimm genug trieben) sich gegenseitig Gesellschaft leisten — und wenn sie auch leiden — so ist es wenigstens zusammen. — Wenn ich je nach England zurückkehre — geschieht es, um Dich zu sehn — und erinnere Dich daran, daß zu allen Zeiten — an allen Orten — und in allen Empfindungen — ich nie aufgehört habe, im Herzen für Dich der gleiche zu sein. Die Verhältnisse mögen meine Lebensart versehrt — und meinen Geist verhärtet haben — Du magst mich schroff und über meine ganze Umgebung verbittert gesehn haben; voll Schmerz und Pein über Deinen neuen Entschluß und bald nachher über die Verfolgung durch den schändlichen Teufel, der mich aus meiner Heimat getrieben und sich gegen mein Leben verschworen hat — indem er danach trachtete, mich alles dessen zu berauben, was es kostbar machen konnte — aber bedenke, daß Du selbst damals der einzige Gegenstand warst, der mich eine Träne kostete? und was für Tränen! Denkst Du noch an unsern Abschied? Ich bin jetzt nicht in der Laune, Dir von andern Dingen zu schreiben — gesundheitlich geht es mir gut — und ich habe keine Veranlassung zur Klage als den Gedanken, daß wir nicht zusammen sind — Wenn Du mir schreibst, sprich mir von Dir — und sage, daß Du mich liebst — kümmre Dich nicht um Alltagsmenschen und -dinge — die durchaus kein Interesse haben können — für mich, der nichts in England sieht als das Land, das Dich besitzt — und nichts um England als das Meer, das uns trennt. — Man sagt, die Abwesenheit zerstöre schwache Leidenschaften — und befestige starke — Ach! die meine für Dich ist die Vereinigung aller Leidenschaften und aller Zuneigungen — hat sich gekräftigt, wird mich aber zerstören — ich spreche nicht von körperlicher Zerstörung — denn ich habe viel erduldet und kann viel erdulden — sondern von der Vernichtung aller Gedanken, Gefühle und Hoffnungen — die mehr oder minder nicht Bezug haben auf Dich und unsre Erinnerungen. —

Stets, Liebste,

(Unterschrift ausradiert)"

Die Sprache dieses ergreifenden Briefes ist nicht mißzuverstehn. Auch der harmloseste Leser muß die Anspielung auf Francesca da Rimini so auffassen, wie sie gemeint ist. Und Byron hat nichts gesagt, was er nicht gemeint hat — wenigstens nicht in diesem Punkt. Mögen seine Empfindungen sonst noch so „showy" sein, vom Tag geboren, für den Tag hergerichtet und mit dem Tag verflogen: die Liebe zu Augusta — mehr als Geschwisterliebe, mehr als erotisch angehauchte Geschwisterliebe — ist echt, ist im Karneval seines Lebens der Altar, an dem er unmaskiert niederkniet. Die Nachwelt hat kein Recht mehr zu richten oder in sittlicher Empörung zu schwelgen; sie sollte nur dankbar sein, daß ihre Kenntnis eines singulären Menschen wesentlich bereichert wird.

Mrs. Leigh flüchtet nach Empfang dieses Briefes zu ihrer Beichtigerin, Lady Byron, an deren „überlegenes Urteil" sie appelliert. In ihrer Herzensangst weiß sie nicht aus noch ein (Entscheidungen waren, wie sie selbst bekennt, in keiner Lage ihr „forte"); andrerseits fürchtet die liebende Schwester, durch völliges Schweigen dem Bruder Gemütserschütterungen zu verursachen, die sie ihm gern ersparen möchte, weil sie überzeugt ist, daß man ihn als Verrückten behandeln müsse. Lady Byron stellt sie vor die Alternative: entweder jeden schriftlichen Verkehr mit dem „Unhold" abzubrechen — aus Pflichtgefühl gegen sich selbst wie gegen ihn — oder aber von diesem Schreiben überhaupt keine Notiz zu nehmen. Mrs. Leigh dankt ihr „millionenmal" für ihre Güte. Sie ist sich vollkommen bewußt, daß sie am Rande eines Abgrunds steht, und tröstet sich mit dem Gedanken an den Allmächtigen. „Man soll (soweit man kann) recht handeln und den Ausgang der Vorsehung überlassen."

Gegen Ende 1819 droht der Dichter abermals mit einer Rückkehr nach England. Wieder bittet Augusta ihren „Schutzengel" um Rat. „Ich denke an Dich und fühle mit Dir — den ganzen Tag — und es tut mir so leid um Deine Eltern — all das wirst Du glauben, liebste, liebe A — wenn ich es auch nicht völlig zum Ausdruck bringen kann." Lady Byron hebt in ihrer Antwort hervor, daß sich seine verbrecherischen Wünsche noch nicht geändert haben, und gibt der Mutter zu bedenken, daß er die Moral ihrer Kinder verderben werde. Besonders ausführlich wird Byrons Drohung erörtert, er werde entweder an Mrs. Leighs gutem Ruf oder an ihren pekuniären Interessen Rache nehmen. „Ich glaube nicht, daß seine schlimmsten Vorstöße gegen jenen ihn mehr gefährden würden als Dein persönlicher Verkehr mit ihm, zumal da er offenkundig wünscht, Dich mit allen Mitteln in seine Gewalt zu bringen ... Was Deine pekuniären Interessen betrifft, an die er Dich so frech erinnert, ... so sehe ich ein, daß die Interessen Deiner Kinder Deine Handlungsweise mit Fug beeinflussen dürfen, wenn Du durch die Rücksicht auf sie keine Schuld auf Dich lädst." Dagegen wendet Mrs. Leigh ein, sie wisse nicht, was sie ihren Verwandten, Freunden und Bekannten, vor allem aber ihrem Mann (zum erstenmal taucht diese Null hier auf) sagen solle, wenn sie sich entschließe, Byron nicht zu sehn. Sie zweifelt jetzt sogar an der Aufrichtigkeit seiner Liebe. „Ich will Dir ehrlich bekennen — ich habe nie — ich kann jetzt nicht wie Du an die Tiefe und Stärke von etwas glauben, das sich in Wallungen und sprungweise verrät — wenn nichts andres dahinter steckt." Auf persönliche Vorteile (Byron hatte sie und ihre Kinder in seinem Testament zu Erben eingesetzt), versichert sie, nie in ihrem Leben Rücksicht genommen zu haben. Noch einmal tritt Lady Byron den Bedenken Augustas entgegen, indem sie darauf hinweist, daß die öffentliche Meinung seit der Publikation des „Manfred" und des „Don Juan" sich sehr zu ungunsten des Verfassers geändert habe; das sei ein Argument, dem sich auch Oberst Leigh nicht verschließen könne. „Sollte ich durch die Aufnahme, die Du ihm zuteil werden

läßt, genötigt sein, meinen Verkehr mit Dir aufzugeben, so will ich es in einer Weise tun, die Deinen Interessen am wenigsten schädlich sein soll."

Dazu ist es einstweilen noch nicht gekommen, da Byron den Gedanken an eine Rückkehr nie ausführte. Die beiden Frauen blieben, obwohl ihre Verbindung seit jener Zeit nicht mehr so eng war, bis zum Jahre 1829 befreundet, also noch fünf Jahre über seinen Tod hinaus. Aber ein Verhältnis, das auf so gefährlicher Grundlage ruhte, mußte eines Tages ein jähes Ende nehmen. Es wäre unnatürlich gewesen, hätte sich die Entfremdung nicht über kurz oder lang vollzogen, zumal bei der Verschiedenheit der Charaktere. Die Tatsache, daß noch viele Jahre nach der Katastrophe ein intimer Verkehr zwischen einer „so tugendstolzen Dame" und einer angeblich „großen Sünderin" bestand, genügte den Byron-Forschern schon, an die Unschuld Mrs. Leighs zu glauben. Und es bleibt allerdings bewundernswert, daß diese nicht ein Ende mit Schrecken einem Schrecken ohne Ende vorzog, bewundernswert, daß die von ihrem Gemahl als moralische Klytämnestra gebrandmarkte Lady Byron länger als ein Jahrzehnt die Tugend heroischer Selbstüberwindung übte.

(Eine Woche vor dem Tode Augustas — sie starb, siebenundsechzig Jahre alt, am 12. Oktober 1851 — traf eine freundliche Botschaft von Lady Byron ein; Mrs. Leigh versicherte, das sei ihr größter Trost gewesen. Ihre beste Trösterin hatte auch Annabella die Schwägerin in der schwersten Zeit ihres Lebens genannt ... So schieden sie wenigstens äußerlich versöhnt voneinander.)

Dieselbe Frau, die der Schwägerin in ihrer heiklen Korrespondenz mit so klugen Ratschlägen zur Hand ging, verließ sich nicht auf das eigne Urteil, wenn sie selbst Lord Byron zu schreiben hatte, was nach der Scheidung freilich nur noch vereinzelt vorkam.

Am 31. Dezember 1819 hatte er sich von Ravenna aus an sie gewandt mit der Bitte, sich über die geplante Veröffentlichung seines Tagebuchs zu äußern, das er seinem Freunde Moore in Venedig übergeben hatte.

„Augusta kann Dir alles über mich und meine Angelegenheiten sagen, wenn Du beides der Nachfrage für wert hältst; — Aber der Zweck meines Schreibens kommt noch —

Es handelt sich um folgendes. — Ich habe Moore vor einem Vierteljahr gesehn und seiner Obhut einen langen Bericht über mein Leben anvertraut, der bis zum Sommer 1816 führt und an dem ich geschrieben habe, seit ich England verlassen. — Er wird erst nach meinem Tode veröffentlicht werden — tatsächlich ist es ein ‚Tagebuch' und keine ‚Bekenntnisse'. Ich habe die wichtigsten und entscheidendsten Ereignisse und Leidenschaften meines Daseins ausgelassen, um andre nicht zu kompromittieren. — Aber so verhält es sich nicht mit dem Teil, den Du besitzt — der ist lang und genau — und ich möchte wünschen, Du sähest, läsest und bezeichnetest irgend einen Teil oder Teile, die der Wahrheit nicht zu entsprechen scheinen. — Die Wahrheit habe

ich immer niedergelegt — aber es gibt zwei Gesichtspunkte für sie — und Deiner mag nicht der meine sein. — Ich habe die Papiere seit ihrer Niederschrift nicht mehr durchgesehn — Du kannst sie lesen — und anstreichen, was Dir beliebt — Du sollst erfahren, was ich über Dich und die Deinen sage und denke. — Du wirst nichts Schmeichelhaftes für Dich finden — nichts, was Dich nur im entferntesten auf die Vermutung bringen könnte, wir hätten je glücklich werden — oder zusammen glücklich sein können. — Aber ich möchte einer andern Generation keinen Bericht geben, zu dessen Beweis oder Widerlegung wir uns nicht aus dem Staube erheben können — ohne Dich billigerweise ausführlich sehn zu lassen, was Du meiner Auffassung nach gewesen bist — und was Du meiner Schilderung nach bist. — Wenn Du bei der Durchsicht entdecken kannst, was falsch ist — oder auf Beschuldigungen antworten willst — so tue es — Deine Striche sollen nicht getilgt werden. — — —

Du wirst vielleicht sagen: warum ich mein Leben schreibe? — Ach! ich sage das auch — aber die es verschrien und besudelt und mich verleumdet haben — sollen wissen — daß sie — und nicht ich — der Grund sind. Es ist keine große Freude gelebt zu haben — und noch weniger, die Einzelheiten des Daseins wieder durchzuleben — aber das letzte wird manchmal Notwendigkeit und sogar Pflicht. —

Wenn es Dir beliebt, dies anzusehn, magst Du es tun — wenn nicht — hast Du wenigstens die Wahl gehabt."

Lady Byron entwarf eine Antwort, deren Konzept erhalten ist. Am meisten interessiert daraus der letzte Absatz, weil in ihm nicht nur ihr logischer Verstand zu Worte kommt: „Als ich zuletzt an Dich schrieb, stand ich noch unter dem Einfluß einer Neigung, die zu tief war, um schnell unterdrückt zu werden, so ungerecht und grausam ich auch behandelt worden bin — jetzt wünsche ich ganz aufrichtig Deine Wohlfahrt und werde jedes Vorgehn Deinerseits beklagen, das es mir unmöglich machen sollte, in einer passiven Haltung zu verharren." Aber auch sie dachte offenbar: „Act on the second thought; first impulses are generally good". Sie folgte dem ersten Impuls nicht, sondern setzte sich mit ihren Anwälten in Verbindung, und nun wurde eifrig hin und her überlegt und korrespondiert, bis schließlich als Ergebnis der Brief vom 10. März 1820 (bei Prothero V, 1) herauskam: eine knappe, aber entschiedene Weigerung, auf den Vorschlag einzugehn, nicht weil sie sich vor seinen Enthüllungen, sondern weil sie für das künftige Glück ihrer Tochter Ada fürchte. Byron hatte es wohl kaum anders von seiner „mathematischen Medea" erwartet: er bestätigte den Empfang der Zuschrift in einem bekannten Briefe aus Ravenna (vom 3. April 1820), der mit dem Dante-Zitat schließt: „e certo, la fiera Moglie, piu ch'altro, mi nuoce."

(Ein Wort über das Schicksal der Autobiographie. Am 14. Mai 1824 traf die Nachricht von Lord Byrons Tode in London ein. Zwei Tage darauf schrieb Mrs. Leigh: „Es ist meine ganz entschiedene Ansicht, daß die Denk-

würdigkeiten verbrannt werden sollten, und ich bin dafür: je eher, desto besser." Am folgenden Morgen gingen sie in Flammen auf. Dies zur Steuer der Wahrheit, weil oft behauptet worden ist, Lady Byron habe ein brennendes Interesse an der Vernichtung der Tagebücher gehabt.)

Trotz dieser brüsken Abfertigung hat Byron nicht allen schriftlichen Verkehr mit der geschiedenen Gattin abgebrochen. Wiederholt bat er sie im Laufe des Jahres 1820, auch weiterhin gegen seine Schwester freundlich zu sein. Die letzte (direkte) Mitteilung Lady Byrons an ihn ist vom 10. Dezember 1820 datiert:

„Als Du zuerst den Wunsch in betreff Mrs. Leighs ausdrücktest, der in Deinem letzten Brief vom 8. Oktober wiederholt ist, beschloß ich, ihm zu willfahren. Wenn die Versicherung dieser Absicht dahin führen würde, — (wie Du in einem früheren Brief angibst, und wie aus Deinen immer wieder vorgebrachten Bitten erhellt) — Deinen Geist zu beruhigen, so will ich sie nicht versagen. Die Vergangenheit soll mich nicht abhalten, Augusta Leigh und ihren Kindern in künftigen Lagen, die möglicherweise meinen Beistand erfordern, eine Freundin zu sein — das verspreche ich. — Sie weiß hiervon nichts —"

Darauf erwiderte Byron am 28. Dezember 1820 aus Ravenna:

„Ich bestätige den Empfang Deiner kurzen Mitteilung, die im ganzen zufriedenstellend ist — der Stil ein wenig schroff — aber das ließ sich ja erwarten — es wäre nach fast fünf Jahren ein zu großes Sühnopfer gewesen — wärest Du in der Form sowohl wie im Inhalt freundlich gewesen. — Doch Du hättest es sein können — denn der Gedankenaustausch zwischen uns — gleicht ‚Dialogen der Toten' — oder ‚Briefen zwischen dieser Welt und der nächsten'. Du hast auf die Vergangenheit angespielt, ich auf die Zukunft. — Was Augusta betrifft — so weiß sie ebenso wenig von meiner Bitte, wie von Deiner Antwort — Was sie auch ist oder gewesen sein mag — Du hast nie Grund gehabt, über sie zu klagen — im Gegenteil — Du kennst die Dankesschuld nicht, die Du ihr gegenüber gehabt hast. — Ihr Leben und das meine — und das Deine und meine — waren zwei vollständig voneinander geschiedene Dinge — wenn das eine aufhörte, fing das andre an — und jetzt sind beide zu Ende."

Dann folgen einige Angaben über die politische Lage in Italien; darunter der witzige, in Byrons altem Stil gehaltene Satz: „Du mußt nicht darauf achten, was die englischen Dummköpfe von Italien sagen — sie wissen nichts — sie gehn mit offnem Munde von Rom nach Florenz und so weiter — was so viel ist, als wollte man England — in der Saint James's Street sehn." Bedeutungsvoller ist das elegische

„P. S.

Entschuldige die Eile — ich habe das sehr schnell hingekritzelt, — und schiebe es nicht schlechter Laune zu — sondern Angelegenheiten, die mir obliegen — und erledigt werden müssen — ich bin Dir wirklich für die Beachtung

meiner Bitte verbunden. — — — Du hättest mir nichts schicken können, was mir nur halb so erwünscht gewesen wäre — aber ich habe Deinen Brief verbrannt, damit Du unter keinem Zwange stehst als dem Deines inneren Gefühls. — Es ist mir jetzt ein Trost — mehr als jeder andre Trost, daß A(ugusta) und ihre Kinder nicht vergessen sein sollen — wenn ich nicht mehr bin; aber vor fünf Jahren — wäre es mir noch etwas mehr gewesen? warum hast Du damals still geschwiegen? Ich sagte Dir, daß ich auf lange wegginge — und weit wegginge (nicht so weit, wie ich vorhatte — denn ich wollte nach der Türkei und bin nicht sicher, daß ich da nicht enden werde — aber länger, als ich mir mein Dasein dachte — wenigstens damals —) und zwei Worte über sie und die ihrigen wären mir gewesen — was Rache oder Freiheit dem Italiener — d. h. das ‚Ne plus ultra' des Angenehmen — Sie und zwei andre waren die einzigen Dinge, die ich je wirklich geliebt habe — ich darf es jetzt sagen, — denn wir sind nicht mehr jung."

Von dem titanischen Trotz Byrons ist wenig mehr geblieben; Resignation wird fortan der Grundton seiner Briefe. „Wir sind nicht mehr jung" — eheu, eheu! Wenn man diesen mit rascher Hand hingeworfenen Brief liest, kann man sich eines wehmütigen Gefühls nicht erwehren. Auch ein Byron lernt sich bescheiden; auch ihm schlägt die Stunde, da er einsieht, daß über allem irdischen Schmerz und aller irdischen Lust die Zeit als Ate thront. Auch bei ihm klingt durch alle Irrungen und Wirrungen des Menschenlebens die Sehnsucht nach „ewiger Ruhe". Und in seiner letzten Kundgebung an die Mutter seines Kindes verkündet er als seiner Weisheit letzten Schluß: „We both made a bitter mistake; but now it is over, and irrevocably so." Vorbei — unwiederbringlich vorbei . . .

Nur in der Symphonie steht das Vivace am Schluß; das Leben endet mit einem Andante oder gar mit einem Adagio.

Diese Darstellung fußt im wesentlichen auf dem Buche „Astarte — A Fragment of Truth concerning George Gordon Byron, sixth Lord Byron" (London 1905, printed at the Chiswick Press) von Lord Byrons Enkel, Ralph Milbanke Earl of Lovelace, der die reichen Schätze seines Familienarchivs erschlossen hat, um das Andenken seiner Großmutter zu verteidigen. Ein Zweifel an der Authentizität des bisher noch nie veröffentlichten Materials ist nicht möglich.

# Skizzen aus New York/ von Johannes V. Jensen

Der alte Rector magnificus, der die Weltgeschichte schreibt, hat viele gutgemeinte Versuche gemacht, sie zu einem klassischen Werk zu gestalten, zu einer historischen Anschauung, an der nicht gerüttelt werden kann; damit vor Augen begann er zeitig Entwürfe zu einem gesammelten Weltreich zu machen. Leider vergaß oder übersah er jedesmal etwas Material, das dann späterhin seine ganze Anschauung umstürzte.

Die ersten Versuche unternahm er mit Menschen in den obskuren Gegenden am Eufrat und Tigris, die sich nur durch ihre Anzahl auszeichneten; sie verschwanden mit dem mesopotamischen Erdreich, und hatten im Britischen Museum ihre Auferstehung. Später versuchte er es mit einer Rasse, die Talent hatte, einem Volk am Mittelländischen Meere; das ging zuerst auch, bis sie anfingen sich Götter nach ihrem Bilde zu gestalten, da waren auch sie reif für die Glyptotheken. Da startete Gott das römische Reich. Dort war politischer Nerv; bald aber wurden die Römer vom Orient vergiftet, ebenso wie Alexander der Große; sie setzten ihren Appetit in demselben Maße zu, wie sie das Volk zu Sklaven machten. Gut, da gab Gott den Überwundenen die Weltgeschichte, und gleichzeitig impfte er sie mit dem Christentum; wir sondern noch heute von diesem Ausschlag eine üble Flüssigkeit ab.

Gott war oft leichtsinnig genug, seine Pläne in die Hände einzelner Männer zu legen, die dann meistens abnorm waren. Er meinte, daß er gewöhnliche Menschen nicht für seine Pläne verwenden könne. Doch ließ er auch das nicht unversucht. So tat er für Kaiser Karl V. was sich durch Vererbung und Familienverbindungen nur tun läßt; was aber konnte es nützen, wenn Karl lieber Holzdrechsler sein wollte. Umgekehrt wurde Napoleon, der nicht an privater Menschlichkeit litt, von seiner Familie verdorben.

Es wollte nicht glücken. Nicht einmal Dänemark zeigte sich als brauchbar, obgleich Gott uns ausdrücklich zu verstehen gab, daß er große Dinge mit uns vorhabe.

Da verlor Gott den Glauben an alle die Nationen, in die er hintereinander seine Kraft niedergelegt hatte. Der alte Historiker kassierte sein Manuskript. In launenhaftem Zorn mischte er Menschen aller möglichen mißglückten Nationen in einem Chaos durcheinander und schleuderte sie auf das amerikanische Festland hinüber. Mochten sie drüben Weltreich machen, aber ohne ihn. Er rührte keinen Finger mehr! Er nahm ihnen die Traditionen, enterbte sie. Sie mochten selbst Weltgeschichte fabrizieren, Gott behielt das System. Vorher Nacht und nachher Licht ... go ahead! So entstand U. S. A.

Eine siebentägige Reise von Europa, Gottes Bauplatz, liegt diese unhistorische Welt, ziemlich weit, doch keineswegs fern. Es ist eine im höchsten Grade unklassische Welt, aber sie ist nicht wesentlich verschieden von unserer eigenen, nur frischer, als fingen wir allesamt in einem größeren und glücklicheren

Stil von vorn an, ohne schicksalsschwangere Rebusse über das Dasein im Herzen, nichts als Leben, Trieb, Flug und Appetit, eine Draufgeh'-Welt. New York!

In den Straßen von New York fahren etliche große Turist-Autos mit vielen Sitzen, von denen die eine Reihe immer hinter der anderen und höher als die vordere ist, wie ein Amphitheater auf Rädern; diese Autos hat man mit der volkstümlichen Dreistigkeit in der Sprache, die den Amerikanern eigen ist, Se New York Autos genannt. Außer dem lieben Chauffeur, dem bewundertsten Wesen unserer Zeit, der sich dem Teufel verschworen hat, ist das Auto mit einem Führer bemannt, der sich von dem vorderen Ende des Wagens vermittels eines gigantischen Sprachrohres an die Turisten wendet, wie ein Admiral während einer Seeschlacht. Das ist der sogenannte Megaphonmann, und er hat das Wort in seiner Macht. Es ist ein junger zuverlässiger Mann, der dem Publikum Erklärungen in die Ohren posaunt und zwischendurch kleinere Mahlzeiten von peanuts einnimmt, die er aus seiner Jackentasche holt und mit einer Hand aus den Schalen herausklemmt. Wenn er keine Nüsse ißt, bewegen sich seine Kiefer dennoch mit großer Befriedigung, dann ist er nämlich mit chewing gum beschäftigt; der Appetit muß sich äußern. Alle Amerikaner essen und unausgesetzt, auf der Straße, in der Straßenbahn, das ist eine sorglose Angewohnheit, und sie lassen dabei die Augen mit jenem Blick umherschweifen, wie er nur dem Amerikaner eigen ist, dieser gesunde, eigentümliche, ausgeschlafene Blick, der oberflächlich umherflackert und doch alles sieht. Die Augen des Megaphonmannes sind in einer unaufhörlichen Tätigkeit, die ihn jedoch durchaus nicht zu ermüden scheint, sein Blick fällt ohne Teilnahme auf das fahrende Auditorium, nicht neugierig, auch nicht unverschämt, während er kaut und spricht und im übrigen auf seinem Posten vegetiert, wie eine Weide im Frühjahr. Eine gewisse, kaum merkliche Nonchalance in seiner Haltung verrät seine innersten Gefühle einem Publikum gegenüber, das New York nicht selbstverständlich kennt. Dieselbe Lächerlichkeit entgeht auch nicht der Aufmerksamkeit der Eingeborenen auf der Straße; manch einer im Straßenstrom verzieht den Mund zu einem Lächeln beim Anblick der Wagenladung von Kautschukhälsern (rubbernecks), denen man durch ein Sprachrohr New Yorks ganz alltägliche Sehenswürdigkeiten in die Ohren posaunen muß. Wie ist es nur möglich, nicht Bescheid zu wissen! Es ist kein ungetrübtes Vergnügen, als Idiot auf einem Se New York Auto durch die Broadway zur Schau zu sitzen.

Man fährt beim Flatiron Building ab, nachdem man ein Musikstück auf dem Megaphon über die einzigartigen Vorzüge dieses Gebäudes zu hören bekommen hat, das Gewicht desselben, was es gekostet hat, wie hoch es ist nnd wieviel Menschen es faßt. Die beiden steilen, spitz zusammenlaufenden Fassaden verursachen einen launenhaften Luftdruck um das Gebäude herum, so daß man selbst an stillen Tagen in Gefahr kommt, umgeweht zu werden, wenn man den Fuß desselben passiert. Man darf sich dort an der Ecke nicht aufstellen und wird verhaftet, wenn man es tut. Junge Leute hatten sich

nämlich eine Zeitlang damit beluſtigt, dort Poſto zu faſſen und die Damen zu betrachten, wenn der Wind von der Mauerfläche der zwanzig Etagen herabfegte und ihre Röcke hochhob. Es wurde alſo verboten, ſo daß die New Yorker Jugend ihre Studien jetzt bei einem langſamen, aber deutlich ſichtbaren Marſch machen muß. Das iſt dieſelbe Stadt, wo die Kinder in den Springbrunnenbaſſins baden, während die Schutzleute dabeiſtehen und auf ihre Kleider achtgeben.

Von der dreiundzwanzigſten Straße bewegt das Auto ſich durch die Broadway, die zu einer immer tieferen Kluft wird, je mehr man ſich der Südſpitze von Manhattan nähert, mit turmhohen Häuſern zu beiden Seiten und donnernd von Verkehr auf dem Grunde. Hier flutet eine lebendige Miſchung aller Völkerſchaften auf beiden Fußſteigen. Sie wandern. Nirgends ſind Schritte ſo von Geſchäftigkeit geprägt, wie auf dieſem breiten Weg, der von und zur Arbeit führt. Niemand iſt wie der New Yorker ſo an ſeinen Stiefeln erkennbar. Sie gleichen einer neuen Art Hufe, Wanderfüßen, die von dem ſcharfen Staub, den ſie ſelbſt von der Straße ablöſen, Kohlenteilchen, Metall- und Steinſtaub, wie eine Stadt ihn durch Gebrauch abſondert, zerſtoßen und beſtaubt ſind. Sie gleichen Bergſteigern und ſind es auch, ſie halten ſich täglich auf der Höhe des ſteinigen Hochgebirges einer modernen Stadt, ſie bewegen ſich auf einem Boden vorwärts, der von Verkehr wie ein Vulkan bebt, ſie atmen eine Luft, die mit giftigem Rauch und mit Elektrizität wie beim Gewitter geſchwängert iſt, ſie orientieren ſich zwiſchen Lavaſtrömen von Menſchen, die beſtändige Zuſammenrottungen bilden, zwiſchen Straßenbahnen und Zügen, überm Kopf und unter der Erde, ſie können in einem Lärm, der mehr als eine Stille iſoliert, hören, in einem Straßenlärm, der ſo betäubend iſt, wie das Zerſchmettern der Luft bei einem Lawinenſturz. Durch dieſen Hochdruck müſſen ſie hindurch, das iſt der Weg durch New York.

Unſer Megaphonmann iſt ein wahrer New Yorker, er hilft ſich auf die einzig mögliche Weiſe, indem er dem Raballer noch eine kreiſchende Note hinzufügt, die Broadway überbietet, fertig kaut und ein allwiſſendes Gebrüll über die Kautſchukhälſer hintrompetet: Skyscraper — Equitables new Trinity building, 2,500,000 Dollars — crushing Trinity church . . .

Und er nennt alle Mammuthäuſer beim Namen, ſchäumt die Koſten aus dem Sprachrohr hervor, das hier in dieſem aufgeregten Meer ſehr notwendig iſt — ein neues anderthalb Millionenhaus im Bau — man beachte, daß von oben nach unten gemauert wird! Hier unten koſten die Bauplätze ſechshundert Dollars per Quadratfuß! Die Manhattan Halbinſel iſt vierhundert Billionen wert . . . wir haben ſie für vierundzwanzig Dollars gekauft . . . ra, ra, ra . . .

Er lacht durchs Megaphon, lacht geſchäftsmäßig über ſeinen Witz, der mit zum Auto gehört, ſchafft ſich unmittelbar darauf eine Pauſe, in der er kaut und einen Effekt vorbereitet.

Wir halten an der Ecke der Wall Street, und hier brüllt der Megaphonmann uns ein Meiſterſtück vor, das ganze Rieſenlied von der Börſe und

den Milliardären, von den Trusts und den Aktien. Den besten Vers spart er sich bis zuletzt auf, den von Pierpont Morgan, dem Stahlkönig, hier überposaunt er sich selbst und endet mit einem wahren Weltuntergangslärm. Dann fahren wir die Broadway zu Ende und schwingen beim Battery Place wieder in die Stadt hinein. Wir sollen die Fifth Avenue mit den Millionärschlössern und den großen Hotels sehen. Hier auf dem Asphalt ist es stiller, die Tausende von Fahrzeugen auf Gummirädern und die zahllosen Automobile bewegen sich in fast geisterhaften Zügen. Still, hier kommen die Geldfürsten, hier schleichen die ungekrönten Piraten, welche nehmen, solange sie nicht daran verhindert werden, und die über viele Dinge ihren Mund halten; hier sitzen sie in den lautlosen Equipagen und beißen ihre Kiefer aufeinander — dieselbe Kieferform, die man unten in Bowery bei ihren Vettern, den lichtscheuen Bauernfängern und Raubmördern sieht, die nicht den Sprung von der Kneipe zur Bank hinauf gemacht haben. Hier stehen ihre Schlösser. Der Megaphonmann erzählt davon, con amore, er schreit so zärtlich, er weiß alles von König Vanderbilt oder Kaiser Rockefeller, er läßt das Auto ehrerbietigst vor den Palästen halten und trompetet gedämpft, fast wie ein Flüstern, von den wunderbaren Schätzen dort hinter den geblendeten Fensterscheiben, von den Gobelins und Sevres Vasen, dem Dresdener Porzellan, den Bronzen von Fremiet und Barye, den mediceischen Samten und den römischen Lampen, den elfenbeinernen Vögeln aus Japan, Alma Tademas Tapeten, und Teppiche aus Kurdien und Karabagh, den alten französischen Stichen und den Malereien von Meissonnier, von dem ganzen Antiquarladen. Gibt es etwas, was die Millionäre als kriminelle Typen stempelt, so ist es ihr Geschmack; er ist gut, aber es ist nicht ihr eigener.

Das Auto rumpelt weiter wie ein Elefant im Walde, durch den Central Park und längs des Riverside Drive, an General Grants Grab vorbei, das eine Million gekostet hat, und dann wieder zum Ausgangspunkt der Reise zurück.

Der indianische Sommer wölbt seinen Äther über die ungeheure, sonnenbeschienene Stadt, die sich vor dem offenen Ozean wie ein Hengst auf die Hinterbeine erhebt. Nirgends in der Welt verweilt der Sommer so lange, keine Stadt ist so klar, so hell in ihrem Sonnenschein wie das athletische New York, und nirgends haben die Menschen weniger Schlaf in den Augen als dort. Der Tag ist immer offen, traumlos, mit der feurigen Sonne am Himmel. Man kann zum Battery Place gehen und tief in die lebendige, smaragdgrüne See hinabschauen, die wie die Burg der Meerfrau ganz bis aus Bollwerk heranreicht. Die Sonne geht bei klarem Himmel auf und unter. Dieses immer klare Wetter hat die Häuser in die Höhe getrieben, es ist ein Wetter für Türme. In dieser ständig wachen Luft bewegt der New Yorker sich groß, schlank und mit klaren Augen.

Das Touristauto beendigt seine Tour beim Flatiron Building, und die Kautschukhälser bleiben noch eine Weile sitzen, müde und erschöpft vom Sehen.

Der Megaphonmann wirft einen Nußkern in den Mund und setzt das Megaphon beiseite: Morning next trip!

In einer der tiefen Seitenstraßen in New Yorks unterer Stadt, in der Nähe der Broadway und nicht weit von den Docks, lag ein Arbeitsmann tot auf dem Fußsteig.

Man hatte ihn mit dem Nacken auf das Granitfundament eines der hohen Häuser gelegt, die mit ihrem Fuß auf dem Grunde der düsteren Straßenkluft stehen und zwanzig Etagen hoch, so hoch, wie man gar nicht blickt, darüber hinausragen. Der Mann lag mit vonsichgestreckten Beinen auf den Fliesen, und man hätte glauben können, daß er schliefe, wenn nicht eine unglückliche Frau neben ihm gesessen hätte, den Rock über den Kopf gezogen, wie eine Figur auf einem Grabe, und wenn nicht zwei oder drei große Schutzleute Aufstellung genommen hätten, um einen passenden Abstand um die Gruppe zu bilden. Es schien übrigens gar nicht nötig zu sein, denn es gab keinen Auflauf, Leute standen nicht still, obwohl jeder im Vorbeigehen den Kopf drehte, um so viel zu sehen, wie man erspähen kann, wenn man es eilig hat und weiter muß. Es erweckte keine besondere Aufmerksamkeit, daß ein Toter am hellichten Tage mitten auf der Straße lag; fast sah es aus, als ob die Bürger in New York nicht grausam genug seien, um sich lebhaft dafür zu interessieren. Entweder konnte dasselbe Schicksal sie selbst treffen, vielleicht, oder sie waren selbst gelegentlich bereit, ihren Mann zu fällen, möglicherweise. Der Mann war tot.

He's got killed, rief einer der Schutzleute auf die Frage, was geschehen sei... Er war durch das eine Auge geschossen, gerade im Augenwinkel. Es hatte nicht sonderlich geblutet, nur einige Tropfen waren an der Backe entlang geflossen und hatten eine scharlachrote, geronnene Spur hinterlassen. Das andere Auge stand offen und starrte gebrochen irgendwo hin. Wie er dort lag, ein kräftiger, starkgebauter Mann in den besten Jahren, sah es aus, als ob er hätte weinen wollen, aber es war nicht dazu gekommen und den Rest hatte er hinuntergeschluckt. Man hatte ihn wohl hart bedrängt.

Es war ein Italiener, ein Arbeitsmann, wie die meisten Italiener in New York, ein Handlanger oder Erdarbeiter, er war in seiner Arbeitstracht, einem alten, billigen Anzug, vor der Abreise in Napoli gekauft und jetzt von der amerikanischen Erde durchtränkt. Die groben Stiefel hatten einen heimatlichen Schnitt, unpraktisch schwer vor lauter Haltbarkeit; aber sie hatten doch die Form seines Fußes angenommen, sie glichen ihm. Die Sohlen, die man allzugut sah, waren von der scharfen Erde in New York gekennzeichnet. Wie lebendig er aussah mit seinem dicken, graumelierten Schnurrbart unter der Nase, dem feuerroten Hemdkragen, dem kupferbraunen Hals und den kurzen, festen Händen. Von dem Ziegelstaub, der jede Pore ausfüllte, waren die Hände heller als das Handgelenk, sie standen geöffnet, als ob sie einen Schaufelgriff umfassen wollten, das Loch zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger glich einem Ring von dicken, schwieligen Knoten. Eine solide Hand, eine Männerhand. Es war, als ob die Kräfte noch darin saßen.

Ja, es war unser eigener herrlicher Lazzarone aus dem „Süden", es war einer von den Tausenden aus dem schönen Italien, die durch den geringen Nährwert der Myrten und Lorbeerbäume zur Auswanderung und zur Arbeit gezwungen werden. Die Italiener in New York sind gewöhnlich Erdarbeiter, sie fangen ganz von vorn an. Man sieht sie aus Löchern auftauchen, die sie auf der Straße graben, ihre Kleidung ist immer mit Erde durchtränkt und sie haben Sand im Haar. Es scheint ihnen gut zu tun, nach dem vielen Himmelblau daheim im alten Lande, ein Bad im Staube zu nehmen.

Das Schicksal hat sie freundlichst ersucht, zur Erde zurückzukehren, ebenso wie den Hindu, der in Singapore Wegarbeiten verrichtet. Dort kann man die hochgewachsenen, mystisch abgemagerten Nirvanamenschen, fast nackend, wie aus dem Walde geholte Affen, mit schrecklich schweren Eisengeräten gedankenvoll in die Makadamisierung hacken sehen. Sie gleichen Schatzgräbern an der Landstraße, und das sind sie eigentlich auch. Singapores roter Staub klebt an den schwarzen Borsten ihrer Schienbeine; sie sind fast die einzigen, die etwas tun. Sakuntala geht in majestätischer Haltung mit einem Korb Steinschutt auf dem Kopf hin und her und hilft ihrem Herrn; sie ist Wegarbeiterin in der Fremde geworden und trabt mit ihren kleinen nackten Füßen, deren Zehen mit Silberringen geschmückt sind, arbeitsam über den heißen Staub. Der Hindu kehrt in Singapore zur Erde zurück. Denn dort weiß man nichts von seiner Kaste! In Singapore gibt es Konkurrenz, aber keine Paria! Das ist der Vorteil beim Auswandern ... wohlan, laßt uns an Heimweh leiden, Sakuntala, Sakuntala!

Ach, aber der Italiener lernt mehr in New York, als daß die Erde gut und Arbeit zulässig ist, er lernt, daß man darum kämpfen, deswegen sterben muß. Der Mann, der auf dem Fußsteig lag, so überzeugt, so traumlos, der hatte es gelernt, und er lehrte es anderen.

Die Ärmste, die so versteinert neben ihm brütete, war wohl seine Frau, die man geholt hatte. Wie sie dort weinend auf den Fliesen kauerte, die Kleider über den Kopf gezogen, glich sie einem Bündel bunter Lappen; sie war noch in der buntfarbigen Tracht ihrer Heimat. Sie rührte sich nicht, sie hatte es sich ebenso dunkel vor den Augen gemacht, wie ihre Seele schwarz war. Für sie war alles aus.

An der anderen Seite des Toten stand ein Schubkarren, einer jener kleinen schmächtigen Handwagen, die ganz aus Eisen sind, sowohl Räder, wie Kasten und Stangen, und darin lag ein Sack, der, nach den scharfen Ecken und Vorsprüngen zu urteilen, mit Werkzeug gefüllt war; ein paar lange, blankgeschliffene Schafte ragten daraus hervor. Der Mann war auf dem Weg zum Arbeitsplatz gewesen, hatte ihn aber nicht erreicht.

Und doch lag er dicht dabei. Das Haus, das an das stieß, wo der Ermordete lag, war ein Neubau in Arbeit. Der größte Teil des stählernen Fachwerkes war errichtet und glich mit seinem mennigroten und schwarzen Gewebe von Eisenbalken und Strebern, einem häßlichen Metallwald, der aus den Steinen hervorwuchs und in dem es wie ein Höllenfrühling sproßte

und klopfte. Oben auf den Balken gellte es von Niethammern und pneumatischen Meißeln, als ob ein übernatürlich großer Specht auf den Stahlstämmen hackte, ein eisenfressender Vogel mit blau gestählten Federn und einer glühenden Feile aus dem Halse; der Neubau lag in einer Art Nebel von Lärm da, in dem er emporwuchs, es ging ein gesammeltes Eisengebrüll von ihm aus, das man der Wirksamkeit derer, die oben zwischen den gähnenden Etagen hantierten, gar nicht zugetraut hätte, den kleinen menschlichen Gestalten, die oben und unten wie Ameisen saßen und die Hammer bewegten, ohne daß sie einen Laut von sich zu geben schienen . . . der Lärm kam gesammelt, vom Ganzen, und machte die Luft zu einem Springtanz von Schwingungen, der alles, was man in der Nähe des Gebäudes sagte, verschlang.

He's got killed, schrie der Schutzmann und beugte seinen Kopf weiter vor, während seine Augen über den stillen Kreis schweiften . . . scabs up there . . .

Das war die ganze Geschichte, das Haus wurde von Streikbrechern gebaut, Arbeitern außerhalb der Gewerkschaft, „Ehrenleute" wie man sie nennt, und in der Angelegenheit war der Italiener hier im Arbeitsanzuge ermordet worden. Er hatte keine Ferien halten wollen. Er war vielleicht selbst ein Ehrenmann gewesen, der auf seinem Wege zum Arbeitsplatz von den Streikenden aufgelauert und niedergeschossen worden war. Oder er war einer von den Arbeitslosen, der sich in verzweifeltem Trotz beim Neubau eingefunden hatte, um die ganze Bande auszurotten, und der den Kürzeren gezogen hatte. Es konnte auch vielleicht dramatischer so zusammenhängen, daß er ein reuiger Ehrenmann war, der von seinen eigenen Kameraden dort oben erschossen ward; oder er hatte die Streikenden zum Vorteil für die Arbeit im Stich gelassen, und seine Belohnung in Blei dafür erhalten. Es ist nicht gut zu sagen, wie es zugegangen war, der Lärm vom Neubau begünstigte keine ausführlichere Erzählung. Man hatte außerdem die Empfindung, daß eine nähere Erklärung des Mordes, in mehr als einer Beziehung, wie Klatsch wirken würde.

Was die Tatsache bewies, war, daß die Verhältnisse in New York so bitterlich hart sind, daß der Arbeiter zu seiner Tätigkeit wie zur Schlacht gehen muß. Hier gibts keine Uniform und keine Medaillen, kein Säbelgerassel und keine Militärverleugnung; hier zieht der zivile Soldat, der Arbeiter, aus, um für sein Recht zu leben und zu kämpfen; er tut was er kann, damit er als Sieger aus dem Gefecht hervorgeht. Und wenn sein Verbrechen oder sein Triumph so alltäglich sind, daß nur der Ausfall des Kampfes darüber bestimmt, wer das Recht zu den Leitern des Neubaues haben soll, so gibt es keinen Unterschied zwischen denen, die sich ins Treffen stellen; die Schießenden wie die Erschossenen sind gleich gut.

So ist der Krieg. Der Krieg ist ein ziviles Ding. Er ist ein Recht.

Der Arbeiter wird ihn jedes Mal erneuern, wenn unproduktive Mächte den Versuch machen, sich davor zu schützen, indem sie ihn zu einem Privilegium machen oder ihn abschaffen wollen. In Amerika vergißt man es nicht.

# Geschichte in der Dämmerung/ von Stefan Zweig

Hat der Wind wieder Regen über die Stadt geweht, daß es plötzlich so dunkelt in unserem Zimmer? Nein. Die Luft ist silbern klar und still, wie selten in diesen Sommertagen, aber es ist spät geworden und wir haben es nicht bemerkt. Nur die Dachfenster gegenüber lächeln noch mit leisem Glanz, und der Himmel über dem First ist schon mit goldenem Rauch umflort. In einer Stunde wird es Nacht sein. In einer wundervollen Stunde, denn nichts ist schöner zu sehen, als diese Farbe, die allmählich welk wird und sich verschattet und dann im Zimmer das Dunkel, das vom Boden aufquillt wie Wasser in einem lecken Boot und wie dann schließlich die schwarzen Fluten über den Wänden zusammenschlagen und uns mittragen in ihr Geheimnis hinein. Wenn man sich da gegenübersitzt und ansieht ohne Wort, will es einem scheinen in dieser Stunde, als würde das vertraute Gesicht in den Schatten älter und fremder und ferner, als hätte man sich nie so gekannt und sähe sich an über einen weiten Raum und viele Jahre. Aber du willst jetzt das Schweigen nicht, sagst du, weil man sonst beklommen hört, wie die Uhr die Zeit in hundert kleine Splitter zerschlägt und das Atmen so laut wird in der Stille, wie das eines Kranken. Ich soll dir jetzt etwas erzählen. Gerne. Freilich nicht von mir, denn unser Leben in diesen endlosen Städten ist ja arm an Erlebnis oder es scheint uns so, weil wir noch nicht wissen, was daraus uns zu eigen gehört. Aber ich will dir eine Geschichte erzählen für diese Stunde, die eigentlich nur das Schweigen liebt und ich wollte, sie hätte etwas von diesem warmen, weichen, flutenden Licht der Dämmerung, das schleiernd vor unsern Fenstern schwebt.

Ich weiß nicht wie diese Geschichte zu mir kam. Ich bin nur, dessen entsinne ich mich, am frühen Nachmittage hier lang gesessen, habe in einem Buche gelesen und es dann sinken lassen, hindämmernd in Träumerei, vielleicht auch in leisen Schlaf. Und plötzlich sah ich Gestalten hier und sie glitten die Wand entlang, ich konnte ihre Worte hören und in ihr Leben sehen. Als ich den Entschwindenden nachblicken wollte, war ich wieder wach und allein. Zu meinen Füßen gesunken, lag das Buch. Und als ich es aufhob und nach den Gestalten frug, fand ich darin die Geschichte nicht mehr; es war, als sei sie aus den Blättern in meine Hände gefallen oder sie war nie darin gewesen. Vielleicht hatte ich sie geträumt oder in einer jener bunten Wolken gelesen, die heute von fernen Ländern in unsre Stadt kamen und den Regen forttrugen, der uns so lange bedrückte. Oder ich hatte sie aus jenem einfältigen alten Lied gehört, das eine Drehorgel melancholisch unter meinem Fenster knarrte oder jemand hatte sie mir vor Jahren erzählt. Ich weiß es nicht. Solche Geschichten kommen oft zu mir heran und ich lasse ihre Geschehnisse spielend durch meine Finger rinnen, ohne sie festzuhalten, so wie man Ähren und hoch-

stengeligen Blumen im Vorübergehen schmeichelt, ohne sie zu pflücken. Ich träume sie nur von einem jähen farbigen Bild zu einem langsam verrauschenden Ende, aber ich fasse sie nicht. Doch du willst heute von mir eine Geschichte und so erzähle ich sie dir jetzt in dieser Stunde, da die Dämmerung uns sehnsüchtig macht, Buntes und Bewegtes vor unsern Augen leuchten zu sehn, die im Grau verarmen.

Wie soll ich beginnen? Ich fühle, ich muß einen Augenblick aus dem Dunkel herausheben, ein Bild und eine Gestalt, denn so beginnen auch in mir diese seltsamen Träume. Nun entsinne ich mich schon. Ich sehe einen schlanken Knaben, der die breitstufige Treppe eines Schlosses niedersteigt. Es ist Nacht und eine Nacht mit nur mattem Mondlicht, aber ich umfasse wie mit einem erhellten Spiegel jede Kontur seines geschmeidigen Körpers, sehe genau seine Züge. Er ist außerordentlich schön. Kindhaft gerundet fallen die schwarzen Haare glatt über die fast überhohe Stirne, und die Hände, die er im Dunkel vorbreitet, um die Wärme der durchsonnten Luft tastend zu fühlen, sind sehr zart und edel. Sein Schritt zögert. Verträumt steigt er nieder zu dem großen, mit vielen runden Bäumen rauschenden Garten, durch den wie ein weißer Steg eine einzige breite Chaussee strahlt. Ich weiß nicht, wann dies alles geschieht, ob gestern oder vor fünfzig Jahren und ich weiß nicht, wo, aber ich glaube in England muß es sein oder in Schottland, denn nur dort kenne ich so hohe breitgequaderte Schlösser, die von der Ferne wie Kastelle trotzig drohen und sich vor nur vertrautem Blick erst willig zu den hellen blumigen Gärten niederneigen. Ja, nun weiß ich es ganz bestimmt, es ist oben in Schottland, denn nur dort sind die Sommernächte so licht, daß der Himmel milchig glänzt wie ein Opal und die Felder nie dunkel werden, daß alles wie von innen leise leuchtend scheint und nur die Schatten, schwarzen Riesenvögeln gleich, in die hellen Flächen niederfallen. In Schottland ist es, o, nun weiß ich es ganz, ganz bestimmt und wenn ich mich mühte, fände ich diesem gräflichen Schlosse den Namen und dem Knaben auch, denn nun schält sich rasch die dunkle Rinde los von dem Traume und alles fühle ich so deutlich, als sei es nicht Entsinnung sondern Erlebnis. Der Knabe ist über den Sommer bei seiner verheirateten Schwester zu Gast und nach der freundschaftlichen Art der vornehmen englischen Familien nicht allein; abends versammelt die Runde eine ganze Reihe Jagdfreunde und ihre Frauen, auch ein paar Mädchen, hohe schöne Menschen, deren Heiterkeit und Jugend lachend und doch nicht lärmend mit dem Echo der alten Mauern spielt. Tagsüber sprengen Pferde hin und her, Hunde werden in Koppeln gebracht, drüben auf dem Fluß glitzern zwei drei Boote, eine Regsamkeit ohne Geschäftigkeit gibt dem Tag einen angenehm schnellen Rhythmus.

Aber jetzt ist es Abend, die Tischrunde gelöst. Die Herren sitzen im Saal, rauchen und spielen: bis Mitternacht fallen von den hellen Fenstern weiße, an den Rändern zitternde Lichtkegel in den Park hinein und manchmal ein volles,

launiges Lachen. Die Damen sind meist schon auf ihren Zimmern, ein oder zwei plaudern vielleicht noch in der Vorhalle mitsammen. Und so ist der Knabe abends ganz allein. Zu den Herren darf er noch nicht oder nur für einen Augenblick und vor der Nähe der Frauen hat er Scheu, denn oft, wenn er die Türe aufklinkt, senken sie plötzlich die Stimmen und er spürt, sie reden Dinge, die er nicht hören soll. Und überhaupt, er liebt ihre Gesellschaft nicht, denn sie fragen ihn wie ein Kind und hören nur lässig zu wenn er spricht, sie nützen ihn nur zu tausend kleinen Gefälligkeiten aus und danken ihm dann wie einem artigen Buben. So hat er zu Bett gehen wollen und war schon die krumme Treppe hinaufgegangen; aber das Zimmer war warm und hell, vollgepreßt mit dumpfer unbewegter Schwüle. Man hatte vergessen, bei Tag die Fenster zu schließen und so hatte die Sonne sich hier breit gemacht: den Tisch hat sie heiß gezündet und das Bett angeglüht, auf den Wänden lastend gelegen und noch zittert erregt ihr schwüler Atem aus den Winkeln und Vorhängen. Und dann: so früh war es noch — und draußen leuchtete die sommerliche Nacht wie eine weiße Kerze, so ruhig, so windstill, so sehnsuchtslos still. Und da ist der Knabe die hohe Schloßtreppe wieder hinabgestiegen zu dem Garten, über dessen dunkler Runde der Himmel mattleuchtend liegt wie ein Heiligenschein und wo ein voller, von vielen unsichtbaren Blüten entatmeter Duft ihm lockend entgegenbebt. Seltsam ist ihm zumute. Er wüßte nicht zu sagen, wie, in dem verwirrten Gefühl seiner fünfzehn Jahre, aber seine Lippen beben so, als müßte er irgend etwas in die Nacht hinsprechen oder die Hände heben oder die Augen lange schließen, als sei irgend ein Geheimnisvoll-Vertrautes zwischen ihm und dieser ruhenden Sommernacht, das Rede wollte oder ein Zeichen des Grußes.

Langsam geht der Knabe aus der breiten offenen Allee in einen der schmalen Seitengänge, wo sich die Bäume hoch oben mit silbern bestrahlten Kronen zu umarmen scheinen, unten aber nachtschwer das Dunkel liegt. Ganz still ist es. Nur jenes unbeschreibliche Getön der Stille in einem Garten, jenes summende Schwingen, als fiele ein weicher Regen ins Gras oder streiften die Halme hellsurrend einander, weht an den Schreitenden heran, der ganz verloren ist in süßer unfaßbarer Schwermut. Manchmal rührt er leise einen Baum an oder bleibt stehen, um dem flüchtigen Getön nachzulauschen: der Hut drückt ihm die Stirne und er legt ihn ab, um an den nackten Schläfen, wo sein Blut klingt, die Hand des unmerkbar sanften Windes zu fühlen.

Da, mit einem Male, wie er tiefer in das Dunkel tritt, geschieht etwas Unerhörtes. Hinter ihm knirscht leise der Kies. Und wie er sich erschreckt umwendet, sieht er nur noch das flatternde Leuchten einer hohen weißen Gestalt auf sich zu und schon an ihm, und schon fühlt er sich stark und doch ohne jede Gewalt von einer Frau umfangen. Ein warmer weicher Körper preßt sich drängend an den seinen, eine Hand streift rasch und schauernd über sein Haar und beugt seinen Kopf zurück: taumelnd fühlt er an seinem Mund

eine fremde, aufgetane Frucht, zitternde Lippen, die sich in die seinen einsaugen. So nahe ist dieses Gesicht dem seinen, daß er die Züge nicht sehen kann. Und er wagt es nicht, denn wie ein Schmerz schlägt ein Schauer seinen Leib, daß er die Augen schließen muß und sich willenlos als Beute diesen brennenden Lippen hingeben; unentschlossen, unsicher wie eine Frage, fassen seine Arme nun diese fremde Gestalt und wie jäh berauscht von dem leisen Fliederduft, der die Lippen netzt, stöhnend im Überschwang des wild erwachten Gefühles, preßt er den fremden Leib an sich. Und nun fließen seine Hände die weichen Linien entlang, ruhen und zittern wieder fort, werden fiebriger und empörter. Immer drängender und schon übergebeugt, wie eine schwere Bürde, ruht jetzt die ganze Last des Körpers über seiner nachgebenden Brust. Er fühlt sich irgendwie sinken und hinströmen unter diesem schwer atmenden Drängen und schon brechen seine Knie lassen ihn jäh mit seiner weichen Last stürzen und lautlos niederfallen. An nichts denkt er, nicht, wie diese Frau zu ihm kam und nicht, wie ihr Name ist, sondern er trinkt nur mit geschlossenen Augen von diesen fremden duftfeuchten Lippen die Begehrlichkeit in sich, bis er trunken ist, willenlos, sinnlos hintreibend in eine ungeheure Leidenschaftlichkeit. Ihm ist, als seien plötzlich Sterne niedergestürzt, so ein Flimmern ist vor seinen Augen und wie Funken zittert alles und brennt, was er berührt und er weiß nicht wie lange all dies dauert, ob es Stunden sind, daß er so weich umkettet ist, oder Sekunden: alles fühlt er auflodern in dem wilden Gefühl des wollüstigen Kampfes und wegtreiben, hintaumeln in eine wunderbare Schwindligkeit.

Und dann plötzlich, mit einem Ruck, zerbricht die heiße Kette. Jäh, fast erbost, läßt die Umklammerung seine umpreßte Brust, die fremde Gestalt richtet sich auf und schon fließt, hell und schnell, ein weißer Lichtstreif an den Bäumen vorbei und ist schon fort, ehe er die Hände heben konnte, ihn zu halten.

Wer war das? Und wielange hat das gedauert! Beklemmt, betäubt richtet er sich an einem Baume auf. Langsam strömt das kühle Denken wieder zurück zwischen die fiebrigen Schläfen: um tausend Stunden scheint ihm sein Leben plötzlich vorgerückt. Was er verwirrt geträumt hatte von Frauen und von Leidenschaft, war plötzlich wahr geworden. Oder war es doch nur ein Traum? Er tastet sich an, greift sich ins Haar. Ja, es ist feucht um die hämmernden Schläfen, feucht und kühl vom Kuß des Grases, in das sie hingestürzt waren. Nun blitzt alles wieder vorbei vor seinem Blick, er fühlt die Lippen wieder brennen, atmet den fremden knisternden Duft der Wollust aus dem Kleid, jedes Wort sucht er zu besinnen. Aber keines fällt ihm ein.

Und jetzt erinnert er sich erschreckt mit einem Male, daß sie gar nichts gesprochen, nicht einmal seinen Namen genannt; daß er nur ihre überquellenden Seufzer kennt und plötzlich das Drohen und verhaltene Schluchzen der Lust, daß er den Duft ihrer verworrenen Haare weiß, den heißen Druck ihrer Brüste, den glatten Email ihrer Haut, daß ihre Gestalt, ihr Atem, ihr ganzes

zuckendes Gefühl ihm zu eigen war und er doch nicht ahnt, wer die Frau gewesen, die ihn mit ihrer Liebe im Dunkel überfiel. Daß er nun stammeln muß nach einem Namen, um seine Überraschung, sein Glück zu benennen.

Und da scheint ihm das Unerhörte, das er jetzt plötzlich mit einer Frau erlebt, arm, ganz arm und nichtig gegen das funkelnde Geheimnis, das mit lockenden Augen aus dem Dunkel auf ihn starrt. Wer war diese Frau? Im Flug überdenkt er alle Möglichkeit, versammelt die Bilder aller Frauen, die hier am Schlosse leben, vor seinem Blick: jede seltsame Stunde ruft er zurück, jedes Gespräch mit ihnen gräbt er aus seiner Erinnerung, jedes Lächeln der fünf, sechs Frauen, die einzig in diesem Rätsel verstrickt sein konnten. Die junge Gräfin E., die oft so heftig ihren alternden Mann anfuhr, vielleicht, die junge Frau seines Onkels, die so seltsam sanfte und doch irisierende Augen hatte oder — er erschrak bei dem Gedanken — eine der drei Schwestern, seine Cousinen, die sich so ähnlich sind in ihrer hohen stolzen schroffen Art? Nein — aber das waren alles kühle bedächtige Menschen. Wie ein Verstoßener, Kranker hatte er sich in den letzten Jahren oftmals gedünkt, seit geheime Gluten in ihm wühlten und flackernd in seine Träume fielen, hatte alle die beneidet, die so ruhig, so schwindelfrei und begehrungslos waren oder schienen, hatte sich geängstigt vor seiner erwachenden Leidenschaft, wie vor einem Gebrest. Und nun . . .? Aber wer, wer unter allen diesen wüßte so zu täuschen?

Langsam löst die beharrliche Frage den Rausch aus seinem Blut. Es ist spät geworden, die Lichter im Spielsaal sind verlöscht, er allein wacht noch im Schloß, er — und vielleicht noch jene andere, Unbekannte. Leise drängt ihn die Müdigkeit. Wozu noch sinnen? Ein Blick, ein Funkeln zwischen den Lidern, ein heimlicher Händedruck muß ihm ja morgen alles verraten. Träumerisch steigt er die Treppe hinauf, träumerisch wie er sie hinabgestiegen, aber doch so unendlich anders. Sein Blut ist noch leise erregt und das erwärmte Zimmer scheint ihm jetzt klarer und kühler zu sein.

Wie er aufwacht am nächsten Morgen, stampfen und scharren schon unten die Pferde, er hört Stimmen lachen und seinen Namen dazwischen. Rasch springt er auf — das Frühstück ist versäumt — zieht sich fieberschnell an und stürmt hinab, wo ihn die andern schon fröhlich empfangen. „Langschläfer", lacht ihm die Gräfin E. entgegen und das Lachen blinkt aus hellen Augen. Ein gieriger Blick faßt ihr Gesicht: nein, nein, sie konnte es nicht sein, ihr Lachen ist zu unbekümmert. „Süß geträumt", spottet die junge Frau, aber zu schmächtig scheint ihm ihr zarter Körper. Rasch flattert seine Frage von Gesicht zu Gesicht, aber auf keinem wartet ein lächelnder Widerschein.

Und sie reiten hinein ins Land. Er horcht auf jede Stimme, horcht mit den Blicken auf jede Linie, jede Welle der im Ritt bewegten Frauenkörper; jedes Biegen belauscht er und wie sie die Arme heben. Er beugt sich mittags

die Tische im Gespräch nahe heran, um jeden Duft der Lippen zu spüren oder die Schwüle des Haares, aber nichts, nichts gibt ihm ein Zeichen, eine flüchtige Spur, auf der seine erhitzten Gedanken nachstürmen könnten. Der Tag dehnt sich unendlich dem Abend zu. Wie er in einem Buche lesen will, rinnen die Zeilen über den Rand hinaus und führen plötzlich in den Garten und es ist wieder Nacht, die sonderbare Nacht und er fühlt sich wieder umkettet von den Armen der Unbekannten. Da läßt er das Buch aus den zitternden Händen und will zum Teich hinüber. Und steht plötzlich, selbst erschrocken, auf dem Kieswege, an der gleichen Stelle. Abends fiebert er beim Essen, seine Hände sind irr, tasten rastlos hin und her wie verfolgt, seine Augen kriechen scheu unter die Lider, verschreckt, einer möchte ihre Unruhe bemerken. Wie die andern ihre Stühle endlich, oh, endlich wegrücken ist er beglückt und schon flieht er zum Zimmer hinaus in den Park hinein, auf und nieder den weißen Weg, der wie ein milchiger Nebel unter seinen Füßen zu flimmern scheint, auf und nieder und wieder auf und nieder, hunderte, tausendmal. Brennen die Lichter schon im Saal? Ja, endlich sind sie aufgeflammt und endlich glänzen auch vom ersten Stock ein paar blinde Fenster. Die Damen haben sich zurückgezogen. Jetzt kann es nur mehr Minuten dauern, wenn sie kommen will, aber jetzt schwillt jede Minute bis zum Bersten mit roter Ungeduld. Und wieder auf und nieder, er zuckt nur hin und her wie von geheimen Schnüren gerissen.

Und da plötzlich huscht die weiße Gestalt die Treppe hinab, rasch, viel zu rasch, als daß er sie erkennen könnte. Ein Mondstreif scheint sie oder ein verlorener wehender Schleier zwischen den Bäumen, vom schnellen Wind hergejagt und jetzt, jetzt in seine Arme, die sich um diesen wilden, vom hastigen Laufe erhitzt pochenden Leib gierig schließen wie eine Kralle. Wie gestern ist es wieder, ein einziger Augenblick da diese warme Welle unvermutet an seine Brust schlägt, daß er ohnmächtig zu werden glaubt von ihrem süßen Schlag und nur hinströmen will, verfluten in eine finstere Lust. Aber dann lischt jäh der Rausch und er hält seine Glut zurück. Nein, sich nicht verlieren in diese wunderbare Wollust, nicht sich hingeben an diese saugenden Lippen, ehe zu wissen, welchen Namen dieser Körper trägt, der sich so eng an ihn drängt, daß ihm ist, als poche dieses fremde laute Herz in seiner eigenen Brust! Er beugt den Kopf vor ihrem Kusse zurück, um das Gesicht zu sehn: aber Schatten fallen herab und mischen sich im unsicheren Lichte mit dem dunklen Haar. Zu dicht ist das Baumgewirr und zu matt das Licht des wolkenumschleierten Mondes. Nur die Augen sieht er glimmernd leuchten, glühende Steine, irgendwo tief in den matt glänzenden Marmor eingesprengt.

Da will er ein Wort hören, nur einen losgerissenen Splitter ihrer Stimme. „Wer bist du, sag mir, wer du bist?" verlangt er. Aber dieser weiche feuchte Mund hat nur Küsse, keine Worte. Da will er ein Wort erpressen, einen

Schrei des Schmerzes, er zerdrückt den Arm, bohrt seine Nägel tief in das Fleisch, aber nur Keuchen fühlt er aus einer angespannten Brust, erhitzten Atem und die Schwüle der hartnäckig stummen Lippen, die nur manchmal leise stöhnen, er weiß nicht, ob in Schmerz oder Wollust. Und das macht ihn wahnsinnig, daß er keine Kraft hat über diesen trotzigen Willen, daß diese Frau aus dem Dunkel ihn nimmt, ohne sich ihm zu verraten, daß er unbegrenzte Macht hat über ihren begehrenden Körper und nicht Herr ist ihres Namens. Ein Zorn bricht in ihm auf und er wehrt ihrer Umschlingung; sie aber, die Ermattung seines Armes fühlend und gewahr seiner Unruhe, umschmeichelt begütigend und lockend mit der erregten Hand sein Haar. Und da spürt er, wie die Finger hinstreifen, leise klingend etwas an seiner Stirne, Metall, ein Medaillon, eine Münze, die an ihrem Armbande lose pendelt. Da faßt ihn jäh ein Gedanke. Wie in wildester Leidenschaft preßt er ihre Hand an sich und drückt dabei die Münze tief in seinen halbentblößten Arm, bis sich die Fläche in seine Haut tief und schmerzhaft eingräbt. Ein Zeichen ist ihm jetzt gewiß und nun, da es an seinem Körper brennt, unverlöschlich, da gibt er sich willig hin an die verhaltene Leidenschaft. Nun preßt er sich tief in ihren Körper, saugt die Wollust von ihren Lippen, hinstürzend in diese geheimnisvoll-lüsterne Glut einer wortlosen Umkettung.

Und wie sie dann, ganz wie gestern, plötzlich aufspringt und flüchtet, da sucht er sie nicht zu halten, denn die Neugier nach dem Zeichen fiebert in seinem Blut. Er stürmt in sein Zimmer, läßt die mattschwelende Lampe grell aufflammen und beugt sich gierig über das Mal, das die Münze in seinen Arm eingegraben hat.

Es ist nicht mehr ganz deutlich, die volle Rundung ist verlöscht, aber die eine Ecke ist noch scharf und rot eingepreßt, unverkennbar genau. An den Ecken kantig abgeschliffen, achteckig muß die Münze sein und mittelgroß, wie ein Penny etwa, nur plastischer, denn hier ist die Grube noch tief, die der Erhöhung entspricht. Wie Feuer brennt das Mal, da er es so gierig betrachtet, wie eine Wunde tut es ihm plötzlich weh, und erst jetzt, da er die Hand in das kalte Wasser taucht, schwindet das schmerzhafte Brennen. Achteckig ist das Medaillon: jetzt fühlt er sich ganz sicher. Triumph funkelt in seinem Blick. Morgen wird er alles wissen.

Am nächsten Morgen ist er einer der ersten am Frühstückstisch. Von Damen ist nur ein ältliches Fräulein, seine Schwester und die Gräfin E. schon da. Alle sind sie aufgeräumt und ihr flinkheiteres Gespräch hat seiner nicht acht. Rasch gleitet sein Blick um die schmale Handfessel der Gräfin: sie trägt kein Armband. Nun erst kann er ruhig mit ihr sprechen, aber nervös tastet sein Auge immer zur Türe hin. Die drei Schwestern, seine Cousinen treten jetzt zusammen ein. Die Unruhe rührt ihn wieder an. Undeutlich unter den Ärmel verschoben sieht er ihren Armschmuck, aber zu rasch nehmen sie Platz, gerade ihm gegenüber Kitty, die kastanienbraune, Margot,

die blonde und Elisabeth, deren Haar so hell ist, daß es im Dunkel wie Silber leuchtet und in der Sonne golden fließt. Alle drei sind sie wie immer kühl, still und abwehrend, erstarrt in die Würde, die er an ihnen so haßt, weil sie doch nicht viel älter sind als er und doch vor Jahren noch seine Spielkameraden waren. Die junge Frau seines Onkels fehlt noch. Immer unruhiger wird das Herz des Knaben, da er die Entscheidung so nahe fühlt, und mit einemmal ist ihm die rätselhafte Qual des Geheimnisses fast lieb. Aber sein Blick ist neugierig, huschend streift er an der Tischkante herum, über deren weißen Geleucht die Hände der Frauen ruhig liegen oder langsam wandeln wie Schiffe in einer blinkenden Bucht. Er sieht nur die Hände und sie scheinen ihm plötzlich wie eigene Wesen, wie Gestalten auf einer Bühne, jede ein Leben und eine Seele. Warum klopft das Blut an seine Schläfe? Alle drei Cousinen, sieht er erschreckt, tragen Armreifen und die Gewißheit, daß es eine von diesen hochmütigen, äußerlich so tadellosen Frauen, sein müsse, die er nur immer, selbst in Kindertagen, trotzig in sich gewandt gekannt hatte, verwirrt ihn. Welche sollte es sein? Kitty, die er am wenigsten kennt, weil sie die Älteste ist, die schroffe Margot oder die kleine Elisabeth? Er wagt sich gar keine von ihnen zu wünschen. Im geheimsten verlangt er, keine möge es sein oder er möchte es nicht wissen. Aber jetzt reißt ihn das Verlangen schon hin.

„Darf ich noch um eine Tasse Tee bitten, Kitty?" Seine Stimme klingt, als hätte er Sand in der Kehle. Er reicht die Tasse, nun muß sie den Arm heben, über den Tisch strecken, bis zu ihm her. Jetzt — er sieht ein Medaillon vom Armreif niederzittern, eine Sekunde starrt seine Hand, aber nein, es ist ein grüner Stein, rund gefaßt, der leise an das Porzellan anklingt. Wie ein Kuß streichelt sein Blick dankbar das braune Haar Kittys.

Einen Augenblick holt er Atem.

„Darf ich dich um ein Stück Zucker bemühen, Margot?" Eine schmale Hand drüben am Tisch wacht auf, streckt sich, krümmt sich um eine Silberdose und bringt sie her. Und da — seine Hand schlottert leise — sieht er, wo das Gelenk sich in den Ärmel verkriecht, von einem feingeflochtenen Reif eine alte Silbermünze niederpendeln, achtkantig abgeschliffen, pennygroß, ein Familienstück offenbar. Aber achtkantig mit den scharfen Ecken, die gestern in seinem Fleisch gebrannt haben. Seine Hand wird nicht fester, zweimal tappt die Zuckerzange daneben, dann erst läßt er ein Stück Zucker in den Tee fallen, den er zu trinken vergißt.

Margot! Auf den Lippen fiebert der Name, ein Aufschrei der ungeheuerlichsten Überraschung, aber er beißt die Zähne zusammen. Da hört er sie jetzt sprechen — und so fremd scheint ihm ihre Stimme, als redete jemand von einer Tribüne herab — kühl, besonnen, leise witzelnd und so ruhigen Atems, daß ihm fast graut vor der furchtbaren Lüge ihres Lebens. Ist das wirklich dieselbe Frau, deren Keuchen er gestern niedergepreßt, deren feuchte

Lippen er getrunken, die sich nachts wie ein Raubtier auf ihn gestürzt? Immer starrt er wieder auf die Lippen. Ja, der Trotz, das Verschlossensein, der konnte nur auf diesen scharfen Lippen sich bergen, aber was verriet ihm die Glut?

Tiefer sieht er in ihr Gesicht, als sähe er es zum erstenmal. Und zum erstenmal fühlt er, jubelnd, schauernd beglückt und fast einem Weinen nah, wie schön sie war in diesem Stolz, wie lockend in ihrem Geheimnis. Wollüstig zeichnet sein Blick die runde, in einem scharfen Winkel dann plötzlich aufklimmende Linie ihrer Augenbrauen nach, gräbt sich tief in den kühlen Karneol ihrer grüngrauen Augen, küßt die blasse, leise durchleuchtende Haut ihrer Wangen, wölbt die jetzt scharfgespannten Lippen weicher zum Kuß, irrt um das helle Haar und faßt in raschem Niederstieg jetzt wollüstig die ganze Gestalt. Nie bis zu dieser Sekunde hat er sie gekannt. Wie er von Tisch aufsteht, zittern seine Knie. Er ist von ihrem Anblick trunken wie von schwerem Wein.

Da ruft schon unten seine Schwester. Die Pferde stehen bereit zum Morgenritt, tänzeln nervös und kauen ungeduldig an den Trensen. Rasch steigt einer nach dem andern in den Sattel und dann geht es in bunter Kavalkade durch die breite Gartenallee. Zuerst in langsamem Trab, dessen träger Gleichklang dem Knaben so wenig zum jagenden Takt seines Blutes stimmt. Aber dann hinter dem Tore lassen sie den Pferden die Zügel, stürmen von der Straße rechts und links seitab in die Wiesen hinein, die noch leise dampfen im Morgen. Es muß nachts stark getaut haben, denn unter dem schleiernden Rauch glitzern unruhige Funken und die Luft ist wie von einem nahen Wassersturz wunderbar gekühlt. Die geschlossene Gruppe löst sich bald, die Kette zerreißt in farbige Splitter, ein paar Reiter sind schon im Wald und zwischen den Hügeln verschwunden.

Margot ist eine der ersten vorne. Sie liebt den wilden Schwung, den leidenschaftlichen Anflug des Windes, der an ihren Haaren reißt, das unbeschreibliche Gefühl des Vorwärtssausens im scharfen Galopp. Hinter ihr stürmt der Knabe: er sieht ihren stolzen Körper hochgereckt, geschwungen zu einer schönen Linie durch die wilde Bewegung, sieht manchmal ihr Gesicht, angeflogen von einer leichten Röte, das Leuchten ihrer Augen und jetzt, da sie ihre Kraft so leidenschaftlich auslebt, erkennt er sie wieder. Verzweifelt fühlt er jetzt seine jähe Liebe, sein Verlangen. Eine ungestüme Gier überfällt ihn, sie jetzt plötzlich zu fassen, vom Pferd zu reißen und in seine Arme, wieder die unbändigen Lippen zu trinken und die schütternden Stöße ihres erregten Herzens in seiner Brust aufzufangen. Das Wort, ihr Name, fiebrig von der Glut seiner Begierde, verbrennt seine Lippen. Ein Schlag in die Flanke, und aufwiehernd springt sein Pferd vor. Jetzt ist er an ihrer Seite, fast streift sein Knie das ihre, die Bügel klingen leise zusammen. Nun muß er es sagen, er muß. „Margot", stammelt er. Sie wendet den Kopf, die scharfe Braue spannt sich nach oben. „Was ist's, Bob?" Ganz kühl sagt sie's. Und ganz kühl und

blank sind ihre Augen. Ein Schauer rieselt ihm bis ins Knie. Was hat er sagen wollen? Er weiß es nicht mehr. Irgend etwas stammelt er von Umkehren. „Bist du müde?" sagt sie, ein wenig höhnisch wie ihm scheint. „Nein, aber die andern sind so weit zurück", bringt er noch mühsam hervor. Ein Augenblick noch, fühlt er, und er muß etwas ganz Unsinniges tun, jäh die Arme nach ihr ausstrecken oder zu weinen anfangen oder mit der Gerte nach ihr schlagen, die wie elektrisch in seiner Hand zittert. Mit einem Ruck reißt er das Pferd zurück, daß es sich kurz bäumt. Sie stürmt weiter, hochgereckt, stolz, unnahbar.

Die andern holen ihn bald ein. Um ihn schwirrt rechts und links ein helles Gespräch, aber die Worte und das Lachen summen sinnlos an ihm vorbei wie das stete Klappern der Hufe. Er quält sich, daß er den Mut nicht fand, ihr von seiner Liebe zu sagen und ihr Geständnis zu erzwingen und die Begierde sie zu bändigen, wird wilder und wilder, wie ein roter Himmel fällt sie vor seinen Augen über das Land. Warum hat er sie nicht gehöhnt, wie sie ihn mit ihrem Trotz? Unbewußt treibt er das Pferd und nun erst, im hitzigen Sausen wird ihm leichter. Da rufen die andern zur Umkehr. Die Sonne ist über den Hügel gekrochen und steht hoch im Mittag. Von den Feldern weht ein weicher qualmiger Duft her, grell sind alle Farben geworden und brennen wie geschmolzenes Gold in die Augen. Schwüle und Schwere bläht sich über das Land, schon traben die verschwitzten Pferde schläfriger, dampfen warm und keuchen. Langsam sammelt sich wieder der Zug, die Heiterkeit ist lässiger, die Worte spärlicher geworden.

Auch Margot ist wieder aufgetaucht. Ihr Pferd ist angeschäumt, weiße Flocken zittern an ihrem Kleid und der runde Knoten des Haares droht aufzubrechen, so locker halten nur mehr die Spangen. Der Knabe starrt wie verzaubert auf das blonde Geflecht und der Gedanke, daß es sich plötzlich lösen könnte und niederrauschen in wilden wehenden Flechten, macht ihn toll vor Erregung. Schon glänzt am Ende der Chaussee das gewölbte Tor des Gartens und dahinter der breite Gang zum Schlosse hin. Vorsichtig lenkt er an den andern vorbei, ist als erster zur Stelle, springt ab, gibt dem herbeieilenden Diener die Zügel und erwartet die Kavalkade. Margot ist eine der Letzten. Ganz langsam trabt sie heran, den Körper schlaff zurückgelehnt, erschöpft wie nach einer Wollust. So müßte sie sein, fühlt er, wenn sie ihren Rausch betäubt hatte, so mußte sie gestern, vorgestern abends gewesen sein. Das Erinnern macht ihn wieder ungestüm. Er drängt hin zu ihr. Atemlos hilft er ihr vom Pferde.

Wie er den Bügel hält, umklammert seine Hand fiebernd das zarte Gelenk ihres Fußes. „Margot", stöhnt er, murmelt er leise. Sie antwortet nicht mit einem Blick und faßt gelassen beim Niedersprung die hingereichte Hand.

„Margot, wie wunderbar du bist", stammelt er noch einmal. Sie sieht ihn scharf an, die Braue schneidet sich wieder hoch auf in die Stirne. „Ich glaube,

du bist betrunken, Bob! Was schwätzt du da?" Aber zornig über die Verstellung, blind vor Leidenschaft preßt er die noch immer gehaltene Hand fest an sich, als wollte er sie in seine Brust bohren. Da gibt ihm Margot, zornig errötend, einen harten Stoß, daß er taumelt und schreitet rasch an ihm vorbei. So rasch, so zuckend rasch ist dies alles geschehen, daß keiner es bemerkt hat Und daß es ihm selber scheint, als sei es nur ein beängstigender Traum gewesen.

So blaß ist er, so erregt dann den ganzen Tag, daß ihm die blonde Gräfin beim Vorübergehen ins Haar streift und fragt, ob ihm etwas fehle. So zornig ist er, daß er seinen Hund, der ihm bellend entgegenspringt, mit einem Fußtritt zur Seite jagt, so ungeschickt beim Spiel, daß die Mädchen ihn auslachen. Der Gedanke, daß sie heute abends nicht kommen würde, vergiftet sein Blut, macht ihn böse und unwirsch. Sie sitzen beim Tee zusammen draußen im Garten, Margot ihm gegenüber, aber sie sieht ihn nicht an. Magnetisch angezogen zittern seine Augen immer gegen die ihren hin, aber kühl, wie graues Gestein ruhen die und geben kein Echo. Erbitterung packt ihn, daß sie so mit ihm spielt. Wie sie sich so brüsk von ihm abwendet, ballt sich seine Faust und er fühlt, er könnte sie ruhig niederschlagen.

„Was hast du denn, Bob, du bist ja ganz blaß", sagt da plötzlich eine Stimme. Es ist die kleine Elisabeth, Margots Schwester. In ihren Augen glänzt ein warmes weiches Licht, aber er merkt es nicht. Er fühlt sich irgendwie ertappt und sagt wütend: „Laßt mich doch einmal in Ruh mit eurer verfluchten Besorgnis". Und bereut es schon. Denn Elisabeth wird sehr blaß, wendet sich ab und sagt, mit Tränen in der Stimme: „Du bist aber schon mehr als merkwürdig." Alle sehen ihn böse und fast drohend an und er selbst fühlt seine Inkorrektheit. Aber da kommt, ehe er sich noch entschuldigen kann, eine harte Stimme, blank und scharf wie eine Messerschneide, Margots Stimme über den Tisch herüber: „Überhaupt finde ich Bob für seine Jahre sehr ungezogen. Man tut unrecht ihn als Gentleman oder nur als Erwachsenen zu behandeln." Margot sagt das, Margot, die ihm noch gestern nachts ihre Lippen geschenkt. Er fühlt alles um sich kreisen, einen Nebel vor seinen Augen. Ein Zorn packt ihn an. „Du mußt es ja wissen, gerade du!" sagt er mit einer ganz bösartigen Betonung und steht auf. Hinter ihm fällt der Sessel um von der jähen Bewegung, aber er wendet sich nicht mehr.

Und doch, so unsinnig es ihm selbst scheint, abends steht er wieder unten im Garten und betet zu Gott, daß sie kommen möge. Vielleicht war auch dies nur Verstellung und Trotz, nein, er wollte sie nicht mehr fragen und nicht mehr quälen, wenn sie nur käme, wenn er nur wieder das erbitterte Begehren dieser weichen feuchten Lippen an seinem Munde spüren dürfte, das alle Fragen versiegelt. Die Stunden scheinen eingeschlafen zu sein, wie ein träges Tier liegt die Nacht vor dem Schloß: irrsinnig lang ist die Zeit. Wie von spöttelnden Stimmen beseelt scheint ihm das leise Gesurr im Grase

ringsum, wie höhnische Hände diese Äste und Zweige, die sich leise bewegen und mit ihrem Schatten spielen und dem leichten Funkeln des Lichtes. Alle Geräusche sind verworren und fremd, schmerzhafter prickeln sie als die Stille. Einmal schlägt drüben im Land ein Hund an und einmal zischt eine Sternschnuppe quer über den Himmel und stürzt irgendwo hinter das Schloß. Immer heller scheint die Nacht zu werden, immer dunkler der Bäume Schatten über dem Weg, und immer verworrener das leise Tönen. Dann hüllen wandernde Wolken wieder den Himmel in ein mattes schwermütiges Dunkel. Schmerzhaft fällt diese Einsamkeit über das fiebernde Herz.

Der Knabe geht auf und ab. Immer heftiger und schneller. Manchmal schlägt er zornig gegen einen Baum oder zerreibt die Rinde zwischen den Fingern, zerreibt sie so zornig, daß sie bluten. Nein, sie wird nicht kommen, er hat es ja gewußt, aber doch will er es nicht glauben, denn dann kommt sie ja nie, nie mehr wieder. Es ist seines Lebens bitterster Augenblick. Und so leidenschaftlich jung ist er noch, daß er sich voll hinwirft in das feuchte Moos, die Hände in die Erde verkrallt, Tränen über den Wangen und leise, erbittert schluchzend, wie er nie als Kind geweint hat und nie mehr wird weinen können.

Da plötzlich weckt ihn ein leises Knacken im Gehölz aus seiner Verzweiflung. Und wie er aufspringt und mit blinden tastenden Händen nach vorne, da hält er — und wunderbar ist dieser jähe warme Anprall an seine Brust — wieder den Körper in den Armen, von dem er wild geträumt. Ein Schluchzen schäumt aus seiner Kehle, sein ganzes Sein ist gelöst in einen unerhörten Krampf und er preßt diesen hohen vollen Leib so herrisch an sich, daß von den fremden und so stummen Lippen ein Stöhnen bricht. Und wie er sie unter seiner Kraft stöhnen fühlt, da weiß er zum erstenmal, daß er Herr ist über sie und nicht wie gestern, wie vorgestern die Beute ihrer Laune, ein Verlangen packt ihn, sie zu quälen für die Qual, die er durch hundert Stunden geschleppt, sie zu züchtigen für ihren Trotz, für diese verächtlichen Worte heute abends vor den andern, für das lügnerische Spiel ihres Lebens. Haß ist seiner brennenden Liebe zu ihr so unlösbar verflochten, daß diese Umschlingung mehr ein Kampf ist als eine Zärtlichkeit. Er klemmt ihre schmalen Handgelenke, daß sich ihr ganzer keuchender Körper zitternd mitwindet, er klemmt seine Nägel in ihre Haut und reißt sie dann wieder so stürmisch an sich, daß ihr Atem nach seinem Willen hart und abgerissen stößt, daß sie sich nicht rühren kann und nur immer dumpf stöhnt, er weiß nicht, ob in Lust oder Schmerz. Aber kein Wort kann er ihr abzwingen. Wie er jetzt ihre Lippen mit den seinen saugend umpreßt, um auch noch dieses dumpfe Stöhnen zu verschließen, fühlt er eine warme Feuchte daran, Blut, rinnendes Blut, so sehr sind ihre Zähne in die Lippen verbissen gewesen. Und so quält er sie, bis er plötzlich selbst seine Kraft entrinnen spürt und die heiße Welle der Lust in ihm aufschießt, und nun keuchen sie beide, Brust an Brust. Flammen

sind über die Nacht gefallen, Sterne scheinen vor seinen Augen zu flirren, alles wird irr, die Gedanken kreisen wilder und alles hat nur einen Namen: Margot. Dumpf, aus tiefster Seele, in glühendstem Überschwall stößt er das Wort endlich heraus, Jubel und Verzweiflung, Sehnsucht, Haß, Zorn und Liebe zugleich, einen einzigen Schrei, der dreier Tage Qual in sich preßt: Margot, Margot, und in den zwei Silben schwingt für ihn die Musik der Welt.

Wie ein Schlag fährt es durch ihren Körper. Mit einem Male erstarrt das Ungestüm der Umschlingung, ein wilder kurzer Stoß, ein Schluchzen, ein Weinen zuckt die Kehle heraus und schon ist wieder Feuer in den Bewegungen, aber nur, um sich loszureißen, wie von verhaßter Berührung. Er versucht sie überrascht zu halten, aber sie ringt mit ihm, er fühlt beim Nahebiegen des Gesichtes, wie Tränen des Zornes über ihre Wangen zittern, wie trotzig ihr Körper sich wehrt: Und plötzlich wirft sie ihn mit einem erbitterten Stoß zurück und entflieht. Weiß flimmert der Schein ihres Kleides zwischen den Bäumen und ist schon ertrunken im Dunkel.

Und da steht er wieder allein, erschreckt und verwirrt, wie das erstemal, als die Wärme und Leidenschaft jäh aus seinen Armen stürzte. Vor seinen Blicken schimmern die Sterne feucht und das Blut bohrt spitze Funken von innen an seine Stirne. Was ist ihm geschehen? Er tastet durch die sich lösende Reihe der Bäume tiefer in den Garten hinein, wo er weiß, daß die kleine Fontaine sprudelt und läßt ihr Wasser sich über die Hand schmeicheln, weißes silbernes Wasser, das ihm leise zumurmelt und wunderbar leuchtet im Widerschein des aus Wolken nun langsam wieder erwachenden Mondes. Und da faßt ihn, wie jetzt sein Blick klarer wird, wunderbar, als hätte der laue Wind sie aus den Bäumen niedergeweht, eine wilde Traurigkeit. Tränenwarm quillt es in seiner Brust und nun stärker, klarer als in den Sekunden zuckender Umpressung fühlt er, wie sehr er Margot liebt. Alles was bislang war, ist von ihm gesunken, der Rausch, Schauer und Krampf des Besitzes und der Zorn des verwehrten Geheimnisses: wehmutsüß und voll hält ihn die Liebe umfaßt, eine schon fast sehnsuchtslose aber doch übermächtige Liebe.

Warum hat er sie so gequält? Hat sie ihm denn nicht unsagbar viel gegeben in diesen drei Nächten, war nicht sein Leben aus einer trüben Dämmerung plötzlich in ein funkelndes und gefährliches Licht getreten, seit sie ihn die Zärtlichkeit lehrte und den wilden Schauer der Liebe? Und mit Tränen, im Zorn war sie von ihm gegangen! Ein unwiderstehliches weiches Verlangen quillt in ihm auf nach einer Versöhnung, nach einem linden ruhigen Wort, irgendwie ein Gelüst, sie wunschlos still im Arm zu halten und ihr zu sagen, wie dankbar er ist. Ja, er will hingehen zu ihr, ganz in Demut und will ihr sagen, wie er sie liebt und daß er nie wieder ihren Namen nennen will, nie eine verwehrte Frage erzwingen.

Silbern rauscht das Wasser und er muß an ihre Tränen denken. Vielleicht ist sie jetzt ganz allein in ihrem Zimmer, leise weinend und nur diese flüsternde Nacht hört auf sie, die alle belauscht und keinen tröstet. Dieses Fern- und Nahesein zugleich von ihr, ohne einen Schimmer von ihrem Haar zu sehen, ein halbverwehtes Wort ihrer Stimme zu hören und doch verstrickt zu sein, Seele in Seele, wird ihm zur unerträglichen Qual. Und unwiderstehlich wird die Sehnsucht nach ihrer Nähe und sei es nur vor ihrer Tür zu liegen wie ein Hund oder zu horchen unter ihrem Fenster.

Wie er zaghaft aus dem Baumdunkel hinschleicht, sieht er von ihrem Fenster im ersten Stock noch Licht glänzen. Es ist ein matter Schein, kaum hellt sein gelbes Flimmern noch die Blätter des breiten Ahornbaumes, der seine Äste wie Hände pochend an das Fenster legen will und sich vorstreckt und wieder weicht im leisen Wind, ein dunkler riesiger Lauscher vor der kleinen blanken Scheibe. Der Gedanke, daß Margot hinter diesem blanken Glase wacht, daß sie vielleicht noch weint oder an ihn denkt, regt den Knaben so auf, daß er sich an den Baum lehnen muß, um nicht zu schwanken.

Wie gebannt starrt er hinauf. Die weißen Gardinen schaukeln, unruhig im Luftzug spielend, aus dem Dunkel heraus, scheinen bald tiefgolden in der innern Strahlung des warmen Lampenlichtes, bald silbern, wenn sie vorwehend an den Mondstreif rühren, der zwischen den runden Blättern durchsickert und flirrt. Und glatt wie ein Teich spiegelt die nach innen gewandte Scheibe ein bewegtes Fließen von Schatten und Licht, ein loses Gewebe von lichten Reflexen, ein sinnloses Spiel verworren wie ein Traum. Aber dem Fiebernden, der jetzt mit heißen Augen vom Schattendunkel nach oben starrt, scheinen dunkle Runen des Geschehens auf diese blanke Tafel geschrieben zu sein. Das Fließen der Schatten, das silbrige Glänzen, das wie zarter Rauch über die blanke Fläche weht, diese flüchtigen Wahrnehmungen füllt seine Phantasie zu zuckenden Bildern. Er sieht sie, Margot, hoch und schön, das Haar, oh, das wilde blonde Haar, gelöst, seine eigene Unruhe im Blut auf und niedergehn im Zimmer, sieht sie fiebernd in der Schwüle ihrer Leidenschaft, schluchzend in Zorn. Wie durch Glas sieht er jetzt durch die überhohen Wände die kleinsten ihrer Bewegungen, das Erbeben ihrer Hände, das Niedersinken auf einen Sessel und das stumme verzweifelte Hinstarren in den sternenweißen Himmel. Er glaubt jetzt, wie die Scheibe für einen Augenblick sicher hellt, ihr Gesicht zu erkennen, das sie ängstlich heranbeugt, um in den schlummernden Garten niederzusehen, nach ihm zu sehen. Und da überwältigt ihn sein wildes Gefühl, verhalten und doch drängend, ruft er ihren Namen hinauf: Margot! ..... Margot!

War das nicht ein Huschen wie ein Schleier, weiß und schnell über der Fläche? Deutlich glaubt er es gesehen zu haben. Er horcht. Aber nichts regt sich. Rückwärts schwillt der leise Atem der schlaftrunkenen Bäume und das seidige Knistern im Grase leise an vom trägen Wind, wird wieder ferner

und wieder lauter, eine warme Woge, die leise verrauscht. Ruhig atmet die Nacht und stumm steht das Fenster, ein silberner Rahmen um ein abgedunkeltes Bild. Hat sie ihn nicht gehört? Oder will sie ihn nicht mehr hören?

Dieser zitternde Glanz um das Fenster macht ihn ganz wirr. Sein Herz schlägt das Verlangen hart aus der Brust heraus gegen die Rinde des Baumes, die zu zittern scheint vor so ungestümer Leidenschaft. Er weiß nur, daß er sie jetzt sehen, jetzt sprechen muß und sollte er ihren Namen so rufen, daß die Leute kämen und andere vom Schlafe wachten. Er fühlt jetzt, daß etwas geschehen müsse, das Unsinnigste scheint ihm jetzt erwünscht, wie im Traum alle Dinge leicht und erreichbar. Jetzt, da sein Blick noch einmal emporgreift zum Fenster sieht er auf einmal den hingelehnten Baum seinen Ast hinstrecken wie ein Wegzeiger und schon greift die Hand wilder um den Stamm. Plötzlich ist ihm alles klar: er muß da hinauf — der Stamm ist zwar breit, fühlt sich aber weich und geschmeidig an — und von oben sie rufen, eine Spanne nur von ihrem Fenster; dort, ihr nahe, will er dann mit ihr sprechen und nicht eher niedersteigen, ehe sie ihm nicht vergeben hat. Keine Sekunde überlegt er, nur das Fenster sieht er lockend und leise glänzen und spürt den Baum an seiner Seite, stämmig und bereit, ihn zu tragen. Ein paar rasche Griffe, ein Schwung jetzt noch hinauf und schon hängen seine Hände an einem Ast und ziehen den Körper energisch nach. Und jetzt hängt er oben, fast ganz oben im Blattwerk, das unter ihm wie entsetzt schwankt. Bis in die letzten Blätter rieselt dieses zitternde Rauschen und stärker beugt sich der vorgelehnte Ast an das Fenster, als wollte er die Ahnungslose warnen. Der Kletternde sieht jetzt schon die weiße Decke des Zimmers und in ihrer Mitte golden funkelnd den Lichtkreis der Lampe. Und er weiß, leise zitternd vor Erregung, im nächsten Augenblicke wird er sie selbst sehen, weinend oder still schluchzend oder in der nackten Begierde ihres Körpers. Seine Arme werden schlaff, aber er faßt sich wieder. Langsam gleitet er den Ast herab, der ihrem Fenster zugewandt ist, die Kniee bluten ihm leicht, die Hand hat sich aufgerissen, aber er klimmt weiter und ist schon fast angestrahlt vom nahen Schein des Fensters. Ein breites Gebüschel von Blättern umhängt noch die Aussicht, den so sehr ersehnten letzten Blick und wie er jetzt die Hand hebt, um ihn beiseite zu streifen und schon der Lichtstrahl blank auf ihn fällt, wie er sich vorbeugt und bebt — schwankt sein Körper, verliert das Gleichgewicht und wirbelnd stürzt er hinab.

Ein leise dumpfer Schlag fällt auf den Rasen wie von einer schweren Frucht. Oben beugt sich für einen Augenblick eine Gestalt zum Fenster hinaus, aber das Dunkel ist reglos und still wie ein Teich, der einen Ertrinkenden in seine Flut genommen. Bald löscht oben das Licht aus und der Garten geistert im unsichern Dämmerglanz über den schweigenden Schatten der Tiefe.

Nach paar Minuten erwacht der Gestürzte aus seiner Betäubung. Sein

Blick starrt eine Sekunde lang fremd nach oben, wo ein blasser Himmel mit ein paar irren Sternen kalt auf ihn niedersieht. Aber dann fühlt er einen jäh zuckenden furchtbaren Schmerz im rechten Fuß, einen Schmerz, der ihn fast aufschreien läßt bei der ersten leisen Bewegung, die er jetzt versucht. Da weiß er plötzlich was ihm geschehen ist. Und weiß auch, er darf hier nicht liegen bleiben unter Margots Fenster, darf keinen um Hilfe bitten, nicht rufen oder sich laut bewegen. Von der Stirne tropft Blut, er muß im Rasen auf einen Kiesel oder ein Holzstück hingeschlagen haben, aber das wischt er mit der Hand weg, nur so, daß es ihm nicht über die Augen rinnt. Und dann versucht er, ganz auf die linke Seite gekrümmt, mit den in die Erde tief sich einkrallenden Händen langsam sich vorwärtszuziehen. Jedesmal, wenn das gebrochene Bein berührt oder nur erschüttert wird, zuckt ein Schmerz auf, daß er fürchtet, wieder ohnmächtig zu werden. Aber langsam schleift er sich weiter, eine halbe Stunde fast bis zur Treppe hin und schon fühlt er seine Arme lahm werden. Kalter Schweiß mischt sich auf seiner Stirne mit dem zäh wiedertröpfelnden Blute: das letzte, das ärgste ist noch zu überwinden, die Treppe, die er sich ganz langsam, unter wildesten Schmerzen hinaufquält. Wie er oben ist und das Geländer zitternd faßt, röchelt sein Atem. Paar Schritte schleppt er sich noch zur Tür des Spielsaals hin, wo er Stimmen hört und Licht blinken sieht. An der Klinke zerrt er sich empor und plötzlich, wie geschleudert, stürzt er mit der nachgebenden Tür in das hellerleuchtete Zimmer.

Furchtbar muß sein Anblick sein, wie er da hereinstürzt, Blut über dem Gesicht, mit Erde beschmiert und sofort, wie ein Klumpen zu Boden fallend, denn die Herren springen wild auf, Stühle stürzen übereinander, alles drängt hin, um ihm zu helfen. Vorsichtig trägt man ihn auf das Sofa. Er kann noch gerade etwas lallen, er sei die Treppe hinabgestürzt, wie er in den Park gehen wollte, dann fallen plötzlich schwarze Schleifen vor seinen Augen nieder, zittern hin und her und umwinden ihn ganz, daß seine Sinne schwinden und er von nichts mehr weiß.

Ein Pferd wird gesattelt und einer reitet in den nächsten Ort um einen Arzt. Gespenstig belebt sich das aufgeschreckte Schloß: Lichter zittern wie Johanniskäfer in den Gängen auf, Stimmen flüstern und fragen aus den Türen heraus, die Diener kommen scheu und schlaftrunken, und endlich trägt man den Ohnmächtigen hinauf in sein Zimmer.

Der Arzt konstatiert einen Beinbruch und beruhigt alle, daß keine Gefahr sei. Nur lange müsse der Verunglückte reglos liegen bleiben im Verband. Wie man es dem Knaben sagt, lächelt er matt. Es trifft ihn nicht schwer. Denn es ist schön so zu liegen, lange allein, ohne Lärm und Menschen in einem hellen hohen Zimmer, an das die Bäume mit den Wipfeln heranrauschen, wenn man träumen will von einer, die man liebt. Es ist süß, alles so in Ruhe zu überdenken, leise Träume zu träumen von der einen, ungestört zu sein von allen Verrichtungen und Pflichten, traulich allein mit diesen

zarten Traumbildern, die an das Bett treten, wenn man die Augen für einen Augenblick schließt. Die Liebe hat vielleicht keine stillschöneren Augenblicke als die der blassen dämmernden Träume.

Noch ist der Schmerz stark in den ersten Tagen. Aber es ist ihm eine eigentümliche Wollust beigemengt. Der Gedanke, daß er um Margots, um der Geliebten willen, den Schmerz erlitten habe, gibt dem Knaben ein sehr romantisches und fast überschwengliches Selbstgefühl. Er hätte gerne eine Wunde gehabt, denkt er sich, blutrot über das Gesicht, daß er sie stet und offen hätte tragen können wie ein Ritter die Farben seiner Dame; oder es wäre schön gewesen, überhaupt nicht mehr zu erwachen, sondern unten liegen zu bleiben, zerschmettert vor ihrem Fenster. Und schon träumt er weiter, wie sie dann morgens erwacht, weil Stimmen unter ihrem Fenster lärmen und durch einander rufen, wie sie sich neugierig niederbeugt und ihn sieht, ihn, unter ihrem Fenster zerschmettert, um ihretwillen gestorben. Und er sieht, wie sie niederbricht mit einem Schrei; er hört diesen gellenden Schrei in seinen Ohren, sieht dann ihre Verzweiflung, ihren Kummer, ihr ganzes verstörtes Leben, sieht sie in schwarzem Kleid düster und ernst gehen, ein leises Zucken um die Lippen, wenn die Leute sie fragen nach ihrem Schmerz.

So träumt er tagelang, zuerst nur im Dunkeln, dann auch schon mit offenen Augen, bald gewöhnt an das wohlige Erinnern des lieben Bildes. Keine Stunde ist zu licht oder zu laut, daß nicht ihr Bild, leise wie ein Schatten an den Wänden vorbeischleichend, zu ihm käme oder draußen ihre Stimme sich ihm löste vom tröpfelnden Rinnen der Blätter und dem Knistern des Sandes im scharfen Sonnenschein. Stundenlang spricht er so mit Margot oder träumt sich mit ihr auf Reisen und wunderbaren Fahrten. Manchmal aber wacht er wie verstört von diesen Träumereien auf. Würde sie wirklich um ihn trauern? Würde sie sich seiner überhaupt entsinnen?

Freilich: sie kommt manchesmal den Kranken besuchen. Oft wenn er mit ihr in Gedanken spricht und ihr helles Bild vor ihm zu stehen scheint, geht die Tür auf und sie tritt herein, hoch und schön, aber doch so anders wie das Wesen der Träume. Denn nicht mild ist sie und beugt sich auch nicht erregt nieder, um seine Stirne zu küssen, wie die Margot der Träume, sondern sie setzt sich nur hin zu seinem Streckstessel, fragt, wie es ihm ginge, ob er Schmerzen habe und erzählt ihm ein paar bunte Dinge. So süß erschreckt und verwirrt ist er immer von ihrer Gegenwart, daß er sie gar nicht anzusehen wagt; viel leidender scheint er immer in diesen bedrückten Augenblicken, denn oft schließt er die Lider, um ihre Stimme besser zu hören, das Tönen ihrer Worte tiefer in sich zu saugen, diese eigene Musik, die dann noch durch Stunden schwingend um ihn schwebt. Er antwortet ihr zögernd, denn er liebt das Schweigen so sehr, wenn er nur ihren Atem vernimmt und so im tiefsten das Alleinsein mit ihr im Raum, im Weltenraume spürt. Und wenn sie dann aufsteht und sich zur Türe wendet, reckt er sich, trotz des

Schmerzes, mühsam auf, um noch einmal alle Linien ihrer bewegten Gestalt in sich einzuzeichnen, sie noch einmal lebend zu umfassen, eh sie wieder in die unsichere Wirklichkeit seiner Träume stürzt.

Jeden Tag fast kommt ihn Margot besuchen. Aber kommt nicht Kitty auch und Elisabeth, die kleine Elisabeth, die ihn sogar immer so erschreckt ansieht und mit so milder besorgter Stimme fragt, ob ihm noch nicht besser sei? Sieht nicht seine Schwester täglich nach ihm und die andern Frauen, sind sie denn nicht eigentlich alle gleich herzlich zu ihm? Bleiben sie nicht auch bei ihm und erzählen ihm bunte Geschichten? Viel zu lange sogar bleiben sie, denn sie scheuchen ihm mit ihrer Gegenwart die verträumten Sinne fort, wecken sie auf von ihrer sinnenden Ruhe und treiben sie zu gleichgültigen Gesprächen und dummen Phrasen. Er wollte, sie kämen alle nicht und nur Margot käme allein, eine Stunde nur, ein paar Minuten bloß und dann bliebe er wieder einsam, um von ihr zu träumen, ungestört, unbehelligt, leise froh, wie von linden Wolken getragen, ganz in sich gewandt zu den tröstlichen Bildern seiner Liebe.

Manchmal darum, wenn er eine Hand an der Klinke hört, schließt er die Lider und stellt sich schlafend. Dann schleichen die Besucher auf den Zehen hinaus, er hört die Klinke wieder sich schließen und weiß, jetzt kann er sich wieder in die laue Flut seiner Träume badend stürzen, sanft von ihnen den lockendsten Fernen zugetragen.

Und einmal nun geschieht ihm dies: Margot war schon bei ihm gewesen, ganz kurz bloß, aber sie hatte ihm den vollen Durft des Gartens mit ihrem Haar gebracht, das schwüle Quellen aufgeblühten Jasmins, und das heiße Funkeln der Augustsonne in ihren Augen. Nun wußte er, durfte er sie nicht mehr erwarten für heute. Ein langer heller Nachmittag wird das nun werden, leuchtend in süßer Träumerei, denn keiner wird ihn stören: alle sind sie ja fortgeritten. Und wie sich nun jetzt die Türe wieder zaghaft rührt, klemmt er die Augen zu und heuchelt Schlaf. Aber die Eintretende — ganz deutlich hört er es in dem atemstillen Zimmer — tritt nicht wieder zurück, sondern schließt geräuschlos, um ihn nicht zu wecken, die Türe. Und jetzt mit sorgsamen, kaum den Boden anstreifenden Schritten schleicht sie zu ihm heran. Leise hört er ein Kleid rauschen, wie sie sich nun neben sein Lager setzt und purpurn brennend fühlt er durch die geschlossenen Augen den Blick über sein Gesicht streifen wie einen Funkenregen.

Sein Herz fängt an unruhig zu pochen. Ist es Margot? Sicherlich. Er fühlt es, aber doch ist es süßer, wilder, erregender, ein heimlicher lüsterner Reiz, die Augen jetzt nicht aufzuschlagen und sie nur neben sich zu ahnen. Was wird sie tun? Endlos scheinen ihm die Sekunden. Sie sieht ihn nur immer an, belauscht seinen Schlaf und das prickelt elektrisch durch seine Poren, dieses unbehagliche und doch berauschende Bewußtsein, wehrlos, blind ihrer Betrachtung hingegeben zu sein, zu wissen, daß, wenn er jetzt die Augen auf-

schlüge, sie jäh wie ein Mantel Margots erschrecktes Gesicht einhüllen würden in ihre Zärtlichkeit. Aber er regt sich nicht, dämpft nur den Atem, der unruhig und stoßend wird in der zu engen Brust und wartet, wartet.

Nichts geschieht. Ihm ist nur als ob sie sich tiefer niederbeugte zu ihm, als ob er diesen leisen Duft, diesen feuchten leisen Fliederduft, den er von ihren Lippen kennt, näher an seinem Antlitz fühle. Und jetzt — wie eine heiße Welle stürzt von dort sein Blut in den ganzen Körper — hat sie ihre Hand auf sein Lager gelegt und streift leise über der Decke seinen Arm entlang, ruhige, ganz behutsame Striche, die er magnetisch fühlt und denen das Blut immer wild nachrinnt. Wunderbar ist das Gefühl dieser leisen Zärtlichkeit, berauschend und aufstachelnd zugleich.

Langsam fast rhythmisch streift noch immer ihre Hand seinen Arm entlang. Da blinzelt er heimlich zwischen den Lidern hinab. Zuerst dämmert es nur purpurn rot, eine Wolke von unruhigem Licht, dann nimmt er die dunkel gesprenkelte Decke wahr, die über seinem Körper gebreitet ist und jetzt, als käme sie weit von fern, die streichelnde Hand; ganz, ganz dämmerig sieht er sie, nur ein weißes schmales Leuchten, das heranbricht wie eine helle Wolke und wieder weicht. Immer mehr schiebt er den Spalt der Lider auf. Und jetzt sieht er sie deutlich, die Finger, weiß und glänzend wie Porzellan, sieht, wie sie sanft gekrümmt vorwärtsstreifen und dann wieder zurück, tändelnd, aber doch voll innerer Lebendigkeit. Wie Fühler kriechen sie vor und ziehen sich wieder zurück und er empfindet in diesem Augenblick die Hand auch als etwas Eigenes und Belebles, wie eine Katze, die sich an ein Kleid anschmiegt, wie eine kleine weiße Katze, die mit eingezogenen Krallen sich verliebt schnurrend an einen heranmacht und er erstaunte nicht, wenn plötzlich ihre Augen zu funkeln begännen. Und wirklich: glänzt da nicht in diesem weißen Heranstreifen blinkender Blick? Nein: es ist nur ein Glanz von Metall, ein Schimmer von Gold. Und jetzt, wie die Hand wieder vorstreift, sieht er es deutlich, es ist das Medaillon, das von dem Armband niederzittert, das geheimnisvolle verräterische Medaillon, achteckig und pennygroß. Es ist Margots Hand, die seinen Arm liebkost und das Verlangen zuckt in ihm auf, diese leise weiße unberingte nackte Hand an seine Lippen zu reißen und zu küssen. Aber da fühlt er ihren Atem gehen, spürt Margots Gesicht ganz nahe dem seinen und da kann er seine Lider nicht länger niederpressen und beglückt, strahlend schlägt er den Blick auf in das nahe Gesicht, das erschreckt auffährt und zurückweicht.

Und da, wie die Schatten des niedergebeugten Antlitzes auffliegen und die Helle über die erregten Züge hinfließt, erkennt er — und wie ein Schlag zuckt es durch seine Glieder — Elisabeth, Margots Schwester, die junge, seltsame Elisabeth. War das ein Traum? Nein, er starrt in das jetzt von rascher Röte überflogene Gesicht, das die Augen ängstlich wegwendet: es ist Elisabeth. Mit einem Male ahnt er den furchtbaren Irrtum all seiner Träume,

sein Blick fährt gierig herab zu ihrer Hand und wirklich, das Medaillon ist daran.

Vor seinen Augen beginnen Schleier zu kreisen. Ganz wie damals fühlt er, wie ihn die Ohnmacht hinwarf, aber er preßt die Zähne zusammen, er will nicht die Gedanken verlieren. Blitzartig fliegt alles vorbei, eingepreßt in die eine Sekunde, das Staunen, der Hochmut Margots, das Lächeln Elisabeths, dieser seltsame Blick, der ihn anrührte, wie eine verschwiegene Hand — nein, nein, da war kein Irrtum möglich.

Eine einzige leise Hoffnung zuckte in ihm auf. Er starrt auf das Medaillon hin, vielleicht hat es Margot ihr geschenkt, heute oder gestern oder damals.

Aber da spricht schon Elisabeth zu ihm. Dieses fiebernde Nachdenken muß seine Züge verzerrt haben, denn sie fragt ihn ängstlich: „Hast Du Schmerzen, Bob?"

Wie doch ihre Stimmen ähnlich sind, denkt er. Und antwortet nur gedankenlos. „Ja, ja . . das heißt nein . . . es geht mir ganz gut!"

Es wird wieder eine Stille. Wie eine heiße Welle kommt der Gedanke immer wieder: vielleicht hat es Margot ihr nur geschenkt. Er weiß, daß es nicht wahr sein kann, aber er muß sie fragen.

„Was hast Du da für ein Medaillon?"

„Ach, irgend eine Münze von einer amerikanischen Republik, ich weiß gar nicht von welcher. Onkel Robert hat sie uns einmal gebracht."

„Uns?"

Er hält den Atem an. Jetzt muß sie es sagen.

„Margot und mir. Kitty wollte sie nicht. Ich weiß nicht warum."

Er fühlt, wie etwas Feuchtes in seine Augen quillt. Vorsichtig legt er den Kopf zur Seite, daß Elisabeth nicht die Träne sieht, die jetzt schon ganz nahe an den Lidern sein muß, die sich nicht zurückzwingen läßt und die jetzt, ganz, ganz langsam über die Wange rollt. Er möchte etwas sagen, hat aber Angst vor seiner Stimme, daß sie sich biegen könnte unter dem steigenden Druck des Schluchzens. Beide schweigen sie, einer den andern ängstlich belauernd. Dann steht Elisabeth auf. „Ich gehe jetzt, Bob. Gute Besserung." Er schließt die Augen und dann knarrt die Tür leise zu.

Wie eine aufgeschreckte Taubenschar flattern jetzt die Gedanken auf. Jetzt erst begreift er das Ungeheure des Mißverständnisses, Scham und Ärger über seine Torheit packt ihn, aber gleichzeitig auch ein wilder Schmerz. Er weiß nun, daß ihm Margot auf immer verloren ist, aber er spürt, daß er sie unverändert liebt, jetzt vielleicht noch mit jener verzweifelten Sehnsucht nach dem Unerreichbaren. Und Elisabeth — wie im Zorn stößt er ihr Bild von sich, denn all die Hingabe und die jetzt so gedämpfte Glut ihrer Leidenschaft können ihm nicht mehr soviel sein wie ein Lächeln Margots oder ihre Hand, wenn sie ihn einmal nur leise anrühren wollte. Hätte Elisabeth damals sich ihm gezeigt, er hätte sie geliebt, denn in jenen Stunden war er ja noch kindhaft

in seiner Leidenschaft, aber jetzt hat sich in den tausend Träumen der Name Margots zu tief in ihn eingebrannt, als daß er ihn weglöschen könnte aus seinem Leben.

Er fühlt, wie es dunkler wird vor seinen Augen, wie das unablässige Sinnen allmählich in Tränen verschwimmt. Vergebens müht er sich wie in all den Tagen der Krankheit, in den langen einsamen Stunden Margots Bild vor den Blick zu zaubern: immer drängt sich wie ein Schatten Elisabeth dazu, mit diesen tiefen sehnsüchtigen Augen und dann verwirrt sich alles und er muß wieder qualvoll alles nachsinnen, wie es gekommen ist. Und da faßt ihn Scham, wenn er denkt, daß er vor dem Fenster Margots gestanden war und ihren Namen gerufen hatte, und wieder Mitleid mit der stillen, blonden Elisabeth, für die er nie ein Wort gehabt hatte oder einen Blick, in all den Tagen, wo seine Dankbarkeit doch hätte aufstrahlen müssen wie ein Feuer.

Am anderen Morgen tritt dann Margot für einen Augenblick an sein Lager. Er schauert vor ihrer Nähe und wagt ihr nicht in die Augen zu sehen. Was sagt sie zu ihm? Er hört es kaum, das wilde Sausen in seinen Schläfen ist lauter als ihre Stimme. Erst wie sie dann geht, da umfaßt er wieder sehnsüchtig mit dem Blick ihre ganze Gestalt. Er fühlt: nie hat er sie mehr geliebt.

Nachmittags kommt Elisabeth. Sie hat eine leise Vertraulichkeit in ihren Händen, die manchmal an die seinen streifen und ihre Stimme ist sehr leise, ein wenig umflort. Sie redet mit einer gewissen Angst von gleichgültigen Dingen, als fürchtete, sie müßte sich verraten, spräche sie von sich oder von ihm. Er weiß nicht recht, wie er für sie empfindet. Manchmal wie Mitleid, manchmal wie Dankbarkeit für ihre Liebe spürt er es in sich, aber er könnte ihr nichts sagen. Er wagt sie kaum anzusehen, aus Furcht, sie anzulügen.

Jeden Tag kommt sie jetzt und bleibt auch länger. Es ist, als ob seit jener Stunde, da das Geheimnis zwischen ihnen aufdämmerte, auch die Unsicherheit verloren gegangen wäre. Aber doch wagen sie nie davon zu reden, von diesen Stunden im Dunkel des Gartens.

Einmal sitzt Elisabeth wieder an seinem Lehnsessel. Es ist helle Sonne draußen, ein grüner Reflex von den wehenden Wipfeln zittert an den Wänden. Ihr Haar scheint in solchen Augenblicken ganz feurig wie brennende Wolken, ihre Haut blaß und durchsichtig, ihr ganzes Wesen leuchtend und irgendwie leicht. Von seinem Kissen aus, wo ein Schatten liegt, sieht er ihr Gesicht nah lächeln und sieht es doch so ferne, weil es strahlt von dem Licht, das ihn nicht mehr erreicht. Alles Geschehene vergißt er bei diesem Anblick. Und wie sie sich hinbeugt zu ihm, daß ihre Augen tiefer zu werden scheinen und wie dunkle Spiralen nach innen zu laufen, wie sie sich vorneigt, da faßt sein Arm ihren Leib, beugt ihren Kopf zart zu sich herab und küßt sie auf den schmalen feuchten Mund. Sie zittert sehr, widerstrebt aber nicht, sondern streift nur leise traurig mit der Hand ihm übers Haar. Und sagt dann ganz

verhauchend, mit einer zärtlichen Traurigkeit in der Stimme. „Du liebst ja doch nur Margot.“ Bis an sein Herz fühlt er den hingebenden Ton, diese leise widerstandslose Verzweiflung, bis in die Seele den Namen, der ihn so sehr erschüttert. Aber er wagt nicht zu lügen in dieser Minute. Er schweigt.

Sie küßt ihm noch einmal ganz leicht, fast schwesterlich die Lippen, dann geht sie ohne ein Wort hinaus.

Das ist das einzige Mal, daß sie davon sprechen. Ein paar Tage noch und dann führen sie den Genesenden hinab in den Garten, wo schon die ersten falben Blätter sich über dem Weg nachjagen und der verfrühte Abend bereits an die Melancholie des Herbstes erinnert. Und wieder ein paar Tage und er geht schon mühsam allein und nun zum letztenmal für dieses Jahr unter dem bunten Geflecht der Bäume, die jetzt lauter und unwilliger reden im schaukelnden Winde, als damals in jenen drei lauen Sommernächten. Wehmütig geht der Knabe hin zu jener Stelle. Ihm ist, als stände hier unsichtbar eine dunkle Mauer aufgerichtet, hinter der rückwärts, ganz verschwommen schon im Dämmern, seine Kindheit läge und vor ihm ein andres Land, fremd und gefährlich. Hier war ihm eine dumpfe Sehnsucht gestorben, die sehr süß und lockend gewesen, und eine andre geworden, deren schmerzhaftes Brennen er noch in der Brust verspüre.

Abends nahm er Abschied, sah noch einmal in Margots Gesicht tief hinein, als müßte er es für sein Leben in sich trinken, legte seine Hand unruhig in die Elisabeths, die die seine warm und drängend umschloß, sah an Kitty, an den Freunden und an seiner Schwester fast vorbei, so voll war seine Seele von der Empfindung, daß er die eine liebte und die andre ihn. Sehr blaß war er und irgend ein herber Zug auf seinem Gesicht, der ihn nicht mehr wie einen Knaben scheinen ließ. Zum ersten Mal sah er aus wie ein Mann.

Und doch, als dann die Pferde anzogen und er sah, wie Margot sich gleichgiltig abwandte, um die Treppe hinaufzugehn und wie über Elisabeths Augen plötzlich ein feuchter Glanz lief und sie sich anhielt an dem Geländer, da kam die Fülle des neuen Erlebens so ganz über ihn, daß er sich seinen Tränen ungestüm hingab wie ein Kind.

Immer ferner leuchtete das Schloß, immer kleiner schien zwischen dem aufquellenden Staub des Wagens der dunkle Garten zu werden, immer weiter die Landschaft und schließlich war all das, was er erlebt hatte, unsichtbar hinter seinem Blick und nur mehr in seiner Erinnerung. Zwei Stunden Fahrt und die Bahnstation war erreicht. Und am nächsten Morgen war er in London.

Ein paar Jahre noch und er war kein Knabe mehr. Aber jenes erste Erlebnis war zu heftig in ihm lebendig geworden, um je wieder zu welken. Margot und Elisabeth hatten beide geheiratet, aber er wollte sie nicht mehr wiedersehen, denn die Erinnerungen an jene Stunden, in denen zuviel

unvermittelt zusammengepreßt war, überkamen ihn manchmal mit solch ungestümer Kraft, daß sein Leben ihm nur Traum und Schein schien gegen die Wirklichkeit dieser Erinnerung. Er ist einer jener Menschen geworden, die kein Verhältnis mehr zur Liebe und zu den Frauen finden können, denn ihn, der in einer Sekunde seines Lebens beide Empfindungen, die der Liebe und des Geliebtseins, so voll vereinigt hatte, drängte keine Sehnsucht mehr, zu suchen, was ihm so früh schon in seine zitternden ängstlich nachgebenden Knabenhände gefallen war. Über viele Länder ist er gereist, einer jener korrekten stillen Engländer, die viele für gefühllos halten, weil sie so schweigsam sind und weil ihr Blick kühl an den Gesichtern der Frauen und an ihrem Lächeln vorübergeht. Denn wer denkt, daß sie die Bilder, auf die ihr Blick stets geheftet ist, innen, verflochten ihrem Blute tragen, das stets um sie lodert wie ein ewiges Licht vor dem Bilde der Madonna? — —

Und jetzt weiß ich auch, wie diese Geschichte zu mir kam. In dem Buch, in dem ich heute Nachmittag gelesen, war auch eine Karte gelegen, eine Karte, die mir ein Freund aus Canada schrieb. Es ist ein junger Engländer, den ich einmal auf einer Reise kennen lernte, mit dem ich oftmals an langen Abenden sprach und in dessen Reden manchmal geheimnisvoll wie ferne Standbilder die Erinnerung an zwei Frauen aufleuchtete, die mit einem Augenblick seiner Jugend dauernd vereint waren. Es ist lange her, sehr lange, daß ich mit ihm sprach und ich hatte auch wohl die Gespräche von damals schon vergessen, aber wie ich heute die Karte empfing, stieg die Erinnerung, mit allerlei eigenem Erlebnis träumerisch vermengt, wieder auf und mir war, als hätte ich seine Geschichte in dem Buche gelesen, das mir aus den Händen glitt oder hätte sie gefunden in einem Traume. —

Aber wie dunkel ist es geworden im Zimmer und wie ferne bist du mir nun in dieser tiefen Dämmerung? Ich sehe nur einen zarten hellen Schimmer dort, wo ich dein Antlitz ahne, und ich weiß nicht, ob du lächelst oder traurig bist. Ob du lächelst, weil ich mir seltsame Geschehnisse erfinde, für Menschen, die ich flüchtig kannte, ganze Schicksale träume und sie dann wieder ruhig zurückgleiten lasse in ihr Leben und ihre Welt? Oder bist du traurig um dieses Knaben willen, der an der Liebe vorbeiging und sich in einer Stunde für immer aus dem Garten dieses süßen Traumes verlor? Sieh, ich wollte es nicht, daß diese Geschichte wehmütig sei und dunkel, ich wollte dir nur von einem Knaben erzählen, den plötzlich die Liebe überfiel, die eigene und die einer andern. Aber die Geschichten, die man des abends erzählt, wandern alle in die leise Straße der Wehmut hinein. Die Dämmerung senkt sich auf sie mit ihren Schleiern, all die Trauer, die im Abend ruht, wölbt sich sternenlos über sie, das Dunkel sickert in ihr Blut und all die hellen und bunten Worte, die sie tragen, haben dann einen so vollen und schweren Klang, als kämen sie aus unserm eigensten Leben.

# Kultur und Schule der Gegenwart/ von Rudolf Lehmann

Erziehung ist nichts anderes als das Überströmen der Eigenschaften des gewordenen Geschlechts auf das werdende. Jede Zeit kann lernend und erziehend nur das geben, was sie hat." So beantwortete vor kurzem ein geistreicher und folgerichtig denkender Pädagoge (G. Tews) die Grundfrage nach dem Ziel und dem Vermögen erzieherischer Tätigkeit. Und über die Schule insbesondere hat Friedrich Paulsen in der Geschichte des gelehrten Unterrichts schon vor Jahren geschrieben: „Die Schule folgt der allgemeinen Kulturbewegung. Nicht pädagogische Erwägung bestimmt im Großen ihren Entwicklungsgang, sondern der große Gang des geschichtlichen Lebens."

Erziehung und Schule also sind Erzeugnisse der Kultur und in ihrem nationalen Charakter durch die nationale Eigenart dieser Kultur bestimmt, nicht aber bringen sie, wie manche Idealisten wähnen, ihrerseits die Kultur und ihre Eigenart erst hervor. In der Tat, wie könnte das erziehende Geschlecht dem kommenden etwas übergeben, was es selbst nicht besitzt? Wie könnte es Ziele stecken, die nicht seine eigenen sind, Wege bezeichnen, die es selbst nicht kennt? Erziehung und Bildung verfolgt und erreicht zunächst nichts anderes als Angleichung an eine gegebene Kultur, an bestehende Lebensbedingungen.

Und doch finden wir, daß alle großen und originalen Pädagogen in der Erziehung eine lebensgestaltende Macht nicht nur für den einzelnen, sondern für ihr Volk, ja für die Menschheit erblickt haben. War es nicht mehr als ein gutgläubiger Wahn, wenn Amos Comenius, der „Mann der Sehnsucht" in einer entsetzensvollen Zeit, nur in der Verbesserung der Erziehung die Möglichkeit einer besseren Zukunft fand? wenn Rousseau und Pestalozzi die neue Gesellschaft durch eine neue Erziehung vorbereiten und herbeiführen wollte? Herbart schrieb die schönen Worte: „Wohin sich unsere gescheuchten Hoffnungen endlich retten? In den Schoß der Jugend, welcher der Schoß der Zukunft ist!" Irrten sie alle mit dem Glauben, daß nicht nur der Bestand, sondern auch der Fortschritt der Kultur durch die Erziehung bedingt und angebahnt werde?

In einer Hinsicht hat dieser Glaube sicherlich recht und besonders bei Pestalozzi, dem großen Sozialreformer, wird deutlich, in welcher. Der Fortschritt eines Volkes beruht auf der Verallgemeinerung seiner Kulturgüter. Was zunächst nur Eigentum einer herrschenden Klasse, einer bevorzugten Minderheit ist, wird durch die Schule Allgemeingut der „Gebildeten" des Volkes. Das Schulwesen eines Staates heben heißt zunächst, diese Verallgemeinerung erleichtern, wirksamer machen. Die Schule ist nicht Kulturerzeugerin, wohl aber Kulturträgerin. Sie vermag die Kultur nicht intensiv zu steigern, wohl aber extensiv zu verbreiten und ihr damit immerhin mittelbar neue Kräfte zuzuführen.

Aber noch ein anderes kommt hinzu. Nicht nur das Bildungsgut, das bereits Eigentum ganzer Klassen ist, kann die Schule überliefern, sondern auch

das ganz persönliche Wissen und Können einzelner hervorragender und vorbildlicher Persönlichkeiten. Der Pädagoge, der über dem Durchschnitt der Kultur seines Volkes steht, vermag auch einen Teil seiner Schüler über diesen Durchschnitt zu erheben. Wer sich mit dem Geiste eines Heroen der Kultur erfüllt hat, vermag auch die empfänglichen unter seinen Schülern diesem Vorbilde zuzuführen und sie damit auf eine höhere Stufe zu erheben als das überlieferte Niveau darstellt. Soll daher das Schulwesen eines Volkes seine Kultur steigern, so wird es der Persönlichkeit seiner Lehrer zur Entfaltung ihrer Kräfte wie ihrer Eigenart Raum gewähren müssen. Und da die Wirkung von Person zu Person stets auch von der Eigenart des Empfangenden abhängig ist, so wird es auch die individuelle Anlage der Schüler nicht in allzu engen Schranken halten dürfen. —

Verallgemeinerung und Individualisierung der Kultur, Überlieferung und Steigerung des Bildungsguts, diese Aufgaben sind an sich nicht widersprechend. Dennoch können sie in der Praxis allzu leicht in Widerstreit geraten, und aus solchem Widerstreit gehen zu einem großen Teil die Fragen und Wirren hervor, die in unseren Tagen Eltern und Erzieher beunruhigen. Denn Übertragung und Verbreitung erfordern feste und bindende Methoden, Individualisierung fordert Freiheit. Die eine Aufgabe verlangt feste Umgrenzung des Bildungsguts, die andere Mannigfaltigkeit und Spielraum. Dieser Gegensatz ist vielleicht in jeder Kultur und zu allen Zeiten vorhanden. Er wird in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts verschärft und gesteigert durch die staatlichen Konzentrationen des Schulwesens einerseits, durch die Vielseitigkeit und Verwicklung des sozialen und des geistigen Lebens anderseits.

Die Staatsschule strebt ihrer Natur nach einer gewissen Gleichförmigkeit der Bildung zu. Der Staat bildet seine Jugend zu seinen Zwecken und im besten Falle nach einem Ideal des Staatsbürgers, das ihm immanent vorschwebt. Beamtenschule und Bürger- oder Volksschule bilden im natürlichen Gegensatz den Gesamtkreis staatlicher Einrichtungen; und die Regierung hat zunächst nur ein Interesse daran, beide Schichten des Volkes mit dem Wissen und Können auszurüsten, das ihnen notwendig ist, den einen, um verwalten und herrschen, den anderen, um die Mittel zur Erhaltung des Gemeinwesens produzieren zu können. So hatte einst Luther in den Jahren, da das Schulwesen der Neuzeit im Keime erstand, die Aufgabe der Schulen bezeichnet und geschieden, und jahrhundertelang haben sich die deutschen Staaten mit einer notdürftigen Ausfüllung dieses Schemas begnügt. Allein im 18. Jahrhundert und im Beginn des 19ten erstand unter dem Einfluß unserer großen Denker und Dichter ein neuer Begriff wie des Staates, so der staatlichen Erziehung; ein Kulturideal, welches die höchste Entfaltung menschlicher Geisteskräfte umfaßte, wurde für beides maßgebend. Und je aussichtsloser es zunächst erschien, dieses Ideal im Staatsleben zu verwirklichen, desto entschiedener strebte man dahin, es für die höhere Schule maßgebend zu machen. Sie sollte Menschen im edelsten Sinne des 18. Jahrhunderts erziehen, universelle Kräfte ent-

falten, eine Kulturentwicklung anstreben, wie sie nach der Vorstellung dieses Zeitalters den Hellenen dereinst Gemeingut gewesen war. Der preußische Staat, vorübergehend von Männern höchster Kultur geleitet, suchte zuerst diese Gedanken zu verwirklichen. Das neue humanistische Gymnasium entstand; und so weit es auch von Anfang an hinter jenem Ideal zurückbleiben mußte, so war doch das Prinzip einer allseitigen persönlichen Durchbildung, die nicht mehr einzelnen Zielen, nicht mehr bloß dem einseitigen Zweck des Beamtenstandes diente, hiermit unzerstörbar aufgerichtet. Allein nur die höheren Schulen, ja, sogar nur die klassischen Gymnasien waren es, denen diese Forderung galt. Die Bildung, die hier angestrebt wurde, trug einen durchaus aristokratischen Charakter und kam nur den bevorzugten Klassen zugute. Weder die Volksschule noch die verschiedenen Arten von Realanstalten, die sich über ihr erhoben, verfolgten andere als rein praktische Zwecke. Die Scheidung zwischen Volk und Gebildeten, seit den Tagen des Humanismus die allgemeine Krankheit im sozialen Körper der europäischen Völker, verschärfte sich zu einer immer unnatürlicheren Trennung der verhältnismäßig wenigen klassisch Gebildeten von der großen Mehrheit nicht nur der niederen Volksklassen, sondern auch des produktiven Bürgertums.

Die soziale Umwälzung, welche seit fast zwei Menschenaltern das Leben der Kulturvölker ergriffen hat, mußte dieser unnatürlichen Exklusivität der höheren Bildung und ihrer Anrechte früher oder später ein Ende machen. Zunächst waren es die realistischen Anstalten, die immer entschiedener den Anspruch auf gleiche Wertung und gleiche Berechtigung mit den Gymnasien erhoben. Jahrzehntelang tobte der Kampf um die Gleichberechtigung in der Presse wie in den Versammlungen. Zu einem Verständnis dieses Kampfes kann man unmöglich gelangen, solange man die soziale Bedeutung des Gegensatzes verkennt, den die Verschiedenheit der Bildungswege bezeichnete. Welch ein Interesse hätte der Staat daran gehabt, die Kenntnis des Griechischen auf Kosten des Englischen oder der Physik zu prämiieren? welch ein Interesse überhaupt, einzelne Bildungsfächer auf Kosten anderer, besonders aber praktisch nutzlose auf Kosten solcher zu bevorzugen, deren Wert für das bürgerliche Leben unmittelbar in die Augen sprang? In Wahrheit kämpfte die regierende Klasse bewußt und unbewußt für die Exklusivität ihrer Bildung und damit ihrer Stellung im Kulturleben gegenüber der Masse. Allein ein solcher Streit wird auf die Dauer immer nutzlos sein und um so mehr, wenn die Bildungsform, die erhalten werden soll, nicht durch das Bedürfnis der Gegenwart, sondern nur durch die Geschichte ihrer Entstehung gerechtfertigt und gestützt wird. Die Vertreter des humanistischen Gymnasiums mußten, um das Vorrecht der klassischen Bildung zu wahren, den aristokratischen Charakter dieser Schulform und damit ihren Lebensnerv preisgeben. Immer breitere Massen der Jugend aus den mittleren Ständen strömten in die Gymnasien hinein, drückten das Niveau des Unterrichts herab und erzwangen durch die praktischen Bedürfnisse, die sie mitbrachten, einen immer entschiedeneren Wandel der Eigenart

der humanistischen Lehranstalten, bis diese zu einem farblosen und unorganischen Gebilde wurden, in welchem das Altertum zwar noch einen bevorzugten Platz behauptete, ohne aber den lebendigen Mittelpunkt zu bilden.

Der Kaiserliche Erlaß, der seit dem Jahre 1901 die Gleichberechtigung aller höheren Schulen zur Tatsache und damit dem Streite ein Ende gemacht hat, ist in jeder Hinsicht einer der wichtigsten Marksteine in der Entwicklung des preußischen und deutschen Bildungswesens. Er beweist, daß zunächst die preußische Schulregierung die vollzogene Umwälzung mit ihren sozialen Folgen rückhaltlos anerkennt. Diese Regierung hat damit nach langer, allzu langer Zurückhaltung die führende Stellung in der Entwicklung des deutschen Schulwesens gegenüber den Einzelstaaten wie dem großen Publikum zurückerobert. Denn noch ist das soziale Vorurteil für die Gymnasien und gegen die modernen Bildungsformen in den höheren, wie in den mittleren Ständen nicht völlig erloschen. Allein die Nahrung ist ihm entzogen und die Zeit ist abzusehen, wo jener Kampf der Bildungswege und -Werte, der zugleich ein Kampf zweier sozialer Schichten war, völlig überwunden sein und wie alles Überwundene nicht mehr verstanden werden wird.

Aber schon drängt eine neue gewaltigere Woge heran. Die Volksschule ist von der sozialen Bewegung ergriffen und emporgetragen worden. Auch sie verlangt ihren, wenn auch bescheideneren Anteil an jenem universellen Ideal moderner Menschenbildung. Und wer wagte es heute noch, ihr diese von vornherein und völlig zu versagen? Selbstverständlich kann es nicht so gemeint sein, daß fremde Sprachen, ästhetische Bildung, Moralphilosophie und was dem an die Seite zu stellen ist, mit Pauken und Trompeten ihren Einzug in die Dorf- oder Gemeindeschule halten könnten! Wo sich derartige Forderungen erhoben haben, da dürfen wir über sie als das Gespinst verstiegener Köpfe hinweggehen. Allein was gefordert werden kann, und tatsächlich immer dringender gefordert wird, ist der Anschluß der Volksschule an die höhere Bildung, der Zusammenschluß des gesamten Bildungswesens unseres Volkes zu einem Ganzen, in welchem die Volksschule die organische Unterstufe darstellt. Die obligatorische Volksschule (statt der an die höheren Schulen angehängten Vorschulen) ist nur ein äußerlicher Schritt zu diesem Ziel: im Grunde handelt es sich um einen inneren Zusammenhang der Methoden und Lehrstoffe. Jener verhängnisvolle Zwiespalt der Bildung erscheint in seinen sozialen Folgen, wenn nicht ausgeglichen, so doch gemildert, sobald es sich nur um ein mehr oder weniger an Wissen und Können handelt, aber nicht mehr eine totale Verschiedenheit der Gesichtskreise und Möglichkeiten vorhanden ist; vor allem das Aufsteigen aus den niederen sozialen Schichten in die höheren wird dem Begabten durch einen solchen Zusammenschluß unendlich erleichtert.

Eine besondere und gerade jetzt besonders dringende Teilerscheinung in dieser Bewegung ist die Frage der Lehrerbildung. Daß der Drang nach Licht und Luft, nach intellektueller Bildung und Freiheit, der in den Massen gärt, in der großen Klasse der Volksschullehrer zuerst zum Bewußtsein seiner selbst und

seiner natürlichen Rechte gekommen ist, daß er hier zuerst greifbare Formen annimmt und sich auf bestimmte Ziele richtet, ist nur natürlich, und vergebens wird auf die Dauer der Versuch sein, durch die Enge der Grenzen, die man der Lehrerbildung zieht, durch künstliche Schranken der Methoden oder der Anschauungsweise, in die man sie einzwängt, die guten Köpfe unter ihnen von einer höheren Bildung und ihr entsprechenden Stellungen im Schulwesen fernzuhalten. Im Gegensatz zu der überschauenden und weitherzigen Politik, die durch Männer wie Althoff und Matthias in unserem höheren Schulwesen zur Herrschaft gelangt ist, bietet die oberste Leitung unseres Volksschulwesens ganz besonders in der Lehrerbildungsfrage im allgemeinen das Bild rückständiger Enge, oft genug kläglicher Ratlosigkeit. Es ist gewiß, daß die Frage nicht einfach zu lösen ist, auch damit nicht, daß man, wie in weiten Kreisen der Lehrer verlangt wird, das Abgangszeugnis der Lehrerseminare, wie sie heute sind, dem Abiturientenzeugnis gleichgestellt und damit ohne weitere Kautelen der Masse mangelhaft vorgebildeter junger Leute die Universität öffnet. Eine tief einschneidende Verbesserung des Seminarwesens allein kann die notwendige Umgestaltung anbahnen; was in dieser Hinsicht vor einigen Jahren geschehen ist, stellt nur einen schüchternen Anfang dar. Noch wirklichkeitsfremder und unmöglicher freilich ist der Gedanke, der hier und da auftaucht, für alle Kategorien von Lehrern die gleiche Vorbildung zu verlangen und ihnen die gleiche Laufbahn zu eröffnen, so daß auch die Volksschullehrer sämtlich auf der Universität vorgebildet würden und alle Professoren der höheren Lehranstalten aus ihnen hervorgingen. Eine solche Gleichmacherei würde, selbst wenn sie äußerlich durchführbar wäre, vermutlich nur zur Folge haben, daß die Vorbildung des Lehrers auf keiner Stufe den Anforderungen entspräche, die der Jugendunterricht stellt. Das Zuviel auf den Unterstufen würde ihn vermutlich noch mehr behindern als ein Zuwenig oben, und wie jede Uniformierung so müßte auch diese notwendig zur Verflachung und Minderung der Kultur führen. Unser Schulwesen wird über die Teilung der Lehrer nach verschiedenen Kategorien der Vorbildung nicht hinauskommen können. Allein wie überall im Staatsleben, so ist auch hier dafür Sorge zu tragen, daß nicht eine obere Klasse, die sich als Alleinbesitzer fühlt, in bildungsfattem Standesbewußtsein auf eine große Masse der niedrig Gestellten herabsieht, in dem auch der Begabte den Weg zu höherer Kultur und Lebensstellung versperrt sieht, auf den ihn Anlage und Instinkt drängen. Eine Vermittlung *muß* hier gefunden werden. Ein organischer Zusammenhang muß auch hier die verschiedenen Bildungswege und Möglichkeiten verknüpfen. Noch ist das praktische Problem nicht gelöst; aber es zeigen sich deutlich die Ansätze dazu. Einen solchen weist einmal die mehr als gerechtfertigte Forderung der Lehrer, daß die leitenden Stellen im Volksschulwesen und vor allem in den Schulaufsichten mit Männern besetzt werden, die aus ihrer Mitte hervorgegangen sind, anderseits die zunehmende Erweiterung unseres Universitätslebens, die wachsende Zahl der verschiedenen Möglichkeiten,

sich der akademischen Bildung auch außerhalb der Universitäten anzunähern, die Entstehung volkstümlicher Akademien, Fortbildungskurse und Sondervorlesungen.

Eine noch umfassendere Erweiterung ist dem Schulwesen durch die Emanzipation der Frauenbildung erwachsen, die in unseren Tagen durchgesetzt ist und voraussichtlich schon in nächster Zeit, in Preußen wenigstens, staatlich geregelte Formen empfangen wird. Daß damit ein Kulturfortschritt von unabsehbarer Wichtigkeit vor sich geht, wird heute niemand mehr bezweifeln, auch diejenigen nicht, die dem Fortschritt als solchem nicht eben mit Sympathie gegenüberstehen. Allerdings ist die Erweiterung zunächst rein extensiv. Die Frauen, oder vielmehr eine immerhin große Anzahl derselben, werden in die Kreise der intellektuellen Kultur hineingezogen, die bisher nur Ausnahmen unter ihnen neben den Männern zugänglich war. Wie weit die deutsche Kultur auch intensiv durch das neue Element beeinflußt und gefördert wird, können wir heute noch nicht entscheiden. Unwahrscheinlich ist es ja nicht, daß es in mehr als einer Richtung geschehen wird, wiewohl der unmittelbare Einfluß, den die Frauen auch bisher ausgeübt haben, gewiß nicht zu unterschätzen ist. Die moderne Kultur ist niemals wie die der Griechen eine bloße Kultur der Männer gewesen. Zu denken gibt es anderseits, daß die Führerinnen der Bewegung, und gerade die besten unter ihnen, die erste Gelegenheit versäumt haben, einen Einfluß auf die Gestaltung unseres Schulwesens zu erlangen, der vielleicht sehr vorteilhaft hätte sein können. Sie haben von vornherein darauf verzichtet, der neuen Frauenbildung eigene Wege und Schulformen zu finden und damit den Mängeln aus dem Wege zu gehen, welche einem alten, in geschichtlicher Entwicklung allmählich zustande gekommenen Bildungswesen notwendigerweise anhaften. Ihr Bestreben richtet sich ganz und gar darauf, die Schulformen, die bei uns für die Bildung der Männer bestehen, mit all ihren berechtigten und unberechtigten Eigentümlichkeiten den Frauen zugänglich zu machen, das Überkommene den Neuankömmlingen zu überliefern. Das charakteristische Streben unserer Zeit nach Uniformität tritt auch hier hervor.

Was nun den Kulturgehalt im engeren Sinne betrifft, die Bildungsstoffe, welche die Schule überliefern soll, so kann es angesichts einer so bedeutungsvollen äußeren Entwicklung scheinen, als ob die Fragen, die wenigstens auf dem Gebiet unseres höheren Schulwesens zurzeit am meisten erörtert und umstritten werden, recht belangloser Natur sind. Fast durchweg wird um den Wert und das Anrecht einzelner Fächer gehadert; und methodisch didaktische Weisheit zu verkünden, fühlt sich, wie es scheint, jeder zehnte Oberlehrer berufen, sobald er ein paar Jahrelang mit der Praxis gerungen hat. Der Gesichtskreis der wenigsten, die über Fragen des höheren Unterrichts schreiben, reicht über das Klassenzimmer hinaus.

In der Tat drängt sich der Streit um die Lehrstoffe und Fächer in einer Weise hervor, als ob von dem Stoffe allein das Wesen des Unterrichts, ja, der Erziehung überhaupt abhinge. Aber mehr als auf der Gleichheit der Lehrstoffe beruht die Einheit nationaler Kultur auf der Einheitlichkeit des

Geistes, der das gesamte Bildungswesen durchdringt und der sich an den verschiedenen Unterrichtsstoffen und auf den verschiedensten Bildungsstufen betätigt. Die allgemeinen Werturteile, die der Erziehung und mithin auch der Schule ihre Ziele bestimmen, der Charakter der Schulzucht und die Methoden des Unterrichts, die diesen Werturteilen und Zielen entsprechen: die sind es, woraus allein eine innere Einheit des Bildungswesens und der nationalen Erziehung hervorgehen kann. Ob ein Volk mehr auf Charakterbildung oder ob es mehr auf intellektuelle Schulung, ob es auf körperliche Ausbildung oder nur auf die geistige Wert legt, darauf kommt es mehr an als auf die Frage: Griechisch oder Englisch? Mit einem Wort: es ist mehr der Geist als der Stoff, auf dem die Einheitlichkeit der Schulbildung wie der Erziehung überhaupt beruht. So schrieb ich in meinem Buche „Erziehung und Erzieher" vor nunmehr sieben Jahren. Die Warnung ist, wie manche ähnliche, unerhört verhallt. Und noch heute, ja heute erst recht werden diese Fragen umstritten, als ob in der Tat die Zukunft Deutschlands davon abhinge, daß die Söhne unserer höheren Stände zwei Tragödien des Sophokles im Original und nicht etwa bloß in der Übersetzung gelesen haben, oder daß ihnen eine hinreichende Zahl chemischer Experimente und nicht bloß physikalische vorgemacht werden. Die klassischen Philologen mit ihrem Nulla salus extra Graeciam waren wohl zuerst schuld an dieser Überschätzung eines einzelnen Stoffgebiets. Allein die Naturwissenschaften zahlen es ihnen jetzt mit Zins und Zinseszins wieder, und um jede einzelne der 36 Schulstunden, welche die Woche hat, wird gestritten wie um den Leichnam des Patroklos.

Und doch darf man nicht verkennen, daß auch hier einige große und wesentliche Gesichtspunkte allgemeiner Kultur zugrunde liegen, wenn sie auch keineswegs immer in ihrer wahren Bedeutung hervortreten. Der Gedanke, die Jugend durch die Kenntnis der Vergangenheit für die Zukunft zu bilden, ist gewiß an sich ebenso berechtigt, wie natürlich, und daß eine Zeit, deren Kultur zu einem großen Teil auf tausendjähriger Entwicklung beruht, historische Bildung nicht entbehren kann, ist ohne weiteres klar. Selbst wenn der Wert antiken Geistes und Staatslebens uns nicht mehr in seinem ganzen Umfang so unbestreitbar erscheint wie früheren Geschlechtern, so bleibt doch unbestritten die Tatsache, daß die antike nicht minder wie unsere eigene nationale Vergangenheit die Entwicklung unserer heutigen Geisteskultur verklärt und daß daher nur der Einblick in beide ein Verständnis für diese erschließen kann. Aber wenn auch in Zeiten ruhiger und eindeutiger Entwicklung eine wesentlich historische Bildung ausreichen mag, um für das Leben und seine Fragen vorzubereiten, so ist es zweifellos anders in einer Epoche, die sich, wie Goethe es ausdrückt, aus der vorhergehenden durch Gegensatz entwickelt. Eine solche Epoche, die zweier Zeiten Schlachtgebiet ist es, wir fühlen es alle, die wir durchleben. Die größere Hälfte unseres Kulturwesens hat noch keine geschichtliche Vergangenheit, wenigstens keine, aus der man sie verstehen und beherrschen lernen

könnte. Sie ist vor kurzem entstanden, oder noch im Entstehen begriffen. Ist es unberechtigt, wenn die Männer, welche die werdende Kultur in Wissenschaft und Praxis vertreten, ihre Ansprüche an die Schule stellen? Wenn sie ihren Gebieten Raum unter den Lehrfächern schaffen wollen? wenn sie von dem höheren Unterricht unmittelbare Vorbereitung für die Arbeit auf diesen Gebieten beanspruchen?

Mit der historischen Bildung verbindet sich als Lehrziel unserer Gymnasien die ästhetische, oder sie sollte sich wenigstens mit ihr verbinden, die ästhetische Erziehung in jenem höheren Sinne, dem Schiller Ausdruck verlieh: die Verfeinerung und Festigung moralischer Instinkte im Zusammenhang mit der Veredlung künstlerischer Anschauungen und Geschmacksurteile. Wer möchte auf ein solches Ideal verzichten? Auf der andern Seite erhebt sich die unerbittliche Notwendigkeit des modernen Lebens, die den Einblick in die „ewigen ehernen großen Gesetze, nach denen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden", die Gesetze des Naturgeschehens wie die der sozialen Ordnung, nach nüchternen verstandesmäßig abstrakten Methoden gebieterisch erfordert. Denn wer vermöchte sich ohne diesen Einblick im modernen Leben zu erhalten, geschweige denn, irgendwie und irgendwo gestaltenden Einfluß auf dieses zu gewinnen?

Gegenüber diesen drängenden Anforderungen entgegengesetzter Art vermag der Staat nicht das Entweder-Oder festzuhalten, das noch der letztvergangenen Generation als Lösung der Schulfrage vorschwebte. Aber vergeblich war auch der Versuch, die Mischung herzustellen, die ein für allemal für die normale zu gelten hätte, und auf der Apothekerwage die einzelnen Ansprüche nach dem Schwergewicht ihres Anrechtes zu bestimmen. Daher hat die preußische Schulbehörde den einzigen Standpunkt ergriffen, der einer vorausschauenden und ihrer höheren Verantwortung bewußten Regierung in solchem Falle ziemt: sie hat die Entwicklung freigegeben und sich begnügt, ihr einige bestimmten Dämme zu ziehen, einige Richtungen, aber nicht nur eine zu weisen.

Die Männer, die frei gesinnt genug waren, in dieser Weise vorzugehen, sind bisher wenig verstanden worden. Man ist bei uns in Preußen so wenig gewohnt, von der Regierung Freiheiten zu empfangen, noch dazu solche, die ihr nicht abgerungen sind, und besonders in unserem Schulwesen, auch im höheren, ging der Zug solange aufs Entgegengesetzte, auf Uniformieren und Reglementieren, daß es kein Wunder ist, wenn die höhere Gesinnung, die freiere Geistesrichtung, die sich in dem neuen Regiment kundgibt, gerade in den beteiligten Kreisen der Schulmänner und Schulleiter wenig Verständnis findet. Freilich, auch die Schulbehörde, die schwerlich nur aus fortschrittlich gesinnten Elementen besteht, ist nicht ganz ohne Schuld daran, wenn die Entwicklung nur langsam in Fluß kommt. Sie hat sich auf eine Anzahl überlieferter Schulformen festgelegt, deren Verwischung oder Vermischung nicht erlaubt sein soll, oder doch nicht erlaubt zu sein scheint! Ja, sie hat die Erhaltung und schärfere Ausprägung dieser Schulformen ausdrücklich für wünschenswert erklärt. Das ist ein Widerspruch mit dem Prinzip, das sie selbst

zur Geltung gebracht hat, er sollte sobald wie möglich beseitigt werden. Denn weshalb will man Neubildungen verhindern, wenn sie sich lebenskräftig erweisen, wenn sie dem Bedürfnis der Zeit entspringen und den grundsätzlichen Forderungen entsprechen, welche die Behörde nach Gesichtspunkten der Kultur oder der Praxis stellt? Nicht auf das Wohl der einmal vorhandenen Schulen kommt es an, sondern auf das der Schüler. Entspricht die schärfere Trennung der Bildungsformen diesem Bedürfnis, so wird sie sich erhalten, führt die Freiheit zu einer Annäherung der Bildungswege: um so besser. Wird sie doch sicher nicht zur Uniformierung führen. Solange über diesen Punkt nicht Klarheit erreicht ist, wird begreiflicherweise jeder unsicher sein, der, auf Grundlage der bestehenden Ordnung und durch sein Amt an diese gebunden, Neues zu schaffen sucht. Vor allem aber: die langjährige Unselbständigkeit und Abhängigkeit der Schule und ihrer Vertreter rächt sich; ihre Folgen stehen den besten Absichten entgegen. Die neue Politik fordert Initiative. Sie verlangt Männer mit Ideen, sie verlangt Pädagogen und Organisatoren. Jahrzehntelang hat man nach solchen Gesichtspunkten weder in der staatlichen noch der kommunalen Schulverwaltung gefragt. Wir haben noch heute keine pädagogischen Lehrstühle, von denen fruchtbare und allgemeine Ideen ausgehen könnten. Und bei weitem die meisten unserer heutigen Direktoren und Schulräte sind Verwaltungsbeamte, ausschließlich als solche ausgewählt und zu solchen bestimmt, d. h. sie sind befähigt, dafür zu sorgen, daß die Maschine geölt wird und glatt geht, aber ganz außerstande, selbst Maschinen zu konstruieren oder gar neue Wege zu finden, Naturkräfte zu verwerten. Es fehlt an Persönlichkeiten unter unseren leitenden Schulmännern, an produktiven Geistern und erzieherischen Kapazitäten. Kein Zweifel, daß solche in der Schar unserer Oberlehrer vorhanden sind; wahrscheinlich, daß sie zahlreich vorhanden sind, aber sie zu suchen, sie an Stellen zu bringen, wo sie produktiv wirken können, ist keine schnelle noch leichte Arbeit. Erst allmählich wird der Gesichtspunkt der Bequemlichkeit und Sicherheit, der heute noch für viele kommunalen wie staatlichen Schulbehörden maßgebend ist, zurückgedrängt werden können. Aber man muß dahin kommen, auch Männer und gerade solche, die unbequem sind, weil sie Neues wollen und weil nicht Listenschreiben und Gebäudeverwalten, sondern Schaffen und Bilden ihnen als Lebensaufgabe vorschwebt, aus der Masse hervorzuheben und in leitende Stellen zu bringen.

Und an diesem Punkt kehrt unsere Betrachtung zu ihrem Anfang zurück. Wie alle höhere Kultur von der höheren Persönlichkeit ausgeht und hervorgebracht wird, so kann auch die Schule, wenn sie die Trägerin einer solchen Kultur werden soll, nur durch Persönlichkeiten, nur durch echte Erzieher und selbständige Bildner fortzeugendes Leben und tragende Kraft empfangen.

# Gedichte

## Terzine

Welt ist ein Strom, der unter uns verschäumt.
Beglückt und glücklos leuchten uns die Tage,
wie Nächte, die wir bilderreich durchträumt.

Was wacht doch jedes Morgens glühende Frage
über den hingenommenen Träumen auf,
daß wir sie wartend bis zum Abend tragen?

Mit Sternen kommt es antwortkühl herauf.
Wir schaun dem Tage nach, der längst versäumt,
wie eines Wagens staubverhülltem Lauf —

wir Schweigenden, die vieles schon geträumt.

Wilhelm von Scholz

## Nachtfalter

Ein wenig Staub nur all ihr Leben,
aus dem sie doch in Harmonie
die abgetönten Schwingen weben.
Dem eignen Sinn entnehmen sie
dies milde Braun mit goldigem Schimmer,
worauf sie wirken, viel gebogen,
Samtlinien, die von Mondenflimmer
mit zartem Schmelze sind umzogen.

Brahmanen sind sie, sind Gerechte,
vornehm gebrechlich, sanft und traurig —
von trüb-weltflüchtigem Geschlechte,
voll Todessehnsucht, mystisch-schaurig.
Bei Tage still in sich versunken,
mit scheuen Fühlern zaghaft tastend;
aus Nacht geboren, feuertrunken,
in jede rote Flamme hastend,

auf weißer Wand, im Kreis des Lichts
erscheint der großen Seele Schatten,
wenn leidvoll schwirrend sie ermatten
und taumelnd flüchten in das Nichts.

Ulrike Wörner

## Abend auf dem Lande

Allabendlich, die eine vor der andern,
beim Eigennamen von der Magd gerufen,
sahn wir die Kühe zu der Tränke wandern.

Sie bahnten zwischen Bottichen und Kufen
sich ihren Weg. Am Rand des Pfuhls versanken
sie schwer im Schlamme mit den Vorderhufen.

Nun sie bedächtig von der Tunke tranken,
schien sich die Wamme wie ein Schlauch zu füllen;
wir sahn die Kühe mit den Schwänzen schwanken.

Und es bekleidete mit Nebelhüllen
sich das Gestrüpp; man hörte rauh das eine
zum andern Rind in Brunst herüber brüllen.

Dann kam das Kalb an seiner strammen Leine,
das riß die Magd mit sich herum wie blind
und stemmte sich auf seine Hinterbeine.

Das Küchenschwein zuguterletzt, gelind
im Spülicht watschelnd mit den runden Hüften,
berauscht und durstig wie so Schweine sind.

Und schon entfaltete sich in den Lüften
der erste Stern. Es schwieg der Hof, als flögen
des Sandmanns Körner in den Dämmerdüften.

Der Nachbar, unser Freund, der sein Vermögen
im Schmuggel still gemacht, doch unter Leuten
behauptete den Schmuggel nicht zu mögen,

stand nun am Zaun: wir warteten und freuten
uns stets darauf. Er konnte Nacht für Nacht
uns den Polarstern mit dem Finger deuten.

Und Weib und Kindschaft ward dazu gebracht,
um zuzugucken wie der schöne Stern
im Heer der Sterne über alle wacht.

Die Nacht war sternhell und der Tag war fern.

Benno Geiger

# Vom Weltbürger/ von Alexander v. Gleichen-Rußwurm

In den Grundgesetzen seines Ideal-Staates verbot Plato den Bürgern, die Heimat vor dem vierzigsten Lebensjahre zu verlassen. Nur ein reifer Mann sollte seine Kenntnisse durch Anschauungsunterricht in der Fremde erweitern. Vom Ausgang des Altertums bis zur Aufklärungszeit galt Reisen dagegen für das vornehmste Bildungsmittel der Jugend. Lord Stanhope schrieb seinem Sohn: „Echtes Weltbürgertum lernt sich auf Reisen." Kosmopolitisch zu denken und sich überall gewandt zu benehmen, gehörte zu den wichtigsten Erfordernissen jedes Gebildeten. Erst im neunzehnten Jahrhundert entwickelte sich künstlerisch und politisch ein starkes Vaterlandsgefühl, das dem Übergewicht des Weltbürgertums ein Ende bereitete und nationale Eigenschaften mit harter Deutlichkeit betonte. Dieses Volksbewußtsein gibt sich vor allem in einem fast religiösen Kultus der Muttersprache kund und trotzt als letztes, aber gewaltiges Hindernis dem allgemeinen Ausgleich unserer Kultur. Es scheint so stark und so sicher verankert, daß selbst der eingefleischteste Patriot die Vorsicht des griechischen Philosophen belächeln muß und spricht sich wohl nirgends vernünftiger aus, als in der Anekdote eines Engländers, der auf einem Rheindampfer die bekannte, mitleidigen Tones ausgesprochene Frage: „Sie sind wohl ein Fremder?" mit den Worten abfertigte: „Nein, ich bin kein Fremder, ich bin ein Engländer." In diesem Ausspruch liegt das Ideal des modernen Weltbürgers, der sich nirgend fremd fühlt, aber auch nirgends den Wert der eigenen Heimat vergißt.

Unter dem Mikroskop betrachtet, zeigen sich selbst die Ideale der verschiedenen Zeiten von dem großen Nützlichkeitsprinzip durchtränkt, das die fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechts seit alters beherrscht. Das Ideal des Weltbürgertums ging einst von Philosophen und unterhaltungsfrohen Müßiggängern aus, denen das Bedürfnis fehlte, mit der Heimat in Verbindung zu bleiben. Es waren Lebenskünstler, die vor jeder Komplikation des Daseins zurückschreckten. Die Weltbürger der Gegenwart gehören der arbeitenden Menschheit an. Handelsherren, Kaufleute, Erfinder brauchen den Rückhalt eines starken Vaterlandes. Ein berechtigter, sicher begründeter Nationalstolz vermehrt ihre Macht, ihren Besitz, ihre Stellung. Wie einst die vornehmen Kosmopoliten durch zierlich abgeschliffenes Benehmen den Anschein fremden Barbarentums vermieden, so vermeidet ihn der weltläufige Mann der Gegenwart durch Betonen einer machtvollen, respektgebietenden Nationalität.

In der Übergangszeit vom einstigen Begriff des Weltbürgertums zu der großen und freien Auffassung, die sich heute wieder Bahn bricht, waren kosmopolitisch denkende Menschen sehr selten. Sie standen im Gegensatz zur herrschenden Strömung und wurden entweder bemitleidet oder verachtet. Ein berühmter deutscher Maler in München, dessen Haus vor ungefähr 50 Jahren

einen Mittelpunkt für Künstler und Dichter bildete, brach den Verkehr mit Liszt ab, nur weil sich der berühmte Musiker als Anhänger internationaler Ideen bekannte. Man wollte jene vornehme Unabhängigkeit nicht anerkennen, die das politische Gewissen dem ästhetischen unterordnete. Der Patriotismus in seiner herben, alle weicheren Einflüsse zurückweisenden Art hat sich immer als das beste Belebungsmittel eines Volkes erwiesen, das sich in abstrakten Spekulationen oder unfruchtbarem Wohlleben verlor. Nur nach und nach kam die Einsicht, daß die Nationen in regem Verkehr gegenseitig lernen und gewinnen. Die Menschen, die man früher Weltbürger nannte, lebten von ihrem Stamme gelöst und sahen als unbeteiligte Zuschauer dem Schauspiele zu, bei dem bald ein Land, bald ein anderes in die Höhe schnellte. Unsere Kosmopoliten sind Kämpfer. Ob sie in aufreibendem Sport um einen Weltrekord ringen, ob sie Handelshäuser gründen oder auch als Globetrotter den Erdkreis durchwandern, sie können eine gewisse nationale Färbung nicht verleugnen und sind stolz, Vertreter einer großen Rasse zu sein.

Ibsen schrieb in der Zeit seiner Reife: „Die Weltentwickelung bewegt sich nun einmal nicht in der Richtung nationaler Absonderung und Absperrung — Im Gegenteil." Einige Jahre später erklärte er, daß es ihm unmöglich sei, sich dauernd in Norwegen niederzulassen, weil das nationale Bewußtsein vom „Standbewußtsein abgelöst sei". In einem seiner Briefe aus dem Jahre 1888 steht: „Ich bin jetzt beim allgemein Germanischen gelandet."

Wenn man einen Stein ins Wasser wirft, so vergrößern sich die Kreise an der Oberfläche, bis sie im glatten Spiegel endlich verlaufen. Ähnlich geht es mit den Ideen, die, in das Meer der Menschheit geworfen, kreisende Wellen bilden und verschwinden, sobald sich ihr Zweck erfüllt hat. Vom allgemein Germanischen und Romanischen oder Slavischen wird sich der Kreis zum allgemein europäischen Kulturbewußtsein erweitern. Damit vollendet sich ein Ideal, das den suchenden Geistern das 18. Jahrhunderts vorschwebte, das aber während der Kämpfe ihrer Kinder und Enkel zugeschüttet blieb unter dem Wall nationaler Empfindung. Der starke Individualismus, den Nietzsche predigte, hebt den einzelnen über das absolute Recht der Gemeinsamkeitsfrage und nähert ihn als Führer den Führern benachbarter, meist für feindlich gehaltener Kreise. In diesen Führern erkennen wir das Ideal eines neuen, gerechtfertigten Weltbürgertums, dessen Ziel sich in der Erkenntnis ausspricht, daß den modernen Lebensaufgaben nur große, stetig wachsende Interessenschaften genügen können.

Wie der Partikularist in den heutigen Verhältnissen den Patrioten befehdet, so steht dieser zunächst noch dem Weltbürger feindlich gegenüber. Seine Ideale sind andere, seine harte, opferbereite Tugend sträubt sich gegen die glatte Weichlichkeit „des internationalen Gesindels", wie ein Volksredner einmal die Gesellschaft der vielbeneideten, vielgeschmähten Kosmopoliten genannt hat. Hochstapler und zweideutige Damen sucht der Philister in ihren Kreisen,

im Vaterland gescheiterte oder gekränkte Existenzen vermutet der Patriot. Diese Ansichten sind aber veraltet —, historisch geworden. Sie endeten mit jener bunt zusammengewürfelten Schar politischer Flüchtlinge, von denen noch Richard Wagner, Kinkel, Herwegh erzählen. Weltbürgertum ziemt dem modernen Menschen, es erweitert den Horizont und hütet vor Überschätzung alles dessen, auf das wir eingebildet sind. Ein Mann, der viel herumgekommen ist und gelernt hat, sich mit allen Eigentümlichkeiten fremder Leute abzufinden, wird ungleich moderner denken und ungleich gewandter auftreten, als eine fest angewurzelte, schwerfällige Lokalgröße, die stets der Folie ihrer Heimat bedarf. Aber er braucht einen festen Charakter, er muß ein vollentwickeltes Individuum sein, um nicht die Eigenart seiner Person und seines Stammes preiszugeben. In dieser Eigenart liegen die Grundbedingungen der Kultur, der Sitten, der Weltanschauung. Auf sie zu verzichten, ist ein Zeichen der Schwäche, mit ihr aufdringlich zu protzen, ein Zeichen schlechter Erziehung. Gute Manieren, die überall gelten und überall mit verschwindend kleinen Unterschieden dieselben bleiben, sind die Uniform des Weltbürgers. Dem Vornehmen gehören sie zu eigen, der Geck ahmt sie nach. Es hat eine Zeit gegeben, in der man derb und bieder sein mußte, um etwas zu gelten, die Zeit einer urwüchsigen, etwas ungewaschenen Kraftmeierei. Damals galt der Kosmopolit für „welschgesinnt" und verächtlich, seine Manieren wurden betrachtet, als wären sie unnötiger Zierat einer untergegangenen Gesellschaft.

Heute hat man „Kultur" oder empfindet wenigstens das Bedürfnis eine solche zu besitzen. „Gute Manieren werden allerorts verstanden. Die Wohlerzogenheit und das persönlich Hervorragende jedes Landes verbrüdern sich sogleich mit denen jedes anderen Landes. Sogar die Häuptlinge wilder Stämme haben sich in Paris und London durch die Vorzüglichkeit ihrer Haltung ausgezeichnet", sagt Emerson und viele, die es früher nicht für notwendig hielten, versuchen es jetzt, den wilden Häuptlingen nachzustreben.

# Politische Chronik/ von Theodor Barth

Die unglückselige Polenpolitik der preußischen Regierung, die in dem Enteignungsgesetz die konservativen Vorstellungen von der politischen Unantastbarkeit des Privateigentums über den Haufen warf, hat durch die Einführung des Kampfmittels einer partiellen Enteignung der Muttersprache, das dem berüchtigten Paragraphen 7 des Vereinsgesetzentwurfs zugrunde lag, eine parteipolitische Wirkung erzielt, die das Dichterwort von dem Fluch der bösen Tat aufs neue bewahrheitet hat. An der Klippe des Sprachenverbotsparagraphen ist die politische Reputation des Freisinns gescheitert. Nachdem durch Wochen hindurch von großen und kleinen Propheten versichert war, daß die freisinnige Fraktionsgemeinschaft des Reichstages nie daran denken werde, einem Ausnahmegesetz gegen die fremdsprachige Bevölkerung des Reiches zuzustimmen, warf man von heute zu morgen alle grundsätzlichen Bedenken über Bord. In der Vereinsgesetzkommission wurde seitens der Vertreter der Fraktionsgemeinschaft ein sogenannter Kompromißantrag mit eingebracht und durchgebracht, der dem Sprachenverbot in der Regierungsfassung grundsätzlich zustimmte. Nur eine zwanzigjährige Karrenzzeit blieb vorgesehen, innerhalb deren die Verletzung des Grundsatzes der Rechtsgleichheit auf solche Landratskreise beschränkt bleiben sollte, die nach der letzten Volkszählung weniger als sechzig Prozent einer fremdsprachigen Bevölkerung aufweisen. Sachlich betrachtet ist die Bestimmung ein kompletter Unsinn. Man will jemanden durch die Beschränkung des öffentlichen Gebrauchs der Muttersprache bestrafen, weil in einem willkürlich gewählten Verwaltungsbezirk eine willkürlich gewählte Prozentziffer der fremdsprachigen Bevölkerung nicht erreicht ist. In dem Orte, in dem eine Versammlung abgehalten werden soll, leben vielleicht neunzig Prozent Polen, aber der Kreis zählt nur neunundfünfzig Prozent; das genügt, um jenen neunzig Prozent politische Besprechungen in ihrer Muttersprache unmöglich zu machen. In Rheinland-Westfalen spielen Polen außerdem eine große Rolle als Arbeitnehmer. Sie haben, ebenso wie die deutschsprechende Arbeiterschaft, den Wunsch, in die allgemeine Gewerkschaftsbewegung mit einbezogen zu werden; aber nirgends erreicht ihr Bevölkerungsanteil die ominösen sechzig Prozent. Sie dürfen sich deshalb nicht in Versammlungen betätigen, in denen die einzige ihnen verständliche Sprache geredet wird.

Daß dieser Kompromißantrag, unter sachlichen Gesichtspunkten betrachtet, eine Absurdität sei, hat auch von den freisinnigen Unterzeichnern des Antrages niemand bestritten; ebensowenig, daß der Ausnahmecharakter der Bestimmung dem in allen freisinnigen Programmen ausgesprochenen Grundsatze des gleichen Rechts für alle schnurstraks widerspricht. Nichtsdestoweniger beteiligte man sich in opportunistischer Exaltation an dem Attentat gegen die Rechtsgleichheit, und zwar geschah das durch Vertreter aller drei linksliberalen Gruppen; und

die Fraktionsgemeinschaft selbst, vor dem Fetisch der Parteidisziplin auf die Knie fallend, erklärte sich mit Ausnahme weniger Mitglieder bereit, den Verzicht auf den wichtigsten Grundsatz des Liberalismus zu ratifizieren. Der Vorgang ist im höchsten Grade charakteristisch. Er zeigt die Demoralisation, von welcher der Freisinn in den fünfviertel Jahren der Bülowschen Blockpolitik heimgesucht ist, so deutlich, wie die Degeneration vom Krebs ergriffener Gewebe unter dem Mikroskop des Pathologen erkennbar wird. Ob hier überhaupt noch eine Heilung ohne den schwersten operativen Eingriff möglich ist, erscheint höchst zweifelhaft. Von einer solchen Heilung hängt andrerseits die Frage einer weiteren Existenzberechtigung des Freisinns ab. Der Freisinn steht und fällt mit der Idee der Rechtsgleichheit. Wenn er diese aufgibt oder nur lau und flau vertritt, so hat er keine politische Mission mehr, die eine besondere Parteibildung rechtfertigt. Sein Zielpunkt war bisher die Herbeiführung einer demokratischen Staatsentwicklung, im Gegensatz zu dem gegenwärtigen Privilegien- und Klassenstaat, und gleichzeitig im Gegensatz zu dem Kollektivismus und zur Klassenkampftheorie der Sozialdemokratie. Jetzt macht der Freisinn den Eindruck einer Frucht, die faul wurde, ehe sie reif war. In der ungesunden Temperatur der Bülowschen Blockpolitik ist der Faulungsprozeß rasch fortgeschritten. Zeichen von Unfähigkeit, Schwäche und Charakterlosigkeit wechselten in rascher Folge miteinander ab.

Führende Männer des Blockfreisinns reisten im vorigen Sommer zum Fürsten Bülow nach Norderney und kamen mit leeren Händen und vagen Hoffnungen zurück. Als die parlamentarische Saison herannahte, fehlte es nicht an eindringlichen Mahnungen, endlich einmal aus dem Zustande vertrauensseligen Harrens herauszutreten und von dem Reichskanzler wenigstens ein einziges reales Zugeständnis an den Liberalismus zu verlangen. Als solches bot sich die Einführung des geheimen Stimmrechts in Preußen ganz von selbst dar. Die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause standen im Jahr 1908 bevor. Was lag näher, als vom preußischen Ministerpräsidenten zu verlangen, daß er in der letzten Session der laufenden Legislaturperiode durch eine Regierungsvorlage zwecks Einführung des geheimen Stimmrechts wenigstens eine kleine Abschlagszahlung auf seine Versprechungen leiste. Aber der Blockfreisinn wagte nicht einmal, dieses bescheidene Ansinnen an den Vater der konservativ-liberalen Paarung zu richten. Als dann Fürst Bülow anfangs Dezember das Bedürfnis empfand, sich im Reichstage von den Blockparteien ein Vertrauensvotum erteilen zu lassen, unter der leisen Drohung, daß er sonst abgehen müsse, versäumte der Freisinn mit erstaunlicher Ungeschicklichkeit auch diesen günstigen Moment. Statt an sein Vertrauensvotum die Bedingung sachlicher Gegenleistungen zu knüpfen, spielte er den politischen Fridolin: „Die Stola und das Zingulum legt' er dem Priester dienend um." Ohne Entgelt, ohne Lohn, aus reiner Blockfrömmigkeit! Nach dieser Glanzleistung im Verpassen der rechten Gelegenheit ging es dann rasch weiter

bergab. Es kam die Verhandlung über den freisinnigen Wahlrechtsantrag im preußischen Abgeordnetenhause: die Verhöhnung der Blockalliierten in der vom Fürsten Bülow verlesenen Erklärung der preußischen Regierung, wonach die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen als „dem Staatswohl widersprechend" bezeichnet und sogar das geheime Stimmrecht für Preußen abgelehnt wird. Selbst diese Ohrfeige genügte nicht, um Fridolin aus seiner Blockbegeisterung zu reißen. Die bescheidensten Staatsmänner der freisinnigen Fraktionsgemeinschaft verschluckten die bittre Mandel sogar mit den Trostworten: wenn sie auch bitter sei, so sei es doch wenigstens eine Mandel. Dann kam es im Reichstage zur Vorlage des Vereinsgesetzes und der Börsengesetznovelle. In diesen beiden Schöpfungen der gesetzgeberischen Laune des Fürsten Bülow sollte nun endlich der Lohn für das hingebungsvolle Abwarten des Freisinns auf die Gnade von oben kommen. Das Auge sah den Himmel offen, es schwelgte das Herz in Seligkeit. Über den Schellendaus pries man die liberalen Errungenschaften dieser Entwürfe. Die schwindsüchtigen gesetzgeberischen Mäuschen wurden in den Dithyramben der Blockpresse zu kraftvollen Schöpfungen der Bülowschen Blockpolitik. Die Bescheidenheit feierte wahre Orgien. Den Freisinnigen konnte man das Wort eines anderen Bülow, des Musikers Hans von Bülow zurufen: „Auf was seid ihr denn bescheiden?" Sie hatten kein Recht bescheiden zu sein. Daß sie es dennoch waren, rächte sich rasch. Die Beratungen der Börsengesetznovelle wurden von den Konservativen absichtlich in die Länge gezogen, und in der Kommission kam dann mit Hilfe des Zentrums ein amendierter Gesetzentwurf zustande, der als agrarisch-ultramontaner Karnevalspaß nicht übel war. Unter anderem hatte man ein neues Kriminalverbrechen, das des verbotenen Börsentermingeschäfts, kreiert und dafür eine Geldstrafe bis zu 10000 Mark vorgesehen. Diese und ähnliche reaktionäre Exzesse, die das bestehende Börsengesetz noch als beinahe harmlosen Unsinn erscheinen lassen, dienten dann als Ausgangspunkt für weitere liberale Kompromiß-Demütigungen. Daß die agrarischen Blockkompagnons dieses Erpressungsgeschäft mit dem Zentrum machten, verstimmte zwar die freisinnigen Blockalliierten ein wenig, wirkte aber auf ihre Konzessionsfreudigkeit anscheinend ermunternd ein. Denn als gleichzeitig in der Vereinsgesetzgebung die Entscheidung über den Sprachenverbotsparagraphen fiel, gaben sie nicht nur ihren Widerstand gegen diesen auf, sondern bewilligten auch noch den Ausschluß der jugendlichen Personen unter 18 Jahren aus den politischen Versammlungen, da die Konservativen dieses von denselben Freisinnigen forderten, die bei der ersten Lesung in der Kommission jenes Zugeständnis ebenso abgelehnt hatten, wie die Ausnahmebestimmungen des § 7. Das inzwischen ebenfalls reif gewordene Kompromiß zum Börsengesetz mutete den Freisinnigen zu, die Produktenbörse den dümmsten Vorurteilen des Bundes der Landwirte zu opfern. Auch hier beeilten sie sich, unter das caudinische Joch zu kriechen.

Die Bilanz der Blockpolitik steht sich für die Freisinnigen demnach so:

Verhöhnung ihrer Wahlrechtsforderung, Verhöhnung ihrer Reformwünsche beim Börsengesetz und Ausnahmebestimmungen im Vereinsgesetz, die eine Preisgabe des wichtigsten Grundsatzes aller freisinnigen Programme darstellt.

Es ist begreiflich genug, daß im Lager der freisinnigen Wählerschaften diese Entwicklung der Dinge mit wachsendem Unmute verfolgt worden ist. Als es bekannt wurde, daß die Fraktionsgemeinschaft von heute zu morgen betreffs des Sprachenparagraphen ihren Standpunkt gewechselt und beschlossen habe, das zu verbrennen, was sie gestern noch angebetet hatte, trat sowohl innerhalb der Süddeutschen Volkspartei wie in der Freisinnigen Vereinigung der Unmut außerordentlich lebhaft hervor. Beide Parteien stehen vor einer akuten Krisis. Ob es dabei zu Sezessionen kommen wird, ist noch nicht erkennbar. Sollten die wirklich demokratischen Elemente aus den bisherigen freisinnigen Parteien ausscheiden, so bestände eigentlich kein Anlaß mehr für die einzelnen Teile des Blockfreisinns, sich nicht völlig zu verschmelzen. Auch für eine organisatorische Verbindung mit den Nationalliberalen wäre das Haupthindernis, nämlich die strikte Festhaltung an dem Prinzip der staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit, beseitigt. Sobald man diesen Grundsatz so opportunistisch auslegt, wie das der Blockfreisinn bei dem Vereinsgesetz getan hat, so ist auch die Bahn frei für die Annahme eines Pluralwahlrechts, für eine neue Auflage des Sozialistengesetzes und dergleichen. Ein Führer der freisinnigen Volkspartei hat in überströmender Expansionslust sogar die Freikonservativen in diese neue politische Union einschließen wollen. Er sprach jüngst von einem Kulturblock, der die Politik des Herrn von Zedlitz-Neukirch und die des Herrn Kopsch in schöner Weitherzigkeit vereinen soll. Der Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie könnte für diesen Kulturblock dasselbe werden, was der Bund der Landwirte für die Agrarier bedeutet. Die Freikonservativen, die in diesen beiden Lagern mit gleicher Überzeugungstreue stehen, sind die geborenen Vermittler nach rechts und links. Der Gedanke der konservativ-liberalen Paarung hat Schule gemacht. Der Freisinn wird in den großen Bund der staatserhaltenden Parteien aufgenommen. Er darf reaktionäre Politik mitmachen, und wenn er brav bleibt, kann er es bis zur Gefolgschaft des Freiherrn Octavio von Zedlitz-Neukirch bringen. Dicline and fall of German liberalism! Wäre die deutsche Sozialdemokratie imstande, sich aus den Fesseln Marxistischer Schrullen resolut zu befreien, so würde sie jetzt auf die bürgerlich demokratischen Elemente, die sich innerlich bereits vom Blockfreisinn losgelöst haben, eine starke Anziehungskraft ausüben.

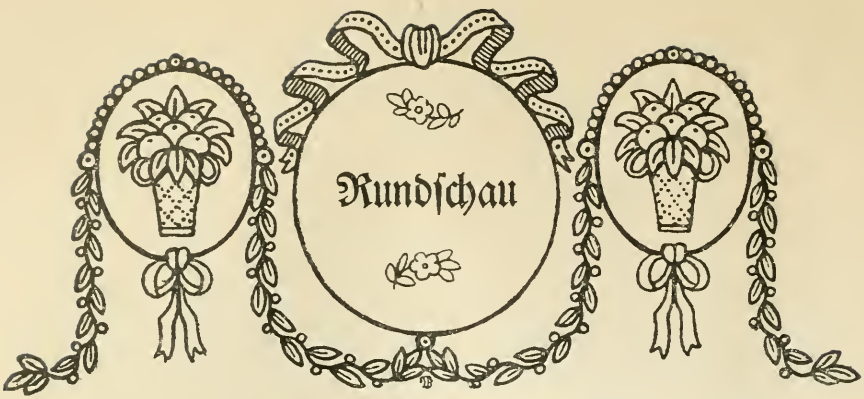
Les dieux s'en vont —. Die Namen Freisinn und Liberalismus bleiben als Flaggenzeichen bestehen, aber die Flagge deckt eine andere politische Ware. Es sind reaktionäre Übergangserscheinungen, wie sie jeden tiefgreifenden politischen Umbildungsprozeß begleiten. Die Demokratisierung Deutschlands ist längst eine geschichtliche Notwendigkeit geworden. Gegen diese Notwendigkeit kämpfen alle reaktionären Elemente, und das Spießbürgertum aller Parteien macht mit ihnen Chorus. Das ist das Geheimnis des Erfolgs der konservativ-liberalen

Paarung. Es ist eine unlogische Konstruktion, daß die Ultramontanen in dieser Kombination fehlen; sie werden auch wohl nicht mehr allzulange draußen bleiben. Fürst Bülow ist ganz der Mann, um in der Rolle des Sarastro das Zentrum anzusingen: In diesen heil'gen Hallen kennt man die Rache nicht, und ist der Mensch gefallen, führt Liebe ihn zur Pflicht.

In dieser Zeit, in der man immer darauf gefaßt sein muß, daß das Unerwartete plötzlich Ereignis wird, hat der Deutsche Reichstag auch einmal einen achttägigen Streik der Parlamentsberichterstatter erlebt. Er wurde hervorgerufen durch ein an die Adresse der Journalistentribüne gerichtetes Schimpfwort des Zentrumsabgeordneten Gröber. Die Angelegenheit gewann durch das wackre Zusammenhalten fast der gesamten Presse eine über den Zwischenfall hinausreichende Bedeutung und gab Veranlassung, sich darüber einmal Klarheit zu verschaffen, was eine heutige Volksvertretung sein würde, wenn ihr die Resonanz der Presse fehlte. Man pflegt von Zeit zu Zeit rührselige Betrachtungen anzustellen über die schlechte Sitte, Parlamentsreden zum Fenster hinaus zu halten. Die Vorwürfe hätten einen Sinn, wenn der Reichstag so mächtig wäre wie das englische Unterhaus, die französische Deputiertenkammer und der amerikanische Kongreß. Von den Beschlüssen dieser parlamentarischen Körperschaften hängen die Regierungen ab. Aber der Deutsche Reichstag hat nicht das Recht über Tod und Leben. „Diese Kerls" haben sich noch nicht in Respekt zu setzen gewußt. Je weniger sie zu sagen haben, um so stärker muß das Bedürfnis zum Reden sein. Was aber sind Reden, wenn man sie nicht hört, und das Volk hört sie nicht, wenn die Presse schweigt. Die Presse ist auch bei uns in Deutschland eine Macht; der Reichstag muß es noch erst werden.

Dem deutsch-englischen Mißverständnis, das aus der kaiserlichen Korrespondenz mit Lord Tweedmouth erwuchs, ist ein deutsch-amerikanisches Mißverständnis gefolgt, dem diesmal keine schriftliche, sondern eine mündliche Äußerung des Kaisers zugrunde lag. Der jetzige amerikanische Botschafter in Berlin Charlemagne Tower ist reich und kann glänzend repräsentieren. Sein designierter Nachfolger, D. J. Hill, ist nur geistig hervorragend. Die Regierung in Washington hat seit Jahrzehnten immer gesucht, Deutschland dadurch einen Beweis seiner diplomatischen Courtoisie zu geben, daß es geistig bedeutende Männer am Berliner Hofe beglaubigte. Es scheint, daß man in Amerika gemeint hat, aus einer kaiserlichen Äußerung heraushören zu sollen, daß heute im Lande der Dichter und Denker die materielle Repräsentation höher geschätzt wird als die intellektuelle. Natürlich ist das ein Mißverständnis, aber ein recht unbequemes. Wir stehen schon in dem Rufe, daß unsere auswärtige Politik ganz unempfindlich ist gegen Erwägungen der Humanität, — die Erklärungen des Fürsten Bülow zur mazedonischen Frage haben diesen Eindruck nicht abgeschwächt —; es wäre sehr bedauerlich, wenn wir auch noch in den Verdacht kämen, daß bei uns die Wertschätzung von Persönlichkeiten nach der Zahl ihrer gallonierten Bedienten bemessen würde.

---




## Großbelgien

Belgien ist drauf und dran, den Kongostaat zu übernehmen. Es hatte eine wirkliche Scheu vor dem gänzlichen Abschluß des Vertrages. Der König wollte ein bißchen zu viel. Wollte alles Gute für sich, wie seine Neider sagten, und alle Pflichten und Lasten für Belgien. Ein wenig wie ein gewalttätiger Hausbesitzer. Von jeher war Leopold ein merchant king, und ein zäher Verfechter seines Rechtes. Im Grunde ist aber doch der Kongostaat sein Werk. Was hätte Belgien geleistet, wenn nicht er, der weitschauende König, die Hand gerührt! Soll man es ihm zum Vorwurf machen, daß Matadibahn-Aktien zuerst auf 70 standen, da kein Mensch sie haben wollte, und dann auf 500 emporschnellten? Leopold hat doch Stanley unterstützt, hat sehr frühe den Wert des Kongostaates erkannt, hat Geld dafür riskiert; soll er davon nicht auch Gewinn haben?

Ganz große Wälder gibt es nur noch im Amazonasgebiet, in der Mandschurei und am Kongo. Es ist begreiflich, daß durch das unaufhaltsame Verschwinden des Waldes der Wert des Holzes beständig wächst. In den tropischen Wäldern sind zudem viele Edelhölzer, die in Europa teuer bezahlt werden. Wenn also König Leopold 218 Millionen Franken für seinen Domanialbesitz fordert, so ist schon wegen der Wälder der Besitz so viel wert. Nur das Eine hat freilich der König dabei außer Acht gelassen, nämlich das volkswirtschaftliche Gesetz, daß erst Bodenschätze und Arbeit einen Wert ausmachen. Was aber des Königs Forderung von Spezialfonds für seine Familie betrifft, so ist dieser durchaus nicht so ungewöhnlich; wie mir der Völkerrechtslehrer Harburger mitteilt, sind selbst in dem preußischen Budget, allerdings sehr versteckt, solche Fonds enthalten. Genug, der König hat schließlich von seinen Forderungen sehr viel abgelassen, und Belgien kann jetzt, dank ihm, zur Großmacht emporsteigen.

Zu den Vorwürfen gegen den Kongostaat erklärt Prof. Vauthier mit Recht, daß auch nicht eine einzige afrikanische Kolonie dem Handel und der Konkurrenz schrankenlose Freiheit gelassen habe. Er meint, wiederum mit vollem Rechte, daß die Freibriefgesellschaften von Rhodesia und Nigeria viel monopolistischer seien als der Kongostaat. Ich füge hinzu, daß wir in Deutsch-Ostafrika, soweit mir bekannt, nur einen einzigen englischen Kaufmann haben. Und weiß man nicht, daß z. B. die englische Einfuhr in Marokko 53 Proz. des Gesamtimportes beträgt, während sie bei absolut identischen Naturverhältnissen in Algerien durch die französische Monopolübung auf 3 Proz. herabgedrückt wurde? Ein Staat will doch leben, er muß doch Einkünfte haben, und was für eine ungeheure Kulturarbeit hat nicht gerade der Kongostaat mit Hilfe seiner Einkünfte getan! Die Theorie, daß es ein Raub sei, freiliegendes Land, das nachträglich irgend ein Häuptling für sich beansprucht, zur Staatsdomäne umzuwandeln, imponiert nur Naiven. So wie der Wahn, daß, ehe die Europäer kamen, überall in Afrika eitel Friede und Seligkeit geherrscht habe. Das Gegenteil war der

Fall. Wüten der Tschoka, Kek'wayo, Behanzia, der Mahdisten und der Menschenfresser. Und die Grausamkeiten der Kongoregierung? Passons outre! Längst widerlegte Fabeln, die aber immer wieder auftauchen. Nur Major Lothaire dürfte auszunehmen sein. Der trieb es schlimm. Der beste Beweis jedoch dafür, daß es sich im Kongostaat leben läßt und daß, worum es sich bei allen Angriffen in erster Linie handelt, auch Fremde Geld verdienen können, liegt darin, daß auch deutsche, britische, portugiesische Gesellschaften in jenem üblem blutsangerischen Monopolstaate gedeihen. Ich könnte so ziemlich ein Dutzend aufzählen.

Zum Glück beginnt die öffentliche Meinung in Deutschland zugunsten des Kongostaates einzulenken. Nicht nur Kenner des Orients wie Major Schlagintweit und Said Rüete, ferner Kurt Wolff, ehedem Leutnant zur See, dann Herausgeber von „Handel und Industrie", weiter Henoch, der Leiter der „Kolonialzeitung", sondern auch Völkerrechtslehrer rühren sich und legen für den Kongo eine Lanze ein. Männern wie v. Stengel, dem Vertreter des deutschen Reiches in der Haager Konferenz, wie den Professoren v. Gareis und Harburger wird man doch wohl keine Befangenheit und Unehrlichkeit vorwerfen wollen. Dazu kommt nun noch eine autoritative Äußerung von ganz anderer Seite. Nämlich von den Vereinigten Staaten. Auch dort haben die Fanatiker der Liverpool Association, die um Morel, zu wühlen und zu hetzen versucht. Das Staatsdepartement von Washington hat ihnen nun durch folgendes eine gründliche Absage erteilt: „Es ist mir nicht klar, wodurch die Vereinigten Staaten das Recht besitzen sollten, eine internationale Untersuchung dieser Frage herbeizuführen ... Der Kongostaat stellt das Recht, sich in seine inneren Angelegenheiten zu mischen, entschieden in Abrede, und es scheint, daß alle Signaturmächte diesen Standpunkt anerkennen."

Je weiter nach Süden, desto menschlicher und vielseitiger werden die katholischen Geistlichen. In Bayern sind es fröhliche Gesellschafter, gute Kegler und Kneipkumpane. In Österreich kommt es nicht selten vor, daß sie sich beim Tanzen beteiligen. Bei jedem Volksfest sind sie dabei. In Afrika sind sie kühne Forscher und Jäger und in allen Sätteln gerecht. Zu dieser Klasse afrikanischer Pioniere (von dem auch einer der ersten Berichte über den Kilimandscharo herrührt) gehörte der jüngst verstorbene Bischof in partibus von Alinda, Leroy. Seine letzte Arbeit, die in der Wochenschrift „Correspondant" veröffentlicht ist, und die von seinem klaren, überlegenen Geiste rühmliches Zeugnis ablegt, beschäftigt sich mit dem Kongo und König Leopold. Es ist ein meisterhaft geschriebenes Urteil über europäische Kolonialpolitik überhaupt. Sie sei Gewaltpolitik, kein Zweifel, und von Grund aus verwerflich. Wenn man sie aber doch einmal anerkenne und ihren Forderungen gemäß lebe, so könne der Kongostaat nicht getadelt werden. „Er ist wahrscheinlich besser als gewisse andere Kolonien", womit, da der Aufsatz sich gegen die Liverpool Association richtet, englische gemeint sind. Sehr richtig betont Leroy, daß in jeder Großstadt mehr Gräueltaten vorkommen als im Kongostaat, daß aber die atrocities am Kongo systematisch zusammengestellt werden, während die europäischen Großstadtverbrechen einzeln gerächt werden und daher weniger Eindruck machen. Im übrigen sei es unlogisch, daß zwar auf Grund von Landübermachungen an einzelne Pioniere die neuzeitlichen Kolonien entstanden seien, die regierungsseitig bestätigt wurden, dann aber dem Staate das Recht bestritten werde, Eingeborenen Land überhaupt abzunehmen. In jedem Falle bedeute der Kongostaat einen gewaltigen Fortschritt gegen frühere Barbarei. Trotz alledem hat jüngst England die Agitation gegen den Kongostaat wieder aufgenommen. Earl Grey hielt Ende Februar eine Rede, in der er die Verhältnisse am Kongo als „sehr ernst" bezeichnete.

Ich habe mich deshalb etwas ausführlicher mit dem Kongostaat beschäftigt, weil er den Schlüssel für die ganze künftige Lage in Afrika gibt. Die Engländer, die überall heute triumphieren und nur zufällig augenblicklich unbeschäftigt sind, sich zudem mit Frankreich, das ein Vorkaufsrecht auf den Kongostaat hat, vortrefflich stehen, möchten zu gern den Kongo schlucken. Sie wollten schon einmal, 1894, einen 25 km langen Streifen von gedachtem Staate pachten, um ihre Kap-Kairobahn vom Nyassa zum Viktoria zu führen. Aber der deutsche Staatssekretär v. Marschall erhob Einspruch: es könne

uns nicht gleichgültig sein, wer unser Nachbar sei. Und hatte Erfolg. Genau die gleiche Lage ist heute wiedergekehrt. Außer der ostafrikanischen Nachbarschaft müssen wir aber noch die Nachbarschaft des Kongo mit Kamerun, zu dessen Süden der beste Zugang durch das Nordbecken des Kongo führt, berücksichtigen. Dieselbe Lage, ja; ob aber auch derselbe Einspruch heute wieder erfolgen würde?

Albrecht Wirth

## Historische Standpunkte

In den älteren Zeiten unvollkommner Verkehrstechnik war organisierte Massenwirksamkeit nur innerhalb kleiner Raumgebiete: in Stadt- und Städtleinstaaten, möglich; die hohe Politik der Landkartenveränderung wurde darum tatsächlich nur von hohen Herren gemacht, die von ihrer Position aus größere — nach heutigen Begriffen immer noch recht kleine — Truppenmassen zusammenzubringen und in Bewegung zu setzen vermochten, in der innern Politik aber, die den kleinen und kleinsten Kreisen überlassen werden mußte, es höchstens zu gut gemeinten Versuchen brachten. Verbesserte Verkehrstechnik setzte die Monarchen des ancien régime in den Stand, auch größere Gebiete zu organisieren, im Großstaat innere Politik zu treiben, während die äußere noch ihr Monopol blieb. Die vollkommne Verkehrstechnik des 19. Jahrhunderts hat den großen Bevölkerungsschichten umfangreicher Gebiete die Möglichkeit verschafft, sich zu organisieren, und die großen berufsständischen Organisationen bestimmen nun im Zusammen- und Gegeneinanderwirken den Gang der Staatsmaschine, eine jede mit dem Grade von Stoß- und Druckkraft, die ihr Kopfzahl, Besitz und Intelligenz verleihen. Kindische Parteimanöver (ein gewisser Knabe wollte gleich anderen Knaben auch einen Raben haben und zog sich Hans Huckebein, den Unglücksraben, zu) können daran nichts ändern; der Block kann ohne das Zentrum keine andere Politik machen, als seine Bestandteile sie vordem mit diesem gemacht haben. Die Richtung der äußeren Politik könnte und sollte jetzt von den Nationen als Gesamtorganismen bestimmt werden. Leider jedoch sind sie noch nicht zur Klarheit gelangt über die neue Lage: Interessensolidarität aller Kulturnationen, und darüber, was eigentlich eine jede von den übrigen und gegen sie hat und will. Darum verbleibt vorläufig die Leitung dieses Departements den durch den Besitz und (von diesen besoldete) Intelligenz mächtigsten Schichten oder Gruppen. Nicht Eduard, nicht Wilhelm, nicht ein Grüppchen macht die hohe Politik, sondern jene Gruppen tun es, bei uns bekanntlich die Großindustriellen und die Agrarier. Nicht vom Streben auf eine großes nationales Ziel werden sie dabei gelenkt — ein solches haben sie nicht — sondern von ihrem augenblicklichen Interesse. Dieses fordert keine Veränderung der Landkarte, darum auch keinen Krieg, wohl aber die Vorspiegelung von Kriegsmöglichkeiten — wegen des Stahl- und Kohlenkonsums, der Offiziersstellen und der „Volkserziehung".

Demnach hat nicht veränderte Auffassung, sondern Änderung des Geschehens die bekannte Wendung in der Geschichtsschreibung herbeigeführt. Natürlich aber hat sich, nachdem die Massenbewegungen und ihre Wirkungen sichtbar geworden waren, auch der Blick für das geschärft, was die Massen in früheren Zeiten geleistet haben: die Kulturarbeit, und man erkannte deutlicher als ehedem, daß diese allezeit die Grundlage bleibt, ohne die auch der gebietende Monarch, der führende Held früherer Perioden kein dauerndes Gebild zu gestalten vermocht hat. Das Kulturgeschichtliche kam also neben der sogenannten politischen Geschichte zur Geltung. Doch den Versuch, alles historische Geschehen als das Ergebnis von Massenwirkungen darzustellen, hat erst Karl Marx gemacht. Es war, trotz aller Feinheit dieses dialektischen Kopfes, ein recht roher Versuch. Vom Anblick seines augenblicklichen Milieus geblendet, sah er die sich automatisch entwickelnde Wirtschaft für die Kraft an, die allein Weltgeschichte schaffe. Lamprecht ist zwar mit seiner Forschung gerade von der Wirtschaftsgeschichte ausgegangen, aber weil er mit dem feinen Kopf eine feine Seele verbindet, glaubt er, ebenfalls einseitig, in den wechselnden Gemütsverfassungen der Völker die treibende Kraft der Weltgeschichte zu erkennen.

Einer dritten Einseitigkeit ist ein Anonymus,

der unter dem Namen Eccardus schreibt, aus leidenschaftlich heißer Liebe zum deutschen Volke verfallen. Seine „Geschichte des niedern Volkes in Deutschland" ist ebenfalls ein sehr dankenswerter erster Versuch. Er hat schätzbares Material zusammengetragen, und erzählt die deutsche Geschichte mit Rücksicht auf die Schicksale und Leiden des niedern Volkes in kräftiger, treuherziger Sprache, vielfach originelle Auffassung bekundend und über manche Partien Licht verbreitend, so wenn er als eine Hauptursache der Verheerungen des dreißigjährigen Krieges den Mangel einer ausgebildeten Geldwirtschaft nachweist. Bei allen Vorzügen jedoch mußte sein Werk schon darum ein Versuch bleiben, weil ihn seine Vorliebe für den Stand der freien Bauern, die ich übrigens teile, ein halbes Dutzend wesentlicher Wahrheiten übersehen läßt: daß es noch streitig, und wahrscheinlich gar nicht mehr zu ermitteln ist, ob der freie Deutsche der Römerzeit ein wirklicher Kleinbauer oder ein mit Hörigen wirtschaftender Gutsbesitzer gewesen ist; daß „niederes Volk" ursprünglich gar nicht vorhanden und ein Produkt der Differenzierung ist; daß es ohne solche Differenzierung und ohne den von den Vornehmen auf die Gemeinen oder Hörigen ausgeübten Zwang zur Arbeit keine Kulturentwicklung gibt; daß auch im deutschen Mittelalter die von ihm hart gescholtene Herrenklasse nicht so unfruchtbar und schädlich fürs Volkswohl gewesen ist, wie er sichs vorstellt, und daß darum das Bild, das er von der Lage der Volksmassen entwirft, zu düster ausgefallen ist; daß endlich das niedere Volk kein konstantes sondern ein sich beständig wandelndes Objekt ist; sein heutiger Hauptbestandteil war im Mittelalter höchstens in spärlichen Anfängen vorhanden, und der ostelbische Bauer, der vor hundert Jahren noch ein Leibeigener war, trägt heute Glacéhandschuhe, gehört also zweifellos zum Herrenstande. Am Schlusse schreibt Eccardus: „Die deutsche Rasse kann niemals aufhören, nach Gemeinfreiheit, nach Geltung und Berechtigung des Einzelnen im politischen Dasein der Nation zu verlangen." Sehr richtig; aber er scheint die „Junker" für das einzige Hindernis zu halten, das den Fortschritt zur Vollberechtigung des gemeinen Mannes hemme. Bekanntlich sind jedoch die Industriellen, die Kaufleute, die Handwerksmeister ebensowenig entzückt vom allgemeinen gleichen Wahlrecht, das natürlich von den Lohnarbeitern dazu benützt wird, möglichste Unabhängigkeit von den Prinzipalen und auf deren Kosten mancherlei materielle Vorteile zu erkämpfen. Und mit den Junkern würde auch der Bauernstand fallen, denn in mehreren, nicht in allen, Beziehungen besteht zwischen beiden Interessengemeinschaft, so daß wir zu englischen Zuständen gelangen würden. Die solideste Grundlage der Gemeinfreiheit, der kleine und mittlere landwirtschaftliche Grundbesitz, würde schwinden. Auch Langwerth von Simmern erkennt in seiner Abhandlung über den englischen Nationalcharakter (die Dr. Lenschau in seinen nicht genug zu empfehlenden Sammelband „England in deutscher Beleuchtung" aufgenommen hat) die von mir oft hervorgehobene Tatsache an, daß das Schwinden dieser gesunden natürlichen Grundlage den Kolossalbau des englischen Weltreichs gefährdet; die Verstädterung und „Verfeinerung" mache das Volk untauglich für grobe körperliche Arbeit, auch schon für den Marinedienst; ein Vorrat an Volkskraft aber, aus dem für die vom städtischen Leben und der Industriearbeit verbrauchte Ersatz geschöpft werden könnte, sei nicht mehr vorhanden. Zugleich drohe der reichen Oberschicht Entartung durch müßiges Genußleben. Das letzte hat auch schon Carl Peters angedeutet in seinem vor vier Jahren erschienenen hübschen Buche „England und die Engländer". Und Guglielmo Ferrero äußert gelegentlich: England mache sich Illusionen über seine Aristokratie; diese gleite auf ähnlicher Bahn wie vormals die römische dem Untergange zu. Die ersten beiden Bände seines Werkes „Größe und Niedergang Roms" enthalten außer trefflichen, von denen Mommsens bedeutend abweichenden Charakteristiken der großen Männer des ersten Jahrhunderts vor Christus und einer neuen Hypothese über die Entstehung des gallischen Krieges besonders wertvolle nationalökonomische Erörterungen. Am Untergange des Bauernstandes, weist er u. a. nach, sei weder der (damals gar nicht existierende) Getreidehandel noch die Latifundienwirtschaft schuld gewesen, sondern — da haben wir wieder unsere eben erwähnte höchst moderne Situation — die

Verstädterung und Verfeinerung der Italiker; diese haben den Bauern zu Ausgaben gezwungen, die er mit dem Ertrage seines Gutes nicht bestreiten konnte, und ihm überhaupt den Landaufenthalt verleidet. Das und die Leutenot, die sich im Römerreich fühlbar machte, als nach Beendigung der Eroberungskriege die Zufuhr zum Sklavenmarkte aufhörte, sind ja auch die beiden Ursachen unserer heutigen „Not der Landwirtschaft".

Es ist immer amüsant, den parteitaktischen Kunststücken zuzuschauen, mit denen sich unsre Vornehmen in der Politik produzieren müssen, weil sie mit der unzweckmäßig konstruierten Parlamentsmaschine ihre Ziele nur erreichen können, wenn es ihnen gelingt, einen Teil der Massen durch allerlei Vorspiegelungen vor ihren Parteiwagen zu spannen. Ein heiteres Beispiel liefert das Buch „Deutsch-österreichische Politik" von Richard Charmatz. An sich ein ganz gutes und belehrendes Buch, denn es zeigt beinahe überzeugend, daß und warum Österreich eine tüchtige Industrie braucht. Aber in seiner Begeisterung für die Industrie strebt der Verfasser deren Vorherrschaft an (womit manche andre Österreicher nicht einverstanden sind, z. B. Leute von Roseggers Schlage, mit deren „rückständiger Romantik" oder romantischer Rückständigkeit auch ich sympathisiere), und das darf er nach der annoch herrschenden politischen Sitte beileibe nicht sagen; denn das wäre ja egoistische Interessenpolitik. Unmöglich ist der Politiker, der sich nicht mit Heldenpathos dem Gemeinwohl opfert, und zwar unter einer der von Anno 48 ererbten Fahnen. Charmatz schwingt also die liberale Fahne, und zwar die von Naumann mit schönen neuen sozialen Darstellungen verzierte, und redet den Lohnarbeitern eindringlich zu, den Kohlen-, Eisen- und Baumwollbaronen an das für sie so warm schlagende Herz zu sinken; der beiden heiliger Freundschaftsbund soll die bösen Feudalen nicht allein kaltstellen sondern expropriieren. Mitten im Schreiben haben ihm die Wahlen zum zisleithanischen Abgeordnetenhause einen schlimmen Strich durch die Rechnung gemacht: die schwarz-rote deutsche Mehrheit wird wenig Lust haben, das Naumannsche Programm zu verwirklichen, und so sehen sich denn auch die österreichischen Liberalen wieder einmal darauf beschränkt, die große liberale Partei — vorzubereiten.

Als ein Mittel, die beiden ungleichen Brüder: Großunternehmertum und Lohnarbeiterschaft, zu einigen, benutzt Charmatz natürlich auch, und zwar vorzugsweise, den beliebten Schlachtruf gegen die Klerikalen. In Frankreich hat ja der Antiklerikalismus dem Großkapital vortreffliche Dienste geleistet; er hat bisher die Arbeitermassen unter dem Scheine der Demokratie im Gehorsam erhalten. Es fragt sich nun, wie jetzt, wo der gemeinsame Feind kampfunfähig am Boden liegt, die Bundesgenossen — zunächst in den beiden Fragen der Arbeiterversicherung und der Einkommensteuer — sich mit einander vertragen werden, und ob die französische Kirche wirklich tot ist. Über das zweite einigermaßen begründete Vermutungen anzustellen, wird uns vielleicht das Werk L'Eglise et l'Etat en France in den Stand setzen, wenn es vollendet sein wird. (Den Verfasser, G. Desdevises du Dezert, habe ich zuerst aus seinem vortrefflichen Arbeiten über Spanien kennen gelernt.) Im vorliegenden ersten Bande, der die Zeit vom Edikt von Nantes bis zum Konkordat behandelt, sehen wir, wie die ganze Nation, allein den Hugenottischen Bruchteil ausgenommen, fanatisch katholisch gewesen ist, wie der Geist des monarchischen Absolutismus in den Jakobinergeist umgeschlagen ist, worüber man sich bei beider Wesensidentität nicht zu verwundern braucht, wie der Rationalismus der Jesuitenschulen den antichristlichen Rationalismus groß gezogen hat, und wie das vom Christentum abgefallene Volk nach dem Sturz des Terreur mit inbrünstiger Sehnsucht zu seiner alten Liebe, der katholischen Kirche, zurückgekehrt ist. Auf die damalige Umkehr die Hoffnung auf eine neue Reaktion oder die Furcht vor einer solchen gründen, wäre deswegen voreilig, weil in des großen Napoleon Tagen die mannigfachen Kulturinteressen, die Erholungs- und Erheiterungsmittel, die von einer reich entwickelten Presse dargebotene geistige Nahrung noch fehlten, die heute die Religion den Einen vollständig, den Andern wenigstens teilweise ersetzen.

Karl Jentsch

## Ludwigshöhe

Bei S. Fischer in Berlin erschien kürzlich ein neuer Roman von Herman Bang, — d. h. ein für Deutschland neuer, denn geschrieben wurde „Ludwigshöhe" vor vielen Jahren, 1894—95; dennoch ist das Buch so frisch wie am ersten Tag, während so viele bewunderte Werke jener Zeit nur mehr im Herbar der Literaturgeschichte ein Schattendasein fristen. Neben „Ludwigshöhe" wirken sogar Herman Bangs eigene Werke: — „Das weiße Haus" blaß, „Tine" mager, „Michael" ein wenig geklügelt, während „Ludwigshöhe" wie das Leben ist — reich, blühend — über Verwesungen blühend — groß und bezaubernd selbst in seinen Entzauberungen. Der Hintergrund, ein Narrenhaus, davon sich abhebend die Geschichte einer Narrheit, einer der großmütigen Narrheiten, die uns zwar nicht die Freiheit — aber Glück und Leben kosten — die alltäglichste Geschichte, eine reine Lächerlichkeit — in unseren kühlen, klugen Tagen: nichts weiter als die Geschichte eines Mädchens, das alles was es ist und hat, Leib und Seele und Vermögen, ohne zu fragen, zu deuteln, zu überlegen, dem Manne gibt, den es liebt, und der es ganz natürlich verläßt; denn auf großmütige Narrheiten kann man in unserer Gesellschaft seine Existenz nicht erbauen, und es gilt hier mehr als ein bißchen Menschenglück, es gilt eine Familie, ein Landgut, den Besitz von Ludwigshöhe. Gibt es einen zweiten Stoff, der so abgebraucht wäre wie dieser, ein zweites Milieu, das so peinlich wirkte wie jenes? Nun — Herman Bang verwebt diesen Stoff und dies Milieu zu einem unendlich fesselnden Roman, zu einem vollen Dichterwerk, in dem zwar nicht die Moral, aber das Leben recht behält. Bang verstärkt sein Thema, indem er das Mädchen, von dem er erzählt, nicht ein armes, dummes Ding sein läßt, das sich leicht verliert, weil es wenig ist und kein Gewicht auf sich legt; es ist auch kein phantastisches, von den eigenen heimlichen Wünschen hin- und hergerissenes Wesen und am wenigsten eine moderne, denkende, theoretische Frau. Mit klügster Überlegung wählt Herman Bang seine Heldin — ein Prachtgeschöpf schöner Weiblichkeit — ganz reif und süß und doch noch unberührt — mit aufgeschlossenen Augen und mit unschuldigen Sinnen — eine von den ganzen Naturen, die nur einmal lieben: umso vollkommener und tragischer wird sich ihr Schicksal vollziehen. Mit einem kleinen Strich, wie nebenher, charakterisiert sie der Meister. Olivia erinnert sie in einem Brief an ihre Kindheit: Ida Brandt ging immer so artig einher, mit ihren sorgfältig gekämmten Rattenschwänzchen und tat, was die Anderen wollten — hing, wenn sie Kunstreiter spielten, gehorsam mit der Spitze ihrer großen Zehe am Trapez, die Augen starr vor Schrecken und die Zunge aus dem Munde hängend, als sollte sie in Verben überhört werden und wenn die Anderen, weil sie so brav war und ihnen stets als „Muster" vorgehalten wurde, sie in kindischer Grausamkeit quälten, an den Zöpfen rissen und gegen die Bettkante stießen, so wehrte sie sich nicht, sondern fing nur an zu weinen — ganz leise — zu weinen. So blieb Ida Brandt immer: sie tat, was die Anderen wollten und wehrte sich nicht, wenn man sie quälte. Das Leben war für sie nicht da, um es zu genießen, sondern um es auszudulden. Ihr Vater, der Gutsverwalter von Ludwigshöhe, starb, als sie noch ein Kind war. Ihre erste Jugend versäumte sie neben einer schlagflüssigen Mutter, die, immer streng und übersparsam, nun wunderlich geworden, sie nicht von sich ließ, sie kurz und karg bis zum Darben hielt und sie zwang, heimlich Geld aus der Sparkasse und dem Beutel zu nehmen, sollte man bloß leben können. Und auch, weil sie schenken, verschenken mußte — allen, die sie lieb hatte. Ihre Mutter stirbt und sie weiß plötzlich nicht, was sie mit ihren 70000 Kronen und ihrem leeren Herzen anfangen soll. So ward sie Pflegerin in der Irrenanstalt von Kopenhagen — um doch jemandem vonnutzen zu sein. Hier trifft sie nun Karl von Eichbaum wieder, den schönen eleganten Taugenichts, den sie von Ludwigshöhe kennt. Er war auf allen Schulen des In- und Auslandes durchgefallen, hatte alle schicklichen Karrieren versucht und aufgegeben, sein bißchen Geld und noch viel mehr zu Ende gebraucht und wollte nun als Buchhalter in der Anstalt, seiner Mutter zu Gefallen, „gut tun". Warum denn nicht! Es ist ja alles gleich dumm und öde. Auf dem Lande hätte

er leben gemocht, als Gutsbesitzer; dazu war er geboren; dazu hätte er getaugt; das hatte er gespürt, so oft er im Sommer auf Ludwigshöhe zu Besuch gewesen. Ida Brandt und Karl von Eichbaum sprechen mit einander von Ludwigshöhe. Auch von Anderem, aber immer wieder von Ludwigshöhe. Und so kommt's .. Sie gibt ihm alles. „Versprich mir nur Eines, sags mir, wenn du einmal von mir gehst". Er verspricht gar nichts; aber „warum zum Kukuck sollten wir uns nicht heiraten können?" sagte er immer wieder zu sich. Damals. Nicht sehr lang. Es kam Frau Mourier in die Stadt, eine Freundin seiner Mutter, mit ihrer einzigen Tochter, Kate. Kate war jung, schön, heiter, eigenwillig und nahm, was ihr gefiel. Karl gefiel ihr. Und — Mourier war freilich nur „Butterhändler" — er exportierte nach England, — aber er stand im Begriffe, Ludwigshöhe zu kaufen ... Nun wartet Ida des Morgens vergeblich im eleganten Restaurant, wo sie sonst mit Karl gefrühstückt hat. Er reitet jetzt des Morgens mit Kate. Sie ist reizend. „Der Mensch tut schließlich doch, was er muß", sagt sich Karl. Und Ludwigshöhe ist eine „Messe", d. h. ein bißchen Niederträchtigkeit wert. Ein Wesen geht darüber zugrund, doch eine Familie blüht auf. „Es kostet viel, zu leben", seufzt Karl vor sich hin. Und das Buch endet, wie es begonnen hat, — im Irrenhaus. „Ich sehe die Sterne an — die hohen Sterne", sagt solch ein armer Narr. „Als ich jung war, betrachtete ich sie, weil ich sie hinabreißen wollte. Jetzt sehe ich sie an, um Geduld zu lernen." Doch in der Stille der Nacht hört Ida die Schreie der „Unruhigen", als kämen sie von tief, tief unten, — von unter der Erde her — gleichsam die unartikulierte, entsetzliche Klage der Menschheit um das Weh dieser Welt.

Die Geschichte ist nichts; man muß das Buch lesen — wie fein, und wie poetisch, wie zart und wie entschieden drin alles ist: die zwei prächtigen Mädchengestalten ein Kontrast, die amazonenhaft herbe Kate, die immer tut, was sie will, und die frauenhaft weiche, hingebende Ida, die tut, was die Anderen wollen — zwischen ihnen Karl von Eichbaum, dessen etwas belami-mäßige Gestalt durch die äußerste Kunst der Beleuchtung bald vom Milieu her, bald von seiner Seele aus einen persönlichen Wesenszauber behält, der die Fragwürdigkeit seines Charakters fein verschleiert. Und wie köstlich geschildert dies Milieu! Die gute Gesellschaft — d. h. die oberste Rangklasse — liebenswürdig, nicht ohne edlen Zug, ein wenig borniert und ganz leise lächerlich ... ein Meisterstück an weicher Delikatesse des Pinsels. Wie geistreich die Einführung der Frau Fedderfen, die nach einem musterhaften Leben sich plötzlich toll verliebt, mit dem Gutsinspektor ihrem Mann und ihren Kindern durchgeht —: es muß eine plötzliche Geistesgestörtheit sein. Frau von Eichbaum und ihre Schwester, die Generalin beschließen sofort: sie halten zu ihr. Sie lügen sie heraus. Sie helfen ihr. Sie gehört zum Kreis. Diese Episode wird etwas Zentrales. Sie wirkt auf das Verhältnis zwischen Ida und Karl. „Warum sollen wir uns nicht heiraten können?" sagt er sich damals. Aber Ida gehört nicht zum Kreis ... Allein nicht diese durchdachte Kunst bildet den Hauptwert des Buches, sondern das fabelhafte Vorstellungsvermögen, das Herman Bang besitzt. In jeder Sekunde *sieht* er seine Figuren, *hört* er seine Figuren, nicht eine, — alle, — mit allen ihren Lebensäußerungen *zugleich*. Er beschreibt nie, er gibt (scheinbar) *nie* die korrigierenden, nachschaffenden Urteile des Verstandes; er hält nur den charakteristischen Momenteindruck fest — gerade nur, was das Auge, das Ohr — freilich das geschulte und geistreiche Künstlerauge und -Ohr — an Momenteindrücken erfaßt. D. h. nicht *ein* Auge, nicht *ein* Ohr. Herman Bang hat tausend Augen und Ohren. Er sieht und hört intensiv wie ein Hallucinierter, er hat die hypersensiblen inneren Sinne eines Haschischessers. So lang er exponiert, — bevor das Drama, das Dramatische sein Auge festhält und in einer Richtungslinie fortzieht, gibt er sogar zu viel Leben, verwirrend viel Leben, unruhiges, springendes, durcheinanderlaufendes Leben, — mehr als die Klarheit, mehr als die Komposition verträgt; aber mit der Entwicklung der Geschichte wächst der Stil ins Große und von da an unterschreibt man die bewundernden Worte eines Sophus Michaelis, der sagt, „Ludwigshöhe" sei die tiefste Begebenheit in der dänischen Literatur der Neunzigerjahre, und die Worte eines

Kenners und Künstlers wie Jonas Lie: „In diesem Buch lebt alles, und ich und meine Frau haben mit lebenden Menschen gelebt, während wir ergriffen lasen, ohne aufzuhören!" „Ludwigshöhe" ist ein leuchtender Gipfelpunkt der impressionistischen Manier und ein glänzendes Werk.

Marie Herzfeld

## Jakob Schaffner

Das Geschichtenbuch* Schaffners ist voll deutscher Griffelkunst, sehr herzhaft zu lesen, mit breit behäbigen Beschaulichkeiten, kleinmeisterlich, mit Kachel-Ofenstimmung und dem schwebenden Schein der Schusterkugel. Und auch teilhaftig des Walpurgisnächtlichen, des Spuks an Kreuzwegen und seltsamlicher Vigilien in Einsamkeit und Dunkel. Das fabulierende Wesen guter Meister kehrt hier in neuer Verwandlung wieder, eigenschaftlich und triebhaft aus krummigem, dampfenden Erdreich erwachsen: Kellers und Raabes Würzgewächse und aromatisches Kräuterwerk und die schillernden Irrlichtblüten und bizarren Galgenblumen der Romantik aus Bonaventuras Nachtwachen und den Totengräber-Schattenspielen Kerners.

Schaffner läßt seine liebe Seele treiben zwischen der Werkstatt, wo die Hämmer nachdenklicher Gewerke den Takt zu sinnirlichen Gedanken klopfen, den giebligen verwinkelten Kleinstadtgassen mit Kichern der Mägde und Plätschern der Brunnen, der Gehäus-Beschaulichkeit kanziger Sonderlinge und Einspänner mit ihrem schnurrigen Getier, und dem Kirchhof, wo der Schein der Blendlaterne auf weiße Mäler flackernde Gesichte wirft und die Gräber und „Seelengründe der Erinnerung" sich öffnen und ihre Toten zum Tanz ausspeien. Das fröhliche Gemüt altdeutscher Landschaft lacht hier voll Schalkheit, der auferschlossene Märchensinn des Sonntagskindes schimmert, der im Alltäglichen das Wunderbare findet; und es leuchten helldunkel die Augen eines Geisterschers, der zwischen Schierke und Elend auf fahlen Gespensterrossen an kreidebleichen Meilensteinen vorbeigeritten.

In den hellen, den mittäglichen Geschichten, schlägt fest und ruhig ein „wohlgeschaffnes Herz". Aufrechte Frauenzimmer voll Jungferntrutzigkeit, mit gutbestelltem Mund- und Gliederwerk, sind hier rührige und rüstige Augenweide, Gottfried Kellersches Geblüt; und das Mannsvolk ist tapsig und voll starrköpfiger Verliebnis, Schmoller und Trotzköpfe, aber groß gewachsen, sicher und vielversprechend für ein rechtes Mädchen, und zum Ausgang in strotzender Lebenslust gibts Hochzeiter und Hochzeiterin.

Die künstlerische Freude kommt hier aus dem saftervüllten Ton und dem vollgriffigen Anschlag dieser Vortragsweise. Schaffner verfügt über Ausdrucksmittel voll Leibhaftigkeit. Er bringt seine Szenen in alle Sinne, man sieht und hört diese Existenz, man wittert die Atmosphäre und bei diesen körnigen Geschichten hat man einen Geschmack wie von kräftig duftendem Brot und Schwarzwälder Kirschwasser auf der Zunge.

Diese Schilderungen nähren ihre Sprache mit sicherem Instinkt aus der mündlichen Volksart; die Worte sind nie papieren; sie sind immer „erkannt", und daher nie nach verflachender Konvention mechanisch angewendet, sondern immer wesenhaft als wirklicher blutwarmer Lebensniederschlag genossen und genutzt.

Aber das ist nun keineswegs als die einfache selbstverständliche Muttersprache eines Naturburschen anzusehen.

Aus den Erzählungen der anderen, der helldunklen spukhaften Seelensphäre merkt man,— ich möchte nicht sagen das Artistische — aber unzweifelhaft den Kunstwillen, der zu leidenschaftlicher Beschwörung sich spannt und streckt, um die Schauer der Zwischenzustände in Visionen voll andrängender Gegenwart aufsteigen zu lassen.

Da ist das Nachtstück vom Kilometerstein, ein Blatt von virtuoser Schwarzkunst:

Das Gewitter zerreißt die dicke Finsternis, die hier fühlbar über dem mitternächtigen Wald zusammengeballt ist, und das Grauen der Einsamkeit und der Sterbenot hängt schwer mit beklemmender Gewalt, und aus jeder Regung von Baum und Zweig fliegt neuer

* Die Laterne. Novellen. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1907.

Schauer hinzu. Wie hier das Hundertäugige, Hundertkrallige der Angst, die ihre Fänge in eine armselige Kreatur schlägt, mit natürlichen Mitteln landschaftlicher Malerei zur Erscheinung gezwungen ist, das erscheint als eine Art moderner Mythologisierung menschlicher Affekte. Und ähnlich läßt sich ansehen die hellsichtig und mit einer Intuition für alles Convulsivische gespiegelte Ausfahrt der Seele in den letzten Sekunden des unter den zertrümmerten Wagen verendenden Fuhrmanns. Wie die Seele „sich eilig und verwirrt zum Abscheiden rüstet und hastig aus allen Winkeln den Bettel ihres Lebens zusammenrafft, um ihn drüben zu Ausweis und Gutspruch vorzuzeigen", wie dann die rapide durcheinander huschende Gedankenflucht, die Flackerpanik der Vorstellungen jäh wirbelt und in höllischen Trichtern strudelt, das ist zugleich legendarisch und exakt psychologisch dargestellt. Eine Verwandtschaft mit Hermann Stehr zeigt sich hier.

Die Verrückungen des Bewußtseins, die Besessenheiten der fixen Idee werden auch in anderen Erzählungen, die in diesem lebensbunten Buch neben den Geschichten der „kreuzbraven Leut" stehen, mit einer zur Erscheinung zwingenden Stilkraft vor Augen gebracht. Und nie erscheint solch höllische Seelengroteske isoliert. Sie kreist immer in einem verherten Ring, und in ihn wird die ganze Umwelt einbezogen, so daß die Häuser, die Stadttore, die rasenden Maschinen einer dröhnenden Eisenhalle — dies ist wieder ein Beispiel des Neu-Mythologischen — fratzenhafte dämonische Tollhausgesichter annehmen, und das Menschenkind unter dieser Furienhetze in den Abgrund des Wahnsinns stürzt.

So zwingend die Halluzinationen selbst sind, so wirkt die Gebärde des Beschwörens dabei nicht immer gleich souverän, sie hat auch manchmal etwas Verrenkt-Epileptisches und krampfhaft Stimuliertes.

Jakob Schaffner sieht aber gewiß mit diesem Buch als ein nicht gewöhnlicher Wisser um menschliche Gesundheiten und Krankheiten da und als ein Gestalter ihres heimlichsten Wesens in sicher gefügtem und geschlossenem Bildwerk, kein reiner Tor der unbewußten Kunst freilich, wie sein Erstling, das Gesellenstück der „Irrfahrten" glauben ließ, sondern ein erkenntnisvoller Könner.

Felix Poppenberg

## Wagners Briefe an die erste Frau

Richard Wagners Briefe an Minna sind in zwei Bänden bei Schuster & Löffler erschienen. Von ihrem materiellen Inhalt möchte ich nicht sprechen; es ist selbstverständlich, daß er bedeutend genug ist, um die Briefe wertvoll zu machen. Bei den ambulanten Wohnungsverhältnissen der Künstler und insbesondere Wagners gibt es viel zu berichten von Theatern, Konzerten und Menschen; auch von privaten Kleinigkeiten: es sind 269 Briefe, die von 1842 bis Sept. 63 reichen. Aber der ewige Wert dieser Briefe liegt vielmehr in ihrer Tragik. Es ist von einer furchtbaren Schönheit, zu sehen, wie dieser Mann einer etwas eilfertig geheirateten Frau bis zum äußersten Punkt anhänglich bleibt, seine Pflicht hält und seine Güte beweisen will. Er verschwendet reihenweise Vorstellungen und Illusionen, um sich in ihr die notwendige Ruhe zu retten. Er schwelgt in Luftschlössern, um ihr die Sicherheit seiner Existenz, an der sie vorwurfsvoll zweifelt, auseinanderzusetzen. Er appelliert, um ihre Schwermut zu heilen, mehr als einmal an die wundertätige Kraft des Lebens, die durch keine Worte zu ersetzen sei. Er selbst enthält sich, brieflich, der Gereiztheiten und Vorwürfe, die er auf ihrer Seite durch Erfahrungen und Krankheit zu erklären sucht. Er macht ihr die zeitweisen Trennungen so plausibel, als er kann, er, der an vielen Wunden blutet, die sie nicht kennen und erkennen will. „Immer soll und muß bei dir ein bestimmter Mensch eine bestimmte Schuld haben; die Natur der Dinge und das Schicksal begreifst du nicht, sondern meinst nur, wenn der oder das Eine nicht gewesen wäre, würde alles anders gekommen sein." Kritisch wird die Lage, da sich ihm zum erstenmal in Mathilde Wesendonk eine verständnisvolle Frau zuneigt. Katastrophisch wird sie, da er diejenige Frau trifft, die seinen Schrei nach Hingebung und Lebenserneuerung stillt. Das

Schicksal erlöst in denselben Jahren die Kranke von ihrem und anderer Leiden. Der Künstler beginnt ein zweites Leben, der mit dem ersten müde und verzagt abgeschlossen hatte. Es war unendlicher Raum in dieser Energie, aber es war eine Tragik tiefster Schmerzen, daß er selbst schon lange ein anderer geworden war, ehe er die Lebensgefährtin ernennen konnte. Niemand soll auf Minna Steine werfen, sondern man soll die wunderbaren Gänge des Schicksals verstehen. Nicht einmal lernen soll man. Alles muß erlebt sein.

Oscar Bie

## Kurze Röcke

Zuerst hätte ich mit Hüon rufen mögen: „Darf ich meinen Augen traun?" So hoffnungslos hatte ich auf die Kleiderreform blicken gelernt. Sie sollte ja wohl eigentlich „Schneiderinnenreform" heißen. Denn hier lag der Hauptwiderstand, und kein Kamel von Azaffir konnte eigensinniger sein als diese Priesterinnen der Mode. Sehr einfach auch: je länger die Kleider, desto mehr zu nähen gab es, desto höher war der „Macherlohn". Und unsre Tuchfabriken vollends würden nicht das mindeste dagegen einzuwenden haben, daß kleine Mädel schon vom fünften Jahr ab lange Wollröcke selbst im heißesten Sommer schleppten, daß die Menschheit unter ihrer Stoffbepackung fast erläge, von ihren eignen Stauungsgluten verzehrt; die Tuchfabriken sowenig wie die Bierbrauereien.

Da plötzlich sah ich am Anfang dieses Winters junge Damen schreiten, und zwar buchstäblich, nicht nur etwa schleichen, nicht nur krebsen, wie ich das bisher gewohnt gewesen war. Alle Wetter, welch ein Genuß! Ich lebe unter Badnerinnen, denen der Schöpfer schlanke Skelette und viel natürliche Anmut mitzugeben pflegt. Wie fest und elastisch sie die Füße setzten, wie flink sie vorwärtskamen! Was ist unser männlicher Parademarsch doch für eine plumpe Sache verglichen mit dem lyrischen Schwung im Gangwerk eines wohlgewachsenen Mädels! Wie die Röckchen rhythmisch hin und herschwenken! Unwillkürlich denkt man der verklungenen Zeiten, da dieses liebenswürdige Phänomen auch beim Tanz noch zu beobachten war, als eine kleine Französin ihr Mütterlein frug:

„Oh ma mère, quand je danse,
Va-t-il bien, mon cotillon?"

Denn cotillon hieß ursprünglich — kaum wage ich in Deutschland eine so furchtbare „Unsittlichkeit" zu stammeln — Unterrock.

Und nun lebte das wieder auf, um deswillen man die lieben Puppen doch als ein holdes Wunder der Natur verehrt hatte? Trieb und Zug war in diesem Schritt, nichts schleppendes mehr, nichts was an die überlasteten Trödler der Landstraße gemahnte, die ja auch immer ein viel zu schweres Bündel von Fabrikwaren mit sich herumtragen. Man sah, unser Frauengeschlecht war noch nicht ganz verloren. Eine wilde Hoffnung regte sich: dieses junge Blut könnte womöglich gar eines Tages noch „laufen" lernen, wie man im Norden, „springen", wie man in Süddeutschland, „rennen", wie man in Berlin sagt.

Ich bin kein moderner Physiker und kann es nicht ausrechnen, wieviel Kubikmeter Wollstoff, oder wieviel Kraftzentner täglich eine arme deutsche Frau leistet, indem sie zu lange und darum zu schwere Röcke mit den Knien vor sich herstößt. Es gibt in Amerika Eisenberge; ich denke manchmal: wenn der ganze Harz aus Metall wäre, ob er nur annähernd jene Kraft repräsentieren würde, die deutschen Frauen im Lauf der Jahrhunderte abgefordert worden ist, für einen so gänzlich unnützen, so höchst ungesunden Zweck? Ellen Key spricht ja gern von „mißbrauchter Frauenkraft". Hier könnte man sie mathematisch berechnen; ein Verlustkonto von geradezu staunenswerter Frivolität, aus unhygienischem Denken resultierend. Wieviel wirkliche, produktive Arbeit hätte sich nicht mit jenen rein weggeworfenen Anstrengungen erzielen lassen!

Doch leider begann die Geschichte der langen Röcke schon im Zeichen einer Macht, die auch heute noch gesundheitmordend umgeht. Es waren die römischen Matronen in den Tagen der alten Republik, die es vermittels ihrer Männer durchsetzten, daß nur sie, die „ehrbaren" Frauen, lange Röcke schleppen, alle leichtfertigen Dämchen dagegen auf der Straße nur kurzröckig auftreten dürften. So begann

in Europa ein Gleichnis zur vielbelachten „goldnen Lilie" der Chinesinnen. Wie deren verkrüppelte Füße sie erfolgreich am Gehn behindern, zu einem Schneckendasein verdammen, so behinderte der lange Rock die Europäerin, die sich römischer Kultur anschloß. Es wurde die Sehnsucht sämtlicher „besserer" kleiner Mädel der Christenheit, möglichst früh ebenfalls am Schreiten behindert zu werden, durch Verleihung langer Kleider. So gelangte müdes Herumschleichen in den vollständig irrationellen Ruf besonderer Sittsamkeit. Das „Nicht so wild!" kam auf und bildet heute noch eine der grausamsten Schändlichkeiten, mit denen bedauernswerte Kinder von pedantischen Erwachsenen gequält, aufgehalten, geschädigt werden. Die Natur weiß gut genug, was sie mit dem Herumrennen der Kinder bezweckt. Je schneller und vollständiger alltäglich der Zellenverbrauch, desto rascher und voller der Ersatz, desto kräftiger das Leben, desto frischer das Blut, desto gesünder das Alter. Hocken und Herumschleichen garantieren stockende Säfte, Schwächlichkeit, Stoffwechselreste samt allen übeln Folgen. Warum sollen denn nun deutsche Kinder verhindert werden, ihre Gewebe zu reinigen, wenn doch Bewegung, und zwar straffe Bewegung, das einzige Mittel zur Erzielung von Umsatz ist? Warum sollen sie bei lebendigem Leib anfaulen? Nur zugunsten der alten Megäre Prüderie, die uns womöglich gar das Baden im Freien abgewöhnen möchte, weil es „unsittlich" sei, Menschenhaut zu haben und an die Luft zu bringen? Wie mancher Hygieniker, wenn er die Gesundheitsopfer sah, die dieser schrecklichen Göttin gebracht wurden, hat nicht schon geknirscht: „Könnt ich dir an den dürren Leib! . . ."

Inzwischen ist der Winter zu Ende gegangen. Noch sind die Röckchen kurz; werden sie es auch im nächsten Winter sein? Bange Zweifel steigen auf. Lange Röcke machen größer als man ist. Das paßt unsern Frauen recht in ihre Politik. Zufällig herrscht heuer eine gewaltige Hutform, die ausgleichend wirkt; unter so hohem Aufbau tun kurze Röcke der Größe keinen Abbruch. Wenn nun die Hutform wechselt? Hat sich dann die Hygiene vorlaut, hat sie sich umsonst gefreut? Die Mode pflegt ja gleich dem Vater Kronos die Kinder, die sie zeugt, selber zu fressen. Wenn eines Tages wiederum bei sämtlichen Eingesegneten Schleppröcke den Straßenstaub schleifen, den Gang verhunzen, werden wir Hygieniker beten müssen: „Die Mode hat's gegeben, die Mode hats genommen, der Name der Mode sei v—!"

Robert Hessen

## Der Ordnungsliebende

Nun wünsche ich mir seit heute früh eine Insel.

Eine Insel zum Ordnen.

Ordnungsliebe ist meine geheimste und eigentlichste Eigenschaft, daran zweifle man nicht, bitte. Aber jahrelang habe ich leider keinen Ausweg für sie gefunden, keinen andern Ausweg als schäbige Pedanterien ohne Erfolg, peinvolle Anstrengungen. Deshalb eben freue ich mich heute so, seit dem Frühlicht, da ich über die Steinbrücke ging. Denn nun weiß ich, wohin ich strebe, was ich mir wünschen soll . . .

Seit längsten Jahren ist es meine Sehnsucht, irgend ein Ding genau zu ordnen, durch Ordnung zu beherrschen, über seine kleinlichsten Veränderungen zu wachen und förmlich Buch zu führen, es gründlich in der Hand zu haben, ohne daß ihm eine dunkle Ecke übrig bliebe, wahrhaft zu einer Kolonie des eigenen Ich es auszugestalten . . . Aber ahnt man, wie schwer das ist? Gewiß gehört es zu den kompliziertesten Unternehmungen unseres Erdballs, ohne daß sich bisher ein Ruhm oder auch nur eine Aufmerksamkeit für das Überwinden dieser Schwierigkeit gezeigt hätte. Es ist ein bisher noch nicht gewürdigter Sport, den ich entdeckt habe. Und eigentlich mehr als kompliziert. Ich will gleich die Wahrheit sagen: es ist unmöglich.

Ehemals habe ich versucht, meinen Schreibtisch zu ordnen. Das war eine meiner Jugendtorheiten, ein idealistischer Zug der zarten unerfahrenen Seele . . . Wie schön habe ich davon geträumt, ihn übersichtlich geschlichtet zu haben, jede Ecke und Schadhaftigkeit der kastanienbraunen Schreibmappe zu kennen, ihre Lage genau nach eigenem Willen zu bestimmen und die Zentimeter zu wissen, die ihr Rand von

dem Rand des Schreibtisches, von dem grün eingepflanzten Tuch Abstand hat. Dann die Bücher! Jedes einzelne durchforscht, alle Worte, alle Beistriche darin auf den ersten Handgriff zugänglich wie Sklavinnen im Serail, und jedes unintriguant an seinem Platz, ohne Widerrede. Hier die Briefe, hier die Papiere, das Tintenfaß ohne die mindeste Verzierung eines Kleckses an seine gewisse Stelle gezwungen, von der es sich nicht rühren darf. Lauter Kettenhunde. Willige Löschblätter, ein Messer wie zum Rasieren, Lineale voll Pflichtgefühl, Federn von biederem Charakter und ganz nah auf geringstem Raum an einander gepreßt, Tinte mit deutlicher Abneigung gegen Staubkörner. All dies wie etwas Ewiges, dem Wechsel der Zeit entrückt, aus dem allgemeinen Raum in einen Privat-Raum meines Fabrikats gehoben, frei von der üblichen Kanaillität ... Wie herrlich: ich würde aufhören zu arbeiten, aus Angst, dieses Heiligtum zu beflecken, und nur an manchen Abenden behaglich möchte ich die Lampe entzünden, um verzückt und voll Andacht dieses Wunder von Ordnung, Präzision, Dienstfertigkeit zu betrachten, so gemütlich und mit meinem sichern Haushalt zufrieden; an unruhigen Abenden, während draußen wüst die Bohémiens zu den trostlosen Sprüngen ihres ungeordneten Lebens ansetzen ...

Ach, daß es ein Traum geblieben ist!

Unmöglich, einen Schreibtisch bis zur letzten Feinheit zu ordnen. Ganz einfach, weil es unmöglich ist, die Grenze dieses Schreibtisches zu bestimmen. Seine Holzfüße verlaufen unmerklich in das Holzparkett des Fußbodens, tröpfeln wie Regenlinien ins Meer, die Zimmerwand berührt ihn mit ungeschickter Zärtlichkeit, andere Möbel stoßen an, es ist ein kameradschaftliches Kitzeln und Winken von allen erdenklichen Dingen her, schließlich bemerkt man (man bemerkt es ärgerlich), daß kein Ding in der Stube einer gewissen Beziehung auf diesen Schreibtisch entbehrt. Die Stube wieder steht mit allen andern Räumen des Hauses in Verbindung, das Haus ist auf der Straße, die Straße gehört der Stadt, die Stadt rechnet sich zur zivilisierten Welt ... So kommt es, daß man als gewissenhafter Mensch, um einen kleinen Schreibtisch zu tyrannisieren, schließlich die ganze Welt in Ordnung bringen müßte; eine Aufgabe, die man vielleicht aus Bescheidenheit, vielleicht mit Rücksicht auf mangelhafte Sprachkenntnisse ablehnt ...

Das Unendliche und die Zusammenhänge. Nun habe ich die siegreichen Feinde meiner Ordnungsliebe genannt.

Doch scheint es mir, als würden sie von heute an nicht siegreich bleiben. Ich habe die Steinbrücke beschritten, ich habe zufällig einen Blick der Inselfläche unter ihr gegeben ... Ich will nicht prahlen, möglicherweise ist all das ein Irrtum ... Aber nein, ich glaube wirklich, daß diese Insel etwas Abgeschlossenes ist, wie nichts anderes in der Welt. Das Wasser ringsum und die Mauer des polierten Quader-Quais sind so brav, mit nichts außerhalb zu kokettieren. Wohlan, die Insel liegt da, nichts als Insel, punktum, keine Gemeinschaften mit unvorhergesehenen Kameraden. O diese Insel. Und zumal im Herbst, wenn keine Belaubung stört. Zweifellos könnte ich sie säubern, unterwerfen, regieren. Jeden Morgen würde ich an einem Ende beginnen und, kriechend auf allen Vieren, die Blätter vom Boden klauben, das Gras abmähn, die Bänke putzen, die Spatzen erschießen. Sie könnte mein kleines Königreich sein, wo nichts ohne meine Einwilligung vor sich geht, später würde ich die Bäume fällen, die Beete umhacken, um mir die Arbeit zu erleichtern. Natürlich dürfte kein Mensch Zutritt haben... Allmählich müßte alles Leben und jede Zuckung in meinem Gebiete aussterben, nichts bliebe als eine Sandfläche von geometrisch genau berechenbarer Gestalt und einer bestimmten gleichförmigen Farbe, hart in den Quai-Gürtel gepreßt und durch den Fluß nach allen Seiten begrenzt, ein höchstes Musterbild der Übersichtlichkeit und der eindeutigen Regel, und so durch kahle Erstarrung wie ein Fremdkörper aus diesem zappeligen Dasein ausgeschieden...

Ich werde mich an einen Staat wenden und ihn bitten, mir eine seiner Inseln zu schenken, eine ganz kleine Insel zum Ordnen ...

Max Brod

Es vollendet sich das dritte Jahr, seitdem Otto Erich Hartleben in seiner Villa Halkyone am Gardasee die lachenden Augen schloß. Es ist, oft zurückgedrängt, aber immer wieder sich meldend, der Gedanke aufgetaucht, das Lebenswerk dieses Mannes durch den Druck auch seiner nicht dichterischen Verlassenschaft weiter auszuwirken. Der Reiz dieser Persönlichkeit war so stark, daß schon gleich nach dem Tode Stimmen laut wurden, welche die Erscheinung Otto Erichs höher bewerten wollten als die rein dichterische Bedeutung Hartlebens. Stimmen, welche kecklich behaupteten, daß — wenn der raschflutende Strom der Zeit das nicht umfangreiche Dichterwerk selbst, vielleicht bis auf die beiden kleinen Meisternovellen, weggespült hätte, — im Gegensatz hierzu die seltsamen Züge seiner Persönlichkeit, grotesk vergröbert und vergrößert, aufs neue zusammenschießen und unverloren im Bewußtsein künftiger Zeiten verharren würden. Einer dieser Propheten wollte sich dabei so etwas wie eine Art von verfeinertem und vergeistigtem Eulenspiegel vorstellen.

Wie dem auch sei — etwas Richtiges ist daran: wir dürfen uns auch auf dieser Linie etwas von hartlebenscher Zukunft denken. Mit der Tendenz dieser Perspektive hängt es wohl zusammen, daß auch die Gegenwart schon ein Recht auf die nicht dichterischen Lebensäußerungen dieses Mannes zu haben glaubt.

Die Witwe des Dichters, Frau Selma Hartleben, hat sich deshalb entschlossen, außer der Veröffentlichung der an sie gerichteten Briefe auch die Sammlung und Herausgabe der Briefe Hartlebens an die Freunde in Angriff zu nehmen.

Die Unterzeichneten richten nun an alle die dringende Bitte, sie durch Zusendung und Verleihung der in Ihrem Besitz befindlichen Briefe und Postkarten des Dichters freundlichst zu unterstützen. Die Originale werden unter Aufsicht eines erfahrenen Fachmannes im Bureau des Verlags — Adresse: S. Fischer, Verlag, Berlin W., Bülowstraße 90 — kopiert, kollationiert und möglichst umgehend eingeschrieben zurückgesandt werden. Sie werden durch den Druck nur soweit mitgeteilt werden, als es Takt, Vornehmheit und die selbstverständliche Rücksicht auf Lebende erlauben.

S. Fischer  Frau Selma Hartleben
Dr. Franz Ferdinand Heitmüller

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer. Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

# Die Konfessionen in Deutschland/ von Karl Jentsch

Die Reformation hat die veräußerlichte Religion ins Innere, aus dem theurgischen ins psychologische Gebiet zurückgerufen; sie hat die Säkularisierung eingeleitet, die das bürgerliche Leben aus der Verflechtung mit dem kirchlichen erlöste; und sie hat den nordischen Völkern die ihnen angemessene Form des Christentums geschaffen. Es liegt auf der Hand, daß der norwegische Einödbauer einen andern Kult braucht als der Neapolitaner. Die ihm natürliche Form der Erbauung besteht darin, daß er in den langen Winterabenden seiner um die Lampe versammelten Familie aus der Bibel vorliest und darüber meditiert. Dem kindlichen und kindischen Neapolitaner löst sich sein Kult in einen Kreislauf fröhlicher Feste auf, die er bei den Klängen einer rauschenden und lustigen Musik teils in dem mit buntem Flitter ausgeputzten Dome, teils in der vom Sonnenstrahl durchleuchteten und durchglühten freien Luft begeht. Ganz angemessen sind seinem Wesen reliques, beads, indulgences, dispenses, — all der Kram, den der ernste und tiefe Milton vom Geisterſturm ins Narrenparadies verwehen läßt. So wertlos oder geradezu verderblich, wie die Puritaner meinen, ist der katholische Kult freilich auch für den Norden nicht gewesen — der Armen wegen. Erst seit wenigen Jahrzehnten fallen für diese Hündlein Brosamen der Kunst und Wissenschaft von den Tischen der Reichen. Bis dahin hat die englische Arbeiterschaft, nachdem sie der katholischen Kultformen und Feste beraubt war, mit verödetem Gemüt und in einer grauenvoll häßlichen Umgebung eine Nacht der Armut erduldet, die der Bettler des Südens nicht kennt. Indes, die Scheidung war nun einmal notwendig, die entstandenen nationalen Kulturen zu vollenden. Sie ging unter heftigen Konvulsionen vor sich, die einen grimmigen gegenseitigen Haß erzeugten. Und auch dieser war notwendig, als die Zellhaut, die die Tochterzellen vor dem Zurückfließen in die Mutterzelle, diese vor dem Zerfließen in jene bewahrte. Dieser Haß nun hat, verbündet mit andern schlimmen Leidenschaften, aus den Menschen des

16. und 17. Jahrhunderts Teufel gemacht, und im Paroxysmus der Hexenprozesse hat sich die Teufelei selbst überboten. Der Orthodoxismus schürte die Höllenglut. Da der Eifer im Hexenbrennen für die stärkste Bewährung der Rechtgläubigkeit galt, fürchtete jede Konfession, von den andern beiden des Bündnisses mit dem Teufel geziehen zu werden, wenn sie sich in jener scheußlichen Art des Gottesdienstes lässig finden ließ. Das war eine der Ursachen, weshalb die Seuche in unserm Vaterlande ärger wütete als anderswo.

Wirkliche Teufel sind jedoch die guten Deutschen nicht geworden. Ihre Teufelei war Bezauberung, nicht durch Satan natürlich, sondern durch eine epidemische Erkrankung ihrer abergläubischen Phantasie; und der wackere Balthasar Bekker hatte recht, sein Buch gegen den Unsinn De betoverde Wereld zu betiteln. Eine Reaktion trat ein, und das Gute im deutschen Gemüte brach mit Macht hervor. Hatte man bis 1700 die Kunst hochgeschätzt, Menschenleiber zu foltern ohne sie zu töten, und hatten Generationen von Henkern mit Entsetzen Scherz getrieben, weit frecher als später die Tricoteusen der Terreur, so zerfloß man nach 1700 schon in Mitleidstränen beim Gedanken an einen Buben, dem die grausame Konvention wehrte, sein Mädchen zu umarmen. Und hatte man vorher dem credo quia absurdum toller gehuldigt als in der finstersten Periode des Mittelalters, d. h. zur Zeit der Völkerwanderung, so herrschte jetzt der nüchterne Verstand, der, im seltsamen Gegensatz zur mitherrschenden Sentimentalität, dem Gemüt und der Phantasie gar keinen Raum mehr gönnen wollte. Unter anderm wurden alle Religionen für Priestertrug, für künstliche Gemächte erklärt, die mittelalterlichen Lebenserscheinungen, wie Rittertum und Gotik, als Fratzen eingeschätzt. Zwischen der Sentimentalität und dem Rationalismus entfaltete sich die klassische Dichtkunst als Erneuerin althellenischer Humanität, und Kants Vernunftreligion schien der konfessionellen Scheidung jede Bedeutung zu nehmen, nachdem schon die Geringschätzung des Papstes und des Katholizismus in Literatur und amtlichem Verkehr guter Ton, und die Einschränkung des Kirchenwesens nach febronisch-josefinischen Grundsätzen selbstverständliche Politik geworden war. Wer von den Gebildeten noch mitunter die Kirche besuchte, der tat es, um eine geistreiche Predigt zu hören, und es war ihm gleichgültig, ob er sie in einer katholischen oder in einer evangelischen Kirche fand. Die Predigten beider Konfessionen waren auf denselben Ton gestimmt, und es gab hochangesehene katholische Pfarrer, die die Messe einen Hokuspokus nannten und die Werktagsmesse abschafften.

Sehr bald, beinahe gleichzeitig, begegnete der an sich notwendigen, aber über das Ziel hinausschießenden Aufklärung die Gegenströmung. Aus den verschiedensten Quellen ward die Romantik gespeist. Lessing lehrte die Religion als planvolle Erziehung des Menschengeschlechts, Herder die Schönheit der Volkspoesie, die Eigenart der Völker, das Erwachsen dieser Eigenart aus Klima und Boden verstehen. Der historische Sinn erwachte und fing an, die Forschung zu beseelen. Gegen die Revolution und den sie bändigenden Napoleon,

die das Werk der Aufklärung durch die entsprechende äußere Umgestaltung der Staaten vollendeten, dabei aber das Gemüt und die Nationalität mit Füßen traten, erheben sich diese beiden Mächte und werden teils aus Opposition teils durch Not bedrängt wieder fromm. Die Kongreßpotentaten setzen den Papst noch einmal in seinen Kirchenstaat ein, und als ein zweiter, noch mächtigerer Hort der Autorität überschattet der Zar, das Haupt der Heiligen Allianz, das zum Teil beruhigt aufatmende, zum Teil knirschende und sich bäumende Europa. Den Deutschen predigt Adam Müller die Rückkehr zum feudalen Ständestaat, Historiker wie Johannes von Müller, Heinrich Leo, die beiden Menzel lehren die alte Kirche, die Boisserée lehren die altdeutsche Kunst schätzen, in Frankreich erkühnt sich der Graf de Maistre, die bürgerliche Ordnung wieder auf Petrus, den Felsenmann, zu gründen. Und während unsre Dichter, denen Historiker (der Freiherr vom Stein regt die Gründung des Riesenwerks der Monumenta Germaniae historica an), Germanisten, Sprach- und Altertumsforscher reichlichen Stoff liefern, im Wunderlande der Feen, Ritter und Heiligen die blaue Blume suchen, Fritz Stolberg, dem andre folgen, wenn auch nicht so viele wie einige Dezennien später in England, in den Schoß der alten Kirche zurückkehrt, flieht Chateaubriand aus dem häßlichen Gewirr der Politik und Zivilisation zu den Naturkindern in die wonnevolle Stille des Urwalds, um dann bald darauf sich und seine Leser mit den Schönheiten des Christentums früherer Jahrhunderte zu berauschen. Auch fehlt es nicht an Versuchen, die geträumten Herrlichkeiten der Vergangenheit mit den Bedürfnissen der wachen Gegenwart zu verknüpfen. Görres, der geistesmächtige Bekämpfer Napoleons, vertrat nach dem Sturz des Eroberers die Volksrechte gegen die Monarchen, das — christlich und mittelalterlich gedachte — deutsche Volkstum gegen die nivellierende Bureaukratie. La Mennais unternahm den von Gregor XVI. und Pius IX. ausdrücklich verurteilten Versuch, das unfehlbare Papsttum de Maistres mit dem Liberalismus und der modernen Demokratie zu versöhnen; er hat, ruft Guizot, die phrygische Mütze auf das Kreuz gestülpt. Seinen Jüngern, unter denen Lacordaire und Montalembert die bekanntesten sind (und die nicht gleich dem Meister zuletzt mit der Kirche brachen), wie der akademischen Jugend des katholischen Teils der Deutschen stand es fest, daß Katholizismus gleichbedeutend sei mit wahrer Wissenschaft, mit höchster Geistes- und Herzenskultur. Von mehreren Herden aus hat bei uns diese katholische Renaissance um sich gegriffen. In Münster sammelte sich ein Kreis gebildeter Katholiken um die Fürstin Galitzin, den kurfürstlichen Minister Fürstenberg und den frommen Overberg, den Reformator und Organisator des Volksschulwesens im nordwestlichen Deutschland. Goethe hat sich bei einem längeren Besuche in die Anschauungen und die Gefühlsweise des münsterschen Zirkels so eingelebt, daß ein Teilnehmer an dessen Unterhaltungen einmal fragte, ob denn der Mann katholisch sei? Als ihm die Fürstin das mitteilte, rief er aus: „Geben Sie mir

zu, verehrte Freundin, ich stelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Orte." Ein zweiter Herd, oder eine Gruppe von Herden, war Altbayern, wo tüchtige, in Volksaufklärung und Jugendunterricht tätige Pfarrer in dem milden Sailer und dem Jugendschriftsteller Christoph von Schmid ihre Vorbilder verehrten. Auch Schwaben blieb nicht zurück. In Tübingen erzwangen sich katholische Theologen durch ihr Organ, die Tübinger Quartalschrift, die Achtung ihrer protestantischen Kollegen. Die katholischen Bestrebungen des Bayerlandes konzentrierten sich zuletzt in München, wo Görres flammende Begeisterung anfachte und Döllinger Luthern sezierte. Görres besaß die Gabe, die tiefsten Zusammenhänge historischer Prozesse und den Kern der Volkheiten zu erfassen und in einer Sprache darzustellen, deren originale Kraft, so dunkel sie oft sein mag, immer packt und erwärmt. Clemens Brentano, der die „Offenbarungen" ekstatischer Somnambulen aufzeichnete, reiste zwischen den westfälischen, den rheinischen und den münchener Enthusiasten hin und her und brachte sie in Kontakt miteinander, so daß die Quellflüsse zu einem großen Strome katholischer Begeisterung anschwollen. Döllinger, der scharfsinnige, klaräugige, sarkastische, war den Devoten eigentlich nicht sympathisch, aber seine Leistungen konnten sie nicht entbehren. Heine sah mit Recht im „Pfaff Döllingerius", den er in einem unflätigen Gedicht verhöhnte, das Haupt der Ultramontanen, denn gegen seine Darstellung der Reformation, die, wie ein protestantischer Kritiker sagt, allen Unrat zusammenkehrt, der sich an die Räder des großen Reformationswerks gehängt hat, war ebenso schwer aufzukommen, wie gegen seinen aus dem christlichen Altertum geschöpften Beweis für den christlichen Charakter des römischen Dogmensystems. Durch die große Wendung im Jahre 1870 ist Döllinger der erbitterte Feind der Jesuiten geworden. Mit einer bei einem Manne von universeller Gelehrsamkeit, eminentem Scharfsinn und unbestechlicher Wahrheitsliebe schier unbegreiflichen Verblendung sah er in ihnen die Schöpfer einer neuen Kirche, während sie mit ihrem Unfehlbarkeitsdogma doch bloß die letzte Konsequenz der katholischen Lehre von der Kirche gezogen hatten. Um sich nicht eingestehen zu müssen, daß die Kirche, für die er 50 Jahre lang gearbeitet und gekämpft hatte, nur in seiner Phantasie gelebt hat, daß die protestantischen Theologen recht haben, die das Allzumenschliche der Kirche bis in die Apostelzeit hinein aufdecken, klammerte sich Döllinger krampfhaft an die neue Einbildung, das Verderben habe erst nach dem Jahre 600 angefangen, bis dahin habe die reine und heilige altkatholische Kirche bestanden, an deren Wiederherstellung seine Freunde arbeiteten. Die Jesuiten hatten beizeiten erkannt, daß man entweder die ganze katholische Dogmatik samt ihren äußersten Konsequenzen annehmen, oder mit den Hegelianern der Tübinger Schule das Leben der Kirche als einen Entwicklungsprozeß ansehen müsse, dessen einzelne Phasen sämtlich eine jede für ihre Zeit (und ihr Volk) berechtigt gewesen seien. Sie entschieden sich für das erste, verschanzten sich in der Dogmatik und mieden das dem Glauben gefährliche historische Studium; ihre besten Köpfe

tummeln sich jetzt auf dem Boden der Naturwissenschaften. In dieser Haltung besteht der „Jesuitismus" der Ultramontanen, deren Zahl viel hundertmal so groß ist als die der Mitglieder des Ordens, und die in der Krisis von 1870 viel größer war als die der Anhänger des liberal gewordenen Döllinger. In Frankreich siegten sie unter der Führung von Louis Veuillot über die liberalen Katholiken des Avenir. In Deutschland hatten sie Mainz zum Hauptquartier erwählt und im „Mainzer Katholiken" sich ein Organ geschaffen... Den Papst zu verehren bereitete keinerlei Unbequemlichkeit, denn vor den sechziger Jahren machte er sich nicht lästig, war im Leben gar nicht zu spüren. Wie konnten die Opponenten gegen das Konzil erwarten, daß ihnen die Volksmassen folgen würden? „Ihr habt uns eingeprägt, daß der Papst der berufene Lehrer der Christenheit sei, geht uns nun hübsch voran mit dem guten Beispiele des vertrauenden Gehorsams!" Der Dogmatismus der Jesuitenpartei entspricht durchaus dem Bedürfnisse der Masse. Der Mann der historischen und der philosophischen Forschung ist Kritiker und Relativist. Auf Fragen, die den großen Lebensproblemen entspringen, hat er selten eine eindeutige Antwort, die nicht mit allerlei Wenn, Aber und Vielleicht verklausuliert wäre. Der gemeine Mann aber — und in dieser Beziehung ist gewöhnlich auch der Arzt, der Justizrat, der Regierungspräsident gemeiner Mann — will auf jede solche Frage eine unverklausulierte, unzweideutige, bestimmte Antwort, geradeso wie das Kind; eine Antwort, wie sie im Katechismus steht: ja oder nein. Dieses Bedürfnis wird von der Orthodoxie befriedigt; und eben darum hat eine orthodoxe Meinung, wie Ranke fand, eine so wunderbare Kraft. Das gilt namentlich von der so klaren und konsequenten römisch-katholischen Orthodoxie, und darum hat diese 1870 in Frankreich durch Veuillot die Montalembert und Dupanloup zum Schweigen gebracht, in Deutschland das Feld gegen den altkatholischen Ansturm behauptet.

Die Protestanten haben die katholische Renaissance nicht als schweigende Zuschauer beobachtet. Sie kam ihnen insofern gelegen, als sie ihnen Anlaß gab, sich zu häufigen Feldzügen gegen Rom zu einigen, und so ihre weltkundige Uneinigkeit sich selbst und der Außenwelt unter dem Scheine der Einigkeit zeitweise zu verbergen. Da das rein Religiöse nicht Gegenstand dieser Skizze ist, so kann hier nicht dargestellt werden, wie sich die Positiven auf dem Trümmerfelde einzurichten gesucht haben, das ihnen die zerstörende Kritik vom Christentum übrig gelassen hatte, und wie dann in den letzten Jahrzehnten religiöse Neubauten unternommen worden sind. Hatten schon die Konversionen von Stolberg und Friedrich von Schlegel Ergüsse der Entrüstung hervorgerufen, hatte schon Nicolai den ganz unjesuitischen Sailer der öffentlichen Meinung als den gefährlichsten aller Jesuiten denunziert, der dem längst abgetanen Unsinn aufs neue Achtung werbe, so brach der angesammelte Unwille beim Reformationsfeste 1817 in helle Flammen aus. „Da indes", schreibt K. A. Menzel, „die meisten Protestanten, selbst Geistliche, die bei dieser Gelegenheit die Feder

ergriffen, das katholische System fast nur aus den Schilderungen kannten, die von ihm vor 300 Jahren entworfen worden waren, um die Notwendigkeit der Reformation zu begründen, also von dem Zustande einer längst vergangenen Zeit, so konnte es nicht fehlen, daß sich die Bekämpfer dieser Kirche Blößen gaben, die es den Verteidigern leicht machten, den Angriff zurückzuschlagen." Der Streit um die gemischten Ehen gar endete nicht bloß mit einer literarischen, sondern mit einer diplomatisch-politischen Niederlage der Protestanten; in demRomantiker auf dem Throne der Hohenzollern mußten sie zu ihrem Schmerz einen Gönner der katholischen Kirche sehen. Seine Freundschaft für diese wuchs noch, als am 18. November 1848 der Breslauer Fürstbischof Diepenbrock seinen sehr wirksamen Hirtenbrief gegen die Steuerverweigerer erlassen hatte. Auf die Bitte um die Erlaubnis zur Abhaltung einer Katholikenversammlung in Breslau antwortete der Polizeipräsident (oder war es der Oberpräsident? Ich weiß das nicht mehr genau), er wünschte, die ganze Breslauer Bevölkerung wäre eine einzige Katholikenversammlung. Diese Katholikenversammlungen nun, die katholischen Vereine, die Versammlungen der Bischöfe, die Klostergründungen, die Jesuiten- und Redemtoristenmissionen — lauter Früchte der Freiheit, die das Jahr 1848 den Deutschen gebracht hatte — erzeugten eine leidenschaftliche Erbitterung im protestantischen Volke, die sich im August 1869 im Moabiter Klostersturm Luft machte, und die Kundgebungen des bigotten Pius füllten das Maß zum Überlaufen. Eine kulturkämpferische Stimmung beherrschte die ganze protestantische Bevölkerung Deutschlands, und sie jubelte auf, als Bismarck die römischen Provokationen mit der Einleitung der kirchenpolitischen Gesetzgebung beantwortete. Warum dieser Feldzug mit einer Niederlage endigen mußte, wie diese Niederlage das Zentrum zur ausschlaggebenden Partei erhob, und wie Bülow den vorläufig geglückten Versuch gemacht hat, es kalt zu stellen, braucht hier nicht noch einmal erzählt zu werden. Nur an eine Wirkung des Kulturkampfes sei erinnert: an die konfessionelle Polemik. Ihr Ton erreicht in der Schärfe, wenn auch nicht in der Unflätigkeit, beinahe den des 16. Jahrhunderts. Auf der protestantischen Seite ist von dem Verständnis für katholische Dinge, das vor hundert Jahren ziemlich verbreitet war — auch Ranke noch hat sie mit künstlerischer Objektivität behandelt —, kaum etwas zu spüren. Wenn wir von einigen Theologen wie Harnack absehen, ist an die Stelle der sonst doch heut so beliebten Entwicklungslehre wieder auf beiden Seiten die Zweischachteltheorie getreten, wissenschaftlicher ausgedrückt: der parsische Dualismus. Jede der beiden Parteien bildet sich ein, im Schoße Ahuramazdas zu sitzen, und ist damit der Verpflichtung enthoben, das Recht der Gegner, die ihr nur als Teufelsbrut gelten, zu prüfen.

Eine Kritik dieses Zustandes hat nun mit der Mahnung zu beginnen, man möge die vorhandenen Realitäten als für die nähere Zukunft unabänderlich anerkennen. Im 16. Jahrhundert saß die Idee der einen Weltkirche so fest in den Köpfen und den Herzen, daß der Gedanke an eine dauernde Spal-

tung allen unfaßbar erschien. Jede der drei Kirchen hielt sich für die eine wahre Kirche und für verpflichtet, alle „Ketzer" mit Stumpf und Stil auszurotten. Der einen gelang das in Frankreich, den andern beiden in Großbritannien und Skandinavien. In Deutschland rangen sie vergebens miteinander bis 1648, wo sie, bis zum Tode erschöpft, einander nach dem Grundsatze des cujus regio illius religio gegenseitige Anerkennung in geschlossenen Territorien gewährten. Das tatsächliche Nebeneinander der Konfessionen eröffnete den Denkern die Einsicht in die Relativität der Religionswahrheiten, und die Mischung von Katholiken und Protestanten, die der wirtschaftliche und technische Umschwung des 19. Jahrhunderts zuwege brachte, gewöhnte die Angehörigen der beiden Konfessionen daran, friedlich miteinander zu verkehren. Das Verhältnis ihrer Kopfzahl hat sich seit 1648 nicht wesentlich geändert; und daß an eine wesentliche Änderung auch in nächster Zukunft nicht zu denken ist, ist eben die Realität, die man als zunächst . . unabänderlich hinnehmen muß. Die Katholiken tun das; sie wissen: wir sind und bleiben Minorität. Auf der andern Seite dagegen ist seit dem Kulturkampf das Gelüst, diese Minderheit, sei es durch neue Zwangsmittel des Staates, sei es durch „Evangelisation" zu vernichten, noch nicht erloschen.

Von den Beschwerden, die beide Parteien gegeneinander erheben, sind die protestantischen weniger begründet als die katholischen. Die Schuld der Katholiken steckt in Dingen, die nicht so auf der Oberfläche liegen. Harnack hat recht, wenn er mahnt, man solle endlich einmal die alten Geschichten ruhen lassen. In der wissenschaftlichen Erörterung müssen freilich die Inquisition und die Missetaten von Päpsten und Geistlichen früherer Jahrhunderte erwähnt und gewürdigt werden, aber es hat keinen Sinn diese Dinge immer wieder in Lokalblättchen und großen Zeitungen oder in volkstümlichen Broschüren den heutigen Katholiken an den Kopf zu werfen. Niemand kann für die Verbrechen seiner Vorfahren verantwortlich gemacht werden. Was übrigens die Protestantenverfolgungen in Frankreich, Deutschland und den Niederlanden betrifft, so werden sie durch die Katholikenverfolgung in England und die jahrhundertelange Mißhandlung der katholischen Iren so ziemlich aufgewogen. Die Hugenotten sind auch keine Lämmer gewesen, sondern, wie Hume und Buckle hervorheben, gefährliche Rebellen und so intolerant, daß sie nicht einmal dem Könige, wenn er eine ihrer Städte besuchte, gestatten wollten, sich eine Messe lesen zu lassen. Wenn im protestantischen Norden Deutschlands und in Skandinavien kein katholisches, in Süddeutschland und in den Niederlanden viel evangelisches Blut vergossen worden ist, so begründet das noch keinen Ruhmestitel für die Protestanten. Im Prinzip waren die Reformatoren so unduldsam wie die katholische Hierarchie. Calvin hat für seine französischen Glaubensgenossen plädiert — nicht etwa auf Grund der Toleranzidee, sondern weil Papisten kein Recht hätten, die wahren und echten Christen zu verfolgen. Den Servet, der ihm als Leugner der Trinität ein noch ärgerer Ketzer war

als die Papisten, ließ er beim Inquisitionstribunal zu Lyon denunzieren, und als der edle Arzt, der davon keine Kenntnis hatte, nach Genf als Flüchtling kam, wurde er dort von einer Obrigkeit, die nicht die seine war, eingekerkert und verbrannt. Der milde Melanchthon aber konnte nicht begreifen, wie es Leute geben könne, die Servets Hinrichtung mißbilligten. Daß die Protestanten in den meisten ihrer Territorien nicht dazu kamen, Todesurteile über Papisten zu verhängen, lag in den Umständen. Als die kleine niederländische Republik mit der Weltmacht Spanien im Kriege lag, waren die Calviner sogar in der Provinz Holland noch eine Minderheit, und obwohl sie die Ausübung der katholischen Religion beschränkten, wäre es doch geradezu Wahnsinn gewesen, wenn sie die katholische Mehrheit, die an dem (nicht durch die Religionsbedrückung verursachten, sondern aus wirtschaftlichen Gründen unternommenen) Befreiungskriege teilnahm, hätten ausrotten wollen. Norddeutschland und Skandinavien aber waren schon innerlich vom Katholizismus abgefallen, als die Fürsten die Reformation einführten; diese begegnete darum keinem Widerstande, der grausame Maßregeln erfordert hätte. In Österreich und Böhmen lag die Sache anders. Hier strebten die protestantisch gewordenen Standesherren im Bunde mit den Generalstaaten, mit Frankreich und den Türken die Errichtung einer Adelsrepublik an und nötigten so die Habsburger zu einem Kampfe auf Leben und Tod. Die Untertanen der Standesherren waren zwar infolge der Verwilderung des Klerus selbst religiös und sittlich verwildert, aber nur zum kleineren Teil überzeugte Lutheraner, im ganzen, als halbe Südländer, dem katholischen Kirchenwesen an sich — man denke an die Fröhlichkeit, den Kunstsinn, die Musikliebe der Älpler — nicht abhold. Darum fügte sich die Mehrheit der Gegenreformation, während die widerstrebende Minderheit allerdings teils umgebracht teils zur Auswanderung gezwungen wurde. Döllinger hat noch im Jahre 1861, wo er der Kurie schon in Opposition gegenüber stand, geschrieben: „Die Katholiken, Fürsten, Klerus und Volk, führten einen Kampf der Selbsterhaltung, indem sie alles aufboten, das Eindringen des Protestantismus in ihr Gebiet abzuwehren, den bereits eingedrungenen wieder auszustoßen. Sämtliche Reformatoren und Theologen der neuen Kirchen ließen in ihren Schriften nicht den leisesten Zweifel aufkommen an dem Prinzip, daß die katholische Religion überall ausgerottet werden müsse, wo man die Macht dazu habe." Nur dürfen sich die Katholiken nicht darüber wundern, daß bei den Protestanten die Erinnerung an die von katholischen Fürsten erlittenen Verfolgungen noch sehr lebendig und die Empfindlichkeit darüber noch sehr reizbar ist. Denn der katholische Teil hat sich Ausbrüche des Verfolgungsfanatismus bis in sehr junge Zeit, bis in die Zeit, wo schon die Toleranz als Humanitätspflicht von der Kulturwelt anerkannt war, zu schulden kommen lassen. Im Jahre 1731 hat der Erzbischof von Salzburg, Firmian, nur durch die Drohung Friedrich Wilhelms I., er werde Repressalien üben, von Metzeleien abgehalten, in brutalster Weise eine brave Bauernschaft, 30000 Köpfe stark, ausgetrieben,

von denen 20000 der inneren Kolonisation Preußens zu gute kamen, und 1837 hat Friedrich Wilhelm III. 400 evangelische Zillertaler, die zur Auswanderung gezwungen wurden, in Erdmannsdorf angesiedelt. In Schlesien endlich wirkte das cujus regio noch ganz anders als in Böhmen und den Alpenländern. Dort war die Mehrheit evangelisch, und dieser Mehrheit war die Ausübung ihres Gottesdienstes verwehrt, ihre Kirchen, ihre Pfarrpfründen wurden ihr weggenommen. Der Schwede Karl XII. mußte kommen, ihr einige „Gnadenkirchen" zu erkämpfen, und erst der große Friedrich brachte ihr Erlösung vom unerträglichen Druck. Also ziemt den Katholiken bei der Erinnerung an diese Dinge ein demütiges: nostra culpa, nostra maxima culpa!

Wenn dagegen behauptet wird, der Papst und die Jesuiten hätten Deutschland zerrissen — die Katholiken erheben gegen Luther diesen Vorwurf —, so ist darauf zu erwidern, daß es weder die Jesuiten noch die Reformatoren, sondern die deutschen Fürsten gewesen sind. Karl V. fand das Territorialfürstentum schon ausgebildet vor, und wäre auch ganz Deutschland evangelisch geworden, so würde das die Fürsten nicht abgehalten haben, im Bunde mit — je nachdem — Spanien oder Schweden oder Frankreich, und zum Teil im Solde Frankreichs, ihre auf Vergrößerung ihrer Territorien gerichtete selbstsüchtige Politik zu verfolgen. Den dreißigjährigen Krieg aber haben nicht die Jesuiten angezettelt, sondern die böhmischen Stände, die den Pfalzgrafen zum Könige wählten. Würde es sich Friedrich Wilhelm II. gefallen lassen haben, wenn nach Friedrichs des Großen Tode die schlesischen Stände einem Erzherzog die Herrschaft über Schlesien angeboten hätten? Überhaupt war bei den Religionskriegen die Religion meistens nur Vorwand der Politik; den Konfessionshaß entflammten die Fürsten, um sich für ihre Unternehmungen Bundesgenossen zu sichern. Heute noch in der konfessionellen Spaltung eine Gefahr fürs Reich sehen zu wollen, ist geradezu lächerlich. Sogar unterm ancien régime haben Soutanen und Unterröcke für sich allein keinen Krieg zu entflammen vermocht. Richelieu und Mazarin führten nicht als Kardinäle, sondern als Minister Krieg und waren bekanntlich mit den deutschen und den holländischen Protestanten verbündet. Und nun heute gar! Den Papst, der nicht einmal sein eignes jämmerliches Stätlein zu behaupten vermocht hat, als politischen Feind fürchten, das ist eine der hübschesten Illustrationen zu Bismarcks leider in beiden Hälften unwahren Phrase: der Deutsche fürchtet Gott und sonst niemand in der Welt.

Aber die katholische Kirche, heißt es weiter, ist auch heute noch unduldsam. Die grundsätzliche Unduldsamkeit gibt sie zu. Sie glaubt im Besitze der Wahrheit, darum berechtigt und verpflichtet zu sein, den Irrtum als Irrtum zu bezeichnen. Es gibt bekanntlich andere Konfessionen, außerdem politische Parteien und wissenschaftliche Schulen, die sich ganz ebenso verhalten, ohne daß darüber Lärm geschlagen würde. Was aber für Tausende von Menschenschicksalen Bedeutung hat, das ist nicht die prinzipielle Toleranz oder In-

toleranz, sondern der Grad tatsächlicher Duldung. Da haben wir nun folgende Tatsachen. In den „katholischen" Ländern Frankreich nnd Italien bestehen so wenig gesetzliche Beschränkungen der Protestanten, daß vielmehr, wenigstens in dem zuerst genannten Lande, die Katholiken über Verfolgung zu klagen haben. In Österreich haben die interkonfessionellen Gesetze der sechziger Jahre die letzten Beschränkungen hinweggeräumt, und nachdem der Widerstand Tirols, das seine Glaubenseinheit wahren wollte, gebrochen worden ist, werden neuen protestantischen Gemeindegründungen und Kirchenbauten keine Hindernisse mehr bereitet. Wie es jetzt in Spanien steht, das übrigens eine Welt für sich und nur mit Vorbehalt zu Europa zu rechnen ist, vermag ich nicht zu sagen. Dagegen gibt es im Deutschen Reiche drei Staaten: Sachsen, Braunschweig und Mecklenburg, in denen die Ausübung der katholischen Religion gesetzlichen Beschränkungen unterliegt. Wie diese Gesetze lauten, und wie sie gehandhabt werden, wird kaum allen Lesern bekannt sein; denn von gewissen sehr merkwürdigen Vorkommnissen der letzten Jahre (wären sie Protestanten in Tirol oder in Spanien passiert, so wüßte sie bei uns jedermann) haben viele konservative und viele liberale Zeitungen trotz ihrer angeborenen Geschwätzigkeit kein Sterbenswörtchen verraten, und als das Zentrum seinen Toleranzantrag einbrachte, stellten sich manche Redaktionen, als wüßten sie nichts, und fragten, Verwunderung heuchelnd, was denn die Katholiken eigentlich wollten? Braunschweig und Mecklenburg haben sich durch den Toleranzantrag zu einigen Milderungen bewegen lassen. Man klagt über katholische Proselytenmacherei. Ich bin 19 Jahre lang römisch-katholischer Geistlicher gewesen, aber in dieser Zeit ist mir kein einziger Fall vorgekommen, wo einer meiner Amtsbrüder darauf ausgegangen wäre, evangelische Christen ihrem Glauben abwendig zu machen. Dagegen habe ich mich 1866 genötigt gesehen, gegen einen Pastor Beschwerde zu führen, der im Lazarett unter den verwundeten katholischen Österreichern polemische Traktätlein verteilte. Natürlich kommen immer Übertritte von der einen Konfession zur andern vor, aber sie verschieben ihr gegenseitiges Zahlenverhältnis zu Ungunsten der Katholiken. Für das Deutsche Reich ergibt eine statistische Untersuchung des Jesuiten Krose folgendes. Unter tausend Seelen waren 1871 evangelisch 623, katholisch 362, im Jahre 1900 dagegen 625 evangelisch, 360 katholisch. Sehr natürlich! Die Minderheit erleidet — abgesehen von Zeiten, wo sich eine neu entstandene Religion ausbreitet — immer einen Absorptionsprozeß, der allerdings nur schwach wirkt, solange die Minderheit noch groß und kräftig ist. Protestantische Blätter pflegen über römische Propaganda zu klagen, so oft in evangelischen Gegenden katholische Kirchen oder Schulen gebaut werden. Aber solche werden nicht für „bekehrte" Protestanten, sondern für zugewanderte Katholiken — meistens arme Arbeiter — errichtet. Hat der Bonifaziusverein nicht das Recht, ebenso für seine Glaubensgenossen in der Diaspora zu sorgen, wie der schon vor ihm gegründete Gustav Adolf-Verein?

Das sind private Vorgänge. Eine offizielle Propaganda der Hierarchie zur Bekehrung der Protestanten gibt es erst recht nicht. Wie steht es dagegen auf der andern Seite? Während der Gedanke, Italiener oder Spanier könnten Missionäre zur Bekehrung der norddeutschen Protestanten entsenden, völlig absurd ist, kennt alle Welt die öffentlich betriebene evangelische Mission in Italien und Spanien, kennt die beiden Fliedner, Vater und Sohn, die von Zeit zu Zeit Deutschland bereist haben, um Geld für ihre spanische Mission zu sammeln. Dann kam die Los-von-Rom-Bewegung in Österreich, die von reichsdeutschen Pastoren mit reichsdeutschem Gelde betrieben wird. Und schließlich ist gar eine Evangelisationsgesellschaft nicht für die Heiden, sondern für die Katholiken gegründet worden. Das Substantielle der albernen Phrase, daß Rom in Deutschland herrsche, die wir bis zum 13. Dezember 1906 zehn Jahre lang fast täglich hören oder lesen mußten, reduziert sich auf die ausschlaggebende Stellung, die dem — in politischen Dingen dem Papste keineswegs gehorsamen — Zentrum auf die natürlichste Weise von der Welt zugefallen ist, und in der es eine Menge sehr nützlicher Arbeit geleistet hat.

Die Katholiken hinwieder klagen, besonders in Preußen, über die Imparität. So z. B. konstatierte vor ein paar Jahren die Kölnische Volkszeitung, daß in Preußen kein Minister katholisch war und von den Oberpräsidenten nur einer. Wenn einmal ein Katholik eines der höchsten Staatsämter erlangt, so ist er entweder ein Fürst oder Herzog, der sich nicht zur katholischen Partei hält, oder zwar ein weniger vornehmer Mann, der aber in gemischter Ehe lebt und seine Kinder evangelisch erziehen läßt. Den Einwand, daß mechanische Parität nicht hergestellt werden könne, und daß eben die alleinige Berücksichtigung der Qualifikation zufällig ein unverhältnismäßig starkes Plus der evangelischen Staatsbeamten ergebe, hat vor 70 Jahren Ernst von Lasaulx mit der schon einmal angeführten Bemerkung zurückgewiesen, daß man sich zwar einen oder den andern Zufall gefallen lasse, daß aber kein Mensch an Zufall glaube, wenn fast niemals ein Katholik in die höchsten Rangklassen aufsteigt. Ebensowenig, füge ich hinzu, an ein Manko der Qualifikation, das eine so starke Zurücksetzung rechtfertigen würde. Imparität herrscht auch auf dem Gebiete der Schule. Es hält unendlich schwer, in evangelischen Gegenden, wo Einwanderung eine Schar katholischer Kinder anhäuft, die Erlaubnis zur Errichtung einer besondern Schule, und an Simultanschulen mit starker katholischer Schülerzahl die Anstellung eines katholischen Lehrers zu erlangen.

Was die Skandalgeschichten betrifft, die in liberalen und sozialdemokratischen Blättern von italienischen und spanischen Geistlichen und Klosterleuten erzählt werden, so behauptet die Zentrumspresse, in Italien werde die Erfindung solcher Lügengeschichten, deren Verbreitung sich die gegnerische deutsche Presse angelegen sein lasse, fabrikmäßig betrieben. Sehr möglich. In einem Falle, dem wenigstens eine Denunziation und eine gerichtliche Untersuchung zugrunde

lagen, und der vorigen Sommer großes Aufsehen erregte, ist die Grundlosigkeit des Klatsches nachgewiesen worden: aus der gerichtlichen Untersuchung sind die Salesianer von Varazze glänzend gerechtfertigt hervorgegangen. Doch haben die Liberalen recht, wenn sie sagen, die in der katholischen Presse übliche Art der Dementierung überzeuge nicht. . . Gewöhnlich handelt es sich in diesen Geschichten um sogenannte Sittlichkeitsvergehen. Nun wäre es ganz unnatürlich, ein wirkliches Wunder der vermeintlichen Gnade, die in der Kirchenlehre so mächtig erscheint und im Leben so wenig zu bemerken ist, wenn unter tausenden von Zölibatären die Sünder dieser Art nicht zahlreich wären und einzelne davon nicht aus Unvorsichtigkeit oder Mangel an Selbstbeherrschung mit dem Strafgesetz in Konflikt gerieten. Eben darum aber berechtigte auch eine noch weit größere Anzahl von derartigen Vergehungen nicht über die Sittlichkeit des katholischen Klerus den Stab zu brechen und die katholische Kirche als die Züchterin von Lastern darzustellen, wie das so häufig geschieht. Und andrerseits steht es doch fest, daß von vielen Mitgliedern des katholischen Welt- und Ordensklerus heroische Tugend im Dienste der Nächstenliebe geübt wird. Nach den großen Kriegen haben Offiziere und Ärzte den geistlichen katholischen Krankenpflegern und Pflegerinnen uneingeschränktes Lob erteilt, — den freiwilligen weltlichen viel weniger; und als voriges Jahr der Magistrat von Greifswald die Erlaubnis zu einer von den dortigen Katholiken gewünschten Niederlassung von Grauen Schwestern nicht geben wollte, hat diese der freisinnige Abgeordnete Gothein auf Grund persönlichster Erfahrung gegen die protestantischen Vorurteile und namentlich gegen die Anklage der Proselytenmacherei in Schutz genommen. Auch hat der katholische Welt- und Ordensklerus nicht bloß die gewöhnlich sogenannten Liebeswerke aufzuweisen; seine soziale Tätigkeit, besonders durch Gründung und Leitung gemeinnütziger Genossenschaften, Belehrung und Beratung des Volkes in ökonomischen Dingen, ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung fürs Gemeinwohl. Demnach sollte die Presse ganz allgemein die Praxis annehmen, die von den vornehmsten, namentlich konservativen Blättern, schon längst geübt wird, über Vergehungen von Geistlichen nur dann, wenn sie gerichtsnotorisch sind, kurz, ohne gehässige Zusätze und Einkleidung, zu berichten.

Freilich bleibt die Tatsache bestehen, daß die katholische Kirche wirklich eine gewaltig große Skandalgeschichte hat; nicht weil die katholischen Christen schlechter wären als die protestantischen, oder die Menschen vor der Reformation böser gewesen wären als nachher, sondern weil die katholische Kirche nach Lebensdauer und Kopfzahl das größte aller sozialen Gebilde der Kulturwelt ist. An die Tatsachen dieser Skandalgeschichte bei passenden Gelegenheiten zu erinnern und sowohl wissenschaftliche als praktische Folgerungen daraus zu ziehen, ist einfach Pflicht des Geschichtsschreibers, des Theologen, des Politikers, des Publizisten, und wenn sich das die Katholiken nicht gefallen lassen wollen, so ist das eine un-

berechtigte Empfindlichkeit, auf die nicht Rücksicht genommen werden kann und darf. Vor 400, vor 500 Jahren lachte die ganze Christenheit über die Schwänke, deren Helden Pfaffen und Mönche waren. Wenn heute die Katholiken fordern, daß ihre Kirche, ihre Hierarchie als eine wahrhaftige Gemeinschaft der Heiligen nicht anders als mit Ehrfurcht behandelt werde, so bekundet das zwar jene erfreuliche Verfeinerung des Gefühls und Hebung des sittlichen Niveaus, die, wie nicht übersehen werden darf, hauptsächlich protestantischen Einflüssen zu verdanken sind, aber die Forderung ist unberechtigt und unerfüllbar. Die Protestanten haben ganz recht, wenn sie, wie zuletzt wieder auf der letzten Generalversammlung des Evangelischen Bundes, die Abschaffung des § 166 fordern, der die Beschimpfung der anerkannten Religionsgesellschaften und ihrer kirchlichen Einrichtungen verbietet. Gott bedarf keines Schutzes; der Schutz aber, der den Kirchen gewährt wird, kommt weit mehr der katholischen als der evangelischen Kirche zugute. Jene hat eben hundertmal so viel Schutzbedürftiges als diese. Die evangelische Kirche hat offiziell die Dogmen der alten Konzilien und tatsächlich gar keine. Die katholische Kirche besitzt so viel Dogmen, daß sie keiner ihrer Gläubigen alle kennt, und darunter so anstößige wie die älteren von den Wirkungen der Ablässe und der geweihten Gegenstände und die funkelnagelneuen von der unbefleckten Empfängnis Mariä und der päpstlichen Unfehlbarkeit. Die evangelische Kirche hat außer ihren zwei Sakramenten, ihrer einfachen Liturgie, dem öffentlichen Gebet und dem Kirchengesang gar keine Bräuche, die katholische dagegen hat die an sich berechtigte Symbolik ihres Kultus zu einem Wust von Bräuchen erweitert, von denen manche an sich den Spott herausfordern, andre wenigstens durch die Form, in der sie von den Bigotten praktiziert werden. Zudem gereicht die öffentliche Ausübung dieser Bräuche den Andersgläubigen vielfach zum Anstoß, ja, unterwirft sie einem lästigen Zwange, mutet ihnen sogar Verleugnung ihres Glaubens zu. Sie sollen in katholischen Gegenden den unzähligen an der Straße aufgerichteten Kreuzen und Heiligenbildern ihre Reverenz machen und dadurch einen Hauptunterschied des Christentums vom Heidentum verleugnen, der darin besteht, daß der Heide toten Dingen als geheiligten Gegenständen Ehre erweist, der Christ aber nur zwei Objekte der Verehrung anerkennt: Gott und die Menschenseele; diese, soweit sie sich durch Vergöttlichung der Verehrung würdig macht. Die Anbetung der konsekrierten Hostie ist kein Götzendienst, aber sie kommt dem Götzendienst so nahe, daß den Unterschied nur eine philosophische Erwägung herauszufinden vermag, die der nicht philosophisch Gebildete anzustellen nicht fähig ist. Und deshalb ist es durchaus in der Ordnung, wenn die Polizei in gewissen Gegenden, ärgerlichen Konflikten vorzubeugen, die öffentliche Veranstaltung „theophorischer" Prozessionen verbietet.

Aber die Katholiken erheben nicht allein ungerechtfertigte Beschwerden, sie haben sich auch mehrerer wirklicher Friedensstörungen schuldig gemacht. Und

während die Protestanten unaufhörlich lärmen über angebliche Friedensstörungen, die, wie die katholische Proselytenmacherei, gar nicht existieren, ist ihr Protest gegen jene wirklichen Friedensstörungen viel zu mild und lange nicht einmütig und geschlossen genug ausgefallen. Ich meine zunächst die Reliquienausstellungen, die Faustschläge ins Antlitz des modernen Kulturmenschen sind. Wird darüber gespottet oder Unwillen geäußert, so pflegen sich die Katholiken auf den profanen Kult von Reliquien großer Männer zu berufen; ähnlich auf die verschiednen Arten von altem Volksaberglauben und neuem Schwindel, wenn ihnen ihr Aberglaube vorgerückt wird. Sie übersehen nur den wesentlichen Unterschied, daß Luthers Tintenklecks auf der Wartburg, das Kartenschlagen und die magnetischen Wunderkuren keine Einrichtungen der evangelischen Kirche sind, die Benediktusmedaillen aber und die durch priesterliche Weihe mit allerlei Heilkraft imprägnierten Wässer, Kerzen, Rosenkränze und Bilder sowie die Reliquien, durch deren Verehrung man Ablässe gewinnen kann, zu den Einrichtungen der katholischen Kirche gehören. (Wie Apologeten das Anstößige mit theologischen Spitzfindigkeiten wegzudisputieren verstehen, weiß ich natürlich). Dann die Unverschämtheit Denifles, nicht allein Luthern auf das schmählichste zu verunglimpfen, sondern auch den deutschen Protestanten die Rückkehr unter die Botmäßigkeit des Papstes zuzumuten, dieser Kurie, die dreimal daran gewesen ist, im Lastersumpf zu ersticken, und alle dreimal von Deutschen herausgerissen worden ist: von Otto dem Ersten, Heinrich dem Dritten, und von ... Luther. Dann die Kirchhofgeschichte von Fameck. Die katholischen Blätter wollten damals den Bischof Benzler mit dem geltenden Recht herausreden. Hätte er bloß die protestantische Leiche ausgraben und hinausschaffen lassen, so könnte man die Ausrede gelten lassen; der Mann wäre dann nur ein verknöcherter und roher Vertreter eines veralteten Rechts. Aber den Kirchhof für entweiht erklären und aufs neue weihen, das heißt die protestantische Mehrheit unsers Volkes auf das gröblichste beschimpfen. Die Katholiken können unmöglich verlangen, zu hohen Staatsämtern befördert zu werden, wenn der protestantische Regierungsrat, der Minister denken muß, daß nach der Sitzung sein katholischer Kollege die Befleckung, die er sich zugezogen hat, mit Weihwasser abwäscht. Oder verpestet ein lebendiger Ketzer die Seelen weniger als die Leiche eines solchen? Das wäre doch der Gipfel des Fetischismus. Die Wurzel dieser Art von Intoleranz steckt in den Dogmen von der Hölle und von der alleinseligmachenden Kirche. Beide Dogmen sind zwar von den Reformatoren übernommen, aber von der Masse der Protestanten längst aufgegeben worden. Ihnen entspringt auch die ängstliche Absonderung der Katholiken im bürgerlichen Leben, im geselligen Verkehr, das konfessionelle Verbindungswesen an den Hochschulen.

Diese Prüfung der gegenseitigen Beschwerden der Konfessionen zeigt, daß der Haß, den sie gegeneinander hegen, unbegründet und sinnlos ist,

und daß sie sich bei einigem guten Willen ohne Preisgebung ihrer Rechte und ihrer seelischen Güter miteinander verständigen könnten. Die Verständigung ist wünschenswert, nicht etwa, weil von der konfessionellen Zwietracht dem Vaterlande Gefahr drohte — das ist ganz und gar nicht der Fall; sondern nur, weil sie das Leben noch ungemütlicher und häßlicher macht, als es so schon ist, und weil die konfessionelle Polemik und Agitation eine Menge edler Kräfte auf einen schlechten Zweck verschwendet. Zudem wird dadurch die vernünftige Entwicklung auf dem religiösen Gebiete aufgehalten. Diese ist, wie schon bemerkt wurde, vor hundert und mehr Jahren von den großen protestantischen Geschichtsschreibern und Philosophen angebahnt worden, die uns gelehrt haben, die Konfessionen und ihre verschiednen Entwicklungsstadien als verschiedne Formen des Christentums zu verstehen, deren jede für ihre Zeit, für ihr Volk berechtigt, notwendig und heilsam ist, und sie haben die beiden Glaubenssätze des sechzehnten Jahrhunderts überwunden, nach denen für die einen das Papsttum vom Teufel gestiftet, für die andern das Luthertum der Abschaum aller gottlosen Ketzereien war. Die protestantische Bevölkerung war schon für die Aufnahme dieser Erkenntnis vorbereitet, da ist ein Teil der protestantischen Gelehrtenwelt — nicht ohne von den Katholiken und namentlich vom Papste gereizt zu sein — auf den Standpunkt des 16. Jahrhunderts zurückgekehrt und spricht, in der Polemik einer gewissen Presse wenigstens, dem katholischen Teil die Existenzberechtigung ab. Dadurch macht man es den Katholiken bis zur Unmöglichkeit schwer, den protestantischen Volksgenossen, oder vielmehr deren im engsten Kreise wirkender Elite, im Erkenntnisfortschritte nachzukommen.

Also Verständigung zwischen den Konfessionen ist möglich und wünschenswert, nicht Verschmelzung beider zu einer Nationalkirche oder Vernichtung der schwächeren durch vollständige Absorption. Harnack hat in seiner Kaisergeburtstagsrede vom 27. Januar 1907 (sie ist unter dem Titel „Protestantismus und Katholizismus in Deutschland" erschienen) das Verständigungsproblem ähnlich wie ich behandelt und u. a. auch einen Nutzen der kirchlichen Spaltung anerkannt, den ich hervorzuheben pflege. In den romanischen Ländern zerfällt die Bevölkerung in Klerikale und Antiklerikale, und da törichterweise auf unserem Kontinent — nicht in England und in den Vereinigten Staaten — die Weltanschauung als Prinzip der politischen Parteibildung benutzt wird, so erzeugt die Multiplikation des politischen Gegensatzes mit dem ideellen einen tötlichen Haß der beiden großen Parteien gegeneinander. Von dieser wirklich gefährlichen Spaltung waren wir in Deutschland verschont geblieben. Wir hatten nicht die Zweiteilung, sondern die drei großen ideellen Gruppen der evangelischen Christen, der Katholiken und der mehr oder weniger Freidenkerisch-Konfessionslosen, und da jede der drei Parteien abwechselnd die eine und die andere der beiden Gegnerinnen brauchte, rissen die Bänder zwischen ihnen nicht ab und konnte auch keine Kluft entstehen, über

die hinüber Verständigung nicht möglich ist. Harnack meint freilich, dieser Gewinn sei zu teuer erkauft, weil die Spaltung furchtbare Gefahren in sich berge. Diese Gefahren vermag ich, wie die Leser gesehen haben, nicht anzuerkennen. Gefährlich könnte die Spaltung vielleicht in dem glücklicherweise unwahrscheinlichen Falle werden, daß Bülows Blockpolitik Bestand hätte, die auch dem deutschen Volke die Zweiteilung zu bescheeren, uns politisch wieder in ein Corpus Evangelicorum und ein Corpus Catholicorum zu spalten versucht. Und gerade die spezifisch katholischen Ideen — die, nebenbei gesagt, aus der Verflechtung mit den ultramontanen, d. h. den hierarchischen und theurgischen, loszulösen, die Aufgabe einer zukünftigen Reform des Katholizismus ist — brauchen wir in der heutigen Zeit recht notwendig: die freiwillige Askese (an Askese, die durch Polizei, Militär, Konvention und Armut erzwungen wird, haben wir mehr als genug), die Liebe zur Armut (das heißt eine Schätzung des innern Reichtums, die den Glanz des materiellen verblassen läßt), die Charitas (in deren Übung seit einigen Jahrzehnten die Evangelischen nachfolgen, was schon eine erfreuliche Annäherung der beiden Konfessionen an einander bewirkt hat), den symbolischen Gottesdienst (der die Armen und Einfältigen gemütlich und ästhetisch bereichert, Gebildete und Ungebildete — was die Predigt nicht vermag — im Kultus eint). Dieses alles als Gegengewicht gegen die Gier nach ungezügeltem „Sichausleben", gegen den Mammonismus und die Erdrückung der Herzenskultur durch Kulturplunder, gegen die Verkrüppelung der Armen zum Pöbel, zum „häßlichen Menschen", gegen das Kraftmeiertum der Herrenmenschen, die ihre nationale Gesinnung dadurch betätigen, daß sie zu ihrem Vergnügen wehrlose Farbige martern oder wie Wild abschießen und mit legislatorischen Kürassierstiefeln auf Machtlosen und auf Minoritäten herumtrampeln. Je mehr der katholischen Kirche nicht allein alle Zwangsmittel, sondern auch alle äußern Stützen entzogen werden, desto mehr wird ihre Anhängerschaft ganz von selbst auch in Deutschland ohne gehässige Maßregeln des Staates auf die Zahl der wahrhaft Gläubigen zurückgehen. Diese aber sind als Inhaber wertvoller Kulturgüter zu schätzen und zu schützen.

# Der Weg ins Freie/ Roman von Arthur Schnitzler

Schluß

Sie nahmen den Weg durch wenig belebte und mäßig beleuchtete Vorstadtstraßen. Georg war es, als spazierte er in einer fremden Stadt umher. Plötzlich erschien ein Haus ihm sonderbar bekannt, und er merkte jetzt erst, daß sie an dem Haus der Familie Rosner vorbeigingen. Das Speisezimmer war erleuchtet. Wahrscheinlich saß dort oben der Alte allein, oder in Gesellschaft seines Sohnes. Ist es denn möglich, dachte Georg, daß in wenigen Wochen auch Anna wieder dort sitzen wird, am selben Tisch mit Vater, Mutter und Bruder, als wäre nichts geschehen? Daß sie wieder hinter jenem Fenster mit den jetzt geschlossenen Jalousien Nacht für Nacht schlafen, Tag für Tag aus diesem Hause sich zu ihren armseligen Lektionen begeben — daß sie dieses ganze, klägliche Leben wieder aufnehmen wird, als hätte nichts, gar nichts sich verändert? Nein! Sie durfte nicht mehr zu den Ihren zurückkehren, das wäre ja unsinnig gewesen. Zu ihm mußte sie kommen, mit ihm zusammen leben, zu dem sie gehörte. Das Telegramm aus Detmold! Beinahe hätte er dran vergessen. Er mußte mit ihr darüber reden. Hier war Hoffnung und Aussicht! In solch einer kleinen Stadt war das Leben wohlfeil. Auch war Georgs eigenes Vermögen noch lange nicht aufgezehrt. Man konnte es schon wagen. Überdies bedeutete die Stellung dort nur den Anfang. Vielleicht bald kam eine bessere, in einer andern, größern Stadt; über Nacht, unverhofft, wie solche Dinge immer kommen, war ein Erfolg da, man hatte einen Namen, nicht nur als Dirigent, sondern auch als Komponist und es brauchten kaum zwei, drei Jahre zu vergehen, so konnten sie das Kind zu sich nehmen..... Das Kind! .... Wie die Gedanken ihm durch den Kopf stürmten ... Auch das konnte man auf einen Augenblick vergessen?

Heinrich sprach noch immer; es war ganz offenbar, daß er sich übertäuben wollte. Er fuhr fort die Philosophen zu vernichten. Eben war er daran sie von Dichtern zu Spielenden zu degradieren. Jedes System — jedes philosophische und jedes moralische sei Wortspielerei. Eine Flucht aus der bewegten Fülle der Erscheinungen in die Marionettenstarre der Kategorien. Aber das war es eben, wonach es die Menschen verlangte. Daher alle Philosophie, alle Religion, alle Sittengesetze! Auf dieser Flucht waren sie immerfort begriffen. Wenigen, gar wenigen war die ungeheure innere Bereitschaft gegeben, jede Erfahrung als neu und einzig zu empfinden — die Kraft es zu ertragen, daß sie in jedem Augenblick gleichsam in einer neuen Welt stünden. Und doch: nur dem, der den feigen Drang überwinde, alle Erlebnisse in Worte einzuengen, dem zeige das Leben — das vielfältig-eine, das wunderbare, sich in seiner wahren Gestalt.

Georg hatte die Empfindung, als strebte Heinrich mit all seinen Reden nur

dies an: vor sich selbst jede Verantwortung gegenüber einem höhern Gesetz abzuschütteln, indem er keines anerkannte. Und wie in einem wachsenden Widerstand gegen Heinrichs faselhaft wunderliches Gebahren fühlte er, wie sich in seiner eigenen Seele das Bild der Welt, das ihm vor Stunden erst wie in Stücke zu zerfallen gedroht hatte, allmählich wieder zusammenzuschließen begann. Eben noch hatte er sich gegen die Sinnlosigkeit des Schicksals aufgelehnt, das ihn heute betroffen, und schon begann er dumpf zu ahnen, daß auch das, was ihm ein trauriger Zufall geschienen, nicht aus dem Leeren auf sein Haupt heruntergestürzt war, sondern daß es ebenso auf einem vorbestimmten, nur dunklern Weg zu ihm herangezogen war, wie das, was auf weithin sichtbarer Straße sich ihm nahte und das er gewohnt war Notwendigkeit zu nennen.

Sie waren vor dem Hause, in dem Heinrich wohnte. Der Hausmeister stand am Tor und teilte mit, daß er vor kurzem eine Depesche in Heinrichs Zimmer gelegt hätte.

„So?" sagte Heinrich wie gleichgültig und ging langsam die Treppen hinauf. Georg folgte. Im Vorzimmer zündete Heinrich eine Kerze an. Auf einem kleinen Tischchen lag die Depesche. Heinrich öffnete sie, hielt sie nah zum flackernden Licht hin, las für sich und wandte sich dann zu Georg. „Sie wurde heute morgens auf der Probe erwartet und ist nicht erschienen." Er nahm den Leuchter in die Hand und trat, von Georg gefolgt, in den nächsten Raum, stellte das Licht auf den Schreibtisch und ging im Zimmer auf und ab. Georg hörte durchs offene Fenster über den dunkeln Hof Klaviergeklimper. „Sonst enthält die Depesche nichts?" fragte er.

„Nein. Aber offenbar ist sie nicht nur nicht auf der Probe gewesen, sondern war auch in ihrer Wohnung nicht zu finden. Sonst hätte man wohl telegraphiert, daß sie krank sei, oder sonst ein Wort der Erklärung. Ja, lieber Georg" — er atmete tief auf — „diesmal ist es geschehen."

„Warum? Dafür ist doch kein Beweis vorhanden, kaum ein Anhaltspunkt."

Heinrich schnitt mit einer seiner kurzen Handbewegungen die Rede des andern ab. Dann sah er auf die Uhr und sagte: „Heut hab ich keinen Zug mehr ..... Ja ... was soll man nur — was soll man nur beginnen?" Er hielt inne, blieb stehen und sagte plötzlich: „Ich werde zu ihrer Mutter fahren. Ja. Das ist das beste ... Vielleicht, vielleicht ....."

Sie verließen die Wohnung. An der nächsten Ecke nahmen sie einen Wagen.

„Hat die Mutter etwas gewußt?" fragte Georg.

„Ach Gott", sagte Heinrich. „Was Mütter eben zu wissen pflegen. Es ist ja unglaublich, wie wenig die Menschen über das nachdenken, was in ihrer nächsten Nähe vorgeht, wenn sie nicht durch einen äußern Anlaß dazu genötigt werden. Und die meisten Menschen ahnen nicht einmal, was sie alles wissen, in der Tiefe ihrer Seele wissen, ohne sich's einzugestehen. Die gute Frau wird wohl etwas erstaunt sein, wenn ich so plötzlich vor ihr auftauche ... ich habe sie schon lange nicht gesehen."

„Was werden Sie ihr sagen?"

„Ja, was werde ich sagen?" wiederholte Heinrich und biß an seiner Zigarre herum. „Hören Sie, ich habe eine großartige Idee. Sie werden mit mir kommen, Georg, ich stelle Sie als Direktor vor, ja? Sie sind auf der Durchreise hier, müssen noch heute mit einem Separatzug um elf Uhr fort, nach Petersburg, haben irgendwie gehört, daß sich das Fräulein in Wien aufhält und ich, als alter Bekannter des Hauses bin so liebenswürdig Sie vorzustellen."

„Sind Sie zu dergleichen Komödien aufgelegt?" fragte Georg.

„Ach verzeihen Sie, Georg! Es ist ja alles gar nicht notwendig. Ich frage die Alte einfach, ob sie Nachricht hat ..... Was sagen Sie .... wie schwül diese Nacht ist?"

Sie fuhren über den Ring, durch den hallenden Burghof, durch die Straßen der Stadt. Georg war eigentümlich gespannt. Wenn die Schauspielerin nun wirklich ruhig bei ihrer Mutter zu Hause säße, dachte er. Er fühlte, daß es eine Art Enttäuschung für ihn bedeuten würde. Dann schämte er sich dieser Regung. Ist denn die ganze Geschichte eine Zerstreuung für mich, dachte er. Was den andern Leuten passiert ... ist uns wohl selten mehr, würde Nürnberger finden. ... Eine seltsame Art sich zu zerstreuen, um den Tod seines Kindes zu vergessen ... Aber was soll man tun? ... Ändern kann ich nichts mehr. In ein paar Tagen reis' ich fort. Gott sei Dank.

Der Wagen hielt vor einem Hause in der Nähe des Praterssterns. Über den Viadukt gegenüber dröhnte eben ein Zug, darunter weg liefen die Alleen des Praters ins Dunkle. Heinrich schickte den Wagen fort. „Ich danke Ihnen sehr", sagte er zu Georg. „Leben Sie wohl."

„Ich warte hier auf Sie."

„Wollen Sie wirklich? Nun, ich bin Ihnen sehr dankbar."

Er verschwand im Haustor. Georg ging auf und ab. Rings herum auf den Straßen war es trotz der späten Stunde noch ziemlich belebt. Aus dem Prater drangen die Klänge eines Militärorchesters zu ihm her. Ein Mann und eine Frau kamen an ihm vorbei. Der Mann trug ein schlafendes Kind auf dem Arm, das die Hände um den Hals des Vaters geschlungen hatte. Georg dachte an den Grinzinger Garten, an das kleine ungewaschene Ding, das ihm von den Armen der Mutter aus die Händchen entgegengestreckt hatte. War er damals wirklich gerührt gewesen, wie Nürnberger behauptet hatte? Nein, Rührung war es wohl nicht. Etwas anderes vielleicht. Das dumpfe Bewußtsein, dazustehen in der geschlossenen Kette, die von Urahnen zu Urenkel ging, an beiden Händen gefaßt, mit teilzuhaben am allgemeinen Menschenlos. Nun stand er mit einemmal wieder losgelöst, allein ... wie verschmäht von einem Wunder, dessen Ruf er ohne Andacht gehört hatte. Von einem nahen Kirchturm schlug es zehn Uhr. Fünf Stunden erst, dachte Georg. Und wie ferne war schon alles. Nun durfte er wieder frei durch die Welt treiben, wie früher einmal ... Durfte er wirklich?

Heinrich kam aus dem Haustor. Hinter ihm fiel das Tor zu. „Nichts", sagte er. „Ganz ahnungslos ist die Mutter. Ich habe nach der Adresse gefragt, als wenn ich ihr was wichtiges mitzuteilen hätte. Ich wäre gerade aus dem Prater gekommen und da fiel mir ein .... na und so weiter. Eine gute, alte Frau. Der Bruder sitzt am Tisch und zeichnet auf einem Reißbrett eine Ritterburg mit unzähligen Türmen aus einer illustrierten Zeitung ab."

„Jetzt seien Sie einmal aufrichtig", sagte Georg. „Wenn Sie sie auf diese Weise retten könnten, würden Sie ihr auch jetzt nicht verzeihen?"

„Ja Georg, merken Sie denn noch immer nicht, daß es sich gar nicht darum handelt, ob ich verzeihen will oder nicht? Denken Sie doch, ich hätte einfach aufgehört sie zu lieben, was doch gelegentlich passieren kann, auch ohne daß man ‚verraten' worden ist. Denken Sie, eine Frau, die Sie liebt, würde Sie verfolgen, eine Frau, vor deren Berührung ihnen aus irgend einem Grunde graut, würde Ihnen schwören, sie bringt sich um, wenn Sie sie verschmähen. Wären Sie verpflichtet ihr nachzugeben? Könnten Sie sich den leisesten Vorwurf machen, wenn sie wirklich aus sogenannter verschmähter Liebe in den Tod ginge? Würden Sie sich als ihr Mörder fühlen? Das ist doch lauter Unsinn, nicht wahr? Also wenn Sie glauben, daß es das sogenannte Gewissen ist, das mich jetzt peinigt, so irren Sie sich. Es ist einfach die Sorge um das Schicksal eines Wesens, das mir einmal nahestand und gewissermaßen heute noch nahesteht. Die Ungewißheit . . ." Plötzlich blickte er starr nach einer Richtung.

„Was ist Ihnen?" fragte Georg.

„Sehen Sie nicht? Ein Telegraphenbote. Er kommt auf das Haustor zu." Eh der Mann noch klingeln konnte, war Heinrich bei ihm, und sagte ihm ein paar Worte, die Georg nicht verstehen konnte. Der Bote schien Einwendungen zu machen, Heinrich erwiderte, und Georg, der nähergetreten war, konnte es hören. „Ich habe Sie ja hier vor dem Tor erwartet, weil mich der Arzt dringend darum gebeten hat. Dieses Telegramm enthält . . . vielleicht . . . eine traurige Nachricht . . . und es könnte für meine Mutter der Tod sein . . . nun wenn Sie mir nicht glauben, so klingeln Sie doch, ich geh mit Ihnen ins Haus." Aber schon hatte er auch die Depesche in Händen, öffnete sie hastig und las sie beim Licht einer Straßenlaterne. Sein Antlitz blieb völlig unbeweglich. Dann faltete er die Depesche wieder zusammen, reichte sie dem Boten hin, drückte ihm ein paar Silbermünzen in die Hand und sagte: „Sie müssen sie doch selbst drin abgeben."

Der Bote war befremdet, aber durch das Trinkgeld milde gestimmt. Heinrich klingelte und wandte sich ab. „Kommen Sie," sagte er zu Georg. Sie gingen stumm die Straße weiter. Nach ein paar Minuten sagte Heinrich. „Es ist geschehen."

Georg erschrak heftiger, als er erwartet hätte. „Ist es möglich . . ." rief er aus.

„Ja," sagte Heinrich. „Im See hat sie sich ertränkt. In dem See, an dem Sie heuer im Sommer ein paar Tage gewohnt haben," setzte er hinzu, in einem Ton, als trüge Georg nun auch irgendwie einen Teil der Verantwortung für das, was geschehen war.

„Was steht in dem Telegramm?" fragte Georg.

„Es ist vom Direktor. Er hat eben die Nachricht erhalten, daß sie beim Kahnfahren verunglückt ist. Erbittet nähere Weisungen von der Mutter." Er sprach kühl, hart ... als läse er eine Notiz aus der Zeitung vor.

„Die unglückliche Frau! Sollten Sie nicht doch, Heinrich ..."

„Was ...? Zu ihr? Was soll denn ich bei ihr tun?"

„Wer denn als Sie, kann ihr jetzt ... und muß ihr beistehen?"

„Wer denn als ich?" Er blieb stehen. „Sie denken, weil es sozusagen meinetwegen geschehen ist? Ich erkläre Ihnen hiermit feierlich, daß ich mich total unschuldig fühle. Der Kahn, aus dem sie sich hat sinken lassen, und die Wellen, die sie empfangen haben, können sich nicht schuldloser fühlen, als ich. Das will ich nur feststellen. — Aber daß ich zu der Mutter hinein muß ... ja, damit haben Sie vollkommen recht." Und er schlug wieder die Richtung nach dem Hause ein. „Wenn Sie wollen," sagte Georg, „so bleibe ich bei Ihnen." „Was fällt Ihnen ein, Georg. Gehen Sie nur ruhig nach Hause. Was soll ich noch alles von Ihnen verlangen? Und grüßen Sie Anna und sagen Sie ihr, wie sehr ich beklage ... na Sie wissen ja ... Da wären wir. Sie gestatten, daß ich noch ein paar Sekunden verziehe, ehe ich ..." Er blieb stumm stehen. Dann begann er wieder und seine Züge verzerrten sich: „Ich will Ihnen etwas sagen, Georg. Folgendes: Es ist ein großes Glück, daß man in gewissen Augenblicken gar nicht weiß, was einem eigentlich begegnet ist. Wenn man die Unheimlichkeit solcher Augenblicke nämlich sofort so stark empfände, wie man sie später in der Erinnerung empfinden wird, oder wie man sie in der Erwartung empfunden hat — man würde verrückt. Alle würden wir verrückt. Auch Sie Georg, ja Sie auch. Und manche werden eben wirklich verrückt. Das sind wahrscheinlich die Leute, denen die Gabe verliehen ist, sofort richtig zu empfinden. — Meine Geliebte hat sich ertränkt, hören Sie? Es ist nicht anders zu sagen. Ist wirklich früher andern etwas ähnliches passiert? O nein. Sie glauben sicher, daß Sie schon ähnliches gelesen oder gehört haben. Es ist nicht wahr. Heute das erstemal ... das erstemal, seit die Welt steht, ist so etwas passiert."

Das Tor öffnete sich und fiel wieder zu. Georg stand allein auf der Straße. Der Kopf war ihm wirr, das Herz bedrückt. Er ging ein paar Schritte, dann nahm er einen Wagen und fuhr nach Hause. Er sah die Tote vor sich, so wie sie an jenem hellen Sommertage vor der Bühnentür gestanden war, in roter Bluse und kurzem weißen Rock, mit den irrenden Augen unter dem rötlichen Schopf. Er hätte damals übrigens geschworen, daß sie mit dem Komödianten, der Guido ähnlich sah, ein Verhältnis hatte. Vielleicht war

es auch so. Das konnte eine Art von Liebe gewesen sein und was sie für Heinrich fühlte, eine andere. Es gab wirklich viel zu wenig Worte. Für den einen geht man in den Tod, mit dem andern liegt man im Bett, — vielleicht noch in der Nacht, eh man sich für den andern ertränkt. Und was beweist ein Selbstmord am Ende? Vielleicht nur, daß man in irgend einem Augenblick den Tod nicht recht verstanden hat. Wie wenige versuchen es noch einmal, wenn es ihnen einmal mißglückt ist. Das Gespräch mit Grace fiel ihm ein, an Labinskis Grab, das glühend-kalte, an dem sonnigen Februartag im schmelzenden Schnee. In jener Stunde hatte sie ihm gestanden, daß sie von keinem Grauen erfaßt worden war, als sie Labinski erschossen vor ihrer Wohnungstür gefunden hatte. Und als vor vielen Jahren ihre kleine Schwester gestorben war, hatte sie eine Nacht lang am Totenbett gewacht, ohne auch nur eine Spur von dem zu empfinden, was andre Menschen Grauen nannten. Aber etwas, das diesem Gefühle ähnlich sein mochte, so erzählte sie Georg, hatte sie in der Umarmung von Männern kennen gelernt. Zuerst war ihr das selbst rätselhaft gewesen, später glaubte sie es zu verstehen. Sie war nach der Aussage von Ärzten zur Unfruchtbarkeit bestimmt und darum mußte es wohl geschehen, daß der Augenblick der höchsten Lust, durch dieses Verhängnis gleichsam sinnlos geworden, ihr wie in ahnungsvollen Schauder versank. Dies war Georg damals wie ein affektiertes Gerede erschienen, heute zum erstenmal spürte er einen Hauch von Wahrheit darin. Sie war ein seltsames Geschöpf gewesen. Ob ihm noch einmal ein Wesen solcher Art begegnen würde? Warum nicht? Am Ende bald. Nun fing ja eine neue Epoche seines Lebens an, und irgendwo wartete vielleicht schon das nächste Abenteuer. Abenteuer ...? Durfte er daran noch denken ...? Hatte er von heute an nicht ernstere Verpflichtungen als je? Liebte er Anna nicht mehr, als je zuvor ...? Das Kind war tot ... Aber das nächste würde leben ...! Heinrich hatte wahr gesprochen: Anna war dazu bestimmt Mutter zu werden. Mutter ... Aber, dachte er fröstelnd, ist sie denn auch bestimmt, Mutter meiner Kinder zu werden? ...

Der Wagen hielt. Georg stieg aus, ging die zwei Treppen hinauf in seine Wohnung. Felician war noch nicht zu Hause. Wer weiß, wann er kommt? dachte Georg. Ich kann ihn nicht erwarten, ich bin zu müd. Er entkleidete sich rasch, sank ins Bett, und tiefer Schlaf nahm ihn auf.

Als er erwachte, suchten seine Augen durchs Fenster, wie er es nun seit Tagen gewohnt war, eine weiße Linie, zwischen Wald und Wiesen: den Sommerhaidenweg. Er sah aber nur einen bläulichen, leeren Himmel, in den eine Turmspitze sich bohrte, mit einemmal wußte er, daß er zu Hause war; und alles, was er gestern erlebt hatte, fiel ihm ein. Doch fühlte er Leib und Seele morgenfrisch, und ihm war, als hätte er außer dem Traurigen, das geschehen war, sich auch irgend einer günstigen Sache zu entsinnen. Ach ja. Das Telegramm aus Detmold ... War das denn etwas so günstiges? Gestern abend hatte er es nicht so empfunden.

Es klopfte an seine Tür. Felician trat zu ihm ins Zimmer, Hut und Stock in der Hand. „Ich hab gar nicht gewußt, daß du heute zu Hause geschlafen hast," sagte er. „Grüß dich Gott. Also was gibt's denn draußen neues?"

Georg hatte den Arm auf den Polster gestützt und blickte zu seinem Bruder auf. „Es ist vorüber," sagte er. „Ein Bub, aber tot." Und er sah vor sich hin.

„Geh," sagte Felician bewegt, trat auf ihn zu und legte unwillkürlich die Hand auf des Bruders Haupt. Dann tat er Hut und Stock beiseite, setzte sich zu ihm aufs Bett, und Georg mußte an Morgenstunden seiner Kinderjahre denken, da er beim Erwachen manchmal seinen Vater so am Bettrand sitzen gesehen. Er erzählte Felician, wie alles gekommen war, sprach insbesondere von Annas Geduld und Sanftmut, aber mit einem gewissen Unbehagen fühlte er, daß er sich ein wenig zwingen mußte, um seinen Mitteilungen den Ton von Ernst und Gedrücktheit zu bewahren, der ihnen ziemte. Felician hörte mit Anteil zu, erhob sich dann und ging im Zimmer auf und ab. Indes stand Georg auf, begann Toilette zu machen und berichtete dem Bruder, wie merkwürdig sich der weitere Verlauf des Abends gestaltet hatte; von den Gängen und Fahrten mit Heinrich Bermann, von der eigentümlichen Art, wie sie endlich von dem Selbstmord der Schauspielerin erfahren hatten.

„Ah, das ist die," sagte Felician. „Es steht nämlich schon in der Zeitung."

„Also wie ist es denn geschehen?" fragte Georg interessiert.

„Sie ist in den See hinausgefahren und hat sich vom Kahn aus ins Wasser gleiten lassen ... Na, du wirst ja lesen ... Jetzt fährst du wohl gleich wieder aufs Land hinaus?" fügte er hinzu.

„Natürlich," erwiderte Georg. „Aber ich hab dir ja noch was zu sagen, Felician, was dich interessieren dürfte." Und er berichtete dem Bruder von dem Detmolder Telegramm.

Felician schien erstaunt. „Das wird ja ernst," rief er aus.

„Ja, es wird ernst," wiederholte Georg.

„Du hast noch nicht geantwortet?"

„Nein, wie hätt ich können?"

„Und was gedenkst du zu tun?"

„Aufrichtig gestanden, ich weiß nicht recht. Du begreifst, daß ich nicht auf der Stelle hinfahren kann, besonders unter diesen Umständen."

Felician schien nachdenklich. „Mit einem kleinen Aufschub wird ja wohl nichts verloren sein," sagte er dann.

„Das denk ich mir auch. Vor allem muß ich wissen, wie's draußen geht. Ich möchte mich natürlich auch gern mit Anna beraten."

„Wo hast du denn das Telegramm, darf man's lesen?"

„Drin auf dem Schreibtisch liegt's", sagte Georg, der eben damit beschäftigt war, sich die Schuhe zuzuschnüren.

Felician begab sich ins Nebenzimmer, nahm die Depesche zur Hand und las. „Das ist ja viel dringender," bemerkte er, „als ich gedacht habe."

„Mir scheint, Felician, es kommt dir noch immer merkwürdig vor, daß ich nun bald einen wirklichen Beruf haben soll."

Felician stand wieder bei seinem Bruder, strich ihm übers Haar und sagte: „Es ist vielleicht eine gute Fügung, daß die Depesche gerade gestern gekommen ist."

„Gut? Inwiefern?"

„Ich meine, nach so einem trüben Ereignis dürfte dir die Aussicht auf praktische Betätigung doppelt wohltun ... Aber ich muß dich jetzt leider verlassen. Ich hab noch eine ganze Menge zu tun; Abschiedsbesuche unter anderm."

„Wann fährst du denn, Felician?"

„Heut in acht Tagen. Sag Georg, du kommst doch heut wahrscheinlich noch vom Land zurück?"

„Wenn draußen alles in Ordnung ist, ganz bestimmt."

„Wir könnten uns vielleicht am Abend noch treffen?"

„Das wär mir sehr lieb, Felician."

„Also wenn's dir recht ist — ich bin von sieben Uhr an zu Hause. Wir könnten vielleicht zusammen soupieren, aber allein, nicht im Klub."

„Ja, gern."

„Und ich möcht dich was bitten," begann Felician nach kurzem Schweigen wieder. „Bestell draußen einen Gruß von mir, einen herzlichen ... und sag ihr, daß ich den innigsten Anteil nehme."

„Ich danke dir, Felician, ich werde es ihr ausrichten."

„Wirklich, Georg, ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr es mich berührt hat," fuhr Felician mit Wärme fort. „Ich hoffe nur, sie kommt bald darüber hinweg ... Und du auch."

Georg nickte. „Weißt du," sagte er leise, „wie er hätte heißen sollen? Felician!"

Felician sah seinem Bruder ins Auge, sehr ernst, dann drückte er ihm die Hand. „Aufs nächstemal," sagte er mit einem guten Lächeln. Noch einmal drückte er dem Bruder die Hand und ging. Georg sah ihm nach, zwiespältig bewegt. Ganz unangenehm ist es ihm ja doch nicht, dachte er, daß es so gekommen ist. — Rasch machte er sich fertig und beschloß, heute wieder einmal zu Rad aufs Land zu fahren.

Erst als er über die belebteren Straßen hinaus war, kam er zum Gefühl seiner selbst. Der Himmel hatte sich ein wenig getrübt, und von den Hügeln her wehte Georg ein kühler Wind, wie Herbstgruß entgegen. Er wollte in der kleinen Ortschaft, wo das gestrige Ereignis jedenfalls schon bekannt geworden war, niemandem begegnen und nahm den obern Weg zwischen Wiesen und Gärten zum rückwärtigen Eingang. Je näher der Augenblick kam, da er Anna wiedersehen sollte, umso schwerer wurde ihm ums Herz. Am Gitter saß er vom Rad ab und zögerte ein wenig. Der Garten war leer; unten lag das Haus, in Stille versunken. Georg atmete tief und schmerzlich auf. Wie anders hätte es sein können! dachte er, schritt hinab

und hörte den Kies unter seinen Füßen knirschen. Er trat auf die Veranda, lehnte das Rad ans Geländer und schaute durch das offene Fenster ins Zimmer hinein. Anna lag mit offenen Augen.

„Guten Morgen", rief er möglichst heiter.

Frau Golowski, die an Annas Bett gesessen war, erhob sich und erzählte gleich: „Gut haben wir geschlafen, fest und gut."

„Na, das ist schön," sagte Georg und schwang sich über die Brüstung ins Zimmer.

„Du bist ja sehr unternehmend heute," sagte Anna mit ihrem verschmitzten Lächeln, das Georg an längst vergangene Zeiten erinnerte. Frau Golowski teilte mit, der Professor wäre am frühen Morgen dagewesen, hätte sich vollkommen zufrieden gezeigt, und Frau Rosner in seinem Wagen mit in die Stadt genommen. Dann entfernte sie sich mit guten Blicken.

Georg beugte sich zu Anna nieder, küßte sie innig auf Augen und auf Mund, rückte den Stuhl näher, setzte sich und sagte: „Mein Bruder — grüßt dich herzlich."

Es zuckte unmerklich um ihre Lippen. „Danke," erwiderte sie leise und bemerkte dann: „Du bist ja mit dem Rad herausgekommen?"

„Ja", erwiderte er. „Da muß man nämlich auf den Weg aufpassen, was zuweilen sein Gutes hat." Dann berichtete er vom Abschluß des gestrigen Abends, erzählte das Ganze wie eine spannende Geschichte und erst zum Schluß, wie es sich gehörte, durfte Anna erfahren, wie Heinrichs Geliebte geendet hatte. Er erwartete sie bewegt zu sehen, aber sie behielt einen sonderbar harten Zug um den Mund.

„Es ist doch furchtbar", sagte Georg. „Findest du nicht?"

„Ja", erwiderte Anna kurz, und Georg fühlte, daß ihre Güte hier völlig versagte. Er sah den Widerwillen aus ihrer Seele fließen, nicht lau wie von einem Wesen zum andern hin, sondern stark und tief, wie einen Strom des Hasses von Welt zu Welt. Er ließ das Thema fallen und begann von neuem: „Jetzt was wichtiges, mein Kind." Er lächelte, hatte aber ein wenig Herzklopfen.

„Nun?" fragte sie gespannt.

Er nahm das Detmolder Telegramm aus seiner Brusttasche und las es ihr vor. „Was sagst du dazu?" fragte er mit gespieltem Stolz.

„Und was hast du geantwortet?"

„Noch gar nichts", erwiderte er beiläufig, als wäre er nicht gesonnen, die Sache sonderlich ernst zu nehmen. „Ich wollt es natürlich vorher mit dir besprechen."

„Also was denkst du?" fragte sie unbeweglich.

„Ich ... lehne natürlich ab. Ich depeschiere, daß ich ... in der nächsten Zeit keineswegs hinkommen könnte." Und er erläuterte ihr ernsthaft, daß mit einem Aufschub weiter nichts verloren sei, da er ja als Gast jedenfalls willkommen und diese dringende Aufforderung doch nur einem Zufall zu verdanken war, auf den zu hoffen man nicht das Recht gehabt hätte.

Sie ließ ihn eine Weile reden, dann sagte sie: „Du bist schon wieder einmal leichtsinnig. Vor allem sind ich, hättest du gleich antworten sollen. Und ..."

„Nun, und? ... Vielleicht auch gleich heute früh fortfahren, statt zu dir herauszukommen — wie?", scherzte er.

Sie blieb ernst. „Warum nicht?" sagte sie. Und auf sein befremdetes Zurückwerfen des Kopfes: „Mir geht es ja Gott sei Dank sehr gut, Georg; und auch wenn es mir etwas schlechter ginge, helfen könntest du mir ja doch nicht, also ..."

„Ja, Kind", unterbrach er sie, „mir scheint, du verstehst gar nicht recht, um was es sich handelt! Das Hinfahren ist natürlich eine ziemlich einfache Sache — aber — das Dortbleiben! Das Dortbleiben mindestens bis Ostern! So lange dauert die Saison."

„Na, daß du nicht fortgefahren bist, ohne mir vorher adieu zu sagen, Georg, das finde ich natürlich ganz in der Ordnung. Aber siehst du, fort mußt du ja jedenfalls, nicht wahr? Wenn wir auch gerade in der letzten Zeit nicht darüber gesprochen haben, wir haben's doch beide gewußt. Also ob du in vier Wochen wegfährst, oder übermorgen — oder heute ..."

Nun begann Georg sich ernstlich zu wehren. Das sei durchaus nicht gleichgültig, ob in vier Wochen oder heute. Im Laufe von vier Wochen könne man sich doch mit gewissen Gedanken vertraut machen — und überdies alles genau besprechen — hinsichtlich der Zukunft.

„Was gibt es da viel zu besprechen", erwiderte sie müd. „In vier Wochen nimmst du ... kannst du mich ebensowenig mitnehmen als heute. Ich glaube sogar, daß jede — ernsthafte Besprechung zwischen uns erst nach deiner Rückkunft einen Sinn erhalten kann. Bis dahin wird sich mancherlei geklärt haben ... Wenigstens in Bezug auf deine Aussichten." Sie blickte zum Fenster hinaus, in den Garten. Georg zeigte eine gelinde Entrüstung über ihre kühle Sachlichkeit, die sie auch in einer solchen Stunde nicht verließe. „Ja wahrhaftig!" sagte er, „wenn man so bedenkt — was das bedeutet, daß du hier bleibst und ich ..."

Sie sah ihn an. „Ich weiß, was es bedeutet", sagte sie.

Unwillkürlich wich er ihrem Blick aus, nahm ihre Hände, küßte sie, war innerlich aufgewühlt. Als er wieder aufblickte, sah er ihre Augen mütterlich auf sich ruhen. Und wie eine Mutter sprach sie ihm zu. Sie erklärte ihm, daß er gerade in Hinsicht auf die Zukunft — und es schwebte um dieses Wort kaum wie ein linder Hauch eigener Hoffnung — eine solche Gelegenheit nicht versäumen dürfe. In zwei oder drei Wochen konnte er ja von Detmold aus auf ein paar Tage wieder nach Wien zurückkommen. Denn das würden die Leute dort gewiß einsehen, daß er seine Angelegenheiten hier in Ordnung bringen müßte. Aber vor allem wäre es notwendig, ihnen einen Beweis seines ernsten Willens zu geben. Und wenn er auf ihren Rat etwas halte, so gäbe es nur eins: noch heute abends abzureisen. Um sie brauche er keine

Sorge zu hegen, sie fühle, daß sie außer jeder Gefahr sei, ganz untrüglich fühle sie das. Natürlich würde er täglich Nachricht haben, zweimal, wenn er wollte, früh und abends. Er gab nicht gleich nach, kam nochmals darauf zurück, daß das Unerwartete dieser Trennung ihn geradezu niederdrücken werde. Sie erwiderte, daß ihr ein solcher rascher Abschied viel lieber sei, als die Aussicht auf weitere vier Wochen in Bangen, Rührung und Abschiedsangst. Und das wesentliche bleibe doch immer: daß es sich um nicht viel mehr handle als ein halbes Jahr. Dann hatte man wieder ein halbes für sich, und wenn alles gut ginge, so standen vielleicht nicht mehr viele solcher Trennungszeiten bevor.

Nun fing er wieder an: „Und was wirst du in diesem halben Jahr tun, während ich fort bin? Es ist doch . . ."

Sie unterbrach ihn: „Vorläufig wird es schon so weitergehen, wie es eben jahrelang gegangen ist. Aber ich hab heute früh über vielerlei nachgedacht."

„Die Gesangsschule?"

„Auch das. Obzwar das natürlich nicht so leicht ist und nicht so einfach — und überdies", setzte sie mit ihrem verschmitzten Gesicht hinzu, „es wäre doch schade, wenn man sie gar zu bald wieder zusperren müßte. Aber über all das werden wir nachher reden. Jetzt geh einmal telegraphieren."

„Ja was?" rief er so verzweifelt aus, daß sie lachen mußte. Dann sagte sie: „Sehr einfach. Werde morgen mittag die Ehre haben, mich in Ihrer Kanzlei einzufinden. Aller- aller untertänigst, oder ergebenst . . . oder allerhochmütigst . . ."

Er sah sie an. Dann küßte er ihr die Hand und sagte: „Du bist entschieden die Gescheitere von uns zweien." Sein Ton deutete an: auch die Kühlere, aber ein Blick von ihr, mild, zärtlich und etwas spöttisch, lehnte diesen Nebensinn ab.

„Also in zehn Minuten bin ich wieder da." Er verließ sie mit heiterer Stirn, trat ins Nebenzimmer und schloß die Türe. Gegenüber, hinter jener andern, jetzt fiel es ihm mit Macht wieder ein, — lag sein totes Kind im Sarg . . denn das „Nötige", wie gestern Doktor Stauber sich ausgedrückt hatte, war ja wohl schon besorgt worden. In einer wehen Sehnsucht krampfte sich sein Herz. Frau Golowski kam aus dem Vorzimmer. Sie trat auf ihn zu, sprach bewundernd von der Ergebenheit und der Gefaßtheit Annas. Georg hörte etwas zerstreut zu. Seine Blicke glitten immerfort über jene Türe hin und endlich sagte er leise: „Ich möcht es doch noch einmal sehen."

Sie schaute ihn an, leicht erschrocken zuerst und dann mitleidig.

„Schon zugenagelt?" fragte er angstvoll.

„Schon fortgeschafft," erwiderte Frau Golowski langsam.

„Fortgeschafft?!" Sein Gesicht verzerrte sich mit einmal so peinvoll, daß die alte Frau wie beruhigend die Hände auf seinen Arm legte. „Ich war in aller Früh die Anmeldung machen," sagte sie, „und das andre ist dann sehr schnell gegangen. Vor einer Stunde hat man's abgeholt in die Totenkammer."

In die Totenkammer . . . Georg erbebte. Und er schwieg lange, verstört, wie wenn er eine völlig unerwartete grauenhafte Neuigkeit erfahren hatte. Als er wieder zu sich kam, fühlte er noch immer die freundliche Hand Frau Golowskis auf seinem Arm und sah ihren Blick aus übernächtigen, gütigen Augen auf seinem Antlitz ruhen.

„Also erledigt," sagte er, mit einem empörten Blick nach oben, als wär ihm jetzt erst die letzte Hoffnung tückisch geraubt. Dann reichte er Frau Golowski die Hand. „Und Sie haben alles das auf sich genommen, liebe, gnädige Frau .. Wahrhaftig ich weiß nicht . . . wie ich Ihnen das je. . . ."

Eine Bewegung der alten Frau wehrte jeden weitern Dank ab.

Georg verließ das Haus, warf auf den kleinen, blauen Engel, der wie ängstlich zu den verblühten Beeten niederschaute, einen verächtlichen Blick und trat auf die Straße. Auf dem Weg zum Amt überlegte er angestrengt die Fassung des Telegramms, das seine Ankunft in dem Ort des neuen Berufs und der neuen Verheißungen ankündigen sollte.

## Neuntes Kapitel

Der alte Doktor Stauber und sein Sohn saßen beim schwarzen Kaffee. Der Alte hielt ein Zeitungsblatt in der Hand und schien darin etwas zu suchen. „Der Termin für den Prozeß," sagte er, „ist noch nicht festgesetzt."

„So," erwiderte Berthold, „Leo Golowski glaubt, daß er Mitte November, also in etwa drei Wochen stattfinden wird. Therese hat ihren Bruder nämlich vor ein paar Tagen in der Haft besucht. Er soll vollkommen ruhig sein, geradezu gut aufgelegt."

„Nun wer weiß, vielleicht wird er freigesprochen," sagte der Alte.

„Das ist recht unwahrscheinlich, Vater. Er muß eher froh sein, daß er nicht wegen gemeinen Mords unter Anklage gestellt worden ist. Der Versuch dazu ist ja für alle Fälle gemacht worden."

„Das kann man doch keinen ernsthaften Versuch nennen, Berthold. Du siehst, daß sich die Staatsanwaltschaft um die alberne Verleumdung, auf die du anspielst, gar nicht gekümmert hat."

„Wenn sie es aber als Verleumdung erkannt hat," entgegnete Berthold scharf, „so wäre sie verpflichtet gewesen die Verleumder vor Gericht zu stellen. Im übrigen leben wir in einem Staat, wo ein Jude nicht davor sicher ist, wegen Ritualmords zum Tode verurteilt zu werden; warum sollten also die Behörden vor der offiziösen Annahme zurückscheuen, daß Juden sich bei Pistolenduellen gegen Christen — vielleicht aus religiösen Gründen — einen verbrecherischen Vorteil zu sichern wissen? Daß es der Behörde an dem guten Willen nicht gefehlt hat auch diesmal der herrschenden Partei einen Dienst zu erweisen, das ist am besten daraus zu ersehen, daß die Untersuchungshaft nicht aufgehoben wurde, trotz der angebotenen hohen Kaution."

„Die Geschichte mit der Kaution glaub ich nicht," sagte der alte Doktor. „Woher sollte Leo Golowski fünfzigtausend Gulden nehmen?"

„Es waren nicht fünfzig — sondern hunderttausend und Leo Golowski weiß bis heute überhaupt nichts davon. Im Vertrauen kann ich dir sagen, Vater, daß Salomon Ehrenberg das Geld zur Verfügung gestellt hat."

„So? Also da werd ich dir auch was im Vertrauen sagen, Berthold."

„Nun?"

„Es ist möglich, daß es gar nicht zu dem Prozeß kommt. Golowskis Advokat hat ein Abolitionsgesuch eingebracht."

Berthold lachte auf. „Deswegen! Und du glaubst, daß das nur die geringste Aussicht auf günstige Erledigung haben könnte, Vater? Ja, wenn Leo gefallen und der Oberleutnant am Leben geblieben wär . . . dann vielleicht."

Der Alte schüttelte ungeduldig den Kopf. „Du mußt um jeden Preis oppositionelle Reden halten, mein Sohn."

„Verzeih, Vater", sagte Berthold mit zuckenden Brauen, „es hat nicht jeder die beneidenswerte Gabe, von gewissen Erscheinungen im öffentlichen Leben, wenn sie ihn persönlich nicht angehen, einfach den Blick abzuwenden."

„Ist das vielleicht meine Gewohnheit?", entgegnete der Alte heftig, und unter der hohen Stirn taten die halbgeschlossenen Augen sich fast erbittert auf. „Du, Berthold, viel eher als ich bist du es, der den Blick verschließt, wo er nicht sehen will. Ich finde, du fängst an dich in deine Ideen zu verbohren. Es wird krankhaft bei dir. Ich habe gehofft, der Aufenthalt in einer andern Stadt, in einem andern Land wird dich von gewissen beschränkten und kleinlichen Auffassungen kurieren. Aber es ist eher ärger geworden. Ich merk es ja. Daß einer losschlägt, wie es Leo Golowski getan, das kann ich noch verstehen, so wenig ich es billigen möchte. Aber immer dastehen die geballte Faust in der Tasche, sozusagen, was hat das für einen Zweck? Besinn dich doch auf dich! Persönlichkeit und Leistung setzen sich am Ende immer durch. Was kann dir arges passieren? Daß du um ein paar Jahre später die Professur kriegst als ein anderer. Das Unglück fänd ich nicht so groß. Deine Arbeiten wird man doch nicht totschweigen können, wenn sie was wert sind . . .

„Es kommt ja nicht allein auf mich an"! warf Berthold ein.

„Aber es handelt sich meist um derartige Interessen zweiten Ranges. Und um wieder auf unser früheres Thema zu kommen, ob sich auch für den Oberleutnant, wenn er den Leo Golowski niedergeschossen, ein Ehrenberg oder Ehrenmann mit hunderttausend Gulden gefunden hätte, das ist sehr die Frage. So, und jetzt steht es dir frei, auch mich für einen Antisemiten zu halten, wenn's dir Spaß macht, obwohl ich jetzt direkt in die Rembrandtstraße zur alten Golowski fahre. Also grüß dich Gott, und werd endlich vernünftig." Er reichte seinem Sohn die Hand. Der nahm sie, ohne eine Miene zu verziehen. Der Alte wandte sich zum gehen. An der Türe sagte er: „Wir sehen uns wohl abends in der Gesellschaft der Ärzte?"

Berthold schüttelte den Kopf. „Nein Vater. Ich verbringe den heutigen Abend in einem minder gebildeten Lokal, in der silbernen Weintraube, wo eine Versammlung des sozial-politischen Vereins stattfindet."

„Bei der du nicht fehlen kannst?"

„Unmöglich."

„Na, sag's mir lieber gleich aufrichtig. Du kandidierst für den Landtag?"

„Ich . . . werde kandidiert."

„So! Glaubst du dich denn jetzt fähig, den . . . . Unannehmlichkeiten die Stirn bieten zu können, vor denen du im vorigen Jahr die Flucht ergriffen hast?"

Berthold blickte durchs Fenster in den Herbstregen hinaus. „Du weißt, Vater," erwiderte er mit zuckenden Brauen, „daß ich damals nicht in der richtigen Verfassung gewesen bin. Jetzt fühl ich mich stark und gewappnet . . . trotz deiner früheren Bemerkungen, die doch nicht durchwegs vollkommen zutreffen. Und vor allem: ich weiß ganz genau was ich will."

Der Alte zuckte die Achseln. „Ich versteh's ja nicht recht, wie man eine positive Arbeit aufgeben kann . . . ja du wirst sie aufgeben müssen, denn zwei Herren kann man nicht dienen . . . wie man so was hinwerfen kann, um . . . um Reden zu halten vor Leuten, deren Beruf es sozusagen ist, vorgefaßte Meinungen zu haben — hinwerfen, um Überzeugungen zu bekämpfen, an die meistens auch der nicht glaubt, der vorgibt, sie zu vertreten."

Berthold schüttelte den Kopf. „Diesmal, ich versichre dich, Vater, lockt mich kein rednerischer oder dialektischer Ehrgeiz. Diesmal hab ich mir ein Gebiet abgesteckt, auf dem es mir hoffentlich möglich sein wird, ebenso positive Arbeit zu leisten wie im Laboratorium. Ich hab nämlich die Absicht, mich, wenn es irgend geht, um nichts anderes zu kümmern, als um Fragen der öffentlichen Gesundheitspflege. Für diese Art der politischen Betätigung kann ich vielleicht sogar auf deinen Segen rechnen, Vater."

„Auf meinen . . . ja. Aber ob auf deinen eigenen . . .?"

„Wie meinst du das?"

„Auf den Segen, den man vielleicht innere Berufung nennen könnte."

„Du zweifelst sogar an der?" erwiderte Berthold betroffen.

Der Diener trat ein und brachte dem alten Doktor eine Visitkarte. Der las sie. „Ich stehe gleich zur Verfügung." Der Diener entfernte sich.

Berthold, ziemlich erregt, sprach weiter: „Ich darf wohl sagen, daß meine Vorbildung, meine Kenntnisse . . . ."

Der Vater, mit der Karte spielend, unterbrach ihn.

„Ich zweifle nicht an deinen Kenntnissen, deiner Energie, deinem Fleiß. Aber mir scheint, um auf dem Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege was besonders zu leisten, dazu gehört, außer diesen vortrefflichen Eigenschaften doch noch eine, von der du meiner Ansicht nach sehr wenig besitzest: Güte, lieber Berthold, Liebe zu den Menschen."

Berthold schüttelte heftig den Kopf. „Die Menschenliebe, die du meinst, Vater, halt ich für ganz überflüssig, eher für schädlich. Das Mitleid — und was kann Liebe zu Leuten, die man nicht persönlich kennt, am Ende anderes sein — führt notwendig zu Sentimentalität, zu Schwäche. Und gerade, wenn man ganzen Menschengruppen helfen will, muß man gelegentlich hart sein können gegen den Einzelnen, ja muß imstande sein ihn zu opfern, wenn's das allgemeine Wohl verlangt. Du brauchst nur dran zu denken, Vater, daß die ehrlichste und konsequenteste Sozialhygiene direkt darauf ausgehen müßte, kranke Menschen zu vernichten, oder sie wenigstens von jedem Lebensgenuß auszuschließen. Und ich leugne gar nicht, daß ich in dieser Richtung allerlei Ideen habe, die auf den ersten Blick grausam erscheinen könnten. Aber Ideen, glaub ich, denen die Zukunft gehört. Du brauchst dich nicht zu fürchten, Vater, daß ich gleich damit beginnen werde, den Mord der Schädlichen und Überflüssigen zu predigen. Aber philosophisch geht mein Programm ungefähr darauf hinaus. Weißt du übrigens, mit wem ich neulich über dieses Thema ein sehr interessantes Gespräch gehabt habe?"

„Was für ein Thema meinst du?"

„Präzis ausgedrückt: ein Gespräch über das Recht, zu töten. Mit Heinrich Bermann, dem Schriftsteller, dem Sohn des verstorbenen Abgeordneten."

„Wo hast du denn Gelegenheit gehabt, ihn zu sehen?"

„Neulich in einer Versammlung. Therese Golowski hat ihn mitgebracht. Du kennst ihn doch auch, nicht wahr, Vater?"

„Ja," erwiderte der Alte, „schon lang." Und er fügte hinzu: „Heuer im Sommer hab ich ihn wieder gesprochen, bei Anna Rosner."

Wieder zuckte es heftig um Bertholds Brauen. Dann sagte er wie höhnisch: „So was ähnliches hab ich mir gedacht. Bermann erwähnte nämlich, daß er dich vor einiger Zeit gesehen hätte, wollte sich aber nicht recht erinnern wo. Ich schloß daraus, es müßte sich um eine — diskrete Angelegenheit handeln. Ja. So hat es also dem Herrn Baron beliebt, seine Freunde bei ihr einzuführen!"

„Dein Ton, lieber Berthold, läßt vermuten, daß gewisse Dinge bei dir doch nicht so gänzlich überwunden sind, als du früher angedeutet hast."

Berthold zuckte die Achseln. „Ich habe nie geleugnet, daß mir der Baron Wergenthin antipathisch ist. Darum war mir ja diese ganze Geschichte von Anfang an so peinlich."

„Darum?"

„Ja."

„Und doch glaub ich, Berthold, würdest du der Sache anders gegenüberstehen, wenn du Anna Rosner irgend einmal als Witwe wiederfändest — selbst im Fall, daß dir der verstorbene Gatte noch antipathischer gewesen wäre, als der Freiherr von Wergenthin."

„Das ist möglich. Man könnte dann doch annehmen, daß sie geliebt — oder wenigstens respektiert worden ist, nicht genommen und — weggeworfen,

sobald der Spaß zu Ende war. Das hat für mich etwas .... nun, ich will mich nicht näher ausdrücken."

Der Alte sah seinen Sohn kopfschüttelnd an. „Es scheint wirklich, daß all die vorgeschrittenen Ansichten von euch jungen Leuten auf der Stelle hinfällig werden, sobald eure Leidenschaften und Eitelkeiten mit ins Spiel kommen."

„In Hinsicht auf gewisse Fragen der Reinheit oder Reinlichkeit weiß ich mich keiner sogenannten vorgeschrittenen Ansicht schuldig, Vater. Und ich glaube, auch du wärst nicht sehr entzückt, wenn ich Lust verspürte, der Nachfolger eines mehr oder weniger verstorbenen Baron Wergenthin zu werden."

„Gewiß nicht, Berthold. Besonders ihretwegen, denn du würdest sie zu Tode quälen."

„Sei unbesorgt," erwiderte Berthold. „Anna schwebt in keinerlei Gefahr von meiner Seite. Es ist vorbei."

„Das ist ein guter Grund. Aber zum Glück gibt es einen noch bessern. Der Baron Wergenthin ist weder tot noch durchgegangen ..."

„Auf das Wort kommt es wohl nicht an."

„Er hat, wie dir bekannt ist, eine Stellung in Deutschland als Kapellmeister...."

„Das hat sich gut getroffen. Er hat überhaupt viel Glück gehabt in der ganzen Sache. Nicht einmal für ein Kind sorgen zu müssen!"

„Du hast zwei Fehler, Berthold. Erstens bist du wirklich ein ungütiger Mensch und zweitens läßt du einen nicht ausreden. Ich wollte nämlich sagen, daß es zwischen Anna und dem Baron Wergenthin durchaus nicht aus zu sein scheint. Erst vorgestern hat sie mir einen Gruß von ihm ausgerichtet."

Berthold zuckte die Achseln, als wäre diese Angelegenheit für ihn erledigt. „Wie geht's denn dem alten Rosner?" fragte er dann.

„Diesmal kommt er wohl noch durch," erwiderte der Alte. „Übrigens hoff ich, Berthold, du hast dir die nötige Objektivität bewahrt, um zu wissen, daß an seinen Anfällen nicht der Gram um die ‚ungeratene Tochter' schuld ist, sondern eine leider ziemlich weit vorgeschrittene Arteriosklerose."

„Gibt Anna wieder ihre Lektionen?" fragte Berthold nach einigem Zögern.

„Ja," erwiderte der Alte, „aber vielleicht nicht mehr lang." Und er zeigte seinem Sohn die Visitkarte, die er noch immer in der Hand hielt.

Berthold verzog die Mundwinkel. „Du denkst," fragte er spöttisch, „er kommt her, um Hochzeit zu feiern, Vater?"

„Das werd ich gleich erfahren," erwiderte der Alte. „Jedenfalls freu ich mich, ihn wiederzusehen — denn ich versichre dich, daß er einer der sympathischsten jungen Menschen ist, die ich je kennen gelernt habe."

„Merkwürdig," sagte Berthold. „Ein Herzenbezwinger ohne gleichen. Auch Therese schwärmt für ihn. Und Heinrich Bermann neulich, es war fast komisch.... Nun ja, ein schöner, schlanker, blonder junger Mann; Freiherr, Germane, Christ — welcher Jude könnte diesem Zauber widerstehen .... Adieu, Vater!"

„Berthold!"

„Was denn?" Er biß sich auf die Lippen.

„Besinn dich auf dich! Wisse wer du bist."

„Ich . . . weiß es."

„Nein. Du weißt es nicht. Sonst könntest du nicht so oft vergessen, wer die andern sind."

Wie fragend hob Berthold den Kopf.

„Du solltest einmal zu Rosners hingehen. Es ist deiner nicht würdig, daß du Anna deine Mißbilligung in so — kindischer Weise zu erkennen gibst. — Auf Wiedersehen . . . Und gute Unterhaltung in der silbernen Weintraube." Er reichte ihm die Hand, dann begab er sich in sein Sprechzimmer. Er öffnete die Türe des Wartesalons und lud Georg von Wergenthin, der in einem Album blätterte, durch eine freundliche Neigung des Kopfes ein, bei ihm einzutreten.

„Vor allem Herr Doktor," sagte Georg, nachdem er Platz genommen hatte, „muß ich mich bei Ihnen entschuldigen. Meine Abreise kam so plötzlich. . . . Leider hatte ich keine Gelegenheit mehr, mich bei Ihnen zu verabschieden, Ihnen persönlich zu danken, für Ihre große . . ."

Doktor Stauber wehrte ab. „Es freut mich sehr, Sie wiederzusehen," sagte er dann. „Sie sind wohl auf Urlaub hier in Wien?"

„Natürlich," erwiderte Georg. „Es ist ein Urlaub von nur drei Tagen. So dringend brauchen sie mich dort," setzte er bescheiden lächelnd hinzu.

Doktor Stauber saß ihm gegenüber im Schreibtischsessel und betrachtete ihn freundlich. „Sie sind sehr zufrieden mit Ihrer neuen Stellung, wie mir Anna sagt."

„O ja. Schwierigkeiten gibt es natürlich überall, wenn man so plötzlich in neue Verhältnisse kommt. Aber im ganzen hat sich wirklich alles viel leichter gemacht, als ich erwartet hätte."

„So hör' ich. Auch bei Hof sollen Sie sich ja schon sehr glücklich eingeführt haben."

Georg lächelte. „Diesen Vorgang stellt sich Anna offenbar großartiger vor, als er war. Ich habe beim Erbprinzen einmal gespielt; und ein weibliches Mitglied des Theaters hat dort zwei Lieder von mir gesungen; das ist alles. Viel wesentlicher ist, daß ich Aussicht habe, noch in dieser Saison zum Kapellmeister ernannt zu werden."

„Ich dachte, Sie wären es schon."

„Nein, Herr Doktor, offiziell noch nicht. Ich hab zwar schon ein paarmal dirigiert, in Vertretung, Freischütz und Undine; aber vorläufig bin ich nur Korrepetitor."

Auf weitere Fragen des Arztes erzählte er noch einiges von seiner Wirksamkeit an der Detmolder Oper, dann stand er auf und empfahl sich.

„Vielleicht kann ich Sie eine Strecke in meinem Wagen mitnehmen," sagte der Arzt, „ich fahre in die Rembrandtstraße, zu Golowskis."

„Danke sehr, Herr Doktor, das liegt nicht in meiner Richtung. Ich habe übrigens vor, im Laufe des morgigen Tags Frau Golowski zu besuchen. Sie ist doch nicht krank?"

„Nein. Freilich, ganz spurlos sind die Aufregungen der letzten Wochen nicht an ihr vorübergegangen."

Georg erwähnte, daß er gleich nach dem Duell ein paar Worte an sie und auch an Leo geschrieben hätte. „Wenn man denkt, daß es auch anders hätte ausfallen können . . .", setzte er hinzu.

Doktor Stauber sah vor sich hin. „Kinder haben ist ein Glück," sagte er, „für das man in Raten bezahlt . . . und man weiß bei keiner, ob der da oben schon zufrieden gestellt ist."

An der Tür begann Georg etwas zögernd: „Ich wollte mich auch . . . bei Ihnen erkundigen, Herr Doktor, wie es denn eigentlich mit Herrn Rosner steht. . . . Ich muß sagen, ich fand ihn besser aussehend, als ich nach Annas Briefen erwartet hatte."

„Ich hoffe, daß er sich erholen wird," erwiderte Stauber. „Aber immerhin muß man denken . . . er ist ein alter Mann. Sogar älter, als er seinen Jahren nach sein müßte."

„Aber um etwas ernstes handelt es sich nicht?"

„Das Alter ist an sich eine ernste Angelegenheit," entgegnete Doktor Stauber, „besonders wenn alles, was vorherging, Jugend und Mannheit auch nicht sonderlich heiter waren."

Georg hatte seine Augen im Zimmer umherschweifen lassen, und rief plötzlich aus: „Da fällt mir ein, Herr Doktor, ich habe Ihnen noch immer nicht die Bücher zurückgeschickt, die Sie so gut waren, mir im Frühjahr zu leihen. Und jetzt stehen alle unsre Sachen leider beim Spediteur; die Bücher gerade so wie Silberzeug, Möbel, Bilder. Also ich muß Sie bitten, Herr Doktor, sich bis zum Frühjahr zu gedulden."

„Wenn Sie keine ärgern Sorgen haben, lieber Baron . . ."

Sie gingen zusammen die Treppen hinunter und Doktor Stauber erkundigte sich nach Felician.

„Er ist in Athen", erwiderte Georg, „ich hab erst zweimal Nachrichten von ihm gehabt, noch nicht sehr ausführliche . . . Wie sonderbar das ist, Herr Doktor, so als Fremder in eine Stadt zurückzukommen, in der man vor kurzem noch zu Hause war, und in einem Hotel zu wohnen, als ein Herr aus Detmold . . ."

Doktor Stauber stieg in den Wagen ein. Georg bat, Frau Golowski vielmals zu grüßen.

„Ich werd's ausrichten. Und Ihnen, lieber Baron, wünsch ich weiter viel Glück. Auf Wiedersehen!"

Auf der Uhr der Stephanskirche war es fünf. Eine leere Stunde lag vor Georg. Er beschloß, in dem dünnen, lauen Herbstregen langsam in die Vorstadt hinauszubummeln, was auch eine Art Erholung bedeutete. Die

Nacht im Coupé hatte er beinahe schlaflos verbracht, und schon zwei Stunden nach seiner Ankunft war er bei Rosners gewesen. Anna selbst hatte ihm die Tür geöffnet und ihn mit einem innigen Kuß empfangen, ihn aber gleich ins Zimmer geleitet, wo ihre Eltern ihn eher höflich als herzlich begrüßten. Die Mutter, befangen und leicht verletzt, wie immer, sprach nur wenig; der Vater, in der Diwanecke sitzend, einen drapfarbenen Plaid über den Füßen, fühlte sich verpflichtet, Erkundigungen nach den gesellschaftlichen und musikalischen Zuständen der kleinen Residenz einzuziehen, aus der Georg kam. Dann war er mit Anna eine Weile allein gewesen; in allzuhastiger Frag- und Antwortrede zuerst, später in matt verlegenen Zärtlichkeiten, beide wie betroffen, das Glück des Wiedersehens nicht so zu empfinden, wie die Sehnsucht es versprochen hatte. Sehr bald erschien eine Schülerin Annas; Georg empfahl sich und im Vorzimmer vereinbarte er mit der Geliebten noch rasch ein Rendezvous für heute abend; er wollte sie von Bittners abholen und dann mit ihr in die Oper zur Tristanvorstellung gehen, über deren Neuinszenierung zu berichten sein Intendant ihn gebeten hatte. Dann hatte er sein Mittagmahl eingenommen, an einem großen Fenster eines Ringstraßenrestaurants, Einkäufe und Bestellungen bei seinen Lieferanten gemacht, Heinrich aufgesucht, den er nicht zu Hause traf, und war endlich dem plötzlichen Einfall gefolgt, seine Dankvisite bei Doktor Stauber abzustatten.

Nun spazierte er langsam weiter, durch die Straßen, die ihm so wohlbekannt waren, und doch schon den Hauch der Fremde für ihn hatten; und er dachte an die Stadt, aus der er kam und in der er sich rascher heimisch werden fühlte, als er erwartet hatte. Graf Malnitz war ihm vom ersten Augenblick an mit viel Freundlichkeit entgegengekommen; er trug sich mit dem Plan, die Oper in modernem Sinn zu reformieren und wollte sich für seine weitgehenden Absichten in Georg, wie es diesem schien, einen Mitarbeiter und Freund heranziehen. Denn der erste Kapellmeister war wohl ein tüchtiger Musiker, aber heute doch schon mehr Hofbeamter als Künstler. Als Fünfundzwanzigjähriger war er her berufen worden und saß nun seit dreißig Jahren in der kleinen Stadt, ein Familienvater mit sechs Kindern, angesehen, zufrieden und ohne Ehrgeiz. Bald nach seiner Ankunft, in einem Konzert, hatte Georg Lieder singen gehört, die vor langer Zeit den Ruf des jungen Kapellmeisters beinahe durch die ganze Welt getragen hatten; Georg vermochte diese heute längst verhallte Wirkung nicht zu begreifen, dennoch äußerte er sich dem Komponisten gegenüber mit großer Wärme, aus einer gewissen Sympathie für den alternden Mann, in dessen Augen der ferne Glanz einer reicheren und hoffnungsvolleren Vergangenheit zu leuchten schien. Georg fragte sich manchmal, ob der alte Kapellmeister überhaupt noch daran dachte, daß er einst als ein zu hohen Zielen Berufener gegolten hatte? Oder ob auch ihm, wie so manchem andern der Eingesessenen, die kleine Stadt als ein Mittelpunkt erschien, von dem die Strahlen der Wirksamkeit und des Ruhms weit

in die Runde fielen? Sehnsucht nach größern und weitern Verhältnissen hatte Georg nur bei wenigen gefunden; manchmal schien es ihm, als behandelten sie vielmehr ihn mit einer Art von gutmütigem Mitleid, weil er aus einer Großstadt, und ganz besonders, weil er aus Wien kam. Denn wenn der Name dieser Stadt vor den Leuten erklang, merkte es Georg ihren vergnügten, und etwas spöttischen Mienen an, daß, gesetzmäßig beinahe wie die Obertöne auf den Grundton, sofort gewisse andre Worte mitzuschwingen begannen, auch ohne daß sie ausgesprochen wurden: Walzer . . . Kaffeehaus . . . süßes Mädel . . . Backhendel . . . Fiaker . . . Parlamentsskandal. Georg ärgerte sich manchmal darüber und war sich im übrigen bewußt, das möglichste zu tun, um den Ruf seiner Landsleute in Detmold zu verbessern. Man hatte ihn berufen, weil der dritte Kapellmeister, ein noch junger Mensch, plötzlich gestorben war, und so mußte Georg schon am ersten Tag in dem kleinen Probesaal am Klavier sitzen und zum Gesang begleiten. Es ging vortrefflich; er freute sich seiner Begabung, die sicherer und stärker war, als er selbst vermutet hatte, und in der Erinnerung war ihm, als hätte auch Anna sein Talent ein wenig unterschätzt. Überdies war er mit seinen Kompositionen ernster beschäftigt als je. Er arbeitete an einer Ouvertüre, die aus Motiven zu der Bermannschen Oper entstanden war, hatte eine Violinsonate begonnen; und das Quintett, das mythische, wie Else es einmal genannt hatte, war nahezu vollendet. Noch diesen Winter sollte es aufgeführt werden, in einer der Kammersoireen, die der Konzertmeister des Detmolder Orchesters leitete, ein begabter junger Mensch, der einzige, dem Georg sich bisher in dem neuen Aufenthaltsort persönlich etwas näher angeschlossen hatte und mit dem er im „Elefanten" zu speisen pflegte. Noch bewohnte Georg in diesem Gasthof ein schönes Zimmer, mit der Aussicht auf den großen, mit Linden bepflanzten Platz und verschob es von Tag zu Tag eine Wohnung zu mieten. Es war ja doch ungewiß, ob er im nächsten Jahr noch in Detmold sein würde und überdies hatte er das Gefühl, als müßte es Anna verletzen, wenn er sich, wie zu längerem Aufenthalt, als Junggeselle häuslich einrichten wollte. Doch über Zukunftsmöglichkeiten aller Art, hatte er in seinen Briefen an sie kein Wort geäußert, so wie sie wieder unterließ, ungeduldige oder zweifelnde Fragen an ihn zu richten. Sie teilten einander beinahe nur Tatsächliches mit: sie schrieb von ihrer allmählichen Wiederkehr ins alte Lebensgetriebe, er von all dem Neuen, in das er sich erst hineinfinden mußte. Aber obwohl es so gut wie nichts gab, das er ihr zu verschweigen hatte, so ging er doch über manches, das leicht zu Mißverständnissen Anlaß bieten konnte, mit absichtlicher Flüchtigkeit hinweg. Wie sollte man auch die seltsame Stimmung in Worte fassen, die in dem halbdunkeln Zuschauerraum webte, vormittags, bei den Proben, wenn der Geruch von Schminke, Parfüm, Kleidern, Gas, altem Holz und neuen Farben von der Bühne ins Parkett herunterkam; – wenn Gestalten, die man nicht gleich erkannte, in Alltagstracht oder Kostüm zwischen den Reihen hin

und her huschten, wenn irgend ein Atem einem in den Nacken wehte, der schwül war und duftete? Oder wie sollte man einen Blick schildern, der aus den Augen einer jungen Sängerin herniederglänzte, während man eben von den Tasten zu ihr aufschaute . . .? Oder, wenn man diese junge Sängerin am hellichten Mittag über den Theaterplatz und die Königsstraße bis vor ihr Haustor begleitete und bei dieser Gelegenheit nicht nur über die Partie der Micaela sprach, die man soeben mit ihr studiert hatte, sondern auch über allerlei andre, wenn auch ziemlich harmlose Dinge; konnte man das einer Geliebten nach Wien berichten, ohne daß sie zwischen den Zeilen verdächtiges gesucht hätte? Und wenn man betont hätte, daß Micaela verlobt sei, mit einem jungen Arzt aus Berlin, der sie anbetete, wie sie ihn, so wäre es kaum besser geworden; denn das hätte ja ausgesehen, als fühlte man sich verpflichtet, abzulenken und zu beruhigen.

Wie sonderbar, dachte Georg, daß sie gerade heute abend wirklich die Micaela singt, die ich mit ihr studiert habe, und daß ich hier denselben Weg spaziere, nach Mariahilf hinaus, den ich vor einem Jahr so oft und so gern gegangen bin. Und er dachte eines ganz bestimmten Abends, da er Anna von da draußen abgeholt hatte, mit ihr zusammen in stillen Straßen herumspaziert war, unter einem Haustor komische Photographien betrachtet hatte, und endlich auf den kühlen Steinfliesen einer alten Kirche gewandelt war, in leisem, wie ahnungsvollem Gespräch über eine unbekannte Zukunft... Nun war alles ganz anders gekommen, als er es geträumt hatte. Anders...? Warum schien ihm das so?... Was hatte er damals denn erwartet...? War dies Jahr, das seither vergangen war, nicht wunderbar reich und schön gewesen, mit seinem Glück und mit seinen Schmerzen? Und liebte er Anna heute nicht besser und tiefer als je? Und in der neuen Stadt, hatte er sich nicht manchmal nach ihr gesehnt, so heiß, wie nach einer Frau, die ihm noch niemals gehört hatte? Das Wiedersehen von heute früh, in der übeln Stimmung einer grauen Stunde, mit seiner matt verlegenen Zärtlichkeit, das durfte ihn doch nicht irre machen....

Er war zur Stelle. Als er zu den erleuchteten Fenstern aufsah, hinter denen Anna ihre Lektion erteilte, kam eine leichte Ergriffenheit über ihn. Und als sie in der nächsten Minute aus dem Tor trat, im einfachen, englischen Kleid, den grauen Filzhut auf dem reichen, dunkelblonden Haar, ein Buch in der Hand, ganz so wie vor einem Jahr, da durchströmte ihn mit einmal ein unerwartetes Gefühl von Glück. Sie sah ihn nicht gleich, da er im Schatten eines Hauses stand, spannte ihren Schirm auf und ging bis zur Ecke, wo er im vorigen Jahr zu warten gepflegt hatte. Er blickte ihr eine Weile nach und freute sich, wie vornehm und wie brav sie aussah. Dann folgte er ihr rasch, und nach ein paar Schritten hatte er sie eingeholt.

Sie hatte ihm gleich die Mitteilung zu machen, daß sie nicht mit ihm in die Oper gehen könnte; der Vater hätte sich nachmittags gar nicht wohl befunden.

Georg war sehr enttäuscht. „Willst du nicht wenigstens auf den ersten Akt mit mir hineingehen?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, so was tu ich nicht gern. Da ist's schon besser, du schenkst den Sitz einem Bekannten. Hol dir doch Nürnberger oder Bermann ab."

„Nein", erwiderte er. „Wenn du nicht mitgehst, geh ich lieber allein. Ich hatte mich so sehr darauf gefreut. Mir persönlich läge gar nicht so viel an der Vorstellung. Ich bliebe lieber mit dir zusammen ... meinetwegen sogar bei euch oben; aber ich muß hineingehen, ich habe ja — Bericht zu erstatten."

„Natürlich mußt du hineingehen", bekräftigte Anna; und sie fügte hinzu: „Ich möchte dir auch nicht zumuten einen Abend bei uns oben zuzubringen, es ist wirklich nicht besonders heiter."

Er hatte ihr den Schirm aus der Hand genommen, hielt ihn über sie und sie hing sich in seinen Arm.

„Du Anna," sagte er, „ich möchte dir einen Vorschlag machen." Er wunderte sich, daß er nach einer Einleitung suchte und begann zögernd: „Meine paar Tage in Wien sind naturgemäß so was unruhiges, zerrissenes — und jetzt kommt noch diese gedrückte Stimmung bei euch oben dazu .... wir haben wirklich gar nichts von einander, findest du nicht?"

Sie nickte, ohne ihn anzusehen.

„Also möchtest du mich nicht eine Strecke begleiten, Anna, wenn ich wieder abreise?"

Sie sah ihn in ihrer verschmitzten Art von der Seite an und antwortete nicht.

Er sprach weiter: „Ich kann mir nämlich ganz gut noch einen Urlaubstag herausschlagen, wenn ich ans Theater telegraphiere. Es wär doch wirklich wunderschön, wenn wir ein paar Stunden für uns allein hätten."

Sie gab es zu, herzlich, aber ohne Begeisterung und machte die Entscheidung vom Befinden ihres Vaters abhängig. Dann fragte sie ihn, wie er den Tag verbracht hatte. Er berichtete eingehend und fügte sein Programm für morgen hinzu. „Wir zwei werden uns also erst am Abend sehen können", schloß er. „Ich komme zu euch hinauf, wenn's dir recht ist. Und da besprechen wir dann alles weitere."

„Ja", sagte Anna und blickte vor sich hin, auf die feuchte bräunlichgraue Straße.

Nochmals versuchte er sie zu überreden, die Oper mit ihm zu besuchen; aber es war vergeblich. Dann erkundigte er sich nach ihren Gesangsstunden und begann gleich darauf von seiner eigenen Tätigkeit zu sprechen, als müßte er sie überzeugen, daß es ihm am Ende nicht viel besser erginge als ihr. Und er wies auf seine Briefe hin, in denen er ihr alles ausführlich geschrieben hätte.

„Was das anbelangt", sagte sie plötzlich ganz hart .... und als er von ihrem Ton getroffen, unwillkürlich den Kopf zurückwarf: „Was steht denn schon in Briefen, wenn sie noch so ausführlich sind!"

Er wußte, woran sie dachte und was sie heute sowenig aussprach, als sie's jemals getan hatte, — und etwas schweres legte sich ihm aufs Herz. Ruhte nicht gerade in der Unerbittlichkeit dieses Schweigens alles, was sie verschwieg: Frage, Vorwurf und Zorn? Heute morgen schon hatte er es gefühlt und jetzt fühlte er es wieder, daß in ihr irgend etwas ihm geradezu Feindseliges sich regte, gegen das sie selbst vergeblich anzukämpfen schien. Heute morgen erst? ... War es nicht schon viel länger her? Immer vielleicht? Vom ersten Augenblick an, da sie einander gehört hatten und auch in den Zeiten ihres höchsten Glücks? War dies feindselige nicht dagewesen, als sie bei Orgelklängen, hinter dunkeln Vorhängen ihre Brust an seine gedrängt, als sie in dem Hotelzimmer zu Rom ihn erwartet, mit geröteten Augen, während er beglückt von dem Monte Pincio aus die Sonne in der Campagna versinken gesehen und, einsam, die wundervollste Stunde der Reise zu genießen gewähnt hatte? War es nicht dagewesen, als er an einem heißen Morgen den Kiesweg hinangelaufen, ihr zu Füßen gesunken war und in ihrem Schoß geweint hatte, wie in einer Mutter Schoß; — und als er an ihrem Bette gesessen war und in den abendlichen Garten hinausgeblickt hatte, während drin auf dem weißen Linnen ein totes Kind lag, das sie eine Stunde zuvor geboren, war es nicht wieder dagewesen, düsterer als je und kaum zu tragen, wenn man sich nicht längst damit abgefunden hätte, wie mit so mancher Unzulänglichkeit, so manchem Weh, das aus den Tiefen menschlicher Beziehungen emporstieg? Und jetzt, wie schmerzlich fühlte er's, während er Arm in Arm mit ihr, sorglich den Schirm über sie haltend, die feuchte Straße weiterspazierte, jetzt war es wieder da; drohend und vertraut. Noch klangen die Worte in seinem Ohr, die sie gesprochen hatte: Was steht denn in Briefen, wenn sie noch so ausführlich sind? ... Aber ernstere klangen für ihn mit: Was bedeutet am Ende auch der glühendste Kuß, in dem sich Leib und Seele zu vermischen scheinen? Was bedeutet es am Ende, daß wir monatelang durch fremde Länder miteinander gereist sind? Was bedeutet es, daß ich ein Kind von dir gehabt habe? Was bedeutet es, daß du dich über deinen Betrug in meinem Schoße ausgeweint hast? Was bedeutet das alles, da du mich doch immer allein gelassen hast ... allein auch in dem Augenblick, da mein Leib den Keim des Wesens eintrank, das ich neun Monate in mir getragen, das dazu bestimmt war, als unser Kind bei fremden Leuten zu leben und das nicht auf Erden hat bleiben wollen.

Aber während all dies schwer in seine Seele sank, gab er ihr mit leichten Worten zu, daß sie wirklich nicht unrecht hätte, und daß Briefe — und seien sie selbst zwanzig Seiten lang — nicht sonderlich viel enthalten könnten; und während ein peinigendes Mitleid mit ihr in ihm aufquoll, sprach er linde die Hoffnung auf eine Zeit aus, in der sie auf Briefe beide nicht mehr angewiesen wären. Und dann fand er zärtlichere Worte, erzählte von seinen einsamen Spaziergängen in der Umgebung der fremden Stadt, wo er ihrer dächte; von den Stunden in dem gleichgültigen Hotelzimmer, mit dem Blick auf den

bepflanzten Platz und von seiner Sehnsucht nach ihr, die immer da war, ob er allein über seiner Arbeit saß, oder Sänger am Klavier begleitete oder mit neuen Menschen zusammen war. Aber als er mit ihr vor dem Haustor stand, ihre Hand in der seinen, ihr mit einem heitern „Auf Wiedersehen" in die Augen blickte, sah er betroffen in ihnen eine müde, kaum mehr schmerzliche Enttäuschung verglimmen. Und er wußte: Alle die Worte, die er zu ihr gesprochen, nichts, weniger als nichts hatten sie ihr zu bedeuten gehabt, da das einzige, das kaum mehr erwartete und immer wieder ersehnte doch nicht gekommen war.

Eine Viertelstunde später saß Georg auf seinem Parkettsitz in der Oper, zuerst noch ein wenig verdrossen und matt; bald aber strömte die Freude des Genießens durch sein Blut. Und als Brangäne ihrer Herrin den Königsmantel um die Schultern warf, Kurwenal das Nahen des Königs meldete und das Schiffsvolk auf dem Verdeck im Glanz des aufleuchtenden Himmels dem Land entgegenjauchzte, da wußte Georg längst nichts mehr von einer übel verbrachten Nacht im Coupé, von langweiligen Bestellungsgängen, von einem recht gezwungenen Gespräch mit einem alten, jüdischen Doktor und von einem Spaziergang über feuchtes Pflaster, in dem das Licht der Laternen sich spiegelte, an der Seite einer jungen Dame, die brav, vornehm und etwas gedrückt aussah. Und als der Vorhang zum erstenmal gefallen war und das Licht den rotgoldenen Riesenraum durchflutete, fühlte er sich keineswegs in unangenehmer Weise ernüchtert, sondern es war ihm vielmehr, als tauchte er sein Haupt von einem Traum in den andern; und eine Wirklichkeit, die von allerhand Bedenklichem und Kläglichem erfüllt war, floß irgendwo draußen machtlos vorbei. Niemals, so schien es ihm, hatte die Atmosphäre dieses Hauses ihn so sehr beglückt wie heute; nie war seiner Empfindung so offenbar gewesen, daß alle Menschen für die Dauer ihres Hierseins in geheimnisvoller Weise gegen allen Schmerz und allen Schmutz des Lebens gefeit waren. Er stand auf seinem Eckplatz vorn im Mittelgang, sah manchen wohlgefälligen Blick auf sich gerichtet und war sich bewußt, hübsch, elegant und sogar etwas ungewöhnlich auszusehen. Und war nebstbei — auch das erfüllte ihn mit Befriedigung — ein Mensch, der einen Beruf, eine Stellung hatte, und sogar hier, im Theater, mit Auftrag und Verantwortung, gewissermaßen als Abgesandter einer deutschen Hofbühne saß. Er blickte mit dem Opernglas umher. Aus den hintern Parkettsitzen grüßte ihn Gleißner mit einem etwas zu vertraulichen Kopfnicken, und schien gleich nachher der neben ihm sitzenden jungen Dame die Personalien Georgs zu erläutern. Wer mochte sie sein? War es die Dirne, die der mit Seelen experimentierende Dichter zur Heiligen, oder war es die Heilige, die er zur Dirne machen wollte? Schwer zu entscheiden, dachte Georg. In der Mitte des Wegs mochten sie ja ungefähr gleich ausschauen. Georg fühlte die Linsen eines Opernglases auf seinem Scheitel brennen. Er sah auf. Else war es, die von einer Ersten-Stockloge auf ihn herabschaute. Frau Ehrenberg saß neben ihr, und zwischen ihnen

beugte sich ein hochgewachsener junger Mann über die Brüstung, der kein anderer war, als James Wyner. Georg verbeugte sich und zwei Minuten später trat er in die Loge, freundlich, aber keineswegs mit Erstaunen begrüßt. Else in schwarz-sammtnem, ausgeschnittenem Kleid, eine schmale Perlenkette um den Hals, mit einer etwas fremden, aber interessanten Frisur streckte ihm die Hand entgegen. „Wieso sind Sie denn eigentlich da? Urlaub? Entlassung? Flucht?"

Georg erklärte es kurz und wohlgelaunt.

„Es war übrigens nett," sagte Frau Ehrenberg, „daß Sie uns ein Wort aus Detmold geschrieben haben."

„Das hätte er auch nicht tun sollen?" bemerkte Else, „da hätt man ja glauben können, daß er mit irgendwem nach Amerika durchgegangen ist."

James stand mitten in der Loge, groß, hager, gemeißelten Antlitzes, das dunkle, glatte Haar seitlich gescheitelt. „Nun sagen Sie Georg, wie fühlen Sie in Detmold?"

Else sah zu ihm auf, mit gesenkten Wimpern. Sie schien entzückt von seiner Art, das Deutsche noch immer so zu sprechen, als müßte er sich's aus dem Englischen übersetzen. Immerhin nützte sie es zu einem Witz aus und sagte: „Wie Georg in Detmold fühlt? Ich fürchte, James, deine Frage ist indiskret." Dann wandte sie sich an Georg: „Wir sind nämlich verlobt."

„Es sind noch keine Karten ausgeschickt", fügte Frau Ehrenberg hinzu.

Georg brachte seine Glückwünsche dar.

„Frühstücken Sie doch morgen bei uns", sagte Frau Ehrenberg. „Sie treffen nur ein paar Leute, die sich gewiß alle sehr freuen würden Sie wiederzusehen. Sissy, Frau Oberberger, Willy Eißler."

Georg entschuldigte sich. Er könnte sich für keine bestimmte Stunde binden, aber im Lauf des Nachmittags wenn irgend möglich wollte er sich gern einfinden.

„Nun ja," sagte Else leise, ohne ihn anzusehen und hatte den einen Arm mit dem langen weißen Handschuh lässig auf der Brüstung liegen, „Mittag verbringen Sie wahrscheinlich im Familienkreise."

Georg tat, als wenn er nichts gehört hätte, und lobte die heutige Vorstellung. James äußerte, daß er „Tristan" mehr liebe, als alle andern Opern von Wagner, die „Meistersinger" mit inbegriffen.

Else bemerkte einfach: „Es ist ja wunderschön, aber eigentlich bin ich gegen Liebestränke und solche Geschichten."

Georg erklärte, daß der Liebestrank hier als Symbol aufzufassen sei, worauf Else sich auch gegen Symbole eingenommen aussprach. Das erste Zeichen zum zweiten Akt war gegeben, Georg verabschiedete sich, eilte hinunter und hatte eben Zeit seinen Platz einzunehmen, eh der Vorhang aufging. Er erinnerte sich wieder, in welch halboffizieller Eigenschaft er heute im Theater säße, und beschloß, sich den Eindrücken nicht länger ohne Widerstand hinzugeben. Bald gelang es ihm zu entdecken, daß die Liebesszene doch noch ganz anders herauszubringen wäre, als es hier geschah; und gar nicht einverstanden

war er damit, daß Melot, durch dessen Hand Tristan sterben mußte, hier von einem Sänger zweiten Ranges dargestellt wurde, wie übrigens beinahe überall. Nach dem zweiten Fallen des Vorhangs erhob er sich mit einer gewissen Steigerung des Selbstgefühls, blieb auf seinem Platze stehen und sah manchmal zu der Ersten-Stock-Loge auf, von der Frau Ehrenberg ihm wohlwollend zunickte, während Else mit James sprach, der mit gekreuzten Armen unbeweglich hinter ihr stand. Es fiel Georg ein, daß er morgen Sissy wiedersehen würde. Ob sie noch manchmal jener wunderbaren Nachmittagsstunde im Park dachte, in der dunkelgrünen Schwüle des Parks, im warmen Duft von Moos und Tannen? Wie fern dies war! Dann erinnerte er sich jenes flüchtigen Kusses im nächtlichen Schatten der Gartenmauer von Lugano. Wie fern auch das! Er dachte des Abends unter den Platanen und das Gespräch über Leo fiel ihm wieder ein. Eigentlich hätte man schon damals allerlei vorhersehen können. Ein merkwürdiger Mensch dieser Leo, wahrhaftig! Wie er seinen Plan in sich verschlossen gehalten hatte! — Denn der mußte natürlich längst festgestanden haben. Und offenbar hatte Leo nur den Tag abgewartet, an dem er die Uniform ablegen durfte, um ihn auszuführen. Auf den Brief, den Georg ihm geschrieben gleich, nachdem er die Nachricht von dem Duell erhalten hatte, war keine Antwort gekommen. Er nahm sich vor, Leo in der Haft zu besuchen, wenn es möglich wäre.

Ein Herr in der ersten Reihe grüßte. Ralph Skelton war es. Georg verständigte sich durch Blicke mit ihm, daß sie einander nach Schluß der Vorstellung treffen wollten.

Die Lichter verlöschten, das Vorspiel zum dritten Akt begann. Georg hörte müde Meereswellen an ein ödes Ufer branden und die wehen Seufzer eines totwunden Helden in bläulich dünne Luft verwehen. Wo hatte er dies nur zum letztenmal gehört? War es nicht in München gewesen? ... Nein, es konnte noch nicht so lange her sein. Und plötzlich fiel ihm die Stunde ein, da auf einem Balkon, unter hölzernem Giebel die Blätter der Tristan-Partitur vor ihm offen lagen. Drüben zwischen Wald und Wiese war ein besonnter Weg zum Friedhof hingezogen, ein Kreuz hatte golden geblinkt; unten im Hause hatte eine geliebte Frau in Schmerzen aufgestöhnt, und ihm war weh ums Herz gewesen. Und doch, auch diese Erinnerung hatte ihre schwermutvolle Süßigkeit, wie alles, was völlig vergangen war. Der Balkon, der kleine, blaue Engel zwischen den Blumen, die weiße Bank unter dem Birnbaum ... wo war das nun alles! Noch einmal mußte er das Haus wiedersehen, einmal noch, eh er Wien verließ.

Der Vorhang hob sich. Sehnsüchtig tönte die Schalmei, unter einem blaß und gleichgültig hingespannten Himmel, im Schatten von Lindenästen schlummerte der verwundete Held, und ihm zu Häupten wachte Kurwenal, der treue. Die Schalmei schwieg, über die Mauer beugte sich fragend der Hirt, und Kurwenal gab Antwort. Wahrhaftig, das war eine Stimme von be-

sonderm Klang. Wenn wir solch einen Bariton hätten, dachte Georg. Und mancherlei andres, was uns fehlt! Wenn man ihm nur die nötige Macht in die Hand gäbe, er fühlte sich berufen im Laufe der Zeit aus dem bescheidenen Theater, an dem er wirkte, eine Bühne ersten Ranges zu machen. Er träumte von Musteraufführungen, zu denen die Menschen von allen Seiten strömen müßten; nicht mehr als Abgesandter saß er nun da, sondern als einer, dem es vielleicht beschieden war, selber in nicht allzu fernen Tagen Leiter zu sein. Weiter und höher liefen seine Hoffnungen. Vielleicht nur ein paar Jahre vergingen — und selbstgefundene Harmonien klangen durch einen festlich-weiten Raum; und die Hörer lauschten ergriffen, wie heute diese hier, während irgendwo draußen eine schale Wirklichkeit machtlos vorbeifloß. Machtlos? Das war die Frage! ... Wußte er denn, ob ihm gegeben war Menschen durch seine Kunst zu zwingen, wie dem Meister, der sich heute hier vernehmen ließ? Sieger zu werden über das Bedenkliche, Klägliche, Jammervolle des Alltags? Ungeduld und Zweifel wollten aus seinem Innern emporsteigen; doch rasch bannten Wille und Einsicht sie von dannen, und nun fühlte er sich wieder so rein beglückt wie immer, wenn er schöne Musik hörte, ohne daran zu denken, daß er selbst oft als Schöpfer wirken und gelten wollte. Von allen seinen Beziehungen zu der geliebten Kunst blieb in solchen Augenblicken nur die eine übrig, sie mit tieferem Verstehen aufnehmen zu dürfen, als irgend ein anderer Mensch. Und er fühlte, daß Heinrich die Wahrheit gesprochen hatte, als sie zusammen durch einen von Morgentau feuchten Wald gefahren waren: nicht schöpferische Arbeit, — die Atmosphäre seiner Kunst allein war es, die ihm zum Dasein nötig war; kein Verdammter war er wie Heinrich, den es immer trieb zu fassen, zu formen, zu bewahren, und dem die Welt in Stücke zerfiel, wenn sie seiner gestaltenden Hand entgleiten wollte.

Isolde, in Brangänens Armen, war tot über Tristans Leiche hingesunken, die letzten Töne verklangen, der Vorhang fiel. Georg warf einen Blick nach der Loge im ersten Stock. Else stand an der Brüstung, den Blick zu ihm herabgerichtet, während James ihr den dunkelroten Mantel um die Schultern legte, und jetzt erst, nach einem Kopfnicken, — so rasch, als hätte es niemand bemerken sollen, — wandte sie sich dem Ausgang zu. Merkwürdig, dachte Georg, von weitem hat ihre Haltung, hat manch ihrer Bewegungen so etwas ... melancholisch-romanhaftes. Da erinnert sie mich am ehesten an das Zigeunermädel aus Nizza, oder an das seltsame junge Wesen, mit dem ich in Florenz vor der Tizianischen Venus gestanden bin ... Hat sie mich jemals geliebt? Nein. Und auch ihren James liebt sie nicht. Wen denn? ... Vielleicht ... war es doch der verrückte Zeichenlehrer in Florenz? Oder keiner. Oder gar Heinrich? —

Im Foyer traf er Skelton. „Also wieder zurückgekehrt?" fragte dieser.

„Nur auf ein paar Tage", erwiderte Georg. Es stellte sich heraus, daß Skelton nicht recht gewußt hatte, was mit Georg vorging und ihn auf einer Art musikalischer Studienreise durch deutsche Städte geglaubt hatte. Nun

war er ziemlich erstaunt zu hören, daß Georg sich auf Urlaub hier befände und sich die Neuinszenierung des „Tristan" sozusagen im Auftrag des Intendanten angesehen hätte.

„Ist es Ihnen recht?" sagte Skelton, „ich bin verabredet mit Breitner; im Imperial, weißer Saal."

„Famos", erwiderte Georg, „ich wohne dort."

Doktor von Breitner rauchte schon eine seiner berühmten Riesenzigarren, als die beiden Herren an seinem Tisch erschienen. „Was für eine Überraschung," rief er aus, als Georg ihn begrüßte. Ihm war es bekannt, daß Georg als Kapellmeister in Düsseldorf wirkte.

Sonderlich viel, dachte Georg, beschäftigen sich die Leute hier ja nicht mit mir ... Aber was tut's.

Skelton erzählte von der Tristan-Vorstellung, und Georg erwähnte, daß er Ehrenbergs gesprochen hatte.

„Wissen Sie, daß Oskar Ehrenberg sich auf dem Weg nach Indien oder Ceylon befindet?" fragte Doktor von Breitner.

„So?" sagte Georg.

„Und was glauben Sie mit wem?"

„Wohl in weiblicher Gesellschaft."

„Ja, das natürlich, ich höre sogar, sie haben fünf oder sieben Weiber mit."

„Wer — sie?"

„Oskar Ehrenberg ... und — raten Sie einmal ... Na, der Prinz von Guastalla."

„Nicht möglich!"

„Komisch was? Sie haben sich heuer in Ostende oder in Spaa sehr angefreundet. ‚Cherchez' ... und so weiter. Wie es nämlich Frauenzimmer gibt, derentwegen man sich schlägt, so scheint es wieder andre zu geben, über die man sich gleichsam die Hände reicht. Sie haben nun gemeinschaftlich Europa verlassen. Vielleicht gründen sie ein Königreich auf irgend einer Insel, und Oskar Ehrenberg wird Minister."

Willy Eißler war erschienen, blaßgelb im Gesicht, übernächtig und heiser. „Grüß Sie Gott Baron, verzeihen Sie, daß ich nicht paff bin, aber ich habe schon gehört, daß Sie da sind. Irgendwer hat Sie in der Kärntnerstraße gesehen."

Georg bat Willy, seinem Vater vom Grafen Malnitz Grüße zu bestellen — er selbst hätte diesmal leider keine Zeit, den alten Herrn aufzusuchen, dem er — wie er mit bescheidner Koketterie bemerkte — seine Stellung in Detmold verdanke.

„Was Ihre Zukunft anbelangt, lieber Baron," sagte Willy, „hab ich mir nie Sorgen gemacht, besonders seit ich im vorigen Jahr — oder ist es schon länger her? — Ihre Lieder von der Bellini hab singen hören. Aber daß Sie sich entschlossen haben Wien zu verlassen, das war eine gute Idee von Ihnen. Hier hätte man Sie jedenfalls noch einige Jahrzehnte lang für einen Dilettanten gehalten. Das ist schon einmal nicht anders in Wien. Ich kenn das. Wenn

die Leute wissen, daß einer aus guter Familie ist, nebstbei Sinn für schöne Krawatten, gute Zigaretten und verschiedene andre Annehmlichkeiten des Daseins hat, so glauben sie einem die Künstlerschaft nicht. Ohne ein Zeugnis von draußen, werden Sie hier nicht ernst genommen ... also bringen Sie nur bald einige glänzende mit, Baron."

„Ich werde mich bemühen", sagte Georg.

„Haben die Herren übrigens schon das neueste gehört", begann Willy wieder. „Leo Golowski, wissen Sie, der Einjährige, der den Oberleutnant Sefranek erschossen hat, ist frei."

„Aus der Untersuchungshaft entlassen?" fragte Georg.

„Nein, ganz frei ist er. Sein Advokat hat ein Abolitionsgesuch an den Kaiser eingereicht, das ist heute günstig erledigt worden."

„Unglaublich", rief Breitner.

„Warum wundern Sie sich denn so, Breitner?" meinte Willy. „Es kann doch auch einmal etwas Vernünftiges geschehen in Österreich."

„Duell ist nie vernünftig," sagte Skelton, „und daher kann auch eine Begnadigung wegen Duells nicht vernünftig sein."

„Duell, lieber Skelton, ist entweder etwas viel schlimmeres oder viel besseres als vernünftig", erwiderte Willy. „Entweder ein ungeheuerlicher Blödsinn oder eine unerbittliche Notwendigkeit. Entweder ein Verbrechen oder eine erlösende Tat. Vernünftig ist es nicht und braucht es nicht zu sein. In Ausnahmsfällen kann man mit der Vernunft überhaupt nichts anfangen. Und daß in einem Fall, wie der, von dem wir grad sprechen, das Duell unvermeidlich war, das werden auch Sie zugeben, Skelton."

„Absolut", sagte Breitner.

„Ich kann mir ein Staatswesen denken," bemerkte Skelton, „in dem selbst Differenzen solcher Art vor Gericht ausgeglichen würden."

„Solche Differenzen vor Gericht! O fröhlich! ... Glauben Sie wirklich, Skelton, daß in einem Fall, wo es sich nicht um Besitz- und Rechtsfragen handelt, sondern wo sich Menschen mit einem ungeheuern Haß gegenüberstehen, glauben Sie wirklich, daß da mit Geld- oder Arreststrafen ein Ausgleich geschaffen werden könnte? Er hat schon seinen tiefen Sinn, meine Herren, daß Duellverweigerung in solchen Fällen bei allen Leuten, die Temperament, Ehre und Aufrichtigkeit in sich haben stets als Feigheit gelten wird. Bei den Juden wenigstens", setzte er hinzu. „Denn bei den Katholiken ist es bekanntlich immer nur die Frömmigkeit, die sie abhält sich zu schlagen."

„Kommt sicher vor", sagte Breitner schlicht.

Georg wünschte zu wissen, wie sich die Sache zwischen Leo Golowski und dem Oberleutnant abgespielt hätte.

„Ja richtig," sagte Willy, „Sie sind ja ein Zugereister. Also der Oberleutnant hat das ganz. Jahr hindurch diesen Leo Golowski erheblich kuranzt und zwar ..."

„Die Vorgeschichte kenn ich", unterbrach Georg, „zum Teil aus ganz direkter Quelle."

„Ach so. Also am ersten Oktober war die Vorgeschichte, um bei diesem Ausdruck zu bleiben, zu Ende; das heißt, Leo Golowski hat das Freiwilligenjahr hinter sich gehabt. Und am zweiten in der Früh hat er sich vor die Kaserne hingestellt und ruhig gewartet, bis der Oberleutnant aus dem Tor gekommen ist. In diesem Moment ist er auf ihn zugetreten, der Oberleutnant greift nach seinem Säbel, Leo Golowski packt ihn aber bei der Hand, läßt sie nicht aus, hält ihm die andre Faust vor die Stirn — und damit war das weitere so ziemlich gegeben. Übrigens wird auch erzählt, daß Leo dem Oberleutnant folgende Worte ins Gesicht geschleudert haben soll ... ich weiß nicht recht, ob's wahr ist."

„Welche Worte?" fragte Georg neugierig.

„Gestern, Herr Oberleutnant, sind Sie mehr gewesen als ich, jetzt sind wir vorläufig einmal gleich — aber morgen um die Zeit, wird wieder einer von uns mehr sein, als der andre."

„Etwas talmudisch", bemerkte Breitner.

„Das müssen Sie freilich am besten beurteilen können, Breitner", erwiderte Willy und erzählte weiter: „Also am nächsten Morgen in den Auen bei der Donau war das Duell. Dreimaliger Kugelwechsel. Zwanzig Schritte ohne Avance. Wenn resultatlos, Säbel bis zur Kampfunfähigkeit ... Die ersten Schüsse hüben und drüben fehlen, und nach dem zweiten ... nach dem zweiten ist der Golowski richtig bedeutend mehr gewesen als der Oberleutnant — denn der war nichts, weniger als nichts; ein toter Mann."

„Armer Teufel", sagte Breitner.

Willy zuckte die Achseln. „Es ist halt einmal einer an den Unrechten gekommen. Mir tut er auch leid. Aber man muß doch sagen, es stände manches anders in Österreich, wenn alle Juden entsprechenden Falls sich so zu benehmen wüßten wie der Leo Golowski. Leider ..."

Skelton lächelte. „Sie wissen Willy, vor mir darf man nichts gegen die Juden sagen, ich liebe sie. Und es täte mir leid, wenn man sich entscheiden wollte die Judenfrage durch eine Reihe von Zweikämpfen zu lösen, denn dann würde am Ende von dieser vortrefflichen Rasse kein einziges männliches Exemplar übrig bleiben."

Am Ende des Gesprächs mußte Skelton zugeben, daß das Duell in Österreich vorläufig nicht abzuschaffen wäre. Aber er erlaubte sich die Frage, ob das gerade für das Duell und nicht vielmehr gegen Österreich spräche, da doch manche andere Länder, er wollte aus Bescheidenheit keines nennen, seit Jahrzehnten den Zweikampf nicht mehr kennten. Und ob er zu weit gehe, wenn er sich gestatte, Österreich, in dem er sich übrigens seit sechs Jahren wahrhaft zu Hause fühle, als das Land der sozialen Unaufrichtigkeiten zu bezeichnen. Hier wie nirgends anderswo gebe es wüsten Streit ohne Spur von

Haß und eine Art von zärtlicher Liebe, ohne das Bedürfnis der Treue. Zwischen politischen Gegnern existierten oder entwickelten sich lächerliche persönliche Sympathien, Parteifreunde hingegen beschimpften, verleumdeten, verrieten einander. Nur bei wenigen fände man ausgesprochene Ansichten über Dinge oder Menschen, jedenfalls seien auch diese wenigen allzuschnell bereit Einschränkungen zu machen, Ausnahmen gelten zu lassen. Man habe hier beim politischen Kampf geradezu den Eindruck, wie wenn die scheinbar erbittertsten Gegner, während die bösesten Worte hinüber und herüberflögen, einander mit den Augen zuzwinkerten: „Es ist nicht so schlimm gemeint."

„Was glauben Sie, Skelton," fragte Willy, „zwinkern sie auch, wenn die Kugeln hin und herfliegen?"

„Sie täten's wohl, Willy, wenn nicht der Tod hinter ihnen stünde. Aber dieser Umstand beeinflußt nicht die Gesinnung, sondern nur die Haltung, denk ich mir."

Sie saßen noch lange Zeit zusammen und plauderten fort. Georg hörte allerlei Neuigkeiten. Er erfuhr unter anderm, daß Demeter Stanzides den Kauf des Gutes an der ungarisch-kroatischen Grenze abgeschlossen habe, und daß die Rattenmamsell einem freudigen Ereignis entgegensehe. Willy Eißler war gespannt auf das Ergebnis dieser Rassenkreuzung und vergnügte sich indes damit Namen für das zu erwartende Kind zu erfinden, wie Israel Pius oder Rebekka Portiunkula.

Später begab sich die ganze Gesellschaft ins benachbarte Kaffeehaus, Georg spielte mit Breitner eine Partie Billard; dann ging er auf sein Zimmer. Im Bett notierte er sich eine Stundeneinteilung für den nächsten Tag und sank endlich in einen Schlaf, der tief und köstlich wurde.

Am Morgen mit dem Tee brachte man ihm die abends vorher bestellte Zeitung und ein Telegramm. Der Intendant bat ihn über einen Sänger zu berichten. Es war zur Befriedigung Georgs derjenige, den er gestern als Kurwenal gehört hatte. Ferner wurde ihm freigestellt „zur bequemern Ordnung seiner Angelegenheiten" drei Tage über den bedungenen Urlaub auszubleiben, da zufällig eine Änderung des Spielplans dies gestatte. Wirklich charmant, dachte Georg. Es fiel ihm ein, daß er seine eigene Absicht, um Verlängerung des Urlaubs zu depeschieren, vollkommen vergessen hatte. Nun hab ich ja noch mehr Zeit für Anna, als ich geglaubt hätte, dachte er. Man könnte vielleicht ins Gebirge. Die Herbsttage sind schön und mild. Auch wäre man jetzt überall ziemlich allein und ungestört. Aber, wenn wieder ein Malheur passiert! Ein — Malheur — passiert! — So und nicht anders waren ihm die Worte durch den Sinn geflogen. Er biß sich auf die Lippen. So stellte sich die Sache mit einem Male für ihn dar? Ein Malheur ... Wo war die Zeit, da er, mit Stolz beinahe, sich als ein Glied in der endlosen Kette gefühlt hatte, die von Urahnen zu Urenkeln ging? Und ein paar Augenblicke lang erschien er sich wie ein Herabgekommener der Liebe, etwas bedenklich und bedauernswert.

Er durchflog die Zeitung. Durch einen kaiserlichen Gnadenakt war die Untersuchung gegen Leo Golowski eingestellt; gestern abend war er aus der Haft entlassen worden. Georg freute sich sehr und beschloß Leo noch heute zu besuchen. Dann setzte er ein Telegramm an den Grafen auf und berichtete mit vornehmer Ausführlichkeit über die gestrige Aufführung. Als er auf die Straße trat, war es beinahe elf Uhr geworden. Die Luft war herbstlich kühl und klar. Georg fühlte sich ausgeschlafen, frisch und wohlgelaunt. Der Tag lag hoffnungsreich vor ihm und versprach allerlei Anregung. Nur irgend etwas störte ihn, ohne daß er gleich wußte was es wäre. Ach ja, . . . der Besuch in der Paulanergasse, die trübseligen Räume, der kranke Vater, die verletzte Mutter. Ich werde Anna einfach abholen, dachte er, mit ihr spazieren gehen und irgendwo mit ihr soupieren. Er kam an einem Blumenladen vorbei, kaufte wundervolle dunkelrote Rosen, und mit einer Karte, auf die er schrieb: „tausend Morgengrüße, auf Wiedersehen", ließ er sie an Anna senden. Als er dies getan hatte, war ihm leichter. Dann begab er sich durch die Straßen der innern Stadt zu dem alten Hause, in dem Nürnberger wohnte. Er stieg die fünf Stockwerke hinauf. Eine huschelige, alte Magd mit dunklem Kopftuch öffnete und ließ ihn in das Zimmer ihres Herrn treten. Nürnberger stand am Fenster mit leicht gesenktem Kopf, in dem braunen, hochgeschlossenen Sacco, das er daheim zu tragen liebte. Er war nicht allein. Von dem Schreibtisch aus einem alten Armstuhl erhob sich eben Heinrich, ein Manuskript in den Händen. Georg wurde herzlich empfangen.

„Sollte Ihr Eintreffen in Wien mit der Direktionskrise in der Oper im Zusammenhang stehen?" fragte Nürnberger. Er ließ diese Bemerkung nicht ohne weiteres als Spaß gelten. „Ich bitte Sie," sagte er, „wenn kleine Jungen, die ihre Beziehungen zur deutschen Literatur bis vor kurzem nur durch den regelmäßigen Besuch eines Literatenkaffees zu dokumentieren in der Lage waren, als Dramaturgen an Berliner Bühnen berufen werden, so sähe ich keinen Anlaß zum Staunen, wenn der Baron Wergenthin, nach der immerhin mühevollen sechswöchentlichen Kapellmeisterkarriere an einem deutschen Hoftheater, im Triumph an die Wiener Oper geholt würde."

Georg stellte zur Steuer der Wahrheit fest, daß er nur einen kurzen Urlaub erhalten habe, um seine Wiener Angelegenheiten zu ordnen; und vergaß nicht zu erwähnen, daß er gestern die neue Tristaninszenierung gewissermaßen im Auftrag seiner Intendanz gesehen habe; doch lächelte er dazu mit Selbstironie. Dann gab er einen kurzen und ziemlich humoristischen Auszug seiner bisherigen Erlebnisse in der kleinen Residenz. Auch das Konzert bei Hof berührte er spöttisch, als sei er fern davon seiner Stellung, seinen bisherigen Erfolgen, den Theaterdingen, ja dem Leben überhaupt besondre Wichtigkeit beizumessen. So wollte er vor allem seine Position Nürnberger gegenüber gesichert haben. Dann kam das Gespräch auf die Haftentlassung Leo Golowskis. Nürnberger freute sich dieses unverhofften Ausgangs, lehnte es

jedoch ab, sich darüber zu wundern, da in der Welt und ganz besonders in Österreich bekanntlich stets das Urwahrscheinlichste zum Ereignis werde. Dem Gerücht von Oskar Ehrenbergs Yachtfahrt mit dem Prinzen, das Georg als neuen Beweis für die Richtigkeit von Nürnbergers Auffassung vorbrachte, wollte er anfangs trotzdem wenig Glauben schenken. Doch gab er am Ende die Möglichkeit zu, da ja seine Phantasie, wie er seit langem wußte, von der Wirklichkeit immer wieder übertroffen würde.

Heinrich sah auf die Uhr. Es war Zeit für ihn sich zu empfehlen.

„Hab ich die Herren nicht gestört?" fragte Georg. „Ich glaube, Sie haben was vorgelesen Heinrich, als ich kam."

„Ich war schon zu Ende", erwiderte Heinrich.

„Den letzten Akt lesen Sie mir morgen vor, Heinrich", sagte Nürnberger.

„Ich denke nicht daran", erwiderte Heinrich lachend. „Wenn die zwei ersten Akte im Theater so durchgefallen wären, wie jetzt vor Ihnen, lieber Nürnberger, so könnte man das Ding doch auch nicht zu Ende spielen. Nehmen wir an, Nürnberger, Sie seien entsetzt aus dem Parkett ins Freie gestürzt. Den Hausschlüssel und die faulen Eier erlaß ich Ihnen."

„Donnerwetter!" rief Georg aus.

„Sie übertreiben wieder einmal, Heinrich", sagte Nürnberger. „Ich habe mir nur erlaubt einige Einwendungen vorzubringen," wandte er sich an Georg, „das ist alles. Aber er ist ein Autor!"

„Es kommt alles auf die Auffassung an", sagte Heinrich. „Es ist schließlich auch nichts andres als eine Einwendung gegen das Leben eines Mitmenschen, wenn man ihm mit der Hacke den Schädel einschlägt, nur eine ziemlich wirksame." Er deutete auf sein Manuskript und wandte sich zu Georg. „Wissen Sie was das ist? Meine politische Tragikomödie. Kranzspenden dankend verbeten."

Nürnberger lachte. „Ich versichre Sie, Heinrich, aus dem Sujet wäre noch immer was ganz famoses zu machen. Sie könnten beinah die ganze Szenenführung beibehalten und eine Anzahl von Figuren. Sie müßten sich nur dazu entschließen, bei Wiederaufnahme Ihres Planes etwas weniger gerecht zu sein."

„Das ist aber doch eigentlich schön," sagte Georg, „daß er gerecht ist."

Nürnberger schüttelte den Kopf. „Überall mag man es sein – nur nicht im Drama." Und sich wieder an Heinrich wendend: „In solch einem Stück, das eine Zeitfrage behandelt, oder gar mehrere, wie es Ihre Absicht war, werden Sie mit der Objektivität nie was erreichen. Das Publikum im Theater verlangt, daß die Themen, die der Dichter anschlägt, auch erledigt werden, oder daß wenigstens eine Täuschung dieser Art erweckt werde. Denn natürlich gibt's nie und nimmer eine wirkliche Erledigung. Und scheinbar erledigen kann eben nur einer, der den Mut oder die Einfalt oder das Temperament hat, Partei zu ergreifen. Sie werden schon darauf kommen, lieber Heinrich, daß es mit der Gerechtigkeit im Drama nicht geht."

„Wissen Sie, Nürnberger," sagte Heinrich, „es ging vielleicht auch mit der Gerechtigkeit. Ich glaub ich hab nur nicht die richtige. In Wirklichkeit hab ich

nämlich gar keine Lust gerecht zu sein. Ich stell mirs sogar wunderschön vor ungerecht zu sein. Ich glaube, es wäre die allergesündeste Seelengymnastik, die man nur treiben könnte. Es muß so wohl tun die Menschen, deren Ansichten man bekämpft, auch wirklich hassen zu können. Es erspart einem gewiß so viel innere Kraft, die man viel besser auf den Kampf selbst verwenden dürfte. Ja, wenn man noch die Gerechtigkeit des Herzens hätte . . . Ich hab sie aber nur da", und er deutete auf seine Stirn. „Ich stehe auch nicht über den Parteien, sondern ich bin gewissermaßen bei allen oder gegen alle. Ich hab nicht die göttliche Gerechtigkeit, sondern die dialektische. Und darum . . .", er hielt sein Manuskript in die Höhe, „ist da auch so ein langweiliges und unfruchtbares Geschwätz herausgekommen."

„Weh dem Manne," sagte Nürnberger, „der sich erdreistete derartiges über Sie zu schreiben."

„Na ja", erwiderte Heinrich lächelnd. „Wenn's ein anderer sagt, kann man nie den leisen Verdacht unterdrücken, daß er recht haben könnte. Aber nun muß ich wirklich gehen. Grüß Sie Gott, Georg. Ich bedaure sehr, daß Sie mich gestern verfehlt haben. Wann reisen Sie denn wieder ab?"

„Morgen."

„Aber man sieht Sie doch noch vor Ihrer Abreise? Ich bin heute den ganzen Nachmittag und Abend zu Hause, kommen Sie wann es Ihnen paßt. Sie werden einen Menschen finden, der sich mit Entschlossenheit von den Zeitfragen ab und wieder den ewigen Problemen zugewandt hat: Tod und Liebe . . . Glauben Sie übrigens an den Tod, Nürnberger? Hinsichtlich der Liebe frag ich schon gar nicht."

„Dieser für Ihre Verhältnisse doch etwas zu billige Witz", sagte Nürnberger, „läßt mich vermuten, daß Sie sich durch meine Kritik, trotz Ihrer sehr würdigen Haltung . . ."

„Nein, Nürnberger, ich schwöre Ihnen, ich bin nicht verletzt. Ich habe sogar eher ein angenehmes Gefühl, daß die Sache abgetan ist."

„Abgetan? Warum denn? Es ist doch immerhin möglich, daß ich mich geirrt habe und daß gerade diesem Stück, das ich für minder gelungen halte, auf dem Theater ein Erfolg beschieden wäre, der Sie zum Millionär machen kann. Ich wäre trostlos, wenn durch meine vielleicht ganz unmaßgebliche Kritik...."

„Gewiß, gewiß Nürnberger, das müssen wir nun schon einmal alle und in jedem einzelnen Fall auf uns nehmen, daß wir uns geirrt haben können. Und nächstens schreib ich doch wieder ein Stück und zwar mit folgendem Titel: Mir macht niemand was weiß und ich mir selber erst recht nicht . . . und Sie, Nürnberger, werden der Held sein."

Nürnberger lächelte. „Ich? Das heißt, Sie werden einen Menschen hernehmen, den zu kennen Sie sich einbilden, werden diejenigen Seiten seines Wesens zu schildern versuchen, die Ihnen gerade in den Kram passen — andre unterschlagen, mit denen Sie nichts anfangen können, und am Ende . . ."

„Am Ende", unterbrach ihn Heinrich, „wird es ein Porträt sein, aufgenommen

von einem irrsinnigen Photographen durch einen verdorbenen Apparat, während eines Erdbebens und bei Sonnenfinsternis. Einverstanden oder fehlt noch was?"

„Die Charakteristik dürfte erschöpfend sein", sagte Nürnberger.

Heinrich nahm Abschied in überlauter Lustigkeit und entfernte sich mit seinem zusammengerollten Manuskript.

Als er fort war, bemerkte Georg: „Seine Laune kommt mir doch ein bißchen gekünstelt vor."

„Finden Sie? Ich hab ihn in der letzten Zeit immer auffallend gut gestimmt gefunden."

„Wirklich gut gestimmt? Glauben Sie das ernstlich? Nach dem, was er erlebt hat?"

„Warum nicht? Menschen, die sich so viel, fast ausschließlich mit sich selbst beschäftigen wie er, verwinden ja seelische Schmerzen überraschend schnell. Auf solchen Naturen, und wohl nicht nur auf solchen, lastet das geringfügigste physische Unbehagen viel drückender, als jede Art von Herzenspein, selbst Untreue und Tod geliebter Personen. Es rührt wohl daher, daß jeder Seelenschmerz irgendwie unserer Eitelkeit schmeichelt, was man von einem Typhus oder einem Magenkatarrh nicht behaupten kann. Und beim Künstler kommt vielleicht dazu, daß aus einem Magenkatarrh absolut nichts zu holen ist .... wenigstens vor kurzem stand das noch ziemlich fest ... aus Seelenschmerzen hingegen, alles was man nur will, vom lyrischen Gedichte bis zu philosophischen Werken."

„Es gibt doch wohl Seelenschmerzen recht verschiedener Art", erwiderte Georg. „Und es ist doch noch etwas anderes, wenn uns eine Geliebte betrügt oder verläßt ... und selbst wenn sie eines natürlichen Todes stirbt, als wenn sie sich unseretwegen umbringt."

„Sie wissen ganz bestimmt?" fragte Nürnberger, „daß Heinrichs Geliebte sich seinetwegen umgebracht hat?"

„Hat Ihnen denn Heinrich nicht erzählt . . .?"

„Allerdings. Aber das beweist nicht viel. In Hinsicht auf Dinge, die uns selber angehen, sind wir immer Tröpfe, auch die Klügsten unter uns."

Solche Bemerkungen aus Nürnbergers Munde hatten für Georg etwas seltsam beunruhigendes. Sie gehörten in die Reihe jener, die Nürnberger nicht ungern vernehmen ließ und die, wie Heinrich sich einmal ausgedrückt hatte, den Sinn jedes menschlichen Verkehrs, ja aller menschlichen Beziehungen geradezu aufhoben.

Nürnberger sprach weiter: „Wir kennen nur zwei Tatsachen. Die eine, daß unser Freund einmal mit einer jungen Dame ein Verhältnis gehabt und die andere, daß diese junge Dame sich ins Wasser gestürzt hat. Von allem, was dazwischen liegt, ist uns beiden so gut wie nichts und Heinrich wahrscheinlich nicht viel mehr bekannt. Warum sie sich umgebracht hat, können wir alle nicht wissen und vielleicht hat die Arme selbst es auch nicht gewußt."

Georg sah durchs Fenster, erblickte Dächer, Schornsteine, verwitterte Röhren und ziemlich nah den hellgrauen Turm mit der durchbrochenen Steinkuppel. Der Himmel darüber war blaß und leer. Es fiel Georg plötzlich auf,

daß Nürnberger noch mit keinem Wort nach Anna gefragt hatte. Was mochte er wohl vermuten? Am Ende, daß Georg sie verlassen und sie sich schon mit einem andern Liebhaber getröstet hätte? Warum bin ich nach Wien gefahren, dachte er flüchtig, — wie wenn seine Reise keinen andern Zweck gehabt hätte, als sich von Nürnberger Aufschlüsse über das Dasein erteilen zu lassen, die nun schlimm genug ausgefallen waren. Es schlug zwölf. Georg nahm Abschied. Nürnberger begleitete ihn bis an die Tür und dankte ihm für den Besuch. Mit Herzlichkeit, als hätte das frühere Gespräch über Georgs neuen Aufenthaltsort überhaupt keine Geltung zu beanspruchen, erkundigte er sich nach der Beschäftigung, den Arbeiten, den neuen Bekannten Georgs und erfuhr jetzt erst, welchem Zufall Georg seine plötzliche Berufung nach der kleinen Stadt zu verdanken hatte.

„Das ist's ja, was ich immer sage", bemerkte er dann, „nicht wir sind's, die unser Schicksal machen, sondern meist besorgt das irgend ein Umstand außer uns, auf den wir keinerlei Einfluß zu nehmen in der Lage waren, ja den wir nicht einmal in den Kreis unserer Berechnungen einbeziehen konnten. Ist es schließlich . . . . bei aller Schätzung Ihres Talents darf ich es wohl sagen — ist es Ihr Verdienst oder das des alten Eißler, von dessen Verwendung in Ihrer Sache Sie mir einmal erzählt haben, daß Sie telegraphisch nach Detmold beschieden und dort so rasch Ihren Wirkungskreis gefunden haben? Nein. Ein Unschuldiger, Ihnen Unbekannter mußte eines plötzlichen Todes sterben, damit Sie dort den Platz frei finden durften. Und welche andern Dinge, auf die Sie gleichfalls keinen Einfluß nehmen und die Sie nicht vorhersehen konnten, mußten eintreten, um Sie von Wien leichten Herzens, ja um Sie überhaupt von hier scheiden zu lassen?!"

„Wieso leichten Herzens?" fragte Georg befremdet.

„Leichteren Herzens, als unter andern Umständen, mein ich. Wenn das kleine Geschöpf am Leben geblieben wäre, wer weiß ob Sie . . . ."

„Sie können überzeugt sein, auch dann wär ich fortgefahren. Und Anna hätte es geradeso natürlich gefunden, wie sie es jetzt findet. Glauben Sie das nicht? Vielleicht wär ich sogar leichtern Herzens abgereist, wenn jene Sache anders ausgegangen wäre. Anna war es ja, die mir zugeredet hat anzunehmen. Ich war durchaus nicht entschlossen. Sie ahnen gar nicht, was für ein gutes und kluges Wesen Anna ist."

„O ich zweifle nicht daran. Nach allem, was Sie mir gelegentlich von ihr erzählt haben, hat sie sich ja anscheinend auch in ihre Situation mit mehr Würde gefunden, als junge Damen aus ihren Kreisen bei solchen Gelegenheiten sonst aufzubringen pflegen."

„Lieber Herr Nürnberger, die Situation war ja nicht so furchtbar."

„Ach, sagen Sie das nicht. Wenn sie auch durch Ihre Noblesse und Rücksichtnahme sehr gemildert war, seien Sie überzeugt, das Fräulein hat gewiß öfter in dieser Zeit das unregelmäßige in ihrer Situation empfunden. Es gibt wohl kein weibliches Wesen, und dächte es noch so kühn und überlegen,

das in einem solchen Fall nicht lieber den Ring am Finger trüge. Und es spricht eben wieder für die kluge und vornehme Gesinnung Ihrer Freundin, daß sie Sie das niemals hat merken lassen und daß sie auch die bittre Enttäuschung, am Ende dieser gewiß nicht ausschließlich süßen neun Monate, mit Fassung und Ruhe hingenommen hat."

„Enttäuschung ist ein mildes Wort. Schmerzen wäre vielleicht das richtigere."

„Es war wohl beides. Doch wie meistens wird wohl auch hier die brennende Wunde des Schmerzes schneller verheilt sein, als die quälende, bohrende der Enttäuschung."

„Ich verstehe Sie nicht recht."

„Nun daran, lieber Georg, werden Sie doch nicht zweifeln, daß Sie sehr bald, am Ende schon heute, verheiratet wären, wenn das kleine Wesen am Leben geblieben wäre."

„Und Sie glauben, daß jetzt, weil wir kein Kind haben ... ja Sie scheinen der Ansicht zu sein, daß ... daß .... es überhaupt aus ist? Sie sind vollkommen im Irrtum, aber vollkommen, lieber Freund."

„Lieber Georg", erwiderte Nürnberger, „wir wollen lieber beide von der Zukunft nicht reden. Weder Sie noch ich wissen es, wo in diesem Augenblick ein Faden zu unserm Schicksal gesponnen wird. Sie haben auch in dem Augenblick, als jener Kapellmeister vom Schlag gerührt wurde, nicht das geringste verspürt. Und wenn ich Ihnen jetzt Glück wünsche zu Ihrer weiteren Laufbahn, so weiß ich nicht, auf wen ich mit diesem Glückwunsch vielleicht den Tod herabgefleht habe."

Auf dem Flur nahmen sie Abschied. Auf die Stiege rief Nürnberger Georg nach: „Lassen Sie gelegentlich was von sich hören."

Georg wandte sich noch einmal um: „Und Sie, tun Sie desgleichen! ..." Er sah nur noch die abwehrend-resignierte Handbewegung Nürnbergers, lächelte unwillkürlich und eilte hinab. An der nächsten Ecke nahm er einen Wagen. Auf dem Weg zu Golowskis dachte er über Nürnberger und Bermann nach. Was für ein seltsames Verhältnis das zwischen ihnen war! Vor Georg erschien ein Bild, das er ähnlich irgend einmal in einem Traum gesehen zu haben glaubte. Die zwei saßen sich gegenüber; jeder hielt dem andern einen Spiegel vor, darin sah der andre sich selbst mit einem Spiegel in der Hand und in dem Spiegel, wieder den andern mit dem Spiegel in der Hand und so fort in die Unendlichkeit. Kannte da einer noch den andern, kannte einer noch sich selbst? Georg wurde schwindlig zumute. Dann dachte er an Anna. Sollte Nürnberger wieder einmal recht behalten? War es denn wirklich aus? Konnte es überhaupt jemals enden? Jemals?.... Das Leben ist lang! Aber waren schon die nächsten Monate bedenklich? Micaela vielleicht ... Nein. Das war nicht schwer zu nehmen, wie immer es kommen sollte. Und zu Ostern war er ja wieder in Wien, dann kam der Sommer; man blieb zusammen. Und dann? Ja was dann? Vermählung? Herrn Rosners und Frau Rosners Schwiegersohn, Josefs Schwager! Ach, was ging ihn die Familie an. Anna war es doch, die seine Frau sein würde, das gütige, sanfte, kluge Wesen.

Der Wagen hielt vor einem ziemlich neuen, häßlichen, gelb angestrichenen Haus, in einer breiten, einförmigen Gasse. Georg hieß den Kutscher warten und trat ins Tor. Im Innern sah das Haus recht verwahrlost aus; Mörtel, war an vielen Stellen von den Mauern abgebröckelt und die Stiegen waren schmutzig. Aus einigen Küchenfenstern roch es nach schlechtem Fett. Auf dem Gang im ersten Stock unterhielten sich zwei dicke Jüdinnen in einem für Georg unerträglichen Jargon, und die eine sagte zu einem Buben, den sie an der Hand hielt: „Moritz laß den Herrn vorbei." Warum sagt sie das, dachte Georg. Es ist ja Platz genug. Offenbar will sie sich mit mir verhalten. Als wenn ich ihr schaden oder nützen könnte. Und ein Wort Heinrichs aus einem verflossenen Gespräch fiel ihm ein: „Feindesland."

Ein Dienstmädchen ließ ihn in ein Zimmer treten, das er sofort als das Leos erkannte. Bücher und Papiere auf dem Schreibtisch, das Klavier offen, auf dem Diwan eine geöffnete Reisetasche, die noch nicht ganz ausgepackt war. In der nächsten Minute öffnete sich die Tür; Leo trat herein, umarmte den Gast und küßte ihn so rasch auf beide Wangen, daß der so herzlich begrüßte gar nicht dazu kam, verlegen zu werden. „Das ist lieb von Ihnen", sagte Leo und schüttelte ihm beide Hände.

„Sie können sich gar nicht denken, wie ich mich gefreut habe ..." begann Georg.

„Ich glaub's Ihnen ... aber bitte kommen Sie mit mir weiter, wir sind nämlich noch beim Essen — aber gleich fertig."

Er führte ihn ins Nebenzimmer. Die Familie war um den Tisch versammelt. „Ich glaube, meinen Vater kennen Sie noch nicht", bemerkte Leo und stellte die beiden einander vor. Der alte Golowski stand auf, legte die Serviette fort, die er um den Hals gebunden hatte und reichte Georg die Hand.

Dieser wunderte sich, daß der alte Mann vollkommen anders aussah, als er sich ihn vorgestellt hatte; nicht patriarchalisch, graubärtig und ehrwürdig, sondern glattrasiert und mit breit verschlagenen Mienen, glich er am ehesten einem alternden Provinzkomiker. „Ich freu mich sehr, Herr Baron, Sie kennen zu lernen", sagte er und in seinen listigen Augen stand zu lesen: „Ich weiß doch alles."

Therese stellte hastig die üblichen Fragen an Georg, wann er gekommen wäre, wie lang er bliebe, wie es ihm ginge; er antwortete geduldig und liebenswürdig, und sie sah ihm neugierig — lebhaft ins Gesicht. Dann fragte er Leo nach dessen Absichten für die nächste Zeit.

„Vor allem werd ich fleißig Klavier spielen müssen, um mich vor meinen Schülern nicht zu blamieren. Die Leute sind ja sehr nett gegen mich gewesen. Bücher hab ich gehabt so viel ich wollte. Aber ein Klavier haben sie mir doch nicht zur Verfügung gestellt." Er wandte sich an Therese: „Das solltest du in einer deiner nächsten Reden unbedingt geißeln. Diese schlechte Behandlung der Untersuchungshäftlinge muß abgestellt werden."

„Gestern um die Zeit", sagte der alte Golowski, „war ihm wirklich noch nicht zum lachen."

„Wenn du vielleicht glaubst", meinte Thereſe, „daß der Glücksfall, der dir begegnet iſt, meine Anſichten ändern wird, ſo irrſt du dich gewaltig. Im Gegenteil." Und zu Georg gewandt fuhr ſie fort: „Theoretiſch bin ich nämlich abſolut dagegen, daß ſie ihn herausgelaſſen haben." Sie ſprach wieder zu Leo hin: „Wenn du den Kerl, wie es ja dein gutes Recht geweſen wäre, einfach totgeſchlagen hätteſt, ohne dieſe ekelhafte Duellkomödie, wärſt du nie frei geworden, ſäßeſt deine fünf bis zehn Jahre ab, heilig. Weil du dich aber auf dieſes grauenvolle, vom Staat konzeſſionierte Hazardſpiel um Leben und Tod eingelaſſen, weil du dich alſo vor der militäriſchen Weltanſchauung geduckt haſt, biſt du begnadigt worden. Hab ich nicht recht?" wandte ſie ſich wieder an Georg.

Der nickte nur und dachte an den armen jungen Menſchen, den Leo erſchoſſen und der eigentlich gar nichts anderes gegen die Juden gehabt hatte, als daß ſie ihm ſo zuwider geweſen waren, wie ſchließlich den meiſten Menſchen — und deſſen Schuld im Grunde nur darin beſtanden hatte, daß er an den Unrechten gekommen war. Leo ſtrich ſeiner Schweſter übers Haar und ſagte: „Siehſt du, wenn du das, was du hier in dieſen vier Wänden geſagt haſt, nächſtens öffentlich ausſprächeſt, dann würdeſt du mir imponieren."

„Na und du mir", erwiderte Thereſe, „wenn du dir morgen ſamt dem alten Ehrenberg ein Billett nach Jeruſalem löſteſt."

Sie ſtanden vom Tiſch auf. Leo lud Georg ein, mit ihm in ſein Zimmer zu kommen.

„Stör ich euch?" fragte Thereſe. „Ich möcht nämlich auch was von ihm haben."

Sie ſaßen alle drei in Leos Zimmer und plauderten. Leo ſchien ſich der wiedergewonnenen Freiheit unbedenklich und reuelos zu freuen, was Georg ſonderbar berührte. Thereſe ſaß auf dem Diwan, in einem dunkeln, anliegenden Kleid und ſah heute zum erſtenmal wieder der jungen Dame ähnlich, die in Lugano als die Geliebte eines Kavallerieoffiziers unter einer Platane Aſti getrunken und nachher einen anderen geküßt hatte. Sie bat Georg Klavier zu ſpielen. Noch nie hatte ſie ihn gehört. Er ſetzte ſich hin, ſpielte einiges aus Triſtan und phantaſierte dann mit glücklicher Eingebung. Leo ſprach ſeine Anerkennung aus.

„Wie ſchade, daß er nicht dableibt", ſagte Thereſe und kreuzte, an der Wand lehnend, die Hände über ihrer hohen Friſur.

„Zu Oſtern komm ich wieder", erwiderte Georg und ſah ſie an.

„Aber doch nur, um wieder zu verſchwinden", ſagte Thereſe.

„Das wohl", entgegnete Georg und es fiel ihm plötzlich auf die Seele, daß hier nicht mehr ſeine Heimat war, daß er nun überhaupt keine mehr hatte, für lange Zeit.

„Wie wär's," ſagte Leo, „wenn wir im Sommer eine gemeinſame Wanderung unternähmen? Sie, Bermann und ich. Ich verſpreche Ihnen, daß wir Sie nicht durch theoretiſche Geſpräche langweilen werden, wie im vorigen Herbſt einmal . . . erinnern Sie ſich noch?"

„Ach," sagte Thereſe und reckte ſich, „es kommt ſo wie ſo nichts dabei heraus. Taten! meine Herren!"

„Und was kommt bei Taten heraus?" fragte Leo. „Sie ſind höchſtens Privaterlöſungen für den Moment."

„Ja, Taten, die man für ſich ſelbſt begeht. Nur was man fähig iſt, für die andern zu leiſten, ohne Rachſucht, ohne Eitelkeit perſönlicher Natur, namenlos womöglich, nur das nenn ich eine Tat."

Georg mußte endlich fort. Was hatte er noch alles zu beſorgen!

„Ich begleite Sie ein Stück," ſagte Thereſe zu ihm.

Leo umarmte ihn noch einmal und ſagte: „Es war wirklich ſchön von Ihnen."

Thereſe verſchwand, um Hut und Jacke zu holen. Georg begab ſich ins Nebenzimmer; die alte Frau Golowski ſchien ihn erwartet zu haben. Mit einem ſonderbar ängſtlichen Geſicht trat ſie auf ihn zu und gab ihm ein Kuvert in die Hand.

„Was iſt das?"

„Der Schein, Herr Baron, ich habe ihn nicht der Anna geben wollen . . . es hätt ſie vielleicht zu ſehr aufgeregt."

„Ach ja . . ." Er ſteckte das Kuvert ein und fand, daß es ſich ſeltſamer anfühlte, als andre. . . .

Thereſe erſchien mit einem ſpaniſchen Hütchen, zum Fortgehen bereit. „Da bin ich. Auf Wiederſehen, Mama. Zum Nachtmahl komm ich nicht nach Haus."

Sie ging mit Georg die Treppe hinab, ſah ihn vergnügt von der Seite an.

„Wohin darf ich Sie führen?" fragte Georg.

„Nehmen Sie mich nur mit, irgendwo ſteig ich halt aus."

Sie ſtiegen ein, der Wagen fuhr davon. Sie fragte ihn um allerlei, worauf er ſchon in der Wohnung Antwort gegeben hatte, als nähme ſie an, daß er jetzt, mit ihr allein, aufrichtiger ſein müßte, als vor den andern. Sie erfuhr nichts anderes, als daß er ſich in der neuen Umgebung wohl fühlte und daß ſeine Arbeit ihm Befriedigung gewährte. Ob ſein Erſcheinen eine große Überraſchung für Anna bedeutet hätte? Nein, das nicht, er hatte ſie ja verſtändigt. Und ob es denn wahr ſei, daß er zu Oſtern wiederkommen wollte? Es ſei ſeine beſtimmte Abſicht. . . .

Sie ſchien verwundert. „Wiſſen Sie, daß ich mir feſt eingebildet hatte . . ."

„Was?"

„Man würde ſie niemals wiederſehen."

Er erwiderte nichts, etwas betroffen. Dann fuhr es ihm durch den Sinn: Wär es nicht vernünftiger geweſen . . .? Er ſaß ganz nahe neben Thereſe, fühlte die Wärme ihres Körpers wie damals in Lugano. In welchem ihrer Träume mochte ſie jetzt leben? In dem wirrdüſtern der Menſchheitsbeglückung, oder in dem heiter-leichten eines neuen Liebesabenteuers? Sie ſah angelegentlich zum Fenſter hinaus. Er nahm ihre Hand, die ſie ihm nicht entzog und führte ſie an die Lippen. Plötzlich wandte ſie ſich zu ihm und ſagte harmlos: „So, nun laſſen Sie halten, hier ſteig ich am beſten aus."

Er ließ ihre Hand los und sah Thereſe an.

„Ja, lieber Georg, wohin geriete man," sagte ſie, „wenn man ſich nicht..." ſie verzog ſpöttiſch den Mund, „für die Menſchheit zu opfern hätte. Wiſſen Sie, was ich mir manchmal denke . . .? Vielleicht iſt das alles nur eine Flucht vor mir ſelbſt."

„Warum . . . warum fliehen Sie?"

„Leben Sie wohl, Georg." Der Wagen hielt. Thereſe ſtieg aus, ein junger Mann blieb ſtehen, ſtarrte ſie an; ſie verſchwand in der Menge. Ich glaube nicht, daß ſie auf dem Schaffot enden wird, dachte Georg. Er fuhr in ſein Hotel, aß zu Mittag, zündete ſich eine Zigarette an, kleidete ſich um und begab ſich zu Ehrenbergs.

Im Speiſezimmer, beim ſchwarzen Kaffee, mit den Damen des Hauſes waren James, Siſſy, Willy Eißler und Frau Oberberger anweſend. Georg nahm zwiſchen Elſe und Siſſy Platz, trank ein Glas Benediktiner, und beantwortete alle Fragen, die ſeinem neuen Wirken galten, geduldig und mit Humor. Bald begab man ſich in den Salon, und nun ſaß er eine Weile im erhöhten Erker mit Frau Oberberger, die heute wieder ganz jung ausſah und vor allem über Georgs perſönliche Erlebniſſe in Detmold näheres zu hören wünſchte. Sie glaubte ihm nicht, daß er nicht mit ſämtlichen Sängerinnen Verhältniſſe angeknüpft hatte, wie ihr überhaupt das Theaterleben nur als Anlaß und Vorwand für galante Abenteuer zu gelten ſchien; jedenfalls beſtand ſie darauf über Vorgänge hinter den Kuliſſen, in den Garderoben und in der Direktionskanzlei Ungeheuerlichkeiten zu vernehmen. Als Georg nicht umhin konnte, ſie durch ſeine Berichte von der bürgerlich anſtändigen, beinahe philiſtröſen Lebensweiſe der Bühnenmitglieder und durch die Schilderung ſeines eigenen arbeitsvollen Daſeins zu enttäuſchen, begann ſie ſichtlich zu verfallen und bald ſaß ihm eine gealterte Frau gegenüber, in der er dieſelbe erkannte, die ihm im verfloſſenen Sommer zuerſt in der Loge eines weiß-roten Theaterchens und ſpäter in einem nun faſt vergeſſenen Traum erſchienen war. Dann ſtand er mit Siſſy neben der marmornen Iſis und während des harmloſen Plauderns ſuchte jeder in den Augen des andern die Erinnerung einer glühenden Stunde unter den tiefen Nachmittagsſchatten eines dunkelgrünen Parks. Aber beiden ſchien ſie heute wie in unzugängliche Tiefen verſunken. Endlich ſaß er mit Elſe an dem kleinen Tiſchchen, auf dem Photographien und Bücher lagen. Auch ſie ſtellte zuerſt gleichgültige Fragen, wie alle andern. Plötzlich aber, ganz unvermutet und etwas leiſer fragte ſie: „Wie geht's denn Ihrem Kind?"

„Meinem Kind . . .?" Er zögerte. „Sagen Sie mir, Elſe, warum fragen Sie mich eigentlich . . .? Es iſt ja doch nur Neugier."

„Sie irren ſich, Georg," erwiderte ſie ruhig und ernſt, „wie Sie ſich ja meiſtens in mir geirrt haben. Sie halten mich für recht oberflächlich, oder weiß Gott was. Nun, es hat ja keinen Sinn, weiter darüber zu reden. Aber jedenfalls iſt es nicht ſo ganz unbegreiflich, daß ich mich nach dem Kind erkundige. Ich möchte es gern einmal ſehen."

„Sie möchten es sehen?" Er war bewegt.

„Ja. Ich hätte sogar noch eine andre Idee . . . die Sie aber wahrscheinlich ganz verrückt finden werden."

„Lassen Sie doch hören, Else."

„Ich denke mir nämlich, wir könnten es zu uns nehmen."

„Wer, wir?"

„James und ich."

„Nach England?"

„Wer sagt Ihnen denn, daß wir nach England gehen? Wir bleiben hier. Wir haben schon eine Wohnung gemietet im Cottage draußen. Es braucht's ja niemand zu wissen, daß es Ihr Kind ist."

„Was für ein romanhafter Gedanke."

„Gott, warum romanhaft? Anna kann's doch nicht bei sich haben und Sie doch erst recht nicht. Wo soll's denn während der Proben stecken? Im Souffleurkasten vielleicht?"

Georg lächelte. „Sie sind sehr gut, Else."

„Ich bin gar nicht gut. Ich denk nur, warum soll denn so ein unschuldiges kleines Geschöpf dafür büßen, oder darunter leiden, daß . . . na ja, ich meine, es kann doch nichts dafür . . . schließlich . . . Ist es ein Bub?"

„Es war ein Bub." Er machte eine Pause. Dann sagte er leise: „Es ist nämlich tot." Und er sah vor sich hin.

„Was? Ach so, Sie wollen sich . . . vor meiner Zudringlichkeit schützen."

„Else, wie können Sie denn ... Nein, Else. In solchen Dingen lügt man nicht."

„Also wirklich? Ja, wie ist denn das . . ."

„Es ist tot zur Welt gekommen."

Sie sah zu Boden. „Nein, wie schrecklich!" Sie schüttelte den Kopf. „Wie schrecklich! . . . Nun hat sie mit einemmal gar nichts mehr."

Georg zuckte leicht zusammen, aber vermochte nichts zu antworten. Wie entschieden es für alle schien, daß die Geschichte mit Anna zu Ende war. Und ihn bedauerte Else gar nicht. Sie ahnte wohl nicht einmal, wie der Tod des Kindes ihn erschüttert hatte. Wie konnte sie es auch ahnen! Was wußte sie von der Stunde, da der Garten seine Farben, der Himmel sein Licht für ihn verloren hatte, weil sein wunderschönes Kind tot drin im Hause lag.

Frau Ehrenberg war herangekommen. Sie drückte Georg ihre besondere Zufriedenheit aus. Sie habe übrigens nie daran gezweifelt, daß er seinen Mann stellen würde, sobald er nur einmal in einem Beruf mitten drin stände. Auch sei sie fest überzeugt: in drei bis fünf Jahren hätten sie ihn hier, in Wien als Kapellmeister. Georg wehrte ab. Er denke vorläufig gar nicht daran, nach Wien zurückzukehren. Er fühle, daß man draußen im Reich mehr und ernster arbeite. Hier sei man immer in Gefahr, sich zu verlieren.

Frau Ehrenberg stimmte zu und nahm Anlaß, sich über Heinrich Bermann zu beschweren, der als Dichter verstummt sei und sich nebstbei nicht mehr blicken lasse.

Georg nahm ihn in Schutz und fühlte sich verpflichtet, festzustellen, daß Heinrich fleißiger wäre als je. Aber Frau Ehrenberg hatte auch andre Beispiele für den verderblichen Einfluß der Wiener Luft. Nürnberger vor allem, der sich nun vollkommen von der Welt abzuschließen scheine. Und was mit Oskar passiert sei ... hätte das in einer andern Stadt als in Wien geschehen können? Ob Georg übrigens wüßte, daß Oskar mit dem Prinzen von Guastalla auf Reisen wäre? Sie tat, als fände sie daran nichts besonderes, Georg merkte ihr aber an, daß sie ein wenig stolz war und irgendwie die Meinung hegte, als hätte mit Oskar sich schließlich doch noch alles zum Guten gefügt. —

Während Georg mit Frau Ehrenberg sprach, sah er zuweilen die Blicke Elses auf sich gerichtet, die sich mit James in den Erker zurückgezogen hatte, — wissende, schwermütige Blicke, die ihn beinahe durchschauerten. Er empfahl sich bald, fühlte einen unbegreiflich fremden Händedruck von Else, gleichgültig-liebenswürdige von den andern und ging.

Wie das nur zugeht, dachte er im Wagen, der ihn zu Heinrich führte. Die Leute wußten alles früher als er selbst. Sie hatten von seinem Verhältnis mit Anna gewußt, ehe es angefangen — und jetzt wußten sie wieder früher als er, daß es zu Ende war. Er hatte nicht übel Lust, ihnen allen zu beweisen, daß sie sich irrten. Freilich, in solch einer Lebenssache durfte man sich durch Trotz am wenigsten bestimmen lassen. Es war gut, daß nun ein paar Monate kamen, in denen er sich wieder sammeln, alles reiflich erwägen konnte. Auch für Anna würde es gut sein; für sie vielleicht ganz besonders. Der gestrige Spaziergang mit ihr im Regen über die feucht-bräunlichen Straßen fiel ihm wieder ein und erschien ihm wie etwas unsagbar trauriges. Ach, die Stunden in dem gewölbten Zimmer, in das von drüben durch den wallenden Schneevorhang die Orgel hereinklang! Wo waren sie! Diese und so viele andre wundervolle Stunden, wo waren sie hin! Er sah sich und Anna im Geiste wieder, ein junges Paar auf der Hochzeitsreise, durch Gassen wandeln, in denen der wunderbare Hauch der Fremde war; banale Hotelräume, in denen er nur für kurze Tage mit ihr geweilt, tauchten vor ihm plötzlich wieder auf und waren wie geweiht vom Duft der Erinnerung ... Dann erschien ihm die Geliebte auf einer weißen Bank, unter schweren Ästen, die hohe Stirn von einer trügerischen Ahnung sanfter Mütterlichkeit umflossen — und endlich stand sie da, ein Notenblatt in der Hand und weiße Vorhänge bewegten sich leise im Winde. — Und als er sich bewußt wurde, daß es dasselbe Zimmer war, in dem sie jetzt seiner wartete — und daß nicht viel mehr als ein Jahr verflossen, seit jener abendlichen Spätsommerstunde, da sie, von ihm begleitet, sein Lied zum erstenmal ihm vorgesungen — atmete er in seiner Wagenecke schwer und beinahe angstvoll auf.

Als er ein paar Minuten drauf bei Heinrich im Zimmer stand, bat er ihn, dies nicht als Besuch anzusehen. Nur die Hand wollte er ihm drücken — morgen vormittag, wenn's ihm recht sei, wollte er ihn abholen zu einem

Spaziergang ... ja — dies fiel ihm während des Redens ein — zu einer Art von Abschiedsspaziergang im Wald von Salmansdorf.

Heinrich war einverstanden, bat ihn nur ein paar Augenblicke zu verweilen. Georg fragte ihn scherzend, ob er sich schon von seinem Mißerfolg von heute morgen erholt habe.

Heinrich wies auf den Schreibtisch, wo lose Blätter lagen, die mit großen, erregten Schriftzeichen bedeckt waren. „Wissen Sie, was das ist? Den Ägidius habe ich mir wieder hergenommen. Und gerade, bevor Sie kamen, ist mir ein ziemlich möglicher Schluß eingefallen. Wenn es Sie interessiert, so erzähl ich Ihnen morgen mehr davon."

„Gewiß. Ich bin sehr gespannt. Das ist übrigens hübsch, daß Sie sich gleich wieder an eine Arbeit gemacht haben."

„Ja, lieber Georg, ganz allein bin ich nicht gern. Ich muß mir möglichst rasch Gesellschaft verschaffen, nach meiner Wahl ... sonst kommt eben wer will und man möchte doch nicht für jedes Gespenst zu sprechen sein."

Georg erzählte, daß er Leo besucht und ihn so heiter angetroffen, wie er es kaum vermutet hätte.

Heinrich lehnte am Schreibtisch, beide Hände in den Hosentaschen vergraben, mit leicht gesenktem Kopf; die beschirmte Lampe zeichnete von unten unsichere Schatten in sein Gesicht. „Warum haben Sie's nicht erwartet, ihn heiter zu finden? Uns ... mir wenigstens ging es wahrscheinlich geradeso."

Georg saß auf der Lehne eines schwarzledernen Fauteuils, die Beine übereinandergeschlagen, Hut und Stock in der Hand. „Vielleicht haben Sie recht", sagte er, „aber ich kann Ihnen nicht verhehlen, mir war es trotzdem sonderbar zu denken, während ich sein frohes Gesicht sah, daß er ein Menschenleben auf dem Gewissen hat."

„Das heißt", sagte Heinrich und begann im Zimmer hin und her zu gehen, „es ist einer der Fälle, wo die Beziehung von Ursache und Wirkung so einleuchtend ist, daß man ruhig sagen darf: ‚Er hat getötet', ohne daß es beinahe nach einem Wortspiel aussähe ... Im ganzen aber, finden Sie nicht, Georg, sehen wir diese Dinge doch ein bißchen oberflächlich an. Wir müssen einen Dolch blitzen sehen, eine Kugel pfeifen hören, um zu begreifen, daß ein Mord geschehen ist. Als wär nicht einer, der jemanden sterben läßt, vom Mörder oft durch weiter nichts unterschieden, als durch einen höhern Grad von Bequemlichkeit und Feigheit ..."

„Machen Sie sich am Ende Vorwürfe, Heinrich? Wenn Sie dran geglaubt hätten, daß es so kommen mußte. — Sie hätten sie ja doch nicht — sterben lassen."

„Vielleicht. Ich weiß nicht. Aber eins kann ich Ihnen sagen, Georg, wenn sie noch lebte ... das heißt, wenn ich ihr verziehen hätte, wie Sie sich gelegentlich auszudrücken beliebten, so käme ich mir schuldiger vor, als ich mir heute erscheine. Ja, ja, so ist es nun einmal. Ich will's Ihnen gar nicht verhehlen, Georg, es gab eine Nacht ... ein paar Nächte gab es, da war ich wie vernichtet vor Schmerz, vor Verzweiflung, vor ... nun, andre hätten es eben für Reue gehalten. Es war aber nichts derart. Denn mitten in meinem

Schmerz, in meiner Verzweiflung hab ich's ja gewußt, daß dieser Tod etwas erledigendes, etwas versöhnendes, etwas reines bedeutete. Wär ich schwach gewesen, oder weniger eitel ... wie Sie's eben auffassen wollen ... wär sie wieder meine Geliebte geworden, so wäre viel schlimmeres gekommen, als dieser Tod, auch für sie ... Ekel und Qual, Wut und Haß wären um unser Bett gekrochen ... unsere Erinnerungen wären verfault, Stück für Stück, ja bei lebendigem Leibe wäre unsere Liebe verwest. Es durfte nicht sein. Ein Verbrechen wär es gewesen, dieses totkranke Verhältnis weiterzufristen, so wie es ein Verbrechen ist — und in der Zukunft auch so gelten wird — das Leben eines Menschen hinzufristen, dem ein qualvolles Sterben bestimmt ist. Das wird Ihnen jeder vernünftige Arzt sagen. Und darum bin ich sehr fern davon, mir Vorwürfe zu machen. Ich will mich auch nicht vor Ihnen oder sonst jemandem auf der Welt rechtfertigen, aber es ist nun einmal so: ich kann mich nicht schuldig fühlen. Es geht mir ja manchmal sehr schlimm, aber mit Schuldgefühlen hat das nicht das geringste zu tun."

„Sie sind damals hingereist?" fragte Georg.

„Ja. Ich bin hingereist. Ich bin sogar dabeigestanden, als man den Sarg in die Erde senkte. Ja. Mit der Mutter zusammen bin ich hingefahren." Er stand am Fenster, ganz im Dunkel und schüttelte sich. „Nein, nie werd ich es vergessen. Übrigens ist es auch nur eine Lüge, daß sich Menschen in einem gemeinsamen Leid finden. Nie finden sich Menschen, wenn sie nicht zu einander gehören. Noch ferner werden sie einander in schweren Stunden. Diese Fahrt! Wenn ich mich daran erinnere! Ich hab übrigens beinahe die ganze Zeit gelesen. Es war mir unerträglich, mit der dummen, alten Person zu reden. Man haßt doch niemanden mehr als jemand gleichgültigen, der einem Mitleid abfordert. Wir sind auch an ihrem Grab zusammen gestanden, die Mutter und ich. Ich, die Mutter, und ein paar Komödianten von dem kleinen Theater ... Und nachher bin ich im Wirtshaus gesessen mit ihr allein, nach dem Begräbnis. Ein Leichenschmaus zu zweien. Eine hoffnungslose Geschichte, sag ich Ihnen. Wissen Sie übrigens, wo sie begraben liegt? An Ihrem See, Georg. Ja. Ich habe öfter an Sie denken müssen. Sie wissen ja, wo der Friedhof liegt. Keine hundert Schritte weit vom Auhof. Man hat eine entzückende Aussicht auf unsern See, Georg; allerdings, nur wenn man lebendig ist."

Georg empfand ein leises Grauen. Er stand auf. „Ich muß Sie leider verlassen, Heinrich. Ich werde erwartet. Sie verzeihen."

Heinrich trat aus dem Dunkel des Fensters hervor, zu ihm. „Ich danke Ihnen sehr für Ihren Besuch. Also morgen, nicht wahr? Sie gehen jetzt wohl zu Anna? Bitte grüßen Sie sie herzlich. Ich höre ja, daß es ihr gut geht. Therese erzählte mir's."

„Ja, sie sieht vortrefflich aus. Sie hat sich vollkommen erholt."

„Das freut mich. Also auf morgen, nicht wahr? Ich freu mich sehr, daß ich Sie noch einmal sehen kann, eh Sie abreisen. Sie müssen mir auch noch

allerlei erzählen. Ich habe ja wieder einmal nichts getan, als von mir geredet."

Georg lächelte. Als wenn er das von Heinrich nicht gewohnt gewesen wäre! „Auf Wiedersehen", sagte er und ging.

Manches von dem, was Heinrich gesprochen, klang in Georg nach, als er wieder im Wagen saß. „Wir müssen einen Dolch blitzen sehen, um zu begreifen, daß ein Mord geschehen ist." Georg fühlte, daß vom Sinn dieser Worte eine gleichsam unterirdische, aber längst geahnte Beziehung zu einem dumpfen Unbehagen hinging, das er manchmal in seiner Seele spürte. Er dachte einer Stunde, da ihm gewesen war, als ginge in den Wolken ein Spiel um sein ungeborenes Kind, und seltsam erschien es ihm plötzlich, daß Anna über den Tod des Kindes mit ihm noch kein Wort gesprochen, daß sie sogar in ihren Briefen jede Andeutung nicht nur auf den unglücklichen Ausgang, sondern auch auf den ganzen Zeitraum, da sie das Kind unter dem Herzen getragen, vollkommen vermieden hatte. Der Wagen näherte sich dem Ziel. Warum klopft mir das Herz, dachte Georg. Freude? . . . Schlechtes Gewissen? . . . Heut mit einemmal! Sie kann mir doch die Schuld nicht geben . . .? Was für Unsinn. Ich bin abgespannt und erregt zugleich, das ist es. Ich hätte nicht herkommen sollen. Warum hab ich all diese Menschen wiedergesehen? War mir nicht, trotz aller Sehnsucht, tausendmal wohler in der kleinen Stadt, wo ein neues Leben für mich angefangen hatte . . .? Irgendwo anders hätte ich mit Anna zusammentreffen sollen. Vielleicht fährt sie mit mir fort . . . Dann kann am Ende alles noch gut werden. Ist denn irgend etwas schlecht . . .? Sind unsere Beziehungen am Ende auch krank und ist es ein Verbrechen, sie weiter zu fristen . . .? Das könnte zuweilen eine bequeme Ausrede sein.

Als er bei Rosners eintrat, saß die Mutter allein am Tische, sah von einem Buche auf und klappte es zu. Über den Tisch, gleichmäßig nach allen Seiten, glitt von oben der Schein einer leicht hin und herschwingenden Lampe. Josef erhob sich aus einer Diwanecke. Anna trat eben aus ihrem Zimmer, strich mit beiden Händen über das hochgekämmte, gewellte Haar, begrüßte Georg mit leichtem Kopfneigen und hatte für ihn in diesem Augenblick mehr von einer Erscheinung als von einer wirklichen Gestalt. Georg reichte allen die Hand und erkundigte sich nach dem Befinden des Herrn Rosner.

„Es geht ihm nicht grad schlecht", sagte Frau Rosner. „Aber aufstehen kann er halt schwer."

Josef entschuldigte sich, daß er schlafend auf dem Diwan betroffen worden war. Er mußte den Sonntag benutzen, um sich auszuruhen. Er bekleidete eine Stellung bei seiner Zeitung, die ihn nachts manchmal bis drei festhielt.

„Er ist jetzt sehr fleißig", bestätigte auch die Mutter.

„Ja", sagte Josef bescheiden, „wenn man gewissermaßen einen Wirkungskreis hat . . ." Er bemerkte weiter, daß der „Christliche Volksbote" sich einer immer größern Verbreitung erfreue, sogar draußen im Reich. Dann richtete er an Georg einige Fragen über dessen neuen Aufenthaltsort, interessierte sich

lebhaft für Bevölkerungszahl, Zustand der Straßen, Verbreitung des Radfahrsports und Umgebung.

Frau Rosner ihrerseits erkundigte sich höflich nach der Zusammenstellung des Repertoires, Georg gab Auskunft, bald war ein Gespräch im Gange, an dem sich auch Anna sachlich beteiligte, und Georg fand sich plötzlich zu Besuch in einer Bürgerfamilie von angenehmen Umgangsformen, in der die Tochter des Hauses musikalisch war. Die Unterhaltung gelangte endlich dahin, daß Georg sich zur Äußerung des Wunsches veranlaßt fand, die junge Dame wieder einmal singen zu hören — und er mußte sich gleichsam besinnen, daß es ja seine Anna war, deren Stimme zu vernehmen ihn verlangt hatte.

Josef entschuldigte sich; ein Rendezvous im Kaffee mit Klubgenossen rief ihn ab ... „Wissen sich Herr Baron noch zu erinnern ... die flotte Gesellschaft auf der Sophienalpe?"

„Gewiß", sagte Georg lächelnd. Und er zitierte: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ ..."

„Der wollte keine Knechte", ergänzte Josef. „Aber das singen wir schon lang nicht mehr. Es ist zu verwandt mit der ‚Wacht am Rhein'; und man soll uns nicht mehr nachsagen, daß wir über die Grenze schielen. Es hat große Kämpfe gegeben bei uns im Ausschuß. Ein Herr hat sogar demissioniert. Er ist nämlich Solizitator in der Kanzlei vom Doktor Fuchs, dem deutschnationalen Abgeordneten. Ja, es ist halt alles Politik." Er zwinkerte. Man sollte nicht glauben, daß er den Schwindel noch ernst nahm, jetzt da er selbst in die Maschinerie des öffentlichen Lebens Einblick hatte. Mit der kaum mehr überraschenden Bemerkung, daß er überhaupt Geschichten erzählen könnte, empfahl er sich. Frau Rosner fand es an der Zeit, nach ihrem Gatten zu sehen.

Georg saß Anna gegenüber, allein mit ihr an dem runden Tisch, über den der Schein der Hängelampe floß.

„Ich danke dir für die schönen Rosen", sagte Anna, „ich hab sie drinn in meinem Zimmer." Sie erhob sich und Georg folgte ihr. Er hatte ganz vergessen, daß er ihr Blumen geschickt hatte. In einem hohen Glas, vor dem Spiegel standen sie, dunkelrot, und spiegelten farblos dunkel sich ab. Das Pianino war offen, Noten waren aufgeschlagen, zwei Kerzen brannten zu den Seiten. Sonst war nur soviel Licht in dem Raum, als durch den breiten Türspalt aus dem Nebenzimmer hereinfiel.

„Du hast gespielt, Anna?" er trat näher hin. „Die Arie der Gräfin? Auch gesungen?"

„Ja. Versucht."

„Geht's?"

„Es fängt an ... kommt mir vor. Na, wir werden ja sehen. Aber sag mir vor allem, was du heut den ganzen Tag gemacht hast."

„Gleich. Wir haben uns ja noch gar nicht begrüßt." Er umarmte und küßte sie.

„Lang ist's her," sagte sie, an ihm vorbei lächelnd.

„Also", fragte er lebhaft, „fährst du mit mir?"

Anna zögerte. „Aber wie denkst du dir denn eigentlich die Sache, Georg?"

„Sehr einfach. Morgen Nachmittag können wir fortfahren. Wahl des Ortes bleibt dir überlassen. Reichenau, Semmering, Brühl, wohin du willst . . . Und übermorgen früh würd ich dich zurückbegleiten." Irgendwas hielt ihn ab, von dem Telegramm zu reden, das ihm volle drei Tage zur Verfügung stellte.

Anna sah vor sich hin. „Es wär ja schön", sagte sie tonlos, „aber es wird halt nicht möglich sein, Georg."

„Wegen deines Vaters?" Sie nickte.

„Es geht ihm doch besser?"

„Nein, es geht ihm gar nicht gut. Er ist so schwach. Man würde mir natürlich keinen direkten Vorwurf machen. Aber ich . . . ich kann die Mutter jetzt nicht allein lassen, wegen so eines Ausflugs."

Er zuckte die Achseln, ein wenig verletzt über die Bezeichnung, die sie gewählt hatte.

„Und sag einmal aufrichtig," fügte sie wie scherzend hinzu, „liegt dir denn gar so viel dran?"

Er schüttelte den Kopf, schmerzlich beinahe. Aber er fühlte, daß auch diese Geste der Aufrichtigkeit entbehrte. „Ich versteh dich nicht, Anna", sagte er schwächer als er gewünscht hätte. „Daß so ein paar Wochen des Fern-von-einander-seins, daß die . . . ja ich weiß gar nicht wie ich's nennen soll . . . Es ist ja, als hätte man sich verloren. Ich bin's doch, Anna, ich bin's doch . . .", wiederholte er heftig aber müd. Er saß auf dem Sessel vor dem Pianino. Er nahm ihre Hände, führte sie an die Lippen, zerstreut und ein wenig erregt.

„Wie war's denn in Tristan?" fragte sie.

Beflissen berichtete er von der Vorstellung, verschwieg auch seinen Besuch in der Ehrenbergschen Loge nicht, sprach von all den andern Menschen, die er gesehen, und bestellte ihr die Grüße von Heinrich Bermann. Dann zog er sie zu sich auf die Knie und küßte sie. Als er sein Antlitz von dem ihren entfernte, sah er Tränen über ihre Wangen rinnen. Er spielte den Befremdeten. „Was hast du denn Kind . . .? Ja warum denn, warum . . ."

Sie erhob sich, trat zum Fenster, das Gesicht von ihm abgewandt. Nun stand er auf, etwas ungeduldig, ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, trat endlich zu ihr, drängte sich nah an sie und begann wieder, unvermittelt, hastig: „Anna! Überleg dir's, ob du nicht doch mit mit fahren könntest! Es wäre alles so anders, als hier. Man könnte sich doch aussprechen. Wir haben über so wichtige Dinge zu reden. Ich brauch ja auch deinen Rat; wegen meiner Entschlüsse für das nächste Jahr. Ich hab dir ja geschrieben, nicht wahr? Es ist also sehr wahrscheinlich, daß man mir schon in den nächsten Tagen einen dreijährigen Vertrag zur Unterschrift vorlegen wird."

„Was soll man da raten?" sagte sie. „Du wirst schließlich am besten wissen, ob du dich dort wohlfühlst, oder nicht."

Er begann zu erzählen, von dem liebenswürdigen und begabten Intendanten, der ihn offenbar als Mitarbeiter heranzuziehen wünschte, von dem sympathischen, alten Kapellmeister, der einmal so berühmt gewesen war, von irgend einem sehr klein geratenen Bühnenarbeiter, den man Alexander den Großen nannte, von einer jungen Dame, mit der er die Micaela studiert hatte und die mit einem Berliner Arzt verlobt war, von einem Tenor, der schon siebenundzwanzig Jahre an dem Theater wirkte und Wagner grimmig haßte. Dann begann er von seinen persönlichen Aussichten in künstlerischer und materieller Beziehung zu sprechen. Ohne Zweifel könnte er an dem kleinen Hoftheater bald zu einer gesicherten und günstigen Position gelangen. Andererseits wäre zu bedenken, daß es gefährlich sei, sich auf allzulange zu binden; eine Karriere wie die des alten Kapellmeisters wäre nicht nach seinem Geschmack. Freilich... die Temperamente seien verschieden, er für seinen Teil glaube sich vor einem ähnlichen Schicksal gefeit.

Anna sah ihn immer nur an, und in einem nachsichtig-spöttischen Ton, wie wenn sie zu einem Kinde spräche, sagte sie endlich: „Nein, wie er sich anstrengt."

Er war betroffen. „Inwiefern streng ich mich an?"

„Schau Georg, du bist mir doch nicht Aufklärungen irgend welcher Art schuldig."

„Aufklärungen? Du bist aber wirklich... Ich gebe dir doch keine Aufklärungen, Anna. Ich schildere dir einfach wie ich lebe, und mit was für Leuten ich zu tun habe ... weil ich mir schmeichle, daß dich diese Dinge interessieren; — gerade so wie ich dir erzählt habe, wo ich heute und gestern gewesen bin."

Sie schwieg. Und Georg fühlte wieder, daß sie ihm nicht glaubte, daß sie ein Recht hatte ihm nicht zu glauben — selbst wenn zufällig einmal Wahrheit über seine Lippen kam. Allerlei Worte traten ihm auf die Zunge, Worte des Gekränktseins, des Zorns, der milden Zusprache — jedes schien ihm gleich wertlos und leer. Er erwiderte gar nichts, setzte sich zum Pianino, griff leise Töne und Akkorde. Nun war ihm wieder, als liebte er sie sehr und könnte es ihr nur nicht sagen, und als wäre diese Stunde des Wiedersehens ganz anders geworden, wenn man sie anderswo gefeiert hätte. Nicht in diesem Zimmer, nicht in dieser Stadt; am liebsten an einem Ort, den sie beide nicht kannten, in einer fremden, neuen Umgebung. Ja, dann wäre vielleicht alles wieder geworden, wie es einstmals war. Dann hätten sie einander in die Arme stürzen können — wie einst, in Sehnsucht, zu Wonne — und Frieden. Es fuhr ihm durch den Sinn: Wenn ich ihr nun sagte: Anna! Drei Tage und drei Nächte gehören uns! Wenn ich sie bäte... mit den rechten Worten... ihr zu Füßen, sie anflehte... komm mit mir! komm... Sie widerstände nicht lang! Sie folgte mir gewiß... Er wußte es. Warum sprach er die rechten Worte nicht aus? Warum flehte er sie nicht an? Warum schwieg er, saß am Pianino, abgewandt, griff leise Töne und Akkorde...? Warum?... Da fühlte er auf seinem Haupt ihre weichen Hände. Seine Finger lagen schwer auf den Tasten, irgend ein Akkord tönte nach. Er wagte nicht sich

umzuwenden. Er fühlte: sie weiß es auch. Was weiß sie . . .? Ist es denn wahr . . .? Ja . . . es ist wahr. Und er dachte der Stunde, nach der Geburt seines toten Kindes — da er an ihrem Bett gesessen und sie schweigend dagelegen war, den Blick in den dämmrigen Garten gerichtet . . . Schon in jener Stunde hatte sie's gewußt — früher als er — — daß alles zu Ende war. Und er hob seine Hände vom Klavier auf, nahm die ihren, die noch immer auf seinem Haupt lagen, führte sie an seine Wangen, zog ihre Arme, zog sie selber nach, bis sie wieder ganz nah bei ihm war und langsam auf seine Knie niedersank. Und schüchtern begann er wieder: „Anna . . . vielleicht . . . könntest du dich doch entschließen . . . Vielleicht wär es mir auch möglich, wenn ich telegraphiere, noch ein paar Tage Urlaub mehr zu bekommen. Du, Anna . . . hörst du . . . es wäre doch wunderschön . . ." Ganz in der Tiefe kam ihm ein Plan. Wenn er wirklich mit ihr auf einige Tage fortreiste. Und ihr bei dieser Gelegenheit ehrlich sagte: Es soll zu Ende sein, Anna! Aber das Ende unserer Liebe soll schön sein, wie es der Anfang war. Nicht matt und traurig, wie diese Stunden in deinem Elternhaus . . . Wenn ich ihr das — irgendwo auf dem Land, ehrlich sagte . . . wär es nicht würdiger, ihrer und meiner — und unseres vergangenen Glücks . . .? Und in diesem Vorsatz wurde er dringender, kühner, leidenschaftlich beinahe . . . und seine Worte klangen wieder wie vor langer, langer Zeit.

Sie auf seinen Knien, die Arme um seinen, Hals, erwiderte leise: „Noch einmal — Georg, mach ich das nicht durch."

Schon hatte er ein Wort auf den Lippen, mit dem er ihre Befürchtung zerstreuen konnte. Aber er hielt es zurück. Denn ausgesprochen, hätte es doch nichts anderes bedeutet, als daß er wohl daran dachte, wieder ein paar Stunden der Lust mit ihr zu durchleben, aber daß er nicht geneigt war, irgend eine Verpflichtung auf sich zu nehmen. Er fühlte es: um sie nicht zu verletzen, hätte er nur dies eine sagen dürfen: du gehörst mir für immer! Du sollst ja ein Kind von mir haben! Zu Weihnachten, zu Ostern spätestens hol ich dich — und nie mehr werden wir voneinander getrennt sein. Er fühlte, wie sie dieses Wort mit einer letzten Hoffnung erwartete — mit einer Hoffnung, an deren Erfüllung sie selbst nicht mehr glaubte. Aber er schwieg. Wenn er ausgesprochen hätte, was sie ersehnte, so hätte er sich aufs neue gebunden und — nun wußte er es — so tief, wie er es noch nie gewußt . . . daß er frei sein wollte.

Immer noch ruhte sie auf seinen Knien, ihre Wange an seine Wange gelehnt; sie schwiegen lang und wußten, daß dies der Abschied war.

Endlich, entschlossen sagte Georg: „Wenn du also nicht mit mir kommen willst, Anna, dann reise ich ganz direkt zurück — morgen. Und wir sehen uns erst im Frühjahr wieder. Bis dahin gibt's wieder nur Briefe. Es sei denn, daß ich zu Weihnachten, wenn's möglich ist . . ."

Sie hatte sich erhoben und lehnte am Klavier. „Schon wieder ist er leichtsinnig", sagte sie. „Ist es nicht am Ende sogar besser, wenn wir uns erst nach Ostern wiedersehen?"

„Warum besser?"

„Bis dahin wird — alles noch viel klarer sein."

Er wünschte sie nicht zu verstehen. „Du meinst, wegen des Vertrags? Ja ... da muß ich mich schon in den nächsten Wochen entscheiden. Die Leute wollen ja wissen, woran sie sind. Andererseits, auch wenn ich unterschriebe, auf drei Jahre und es kämen andere Chancen, gegen meinen Willen werden sie mich nicht halten. Aber bis jetzt scheint es wirklich, daß der Aufenthalt in der kleinen Stadt mir sehr förderlich ist. Nie hab ich so intensiv arbeiten können, wie dort. Hab ich dir nicht geschrieben, wie ich manchmal nach dem Theater bis drei Uhr früh an meinem Schreibtisch gesessen bin? Und war um acht ausgeschlafen und frisch!"

Sie sah ihn immer nur an, mit einem Blick, schmerzlich und nachsichtig zugleich, der ihn wie ein Blick des Zweifels berührte. Hatte sie nicht einmal an ihn geglaubt! Hatte sie nicht in einer halbdunkeln Kirche vertrauensvoll und zärtlich zu ihm gesprochen: „Ich will zum Himmel beten, daß ein großer Künstler aus dir werde." Wieder war ihm, als hielte sie längst nicht mehr so viel von ihm, als in früherer Zeit. Er fühlte sich beunruhigt und fragte sie unsicher: „Du erlaubst doch, daß ich dir meine Violinsonate schicke, sobald sie fertig ist? Du weißt, auf niemandes Urteil geb ich soviel, wie auf deins." Und er dachte: wenn ich sie mir doch als Freundin erhalten könnte ... oder einmal wiedergewinnen ... als Freundin ... Wird es möglich sein?

Sie sagte: „Du hast mir auch von ein paar neuen Phantasiestücken geschrieben, für Klavier allein."

„Ganz richtig. Sie sind aber noch nicht ganz fertig. Aber ein anderes, das ich ... das ich ... er fand es selbst töricht, daß er zögerte — heuer im Sommer komponiert habe, an dem See, wo diese arme Person ertrunken ist, die Geliebte Heinrichs, das kennst du ja auch noch nicht. Könnt ich nicht ... ich spiel dirs vor, ganz leise, willst du?"

Sie nickte und schloß die Tür. Dort, hinter ihm blieb sie regungslos stehen, als er begann.

Und er spielte. Er spielte das kleine, leidenschaftlich-schwermütige Stück, das er an seinem See komponiert hatte, als Anna und das Kind für ihn völlig vergessen waren. Es erleichterte ihn sehr, daß er es ihr vorspielen durfte. Sie mußte ja verstehen, was diese Töne zu ihr sprachen. Es war gar nicht möglich, daß sie es nicht verstand. Er hörte sich selbst gleichsam sprechen aus diesen Tönen; ja ihm war, als verstände er jetzt erst völlig sich selbst. Leb wohl Geliebte, leb wohl. Es war schön. Und nun ist es vorbei ... Leb wohl Geliebte ... Was uns beiden gemeinsam bestimmt war, haben wir durchlebt. Und was nun kommen mag, für mich und für dich, wir werden einander etwas unvergeßliches bedeuten. Nun geht mein Leben einen andern Weg ... Und deines auch. Es muß vorbei sein ... Ich hab dich geliebt. Ich küsse deine Augen ... Ich danke dir, du Gütige, Sanfte, Schweigende. Leb

wohl, Geliebte . . . Leb wohl . . . Die Töne verklangen. Er hatte nicht von den Tasten aufgesehen, während er spielte; jetzt wandte er sich langsam nach ihr um. Ernst, mit leise zitternden Lippen stand sie hinter ihm. Er faßte ihre Hände und küßte sie. „Anna, Anna . . .!" rief er aus. Das Herz wollte ihm zerspringen.

„Vergiß mich nicht ganz", sagte sie leise.

„Ich schreib dir, sobald ich wieder dort bin."

Sie nickte.

„Und du mir auch, Anna . . . Und alles . . . alles . . . verstehst du mich."

Sie nickte wieder.

„Und . . . und . . . morgen früh seh ich dich noch einmal."

Sie schüttelte den Kopf. Er wollte etwas erwidern, wie erstaunt — als verstünde es sich eigentlich von selbst, daß er sie noch einmal vor der Abreise sehen müßte. Sie erhob leicht die Hand, als bäte sie ihn zu schweigen. Er stand auf, drückte sie an sich, küßte ihren Mund, der kühl war und seinen Kuß nicht erwiderte, und verließ das Zimmer. Sie blieb zurück, mit schlaffen Armen, stehend, die Augen geschlossen. Er eilte die Treppen hinab. Unten auf der Straße war ihm, als müßte er noch einmal hinauf — ihr sagen: „Es ist ja alles nicht wahr! Das war nicht der Abschied. Ich liebe dich ja. Ich gehöre dir. Es kann nicht zu Ende sein . . ."

Aber er fühlte, daß er es nicht durfte. Jetzt nicht. Morgen vielleicht. Von heute Abend bis morgen früh würde sie ihm nicht entglitten sein . . . Und er eilte umher, planlos, durch leere Straßen, wie in einem leichten Rausch von Schmerz und Freiheit. Er war froh, daß er sich mit niemandem verabredet hatte und allein bleiben durfte. Weit draußen in einem niedern, alten, rauchigen Wirtshaus, wo an Nebentischen Menschen aus einer andern Welt saßen, in einer stillen Ecke nahm er sein Nachtmal und erschien sich wie in einer fremden Stadt: einsam, ein wenig stolz auf seine Einsamkeit und ein wenig durchschauert von seinem Stolz.

Am nächsten Tag um die Mittagsstunde spazierte Georg mit Heinrich durch die Alleen des Dornbacher Parks. Eine Luft, die von dünnen Nebeln schwer war umgab sie, durchfeuchtetes Laub knisterte und glitt unter ihren Füßen, und durchs Gesträuch schimmerte die Straße, auf der sie gerade vor einem Jahr den rötlich-gelben Hügeln entgegengezogen waren. Die Äste breiteten sich regungslos, als drückte die ferne Schwüle der umgrauten Sonne sie nieder.

Heinrich war eben daran, den Schluß seines Dramas zu erzählen, der ihm gestern eingefallen war. Ägidius war auf der Insel gelandet, gefaßt nach der Todesfahrt von sieben Tagen sein vorverkündetes Schicksal zu erleiden. Der Fürst schenkt ihm das Leben, Ägidius nimmt es nicht an und stürzt sich vom Felsen ins Meer hinab.

Georg war nicht befriedigt. „Warum muß Ägidius sterben?" Er glaubte nicht daran.

Heinrich begriff nicht, daß man das erst erklären sollte. „Wie kann er denn

weiter leben", rief er aus. „Er war zum Tode verurteilt. Immer mit dem Ausblick auf das Ende, als unumschränkter Herr auf dem Schiff, Geliebter der Prinzessin, Freund von Weisen, Sängern, Sternguckern, aber immer mit dem Ausblick auf das Ende, hat er die herrlichsten Tage erlebt, die je einem Menschen geschenkt waren. Dieser ganze Reichtum hätte sozusagen seinen Sinn verloren, ja, die hoheitsvoll-würdige Erwartung des letzten Augenblicks müßte sich in der Erinnerung dem Ägidius zu lächerlich genarrter Todesangst verändern, wenn diese ganze Todesfahrt sich am Ende als ein schaler Spaß enthüllte. Darum muß er sterben."

„Und Sie halten das für wahr?" fragte Georg mit noch stärkerem Zweifel als vorher. „Ich kann mir nicht helfen, ich nicht."

„Das macht nichts", erwiderte Heinrich. „Wenn es Ihnen jetzt schon wahr erschiene, hätte ich es zu leicht. Aber wenn die letzte Silbe meines Stückes einmal geschrieben ist, wird es wahr geworden sein. Oder . . ." Er sprach nicht weiter. Sie stiegen eine Wiese hinan, und bald breitete sich das wohlbekannte Tal zu ihren Füßen aus. An der Hügellehne rechts schimmerte der Sommerhaidenweg, auf der andern Seite, hart am Wald, zeigte sich der gelb angestrichene Gasthof, mit den roten Holzterassen und nicht weit davon, das kleine Haus mit dem dunkelgrauen Giebel. In ungewissem Nebel war die Stadt zu ahnen, noch weiter schwamm die Ebene zur Höhe auf und ganz ferne verdämmerten blasse, niedrig gezogene Berglinien. Nun war eine breite Fahrbahn zu überschreiten und endlich führte ein Feldweg über Wiesen und Äcker nach abwärts. Weit abgerückt zu beiden Seiten ruhte der Wald.

In Georg war ein Vorgefühl der Sehnsucht, mit der er in Jahren, vielleicht schon morgen sich dieser Landschaft erinnern würde, die nun aufgehört hatte ihm Heimat zu sein.

Endlich standen sie vor dem kleinen Haus mit dem Giebel, das Georg ein letztesmal hatte sehen wollen. Tür und Fenster waren mit Brettern verschlagen; verwittert, wie uralt geworden vor der Zeit, stand es da und wollte von der Welt nichts wissen.

„Ja, nun heißt es Abschied nehmen", sagte Georg in leichtem Ton. Sein Blick fiel auf die Tonfigur inmitten der verblühten Beete. „Komisch", sagte er zu Heinrich, „daß ich den blauen Knaben da immer für einen Engel gehalten hab. Das heißt, ich habe ihn nur so genannt, denn ich hab ja immer gewußt wie er aussieht, und daß er eigentlich ein gelockter Bub ist, barfuß, mit Röckchen und Gürtel."

„Heut über ein Jahr", sagte Heinrich, „hätten Sie ja doch geschworen, daß der blaue Knabe Flügel gehabt hat."

Georg warf einen Blick nach oben zur Mansarde. Es war ihm, als bestände die Möglichkeit, daß irgend jemand plötzlich auf den Balkon heraustreten könnte. Labinski vielleicht, der sich seit jenem Traum nicht mehr gemeldet hatte? Oder er selber, ein Georg von Wergenthin aus früherer Zeit?

Der Georg dieses Sommers, der dort oben gewohnt hatte? Dumme Einfälle. Der Balkon blieb leer, das Haus war stumm und der Garten schlummerte tief. Enttäuscht wandte Georg sich ab. „Kommen Sie", sagte er zu Heinrich. Sie gingen und nahmen die Straße zum Sommerhaidenweg.

„Wie warm es geworden ist", sagte Heinrich, zog den Überzieher aus und warf ihn seiner Gewohnheit nach über die Schultern.

In Georg war ein ödes, etwas trockenes Erinnern. Er wandte sich an Heinrich. „Ich will es Ihnen lieber gleich sagen: ‚Die Geschichte ist aus'."

Heinrich sah ihn rasch von der Seite an, dann nickte er, nicht sonderlich überrascht.

„Aber", setzte Georg mit einem schwachen Versuch zu scherzen hinzu, „Sie werden dringend gebeten, nicht an den Engelsknaben zu denken."

Heinrich schüttelte ernsthaft den Kopf. „Danke. Die Fabel vom blauen Engel können Sie Nürnberger widmen."

„Er hat doch wieder einmal recht behalten", sagte Georg.

„Er behält immer recht, lieber Georg. Man kann nämlich nie und nimmer betrogen werden, wenn man allem auf Erden mißtraut, sogar seinem eigenen Mißtrauen. Auch wenn Sie Anna geheiratet hätten, hätte er recht behalten... oder es käme Ihnen wenigstens so vor. Aber jedenfalls denk ich .... Sie erlauben mir wohl das auszusprechen ... ist es gut so, wie es gekommen ist."

„Gut? Für mich gewiß", erwiderte Georg mit absichtlicher Schärfe, als hätte er durchaus nicht die Absicht seine Handlungsweise zu beschönigen. „In Ihrem Sinn Heinrich, war es vielleicht sogar eine Pflicht gegen mich, daß ich ein Ende machte."

„Dann war es wohl auch Ihre Pflicht gegen Anna", sagte Heinrich.

„Das wird sich doch erst zeigen. Wer weiß, ob ich sie nicht aus ihrer Bahn gerissen habe."

„Aus ihrer Bahn?"

„Erinnern Sie sich noch, wie Leo Golowski einmal von ihr sagte, sie sei bestimmt im Bürgerlichen zu enden?"

„Meinen Sie, Georg, eine Ehe mit Ihnen wäre etwas sehr bürgerliches geworden? Anna war vielleicht geschaffen Ihre Geliebte zu sein — nicht Ihre Frau. Wer weiß ob nicht der, den sie einmal heiraten wird, allen Grund hätte Ihnen dankbar zu sein, wenn die Männer nicht so rasend dumm wären. Reine Erinnerungen haben ja die Menschen doch nur, wenn sie was erlebt haben. Die Frauen so gut wie wir."

Sie spazierten auf dem Sommerhaidenweg weiter, in der Richtung gegen die Stadt, die aus grauem Dunst hervorstieg, und näherten sich dem Friedhof.

„Hat es eigentlich einen Sinn", fragte Georg zögernd, „das Grab eines Wesens zu besuchen, das niemals gelebt hat?"

„Dort liegt Ihr Kind?"

Georg nickte. Sein Kind! Wie seltsam es immer wieder klang! Sie gingen längs der braunen Holzlatten hin, über die Grabsteine und Kreuze ragten,

an einer niedern Ziegelmauer weiter, zum Eingang. Ein Wächter, den sie fragten, wies ihnen den Weg über die breite, mit Weiden bepflanzte Mittelstraße. Auf einem Wiesenplan, hart an den Planken, auf niedern wie zum Spiel aufgeworfenen Hügeln, reihten sich ovale Plättchen an einander, jedes mit zwei kurzen Armen in die Erde gerammt. Der Hügel, den Georg suchte, lag in der Mitte der Wiese. Dunkelrote Rosen lagen darauf. Georg erkannte sie. Das Herz stand ihm stille. Wie gut, dachte er, daß wir einander nicht begegnet sind. Hat sie's am Ende gehofft?

„Dort wo diese Rosen liegen?" fragte Heinrich.

Georg nickte.

Sie standen eine Weile stumm. „Nicht wahr", fragte Heinrich dann, „an die Möglichkeit dieses Ausgangs hatten Sie wohl innerhalb der ganzen Zeit niemals gedacht?"

„Niemals? Ich weiß nicht recht. Es gehen einem ja allerlei Möglichkeiten durch den Sinn. Aber ernstlich hab ich natürlich nie daran gedacht. Wie sollte man auch?" Er erzählte Heinrich nicht zum erstenmal, wie der Professor damals den Tod des Kindes erklärt hatte. Ein unglücklicher Zufall war es gewesen, an dem ein bis zwei Perzent der Neugeborenen zu Grunde gehen mußten. Freilich, warum gerade hier dieser Zufall eingetreten war, das hatte der Professor nicht zu sagen gewußt. Aber war Zufall nicht nur ein Wort? Mußte nicht auch dieser Zufall seine Ursache gehabt haben? ....

Heinrich zuckte die Achseln. „Natürlich ... Eine Ursache nach der andern und seinen letzten Grund im Anfang aller Dinge. Wir könnten gewiß das Eintreten mancher sogenannten Zufälle verhindern, wenn wir mehr Überblick hätten, mehr Wissen und mehr Macht. Wer weiß, ob nicht auch der Tod Ihres Kindes in irgend einem Augenblick abzuwenden war?"

„Und vielleicht wäre es sogar in meiner Macht gestanden", sagte Georg langsam.

„Das versteh ich nicht. Waren denn irgend welche Vorzeichen, oder ...."

Georg stand da, den Blick starr auf den kleinen Hügel gerichtet: „Ich will Sie was fragen, Heinrich, aber lachen Sie mich nicht aus. Halten Sie es für möglich, daß ein ungeborenes Kind daran sterben kann, daß man es nicht so herbeisehnt, wie man sollte: an zu wenig Liebe gewissermaßen?"

Heinrich legte ihm die Hand auf die Schulter. „Georg, wie kommen Sie, der sonst ein so anständiger Mensch ist, auf derartige metaphysische Einfälle?"

„Nennen Sie's wie Sie wollen, metaphysisch oder dumm; ich kann seit einiger Zeit den Gedanken nicht los werden, daß ich in einem gewissen Grad an diesem Ausgang die Schuld trage."

„Sie?"

„Wenn ich früher sagte, daß ichs nicht genug herbeigesehnt habe, so hab ich mich nicht gut ausgedrückt. Die Wahrheit ist: daß ich an dieses kleine Wesen, das auf die Welt kommen sollte, geradezu vergessen hatte. Und besonders in den letzten Wochen vor seiner Geburt hatte ich es völlig vergessen gehabt.

Ich kanns nicht anders sagen. Natürlich wußte ich immer was bevorstand, aber es ging mich sozusagen nichts an. Ich habe hingelebt, ohne dran zu denken. Nicht immerfort, aber oft und ganz besonders im Sommer am See, an meinem See, wie Sie ihn nennen .... da war ich ... ja da wußt ich einfach nichts davon, daß ich ein Kind bekommen sollte."

„Man hat mir allerlei erzählt", sagte Heinrich.

Georg sah ihn an. „So wissen Sie also was ich meine. Nicht nur dem Kind, dem ungeborenen, sondern auch der Mutter war ich fern in einer so unheimlichen Weise, daß ich es Ihnen beim besten Willen nicht schildern, daß ichs heut selber kaum mehr begreifen kann. Und es gibt Momente, da kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß zwischen jenem Vergessen und dem Tod meines Kindes irgend ein Zusammenhang bestehen müßte. Halten Sie denn so was für vollkommen ausgeschlossen?"

Heinrich hatte tiefe Falten in der Stirn. „Vollkommen ausgeschlossen, das kann man nicht einmal sagen. Die Wurzeln verschlingen sich ja gewiß oft so tief, daß wir unmöglich bis hinabschauen können. Ja vielleicht gibt es sogar solche Zusammenhänge. Aber wenn es solche gibt .. nicht für Sie Georg! Für Sie hätten diese Zusammenhänge keine Geltung, auch wenn sie existierten."

„Für mich keine Geltung?"

„Der ganze Einfall, den Sie da ausgesprochen haben, der paßt mir nicht zu Ihnen. Der kommt nicht aus Ihrer Seele. Bestimmt nicht. Nie in Ihrem Leben wär Ihnen etwas derartiges eingefallen, wenn Sie nicht mit einem Subjekt meiner Art verkehrten und es nicht zuweilen Ihre Art wäre, nicht Ihre Gedanken zu denken, sondern die von Menschen, die stärker – oder auch schwächer sind als Sie. Und ich versichre Sie, was Sie auch an dem See dort, an Ihrem ... an unserm ... erlebt haben mögen, Sie haben damit gewiß keine sogenannte Schuld auf sich geladen. Bei einem andern wär es vielleicht Schuld gewesen. Aber bei Ihnen, der von Natur aus — Sie verzeihen schon — ziemlich leichtfertig und ein bißchen gewissenlos angelegt ist, — war es gewiß nicht Schuld. Soll ich Ihnen was sagen? Sie fühlen sich nämlich gar nicht schuldig in Hinsicht auf das Kind, sondern das Unbehagen, das Sie spüren, kommt nur daher, daß Sie die Verpflichtung zu haben glauben sich schuldig zu fühlen. Sehen Sie, ich, wenn ich irgendwas in der Art Ihres Abenteuers erlebt hätte, wäre vielleicht schuldig geworden, weil ich mich möglicherweise schuldig gefühlt hätte."

„Sie Heinrich, hätten sich in meinem Falle schuldig gefühlt?"

„Vielleicht auch nicht. Wie kann ich das wissen. Sie denken jetzt wahrscheinlich daran, daß ich neulich ein Wesen direkt in den Tod getrieben und mich trotzdem sozusagen ohne Schuld gefühlt habe?"

„Ja daran denk ich. Und darum versteh ich nicht ...."

Heinrich zuckte die Achseln. „Ja. Ich hab mich ohne Schuld gefühlt. Irgendwo in meiner Seele. Und wo anders, tiefer vielleicht, hab ich mich

ſchuldig gefühlt ... und noch tiefer, wieder ſchuldlos. Es kommt immer nur darauf an, wie tief wir in uns hineinſchauen. Und wenn die Lichter in allen Stockwerken angezündet ſind, ſind wir doch alles auf einmal: ſchuldig und unſchuldig, Feiglinge und Helden, Narren und Weiſe. ‚Wir‘ — das iſt vielleicht etwas zu allgemein ausgedrückt. Bei Ihnen, zum Beiſpiel, Georg, dürften ſich alle dieſe Dinge viel einfacher verhalten, wenigſtens wenn Sie von der Atmoſphäre unbeeinflußt ſind, die ich zuweilen um Sie verbreite. Darum gehts Ihnen auch beſſer als mir. Viel beſſer. In mir ſiehts nämlich greulich aus. Sollten Sie das noch nicht bemerkt haben? Was hilfts mir am Ende, daß in allen meinen Stockwerken die Lichter brennen? Was hilft mir mein Wiſſen von den Menſchen und mein herrliches Verſtehen? Nichts ... Weniger als nichts. Im Grunde möcht' ich ja doch nichts anderes, Georg, als daß all das furchtbare der letzten Zeit nichts geweſen wäre, als ein böſer Traum. Ich ſchwöre Ihnen, Georg, meine ganze Zukunft und weiß Gott was alles gäb ich her, wenn ich's ungeſchehen machen könnte. Und wär es ungeſchehen ... ſo wär ich wahrſcheinlich gerade ſo elend wie jetzt."

Sein Geſicht verzerrte ſich, als wenn er aufſchreien wollte. Gleich aber ſtand er wieder da, ſtarr, regungslos, fahl, wie ausgelöſcht. Und er ſagte: „Glauben Sie mir, Georg, es gibt Momente, in denen ich die Menſchen mit der ſogenannten Weltanſchauung beneide. Ich, wenn ich eine wohlgeordnete Welt haben will, ich muß mir immer ſelber erſt eine ſchaffen. Das iſt anſtrengend für jemanden, der nicht der liebe Gott iſt."

Er ſeufzte ſchwer auf. Georg gab es auf, ihm zu erwidern. Unter den Weiden ſchritt er mit ihm den Ausgang zu. Er wußte, daß dieſem Menſchen nicht zu helfen war. Irgend einmal war ihm wohl beſtimmt, von einer Turmſpitze, auf die er in Spiralen hinaufgeringelt war, hinabzuſtürzen ins Leere; und das würde ſein Ende ſein. Georg aber war es gut und frei zu Mut. Er faßte den Entſchluß, die drei Tage, die jetzt ihm gehörten, ſo vernünftig als möglich auszunützen. Das beſte war wohl, irgendwo in einer ſchönen, ſtillen Landſchaft allein zu ſein, auszuruhen und ſich zur neuen Arbeit zu ſammeln. Das Manuſkript der Violinſonate hatte er mit nach Wien genommen. Die vor allem dachte er zu vollenden.

Sie durchſchritten das Tor und ſtanden auf der Straße. Georg wandte ſich um, aber die Friedhofsmauer hielt ſeinen Blick auf. Erſt nach ein paar Schritten hatte er den Ausblick nach dem Talgrund wieder frei. Doch konnte er nur mehr ahnen, wo das kleine Haus mit dem grauen Giebel lag; ſichtbar war es von hier aus nicht mehr. Über die rötlich-gelben Hügel, die die Landſchaft abſchloſſen, ſank der Himmel in mattem Herbſtſchein. In Georgs Seele war ein mildes Abſchiednehmen von mancherlei Glück und Leid, die er in dem Tal, das er nun für lange verließ, gleichſam verhallen hörte; und zugleich ein Grüßen unbekannter Tage, die aus der Weite der Welt ſeiner Jugend entgegenklangen.

***

# Richard Wagner/ Briefe aus sechs Jahrzehnten

in Strauß von Briefen des großen Tondramatikers, bunt, wie er sich in Sammlerhänden zusammenfindet. Wagnerisch geprägt ist jedes einzelne der Schreiben, so verschiedenen Lebenszeiten und -lagen sie entstammen. Die werdende wie die gewordene Größe spricht aus ihnen und vielfach kommt das kämpferische Element zu Worte. Das Tiefste sagen die an Brendel gerichteten Briefe. Sie geben dem unerbittlichen Ernst des Meisters in seinen Anforderungen an die Kunstkritik beredten Ausdruck.

## An Dr. Schellwitz in Leipzig

Dresden, 13. 7. 37.

Ew. Wohlgeboren

bitte ich vor Allem dringend um Entschuldigung, wenn ich es nun wage, Sie mit einer recht großen Bitte zu belästigen. Durch das Anrathen und durch die Versicherung meiner Schwester Ottilie, daß Sie eine Bitte der Art, sobald es Ihnen überhaupt möglich sei, zu erfüllen keineswegs entgegen sein würden, dreist gemacht, bin ich denn so frei, Sie recht herzlich zu ersuchen, mir gütigst zu meiner Reise nach Riga einen Paß aus Leipzig zu besorgen. Ich hätte wol auch meinen Bruder Julius bitten können, mir diesen Dienst zu leisten, da aber der Umstand, daß ich nicht persönlich in Leipzig bin, auch längere Zeit mich fern von dort aufgehalten habe, bei dieser Gelegenheit etwas beschweren möchte, und ich deshalb jedenfalls besser thue, einem in derlei Sachen bewanderterem Manne, als meinem Bruder, zu vertrauen, so rieth mir Ottilie, mich deshalb direkt an Sie, verehrter Herr, zu wenden. Der erschwerendste Umstand, meine frühere Militärpflichtigkeit, fällt, da ich verheirathet bin, weg, und so würde wohl der einzige Gegenstand nur der sein, daß ich mich eine Zeit lang im Auslande befunden habe. Es ist dagegen nun aber anzugeben, daß ich vor 3 Jahren gänzlich ohne Paß, und ohne daß ich einen solchen nöthig gehabt hätte, nach Preußen kam, auch ohne Paß wieder zurück gekommen bin. Einen Paß von meinem letzten Aufenthaltsort, Königsberg, kann ich jetzt ohne meine persönliche Anwesenheit dort nicht erhalten. Ich lasse mich also wieder als Leipziger gelten, heiße Richard Wagner, 24 Jahr alt, bin laut Contrakt angestellt in Riga als Capellmeister am Theater, und wünsche über Berlin dahin abzureisen, mit der noch vorläufigen Ungewißheit, ob ich meine Reise über Lübeck zur See oder über Ostpreußen zu Land machen werde. Sollten dem noch andre Hindernisse im Wege stehen, so hege ich grade von Ihrer Kenntnis und Gewandtheit die Hoffnung, daß Sie am leichtesten dieselben zu meinen Gunsten beseitigen werden, und da ich aus Ihrem bisher bewiesenen Wohlwollen und Ihrer Freundschaft gegen unsre Familie auch das Vertrauen entnehme, daß Sie auch diese große Gefälligkeit noch den bereits erwiesenen hinzuzufügen Willens sein werden, empfehle ich

mich Ihnen, nebst vielen Grüßen von Herrmann und Ottilie, ganz gehorsamst und hochachtungsvoll als

Ew. Wohlgeboren ganz ergebener W. Richard Wagner,
Capellmeister am Theater zu Riga.

Da bald abreisen möchte, bin ich so frei, Sie zu ersuchen mir den Paß hieher zu schicken. R. W.

## An Freiherr von Lüttichau, Intendant des Hoftheaters zu Dresden

Ew. Excellenz

werden sich gewogenst entsinnen, vor ungefähr drei Monaten durch ein ergebenstes Schreiben in Begleitung der Partitur einer Oper: Rienzi, von mir belästigt worden zu sein, sowie, welches der Inhalt dieses Schreibens und der Gegenstand meines Ersuchens war. Da ich seitdem mit keiner directen Nachricht darüber beehrt wurde, wie Ew. Excellenz dieß mein ergebenstes Ersuchen aufgenommen und was Sie darüber beschlossen hätten, konnte ich nicht umhin, einer gewissen Spannung Raum zu geben, die mich endlich bewog, einen Schritt um Erkundigung zu thun. Herr Hofrath Winkler, an den ich mich deshalb wandte, hatte nun die außerordentliche Güte, mich vom Stande meiner Angelegenheit in Kenntnis zu setzen; durch ihn erfuhr ich, daß das Stocken in derselben hauptsächlich von dem Uebelstande herrühre, daß Ew. Excellenz bis jetzt noch kein Text-Buch meiner Oper erhalten haben, und sich daher in der Nothwendigkeit befänden, der Einreichung eines solchen zuvörderst entgegen zu sehen.

Ich kann nicht recht begreifen, durch welches Versehen dieser Fehler in der Besorgung meiner Angelegenheit entstanden sei, und es bleibt mir schmerzlich zu bedauern, durch Innewerdung desselben zu der nothwendigen Annahme gezwungen zu sein, daß demzufolge bis jetzt noch nichts Entscheidendes in meiner Sache vorgenommen werden konnte. Umsomehr beeile ich mich daher jenem Uebelstande abzuhelfen, indem ich mir erlaube, Ew. Excellenz direct eine Abschrift des in Rede stehenden Text-Buches zuzusenden und zwar mit der unterthänigsten Bitte, demselben eine wohlwollende Beachtung zu schenken.

Bei dieser Gelegenheit nehme ich mir die Freiheit, über eine Partie des Textes Ew. Excellenz eine Bemerkung zukommen zu lassen, es betrifft diese die äußere Einmischung der kirchlichen Gewalt in die entscheidende Catastrophe der dramatischen Handlung. Wenn gleich hierbei nicht die geringste Glaubens- oder Meinungs-Streitigkeit, wie z. B. in den Hugenotten, zum Vorschein kommt, wenn gleich diese Einmischung so weltlicher Art ist, u. die äußere Macht der Kirche zumal bei weitem eher imposant, als gehässig erscheint, so trage ich dennoch Bedenken, ob es gestattet sein werde, ohne jede Modification meine Oper dem katholischen Hofe meines Vaterlandes vorzuführen. — Dennoch, wenn Ew. Excellenz den erwähnten Gegenstand einer näheren Erwägung würdigen wollten, so würde Ihnen nicht entgehen, daß in dem

Auftreten eines Abgesandten des päpstlichen Hofes zu Avignon, dessen nur im weltlichen Interesse Erwähnung geschieht, in sofern nämlich einem Fürsten daran gelegen sein muß, sein Besitzthum aus einem verwilderten anarchischen Zustande zu erheben, — gerade hier wohl nichts Anstößiges gefunden werden dürfte, als höchstens das Costüm, welches abzuändern ich natürlich anheimstelle. Für jeden Fall habe ich jedoch bereits Modificationen anzugeben nicht unterlassen, welche auch die letzte Bedenklichkeit zu heben im Stande sein werden, und ich schmeichle mir daher, das meinige gethan zu haben, um einer recht baldigen, gewogenen Resolution entgegensehen zu dürfen.

Mögen Ew. Excellenz genehmigen, den Ausspruch der tiefsten Verehrung wohlgewogenst entgegenzunehmen, mit welcher ich die Ehre habe, zu sein

Ew. Excellenz unterthänigster Diener Richard Wagner.

Den 23. März, 1841. Paris, 25, rue du Helder.

## An Freiherr von Lüttichau

Hochwohlgeborener Herr Freiherr! Hochzuverehrender Herr Geheimrath!

Ew. Excellenz sind, wie ich annehmen darf, jetzt hinlänglich von dem Gegenstand und der Beschaffenheit des Gesuches, welches ich schon in einem Schreiben vom 1. December vorigen Jahres eines Breiteren gegen Dieselbe aussprach, unterrichtet. Wenn Versäumnisse und Unpünktlichkeiten in der officiellen Zustellung des Buches und der Partitur meiner Oper: Rienzi, vorgefallen sind, so muß ich Ew. Excellenz gütige Nachsicht in Anspruch nehmen für mich, da ich mich bereits seit längerer Zeit im Ausland befinde und aus manchen Verbindungen mit meinem Vaterlande getreten bin, die mir bei ähnlichen Gelegenheiten hätten dienlich sein können.

Wie ich in Erfahrung gebracht habe, hat auch Herr Meyerbeer nicht unterlassen mir dadurch einen unschätzbaren Freundschaftsdienst zu erweisen, daß er bei Ew. Excellenz ein ehrendes Wort für mein Gesuch eingelegt hat; dieß, verbunden mit dem Beweis von herzlicher Gewogenheit, den mir Herr Capellmeister Reissiger in dem Briefe giebt, in welchem er seine Zufriedenheit mit der ihm zur Durchsicht zugestellten Partitur meiner Oper gegen mich eben so schmeichelhaft als bieder ausspricht, läßt mich hoffen, daß in meiner Angelegenheit bereits so viel geschehen sei, daß ich mir die Freiheit zu nehmen erlauben dürfe, Ew. Excellenz meine unterthänigste Bitte um eine baldige gewogene Entscheidung in meiner Angelegenheit recht sehr an das Herz zu legen.

Zwar bin ich von den Umständen in Kenntnis gesetzt, die für das nächste der baldigen Aufführung einer neuen Oper entgegenstehen werden; ich weiß, daß selbst die seit langer Zeit zur Aufführung bestimmte neue Oper des Herrn Capellmeister's Reissiger nicht vor Herbst dieses Jahres in Scene gehen können wird, und meine Bitte kann sich daher nur dahin erstrecken, zu wünschen, meine Oper möge zunächst der des Herrn Capellmeister's Reissiger

einstudirt werden; — nichts destoweniger würde ich aber nicht genug betheuern können, wie sehr mich Ew. Excellenz verbinden würden, wenn mir schon jetzt, und zwar sobald als möglich Dero definitive Bestimmung über die Zulassung meiner Oper zur Aufführung auf der Dresdner Hofbühne zukommen könnte.

Um so mehr muß ich um eine gewogene Berücksichtigung meines soeben ausgesprochenen Gesuches bitten, als ich nur noch der vollkommenen Versicherung der Gesinnungen Ew. Excellenz in meinem Betreff bedarf, um sogleich an die Realisation mehrerer Pläne zu gehen, die mich in diesem Augenblicke für meine Zukunft beschäftigen, zu deren klarer Anordnung es mir aber zur nothwendigen Bedingung geworden ist, daß ich zuvor weiß, welches die Entscheidung Ew. Excellenz über das Schicksal meiner für Dresden bestimmten Oper sei.

Allen freundlichen Anzeigen nach darf ich mir mit der Hoffnung schmeicheln, daß diese ersehnte Entscheidung eine günstig gewogene sein werde, und Ew. Excellenz werden leicht begreifen, von welchem unermeßlichen und erhebendem Werthe sie mir sein müßte, wenn ich erkläre, daß ich in ihr eine mächtige Gewährleistung dafür zu sehen haben würde, daß ich keine ganz unwürdige Arbeit auserwählte, als ich Se. Majestät unseren König unterthänigst ersuchte, gestatten zu wollen, daß ich Allerhöchstdemselben mein reifestes Werk ehrfurchtsvollst widmen dürfe.

Sei es mir auch vergönnt, Ew. Excellenz zu ersuchen, des unaussprechlichsten Dankes versichert sein zu wollen, zu dem ich mich im Voraus für jeden Beweis von Dero Wohlgewogenheit verpflichtet fühle, sowie die Versicherung hinzunehmen, daß unter allen Umständen ich es mir stets zur unschätzbarsten Ehre rechnen werde, mich nennen zu dürfen

Ew. Excellenz unterthänigsten Diener, Richard Wagner.

Meudon, 25. Mai 1841. no. 3, avenue de Meudon, à Meudon près Paris.

## An Freiherr von Lüttichau

Ew. Excellenz große Güte und Nachsicht abermals für mich in Anspruch nehmend, wage ich Dero geneigte Aufmerksamkeit noch einmal auf die, mir mit so hochehrender Auszeichnung zugesagte Aufführung meiner Oper „Rienzi" auf der Bühne des Dresdener Hoftheaters hinzulenken. Zu wiederholten Malen ist mir Dero wohlgewogener Entschluß, diese meine genannte Oper zunächst der des Herrn Capellmeister Reissiger in Scene gehen zu lassen, angezeigt worden, und zumal wurde mir dabei mit ziemlicher Zuversicht ein nicht weit entfernter Zeitpunkt als dazu festgesetzt gemeldet, so daß ich mich dadurch bestimmt sah, alle meine ferneren Pläne genau nach diesem, für mich so äußerst wichtigen Vorhaben zu ordnen. Leicht denkbar wird es daher Ew. Excellenz sein, daß ich mich gegenwärtig nicht wenig beunruhige, wenn ich von verschiedenen Seiten her erfahre, daß sich die, bei Theatern allerdings fast unzubeseitigenden Zwischenfälle und unvorhergesehenen Erscheinungen

während dieses Winterhalbjahres an der Ew. Excellenz untergebenen Hofbühne in einem solchen Grade häufen, daß eine sehr große Verzögerung der Aufführung meiner Oper davon die nothwendige Folge sein muß.

Es kann hierbei für Ew. Excellenz sehr wenig in Betracht kommen, in wie fern mein persönliches Interesse unter einem solchen Hinausschub leidet; dennoch wage ich im Vertrauen auf Dero mir bereits so auszeichnungsvoll bewiesene Güte, Dieselben inständigst darum anzugehen, jene Hindernisse und Verzögerungsgründe, in soweit sich dies im Allgemeinen mit Dero Dafürhalten vertragen sollte, zu Gunsten der Beschleunigung meiner Oper zu beseitigen.

Die neuesten Nachrichten, die ich aus Dresden erhalten, sagen mir, daß zunächst noch „Armida" Anfang Februar in Scene gehen, nach dieser jedoch ausschließlich an das Einstudiren meiner Oper gegangen werden solle, so daß auf diese Art mit Bestimmtheit noch vor Ostern die Aufführung derselben erwartet werden dürfte. Sollte es nun wirklich noch Ew. Excellenz gütiger Wille sein, im Verlaufe dieses Winterhalbjahres meine Arbeit in Scene gehen zu lassen, so wäre es allerdings auch nöthig, daß diese Zeiteintheilung zum Mindesten genau beachtet würde, und ich wende mich daher an Dero volle Gewogenheit mit der unterthänigsten Bitte, gütigst die Veranstaltung treffen zu wollen, daß nach der zu beschleunigenden Aufführung der „Armida" keine neue Verzögerung die ernstliche Vorbereitung zur Aufführung meiner Oper störe.

Sollte mein Anmuthen Ew. Excellenz zu dringend und lästig erscheinen, so mögen Dieselben mir geneigtest diejenige Nachsicht und Verzeihung gewähren, die strebende Künstler so oft genöthigt sind, von Beschützern und Beförderern der Kunst in Anspruch zu nehmen, und an die ich mich mit um so größerem Vertrauen wende, als ich bereits eines so bedeutenden Beweises von Dero außerordentlicher Güte in der Annahme meiner Oper theilhaftig geworden bin. Möge daher Ew. Excellenz mich auch für diesen Fall durch Dero gütige Gesinnungen beglücken, und für immerdar der ehrfurchtvollsten Hochachtung, sowie der tiefsten Dankbarkeit versichert sein, mit der ich die Ehre habe mich zu nennen als

Ew. Excellenz allerunterthänigster — Richard Wagner.
Paris, den 4. Januar 1842. — (14 Rue Jacob.)

## An Dr. Franz Brendel in Leipzig,

Redakteur der „Neuen Zeitschrift für Musik."

Geehrter Freund!

Erlauben Sie mir, mit diesen wenigen Zeilen Ihnen meinen Dank für die Theilnahme auszudrücken, die Sie in neuerer Zeit mit immer größerer Bestimmtheit für meine künstlerische Wirksamkeit an den Tag legen. Ich weiß, mit welchen — wenn nicht großen, doch oft vielleicht widerlich belästigenden —

Opfern für Ihre Stellung die energische Bezeugung dieser Theilnahme verbunden ist, und versichere Ihnen deshalb aufrichtig, daß Ihre so entschiedene Parteinahme für die von mir betretene Richtung mich mit wahrer Freude erfüllt, selbst wenn ich Ihre Mitwirkung nach dieser Seite hin nicht für so erfolgreich halten müßte, als sie es nach meinem Dafürhalten und meiner Wahrnehmung glücklicherweise wirklich ist.

Vielleicht gestatten Sie mir, bald einmal mich Ihnen ausführlicher darüber mitzutheilen, [wie]* meiner Ansicht nach eine „Zeitschrift für Musik" in dem wichtigen Processe, den diese Kunst jetzt unvermeidlich zu bestehen hat, und [aus dem] sie nur in einer ganz anderen Stellung zu der [wirk]lichen Bildung hervorgehen kann, als diejenige ist, die gegenwärtig „Zeitschriften für Musik" eigentlich ermöglicht, eine entscheidende Theilnahme ausüben kann, bei welcher Sie nach Kräften zu unterstützen, sobald Ihnen dieses [dien]lich erscheint, ich von Zeit zu Zeit mich gern er[biete.]

Ich hätte gewünscht, sofort Ihnen schon einen Beweis für die Aufrichtigkeit dieses meines Anerbietens zustellen zu können: die Erfüllung dieses Wunsches verwehrte mir aber mein augenblicklicher Gesundheitszustand, der — obwohl der Hauptsache nach sehr erfreulich — zunächst, nach soeben überstandener Wasserkur, mir doch literarische Beschäftigungen verbietet. Zudem erscheine ich gerade jetzt in ziemlich voluminöser literarischer Gestalt vor meinen Freunden, so daß eine kleine Pause mir überhaupt um so räthlicher erscheint, als ich für das Nächste mich einem größeren künstlerischen Unternehmen zuzuwenden habe, von dem ab ich mich wohl nur gelegentlich als Schriftsteller vorthun möchte.

Jedenfalls bleiben Sie meines besten Dankes für die dornenvolle Mitthätigkeit an meinen Arbeiten, wie Sie sie bekunden, so wie der größten Hochachtung versichert, mit der ich bin

Ihr sehr ergebener Richard Wagner.

Zürich (Zeltweg) 29. Nov. 51.

## An Franz Brendel

Geehrter Freund!

Ich kann mich nicht enthalten, sogleich in zwei Zeilen Ihnen von dem widrigen Eindrucke zu berichten, den es soeben auf mich machte, als ich abermals in Ihrer Zeitschrift einen Bericht aus Zürich von A. H. traf. Kann ich überhaupt gar keine Hoffnung für Ihre Zeitschrift in meinem Sinne fassen, so lange derlei fade Berichte über das fadeste Musiktreiben in ihr Platz finden, so ist es mir in diesem Bezug noch peinlicher, aus meiner nächsten Nähe solche Trätschereien an Sie gelangen und von Ihnen aufgenommen zu sehen, was mir außerdem ganz persönlich unangenehm ist.

* Einzelne aus dem Originale herausgerissene Worte wurden hier ergänzt.

Sollten Sie wirklich, nur um das Blatt zu füllen, solche Sachen abdrucken lassen, so dächte ich wäre es einstweilen immer besser, Sie ließen das Blatt leer: gewiß schadeten Sie sich somit wenigstens nicht. Mir ist es ganz unmöglich, auch nur einen Buchstaben für Sie noch zu liefern, so lange ich Mitarbeiter von der Sorte des Züricher Correspondenten habe.

Ich bitte Sie inständigst, lassen Sie es das letztemal gewesen sein, daß Sie uns so etwas zu lesen geben! Wie soll sich — ich beschwöre Sie! — mein letzter Brief an Sie in einem Blatte ausnehmen, das heute auf das fadeste gerade das bringt, was ich grundsätzlich gänzlich von ihm entfernt gehalten glaubte — wenigstens jetzt glaubte!!

Heute bereits hatte ich den Gedanken gefaßt, Ihnen einen Brief an die Grenzboten zu liefern, der von Neuem und genauer unsre zukünftige Stellung bezeichnen soll.

Was fange ich nun an, nachdem ich in der zweiten Nummer Ihres regenerirten Blattes so ekelhaftes Zeug lese? Sollte ich nicht eigentlich füglicher gegen Ihr Blatt, statt gegen die Grenzboten schreiben, da diese in ihrer bornirten Stellung doch wenigstens konsequent sind?

Ermessen Sie aus dieser Expectoration, wie mir's zu Muthe ist!

Bestens grüßt Sie Ihr ergebener Richard Wagner.

Zürich, 14. Januar 52.

## An Franz Brendel

Verehrter Freund!

Von Bülow und Liszt erfuhr ich bereits, daß Sie zum Lohengrin in Weimar waren, was mir — als Beweis Ihrer lebhaften Theilnahme — große Freude gemacht hat. Unlieb war mir's daher völlig, daß Sie bei Ihrer Zurückkunft meinen letzten Brief finden mußten. Sehen Sie aber in diesem Briefe nur einen Beweis auch meiner Theilnahme für Ihre Zeitschrift, auf die ich jetzt zu große Hoffnung baue, um nicht in Allem, was diese Hoffnung beeinträchtigt, höchst empfindlich zu sein. Ich weiß allerdings, daß Uhlig's Schwäche an dem von mir gerügten Gegenstande Schuld ist, erkenne auch Ihre schwierige Stellung an: wie anders wollen Sie aber aus ihr befreit werden, als wenn Sie eine Generalkündigung mit einer Generaleinladung zugleich ergehen lassen?

Ich wollte Ihnen heute nur flüchtig wegen der Titelfrage für meinen großen Brief antworten: ich denke ganz einfach:

„Ein Brief an den Redaktor
der N. Z. f. Musik
von
Richard Wagner".

Haben Sie denn schon den Brief an Liszt über die Götheſtiftung? Wenn nicht, so melden Sie mir dieß alsbald, damit ich selbst ihn für Sie besorge.

Dieser Brief wird von wohlthätigem Einflusse sein, und die Tendenz Ihres Blattes in der beabsichtigten größten Erweiterung sogleich darstellen. Er muß daher, wie ich Ihnen schon schrieb, *schnell* nach dem Briefe an Sie erscheinen. Die Separatausgabe würde dann am besten *beide Briefe* zugleich enthalten und zwar unter folgendem Titel:

Zwei Briefe
von
Richard Wagner.
1. Brief an den Redaktor
der N. Z. f. M.
2. Brief an Franz Liszt:
(über die Götheſtiftung.)

Die kleine Broschüre wäre hübsch auszustatten, und sollte sie etwas eintragen, so möge dieß der N. Z. f. M. zu gut kommen.

Ist's Ihnen so recht?

Leben Sie wohl, werther Freund, und haben Sie guten Muth! Ganz der Ihrige Richard Wagner.

21. Jan. 52.

## An Franz Brendel

Lieber Freund!

Sie müssen es jedenfalls möglich machen, die hier beigefügte Stelle als Anmerkung meinem Briefe an Sie für die neue Zeitschrift noch hinzuzufügen. Ich glaube, sie wird eine schlagende Wirkung haben.

Nämlich: am Schlusse des Satzes, wo ich (in der ersten Hälfte des Briefes) unser kritisches Literatenthum mit dem russischen Polizeisystem vergleiche, soll nach den Worten:

„in ihrer höchsten Potenz endlich nur den Begriff Literatur überhaupt, fassen können."

ein *) gemacht werden, und unten die beigefügte Bemerkung dazu gestellt werden.

Dem zu Folge müßte nun aber auch der *Datum* auf den heutigen Tag verlegt werden, vielleicht „25. Januar".

Der Ihrige Richard Wagner.

[Die Anmerkung lautet:] *Daß zwischen unsren kritischen Literaten und der russischen Polizei eine ganz bestimmte Verwandtschaft der Gesinnung besteht, können Sie beiläufig aus einer neuesten Rezension meines Buches „Oper und Drama" in den *Grenzboten* erfahren, wo von dem Kritiker (allerdings dem ungeschicktesten seines Metiers) eine Schauspielerin, von der ich anführe, daß sie die jambischen Verse ihrer Rollen, um durch den Anblick derselben nicht zur Unnatur im Vortrage verleitet zu werden, in Prosa ausgeschrieben sich vorlegen ließ, für dieses Beginnen nachträglich mit dem „*Staubbesen*" (soll heißen Staupbesen) bedroht wird. Sie ersehen hieraus, mit welch

grausamen Gegnern wir es zu thun haben: seien wir daher auf unsrer Hut! Von der Grenze, auf der sie sich aufgestellt haben, schicken sie ihre Boten nach Links und Rechts, und sollte von Rechts her einmal die russische Polizei einmarschiren, so sind wir sicher, von ihnen denunzirt zu werden. Die Furchtbarkeit der Züchtigung, die sie dann für uns *Männer* erbitten, können Sie aber leicht nach *dem* bemessen, was sie für ein zartes *Weib* ersonnen haben.

## An Franz Brendel

Werther Freund!

Ich bin nicht gegen Berichte über musikalische Leistungen, sondern nur gegen fade Berichte über fades Musiktreiben. Der Zweck Ihrer Zeitschrift erheischt, daß nur über solche Leistungen berichtet werde, die der wirklichen Musik — in *unsrem* Sinne — angehören, und daß eben einzig *diese* Seite an ihnen herausgekehrt werde, d. h. die Seite, mit der sie dem dichterischen Elemente zugekehrt sind. Ich selbst werde Ihnen in Kürze in diesem Sinne einen Bericht zukommen lassen, und zwar über eine (jetzt beabsichtigte) Aufführung der Koriolan-Ouverture, für die ich dem Publikum eine von mir verfaßte Erklärung des dichterischen Gegenstandes, wie ihn Beethoven darstellte, vorlege, welche ich dann ebenfalls für Sie beilegen werde. In dieser Weise sollte Jeder selbst an Sie berichten, der dergleichen unternimmt, weil er selbst auch am besten im Stande sein muß, seine Absicht deutlich zu machen. Dieß ist ein wichtiger Punkt, und gewöhnen Sie Ihre Leser an dergleichen Berichte, so werden ihnen Referate über unser gemeines Virtuosen- und Musikantentreiben dann ganz unausstehlich vorkommen müssen.

Lorenz hat Ihnen jedenfalls über eine Leistung, wie *ich* sie meine, berichtet: wollen Sie sie demnach geben, so muß ich Sie allerdings bitten, Sie fügten dem — hierin unvollkommenen Berichte — als aus andrer — „Privatmittheilung" — kommend, die Bezeichnung folgenden Verhältnisses ein:

Ich habe mich in Zürich lediglich aus Abscheu vor Paris oder London, und namentlich in der Hoffnung, hier auf keine Weise zu irgend welcher Betheiligung am öffentlichen Kunsttreiben (sei es Theater oder Konzert) verführt zu werden, niedergelassen.

So lebe ich in Wahrheit auch in der vollständigsten Zurückgezogenheit und Unbetheiligung an Allem, was öffentliche Kunst heißt. Nur konnte ich schon im ersten Winter meines hiesigen Aufenthaltes es den Bitten einiger Freunde nicht abschlagen, dem hiesigen kleinen Orchester versuchsweise eine Beethovensche Symphonie einzustudiren und deren öffentliche Aufführung in einem der Konzerte der Züricher Musikgesellschaft zu leiten. Diese Aufführung fiel, trotz der beschränkten Mittel, über alles Vermuthen gut aus, und die hiesigen Musikfreunde ließen es sich von nun an daran gelegen sein, mich um die Wiederholung ähnlicher Aufführungen zu bitten, was ich in der Weise zugestanden habe, daß ich ab und zu, in einigen wenigen Konzerten, ein

Beethovensches Tonstück zu Gehör bringe. Dieß geschieht jedoch, indem ich mich um die eigentlichen Konzerte nicht im mindesten kümmere: da ich keineswegs im Sinne habe, unser modernes Konzertwesen zu reformiren, so muß ich es einem jeden gebildeten Kunstfreunde überlassen, was er mit dem Reste eines Konzertprogrammes anfange, in welches ausnahmsweise eine Beethovensche Symphonie oder dergl. unter meiner Leitung eingereiht ist. Wenn daher bisweilen in Berichten aus Zürich gesagt wurde, ich hätte mich mit Herrn Abt, dem eigentlichen Dirigenten der hiesigen Musikgesellschaftskonzerte, in die Direktion derselben getheilt, so beruht dieß ungefähr auf demselben Irrthume, als wenn man behauptete, ich hätte mich mit Flotow u. s. w. in die Beherrschung des deutschen Opernrepertoires getheilt: wie mein Antheil an diesem ist, so ist er es auch an jenen Konzerten.

Ich fahre im Geschäftlichen fort.

Den Brief an Liszt — dessen Zusendung furchtbar vertrödelt worden ist — erhalten Sie von mir. Über sein Erscheinen sind wir einig.

Wollen Sie mir 2 Exemplare von jedem der Briefe als Zeitschriftnummer zukommen lassen, so werde ich Ihnen dafür danken. Von der Broschüre (beide Briefe) können Sie mir dann vielleicht 12 Exempl. zustellen lassen?

Für Ihren schönen Bericht über die Aufführung des Lohengrin bin ich Ihnen sehr verbunden, — wenn ich auch — hoffentlich! — nicht anzunehmen habe, daß Sie mich damit eben nur verbinden wollten. —

Mit freundschaftlichem Gruße bin ich der Ihrige Richard Wagner.

4. Febr. 52.

Noch Eines! Zu meinem Vergnügen erfahre ich, daß in Schwerin eine dort veranstaltete Aufführung des Tannhäuser sehr gut und mit großem Erfolge von Statten gegangen ist. Sorgen Sie doch für einen guten Bericht von dorther! Wenn Sie Niemand kennen, so wenden Sie sich an Rendant Stocks, Großherz. Hoftheater in Schwerin. — Die Veranlassung zu dieser Aufführung dünkt mich berichtenswerth, weil sie zeigt, durch welche ganz andere Wege meine Werke zur allmäligen Bekanntheit gelangen, als es sonst der Fall ist. Frau Moritz, die Schwester meines unglücklichen Freundes Röckel, wohnte einer Aufführung des Tannh[äuser] in Weimar bei, und ward von ihr so ergriffen, daß sie allein die Aufführung dieser Oper in Schwerin, wo sie angestellt wurde, betrieb, indem sie zu ihrem Verbündeten eben jenen Herrn Stocks gewann. Ohnedem hätte weder Intendanz noch Musikdirection in Schwerin nur eine Ahnung von meinem Tannhäuser, dessen Aufführung sie jetzt — wie sie mir melden — mit Freude, Erhebung und Stolz erfüllt. — So geht's mit mir! —

## An Franz Brendel

Wertheſter Freund!

Hier sende ich Ihnen den „Götheſtiftungsbrief" an Liszt. Vielleicht wäre

es gut, wenn Sie ihn mit wenigen Zeilen einführten und bemerkten, daß jetzt — nach der von uns bezeichneten Erweiterung der Wirksamkeit der Z. f. M. — dieser (seiner Zeit keineswegs für die Öffentlichkeit bestimmte) Brief am geeigneten Platze erscheinen dürfte, da er allerdings nicht mehr specifisch Musikalisches, sondern bereits das Verhältniß der Dichtkunst (unter der ich die Musik mit begreife) zu den bildenden Künsten, behandelt. — Machen Sie es nun mit dem Erscheinen, wie Sie es wollen, nur bestehe ich darauf, daß er in einer Nummer vollständig erscheint — und zwar recht bald. Die Separatausgabe lassen Sie dann wohl sogleich veranstalten? Denn bei ihr handelt es sich um die Sache, die in möglichst weite Kreise bekannt werden soll, — bei dem Vorhererscheinen in der Zeitschrift handelte es sich dagegen um die Zeitschrift, nämlich die erweiterte Wirksamkeit derselben zu documentiren.

Für einen recht gefälligen Druck der Broschüre sorgen Sie wohl auch? Ja nicht Ihren garstigen Zeitschriftdruck! Am liebsten in derselben Ausstattung, wie Härtels meine „Drei Operndichtungen" erscheinen ließen. — Uhlig muß wieder Korrektur machen.

Vergessen Sie auch die Exemplare nicht! Durch die Post — auf meine Kosten! — Nächstens erhalten Sie durch Uhlig etwas Neues.

Leben Sie wohl, und seien Sie freundschaftlichst gegrüßt von

Ihrem ergebensten Richard Wagner.

11. Febr. 52.

Apropos!

Das Original des Briefes möge recht geschont und nach beendigtem Druck an Liszt zurück befördert werden. —

(Die einführende Bemerkung von Ihnen für die Zeitschrift fällt natürlich in der Broschüre weg.)

## An Franz Brendel

Werthester Freund!

Ich antworte Ihnen sogleich. — Über alles die Zeitschrift Betreffende sind wir einverstanden. — Meine Broschüre möchte ich Sie aber doch bitten neu und recht elegant drucken zu lassen: so lange ich Literatur treibe bin ich rasend portirt darauf, im literarischen Kostüme mich wenigstens recht nobel auszunehmen. Rechnen Sie dabei doch ja auf keine Einnahme für mich! im Gegentheile bin ich erbötig, wenn der Verleger bei der Herausgabe zu kurz kommt, ihn zu entschädigen. Gebe er daher nur die Briefe mindestens so elegant heraus, wie Härtels meine „3 Operndichtungen": es macht mir grade das viel Spaß!

Gratiszusendungen — außer die 12 für meine hiesigen Freunde — habe ich gar nicht im Sinne. Ich habe keinen einzigen persönlichen Literaten im Kopfe, an den ich mich wenden möchte, sondern die — an die ich mich wende —

ſoll ich eben erſt kennen lernen. Ich ſchreie immer nur in die Luft hinein: wer mich hört, iſt mir lieb. Haben Sie aber dieſe oder jene Abſicht, ſo thun Sie ganz nach Gutdünken: denn — wie geſagt — kommt der Verleger zu kurz, ſo erkläre ich mich bereit den Schaden zu erſetzen. —

Haben Sie denn nicht kürzlich ein paar Zeilen von mir erhalten, in denen ich Sie bitte, die Anmerkung zu meinem Briefe an Sie (die Grenzb[oten] betreffend) gänzlich zu unterdrücken? Ich nehme die an Uhlig ergangene Weiſung damit ganz zurück, weil ich die Grenzb. ganz und gar nicht erwähnt wünſche. Dieſe ſind jetzt gegen mich in die allergemeinſte Rezenſentenniederträchtigkeit verfallen, und an mir iſt's daher wahrlich nicht, ihnen erſt zu ſagen daß ſie Lumpen ſind: — da hätte ich ſeiner Zeit auch gegen jeden Dresdener Theaterrezenſenten 'was ſagen müſſen. Gott behüte mich dafür!! —

Ihnen aber ſage ich, daß es mir doch Spaß macht zu ſehen, wie dieſe Literaten — das für ſie tödtliche in mir widdernd — ſobald ſie ſich mit mir befaſſen, ſo vollſtändig aus der Haltung honeter Schriftſteller fallen, daß ſie ſich nur durch offenbares Lügen und Betrügen im Schreiben erhalten können. Sie gehen erſichtlich nur darauf aus, zu verhüten, daß ihr Publikum meine Sachen leſe. — Nun, dieß iſt ganz gleichgültig! — Durch Uhlig werden Sie nächſtens wieder von mir erfahren. —

Der erſte Dichter, den ich Ihnen einmal zuführe, wird wohl Herwegh ſein. Er iſt — eben als Dichter — vollkommen mit mir einverſtanden, und bereits in fruchtbarer Ausbeutung dieſes Einverſtändniſſes begriffen.

Ihnen danke ich auch bei dieſer Gelegenheit noch für Ihre mir zugewendete Freundſchaft: möge ſie für uns beide ſo erſprießlich werden als ſie es kann. Verzeihen Sie mir vor Allem, wenn ich mannigmal hitzige Laune habe: es geht mir nun einmal ſo! —

Leben Sie wohl! Ihr Richard Wagner.

Zürich, 23. Febr. 52.

## An Dr. Moritz Hauptmann, Kantor der Thomasſchule in Leipzig

Verehrter Herr!

Ich erlaube mir durch dieſe Zeilen Ihnen einen jungen Mann, Karl Fendrich, vorzuſtellen, der auf meinen Rath eigens jetzt von Zürich nach Leipzig überſiedelt, um im dortigen Konſervatorium unter Ihrer Leitung ſeine Studien zu machen. Es war mir unmöglich, mich genauer mit deſſen Fähigkeiten bekannt zu machen, und da ich überhaupt nicht die mindeſte Anlage zu Prüfungen, wie ſie hier vorzunehmen nöthig wären, beſitze, ſo beſchränkte ich mich, als ich die ungeheure Luſt und Leidenſchaft zur Muſik in ihm wahrnahm, darauf, ihm und den Seinigen vor Allem zu rathen, er möge ſich nach einem Orte wenden, wo vorzüglich erſt ſein Geſchmack gebildet würde. Da Leipzig, außer der Gelegenheit hierzu durch gute Aufführungen guter Werke, auch eine wirkliche

Lehranstalt für Musik besitzt, so zögerte ich keinen Augenblick, diese meine Vaterstadt zu empfehlen, als ich Beruhigung darüber erhielt, daß in Fendrichs Familie auch die nöthigen Mittel hierzu vorhanden wären.

Seinen Wunsch, ihn so gut wie möglich nach Leipzig zu empfehlen, glaube ich am besten dadurch zu erfüllen, daß ich Sie ersuche, dem jungen Manne (so weit Sie irgend dazu Neigung fühlen können) mit freundlichem Rathe an die Hand zu gehen. Mögen Sie bei dieser Gelegenheit sich ebenfalls freundlich dessen erinnern, der Ihrer werthen Bekanntschaft stets mit Freude eingedenk ist, und Ihrem geneigten Andenken sich jetzt bestens empfiehlt als

Zürich, 21. Mai 1852. Ihren sehr ergebenen Richard Wagner.

## An Franz Brendel

Wertheſter Freund!

In — mir so nöthiger — Kürze antworte ich Ihnen sogleich, weil ich schon Unrecht habe, vorzüglich auf Ihr freundliches Anerbieten, mir (für Uhlig*) in Geschäftssachen behülflich sein zu wollen, nicht gedankt zu haben. Was diesen Punkt betrifft, danke ich bestens: die Besorgung von Partituren an die Theater hat der Chordirector Fiſcher in Dresden — mein alter, treuer Freund — übernommen.

Wegen der Partitur für Leipzig hat Wirsing** durch R. Härtel sich wieder an mich gewandt: Abbitte — Versicherungen ihrerseits; Bedingungen für Rietz*** meinerseits: die Sache wurde abgemacht. — Wie ich aus dem Programm ersehe, hat man im Konzert die Schlußscene des ersten Aktes aus Lohengrin ohne alle Verbindung mit dem einleitenden vorhergehenden Scenenschlusse gegeben: ich war erstaunt über diese Plumpheit und Stumpfsinnigkeit des Dirigenten! Die ganze Sache erfuhr ich zu spät. —

Wegen der N. Z. f. M. habe ich immer an Uhlig mein Befremden darüber ausgesprochen, daß der Kampf nicht längst schon vom Allgemeinen in die Kernfragen der künstlerischen Details geleitet worden ist. Bedenken wir es recht, so kann eine Zeitschr. — wie alle Kritik — sich nie mit dem Inhalte der Kunst befassen, sondern nur mit ihrer Form: das Verständniß des Inhaltes, seine Billigung oder Abweisung, ist und bleibt Sache des Gefühles, der unbeschreiblichen Empfindung: die Kritik kann sich nur damit beschäftigen, ob die künstlerische Form einem bestimmten, ganz unkritisirbaren Inhalte entsprechend, wirksam hergestellt sei. Genau genommen bezieht sich die Kritik daher nur auf die Technik. Bieten Sie doch nun Alles auf, die Leute darüber klar zu machen, was für eine verkommene, ausdruckslose Technik sie ausüben: zeigen Sie an dieser Technik, daß es ganz unmöglich, mit ihrer

---

* Am 3. Januar 1853 verstorben.

** Leipziger Theaterdirektor.

*** Kapellmeister des Leipziger Theater- und Gewandhausorchesters.

Hülfe einen wahren Inhalt (sei dieß, welcher Art er wolle) zum Ausdruck zu bringen. Unsre ganze Musik wird jetzt lediglich aus der Technik gemacht. Kein neuer Inhalt gebiert eine neue Technik.

1. Kritisiren Sie scharf das Wesen unsrer modernen Melodie, als einer stets bloß technischen Verirrung einer längst erfundenen und abgemachten Melodie, ohne alle Basis. (In „Oper und Drama" habe ich das Grundmaterial zu dieser Untersuchung geliefert: Schluß des I. Theiles und im III. Theile.) —

2. Lassen Sie von dieser „Melodie" dann auf den modernen Wortvers übergehen, wie er sich, ganz rücksichtslos gegen alle Melodie, als abstraktes metrisches Gespenst — zum bloßen Bedürfnisse des Literaturdichters — gebildet hat. Zeigen Sie, daß dieser „Vers" gänzlich unübereinstimmend mit unsrer „absolut musikalisch ausgebildeten (variirten) Melodie" ist. Liefern Sie hierzu eine genaue Kritik unsrer Lieder und Opernarien, lediglich mit Bezug auf das rein technische des „Verses" und der ihm aufgepfropften „Melodie", und lassen Sie die Leute hierdurch zu dem Resultate kommen, welche bodenlose Willkür hier in der Technik herrsche, und ob unter so bewandten Umständen anders, als eben nur aus stehenden Konventionen (Manieren) für die Technik heraus producirt — d. h. immer nur variirt — werden konnte. — Dieß ist ein unerschöpfliches Kapitel, wenn es genau ergründet wird! Und es muß ergründet werden, sonst ist nie für die Zukunft ein Anhalt zu gewinnen. — Im Anfange des III. Theiles von „Oper und Drama" habe ich dieser Kritik deutlich die Wege gebahnt. An Ihrer Zeitschr. ist es nun, das dort allgemein Genommene in die speciellsten Details zu verfolgen, und zwar eben durch Kritik — durch eine kühne, zersetzende, negative (d. h. die Truggebilde verneinende) Sichtung es eindringlich, ersichtlich zu machen. Dazu Beispiele — immer Beispiele: vom gröbsten beginnen, bis zum feinsten, und täuschendsten hinauf. —

Erst wenn wir hiermit vollkommen Licht gemacht haben, können wir, aus den Resultaten unsrer Negation, ganz von selbst zur Darstellung des richtigen, zu gewinnenden Verhältnisses zwischen Vers und Melodie gelangen: dann auch aber erst überhaupt zur richtigen Würdigung des nothwendigen Verhältnisses zwischen Dichtkunst und Musik. Alles hierauf Bezügliche war bisher viel zu allgemein, exclamativ gehalten! Sie sehen den Erfolg: die Leute kommen, und fragen „wie sollen wir's denn nun anfangen? sagt es uns doch!" Nur auf die angegebene Weise aber kann es ihnen gesagt werden. (Lesen Sie auch genau mein „Vorwort" zu den 3 Operndicht. S. 156 bis 163.)

Es ist wirklich nicht nöthig, daß Sie über mich speciell so viel bringen: mit dem Verständniß des Inhaltes meiner Werke, dessen, was ich will, müssen wir nothwendig warten, bis es möglich ist, die von mir angewandte Form zur klaren Darstellung zu bringen: von unsern Sängern, Dirigenten und Theatern erwarte ich mir dieß entweder aber nie — oder — Gott weiß wann? — Halten Sie — meiner Andeutung gemäß — mehr auf die Sache, auf die Kritik und die endlich mögliche Herstellung der Form. (Auch

die Aufführungen sollten für unsren Zweck viel schärfer kritisirt werden.) — Deshalb — ich sage es Ihnen offen — halte ich Raff's Eintritt (in der angekündigten Weise) für sehr unzeitig: lassen Sie mich aus dem Spiele, und halten Sie sich an die Sache: versteht aber Raff etwas von der Sache? Wenn er schon mit „spezifischem Deutschthum" anfängt, so heißt das doch wahrlich nur neue Konfusion über ganz abstrakte Allgemeinheiten anrichten! Was soll daraus werden? — Zudem halte ich Raff für höchst bornirt, unproduktiv, kalt, Manieristen, und unfähig des richtigen Verständnisses. Er soll zeigen, ob er etwas versteht: geben Sie ihm die obenbezeichneten Thema's auf! — Doch — wie Gott will! Ich sagte nur meine Meinung — weil Sie's wünschten! —

Nochmals aber: lassen Sie nicht über mich, sondern über den technischen Gegenstand sich streiten! Alles andre macht Verwirrung, nur dieß bringt Klarheit! Lassen Sie — um den nächsten Anknüpfungspunkt zu finden — von der Summe und endlich vom Detail meiner Behauptungen in „Oper und Drama" anfangen: 1. von meiner Kritik der absoluten Melodie. (Schluß des I. Theiles.) 2. von meiner Kritik des absoluten Verses. 3. von meiner Kritik der bisherigen Vereinigung beider — beides im Anfang des III. Theiles. — Wenn dieß gut gemacht wird, so hat die Zeitschr. hiervon ein ganzes Jahr (und mehr) des produktivsten Lebens. Hierüber lassen Sie hin und wieder streiten, und zwar bis in die kleinsten Details; scheuen Sie nie die Ermüdung — es muß sein! — Zu was aber über Dinge streiten, die noch Keiner genau verstehen kann, weil sie noch nicht in der entsprechenden Form (durch ganz geeignete Aufführungen) vorliegen? —

Protestiren Sie doch einmal gegen die Albernheit oder Bosheit, mir unterzuschieben, als hielte ich z. B. den „Tannhäuser" für das „Kunstwerk der Zukunft" — wie ekelhaft! Wollen Sie solche abgeschmackte Misverständnisse durch Raff mehren? —

Ich bin jetzt unter ärztlicher Behandlung — wer mich kennt, weiß was das heißt! — Schon glaubte ich, bald Uhlig nachzufolgen! —

Meine neue Dichtung erhalten Sie in diesem Monate: bin ich bei Zeug, so schreibe ich Ihnen dabei Weiteres! — Nehmen Sie mir mein commentloses Geschreibe von heute nicht übel! Besuchen Sie mich aber ja diesen Sommer: Mancher kommt, und herzlich gern empfing ich Sie auch!

Schönen Dank für Alles! Ihr R. Wagner.

2. Febr. 53.

[Am Rande:] In Wiesbaden scheinen sie den Tannh. sehr gut gegeben zu haben: Sie hatten nie von dort einen Bericht? — Vorigen Montag war in Breslau (wo der Tannh. schon 15 mal gegeben) die dritte Vorstell. vom „fliegend. Holländer".

(Eine zweite Reihe Briefe folgt)

# Kommandierte Ideale / von Karl Scheffler

Der Mann lerne gehorchen. Gehorsam ist seine edelste Tugend und auch das sicherste Mittel, um das Leben in die Gewalt zu bekommen und darüber zu herrschen. Aus rechtem Gehorsam erst geht siegreich die Freiheit hervor. Nur wer sich gehorchend hingibt, findet sich selbst in den Dingen und die Idee der Dinge in sich selber. Es ist ein gutes Wort, daß befehlen nur könne, wer zu gehorchen versteht, wenn es nicht irrig so verstanden wird, daß über den Subalternen allein zu herrschen vermöchte, wer selbst einmal subaltern gewesen ist, sondern so, daß jeder Herrschende sich beugen müsse vor einer höheren Idee — werde diese nun durch Individuen oder durch Grundsätze repräsentiert — bevor er Gehorsam für Das verlangt, was er autoritativ vertritt. Der Befehl, der gegeben wird, ist legitimiert nur, wenn vorher ein höherer Befehl empfangen worden ist. Gehorsam sein heißt, das Verhältnis seiner Persönlichkeit zum Weltganzen empfinden; heißt Verantwortlichkeitsgefühl haben. Die unaufhörlich mahnende Empfindung: Du bist für Dein Wollen und Vollbringen Rechenschaft schuldig — nicht Diesem oder Jenem, nicht einem Gott oder einem Gericht der Ewigkeit, sondern dem eigenen, unbestechlichen Bewußtsein —, die Einsicht, daß Keiner sich dem künstlichen Gewebe, das die Notwendigkeit aus Ursachen und Wirkungen von Ewigkeit zu Ewigkeit lebendig fortspinnt, entziehen kann, die Überzeugung, daß die Hingabe an Das, was der Gattung Weg und Ziel bestimmt, auch das Individuum zu Herrschaft, Freiheit und Glück führt, und der Entschluß, nichts zu wollen, was nicht gut wäre, wenn Jedermann es wollte, nichts zu tun, was man nicht von Allen getan sehen möchte und nur auf das Leben zu wirken, wie man wünscht, daß es zurückwirkt: das macht des Mannes Gehorsam aus. Er reicht vom Machtwillen bis zur Treue, vom fanatischen Erkenntnisdrang des Forschers bis zur Liebe zu allem was schön ist, von der Mitleidslosigkeit des Helden bis zum Opfermut des Märtyrers. Wer diesen Gehorsam hat, gibt sich nie einem falschen Stolz hin, weigert dem höheren Menschen, dem stärkeren Willen, der edleren Erkenntniskraft niemals den Dienst; aber er läßt sich ebenso auch von dem gesunden Stolz leiten, von geistig Unebenbürtigen, von Tieferstehenden nicht innerlich verpflichtende Befehle entgegenzunehmen. Dieser intelligente Gehorsam — den man auch ruhig Gottesfurcht nennen mag — ist es, der Einen in großen Künstlern und Tatmenschen die geistig gewordene Natur verehren läßt und der Einem alles Gemeine, Halbe und Unwahre verächtlich macht. Er allein, der Wille zu Dem ist, was sein muß, schafft Sitte, Gesetz und geschichtliche Entwickelung. Er ist die bewußt anschauende Lebensenergie selbst.

Es ist gesagt worden, alles Richtige sei schon einmal gedacht worden, es käme nur darauf an, es nochmals zu denken. Diesen Satz kann man

erweitern und sagen: alles Wesentliche muß in jedem Geiste immer von neuem gedacht werden, in jeder Seele werden Welt und Leben unaufhörlich neu geboren. Dieses eben will die Natur: sich selbst in ihrer simpeln Notwendigkeit stets als ein scheinbar Neues fühlen. Reich und groß wird das Leben darum nur Dem, der alle ihn rings beschränkenden Formen des Zusammenlebens mit lebendigem Gefühl und klarem Geist nachschafft, sie anerkennt, indem er sie mit freiem Bewußtsein bestätigt oder erweitert und durch eigenes Denken zu denselben Resultaten kommt, die er als Staats- oder Gesellschaftsinstitutionen, als Konventionen oder Traditionen vorgefunden hat. Ihm verleiht dieser Gehorsam jene konservative Gesinnung, die allein wahrhaft fortschrittlich zu wirken vermag; gibt ihm die lebendige Treue, die nicht mit der zufälligen Autorität den Standpunkt wechselt. Dem Staatsgesetz ist nicht gehorsam, wer sich ihm ängstlich fügt, sondern wer ihm frei zustimmt; nicht Der anerkennt die Befehle der öffentlichen Ordnung, der sich dagegen nicht aufzulehnen wagt, sondern Der, der sich selber schon befohlen hat, was sie fordern. Die geltenden Sittengesetze ehrt nicht, wer sie nicht zu überschreiten wagt, sondern wer sie überzeugt als Wohltat empfindet und ihnen Opfer zu bringen bereit ist; und die Bedeutung der Berufskonventionen in Handwerk und Gewerbe erkennt nur Der, der sich nicht gedankenlos den Metierregeln fügt, sondern sie als eine Summe aufgespeicherter Erfahrung in sich lebendig werden fühlt. Die lebensvolle Kunst seiner Zeit zu verstehen und sie, als eine Blume der Notwendigkeit, zu lieben: auch das gehört zum rechten Gehorsam. Ihn übt jeder Tüchtige in seinem Kreise: der Minister, der seine Politik auf Wirklichkeiten stützt; der Architekt, der erwiesenen, profanen oder geistigen Bedürfnissen ausdrucksvolle architektonische Gehäuse schafft; der Kaufmann, der den Ehrgeiz hat einer aus natürlichen Trieben geborenen Nachfrage ein würdiges Angebot zu schaffen; der Richter, der die starren Gesetzesparagraphen in seinem Gefühl zu menschlich warmem Leben erweckt; der Künstler, der den ihm von der Zeit dargebotenen Stilgedanken zu einer ihm persönlich notwendigen Kunstform macht; und der Fürst, der sich ganz als ein Diener der idealgeborenen Volkskraft fühlt. Sie alle vermögen den von allen Seiten hart einengenden Zwang nur zu ertragen, wenn sie ihn sittlich machen, mittels der Idee. Indem sie dieses tun, füllen sie dann aber, das Gute wirkend, auch gleich den Platz, wohin Talent, Neigung und Schicksal sie gestellt hat. Sind sie nun Meister in Einem, verrichten sie die ihnen überlieferte Berufsarbeit so, als hätten sie sie neu erfunden, so haben sie in dem Einen immer auch das Ganze. Oder, um mit Goethe zu reden: „der Beste, wenn er eins tut, tut er alles, oder um weniger paradox zu sein, in dem Einen, was er recht tut, sieht er das Gleichnis von allem, was recht getan wird."

Selbst der leidenschaftliche Freiheitssinn des Jünglings, der sich gegen physischen Zwang empört, ist im Grunde Sehnsucht zum Gehorsam. Die Jugend

müht sich, überall das Naturgewollte zu erkennen, hat aber nicht Einsicht genug, es auch in der ordnenden und zuweilen starren Form wahrzunehmen. Ganz von unten herauf, vom Ursprung her will der Jüngling das allen Menschen Notwendige geistig nachschaffen und das schon fertig Gedachte nochmals durchdenken. Die feurigsten Revolutionäre werden darum die besten Konservativen. Schädlich ist dagegen der Revolutionär, der nicht das geschichtlich, sozial, künstlerisch oder wirtschaftlich Notwendige meint, sondern mit trüber Halbbildung das Künstliche, nur scheinbar Freiheitliche anstelle des Erprobten setzen will, dessen Einsicht nur ausreicht, die Härten der Lebensdisziplin zu erkennen, nicht aber ihre tiefere Ethik.

Ist dieser liberalgesinnte Dilettant des Gehorsams durchaus unerfreulich, so ist es mehr aber noch der knechtisch Beharrende, der sich aus Furcht, eitler Servilität oder trägem Indifferentismus jeder Autorität beugt, nur weil sie die Macht hat. Dieser sklavisch vegetierende Geist ist der für das Staatsleben gefährlichste, weil von ihm nicht einmal Versuche ausgehen, zu freien Erkenntnissen zu gelangen und weil er dem flüchtigen Blick doch als der beste und treueste Gehorsam erscheinen kann. Wieder zeigt es sich, daß gerade den edelsten Tugenden die häßlichsten Kontraste gegenüberstehen. Wie nichts höher steht als die Liebe und wie nichts ekler ist als sie, wenn sie entartet, so wird der nicht frei und intelligent geübte Gehorsam zu einem Laster, das ganze Völker in Gefahr zu bringen vermag. So groß und charaktervoll ein freier Gehorsam den Mann oder ein Volk erscheinen läßt, so sehr erniedrigt sie der gedankenlose und servile Gehorsam. Gelte er nun der Autorität eines Gedankens oder einer Person. Denn es zeigt sich dann, daß ein Volk, das einem toten Gehorsam verfallen ist, die Unfreiheit von Stand zu Stand, von Stufe zu Stufe weitergibt. Wo sich der Arbeiter, um die arme Existenz besorgt, vor der Geldmacht duckt, der Beamte sich vor dem Vorgesetzten demütigt und Jedermann sein Schicksal von der übergeordneten Autorität abhängig fühlt, da beugen sich die hoch Gestellten immer auch versteinerten Begriffen, toten Vorurteilen und leblosen Prinzipien. Denn auch lebendig gehorchen kann ja, in der Umkehrung des Satzes, nur, wer lebendig zu befehlen versteht. Wer über Sklaven herrscht, muß Tyrann werden, auch wenn er es nicht möchte; und muß damit ein Sklave seines Selbst werden. Und wer einem Tyrannen unfrei und sklavisch gehorcht, der kann seinen Untergebenen auch nur Tyrann sein. Der Abhängige tritt um so mehr nach unten, je mehr er selbst von oben — und sei es nur von seinen eigenen Vorurteilen — vergewaltigt wird. Daneben sieht man dann noch die andere Erscheinung, daß der blinde Gehorsam das sittlich Höhere, das neben ihm entsteht, mit Haß und Verleumdung verfolgt, es eitler Sensationslust entsprungen nennt und nicht selten auch den Schein zu wecken vermag, als wären die Leistungen des freien, geistigen Gehorsams in der Tat auf Trotz zurückzuführen.

Wohl der Zeit, wo innerer und äußerer Gehorsam zusammengehen können!

Nur in Zeiten reicher idealer Lebensentfaltung ist es möglich, daß der Mann seine Entwickelung dahin lenkt, wohin die Autorität deutet, daß er die innere Überzeugung mit dem äußeren Gehorchen identifiziert und daß er in den Idealen, die ihm von der Zeit gezeigt werden, die lebendigen Sehnsüchte seines Herzens beglückt erkennt. Stark ist die Nation, der ein Fürst in der Tat Erzieher ist, weil er „weiter sieht, tiefer wurzelt als seine Untertanen"; edel ist das Volk, dessen Beamten mit einem aufs Ganze gerichteten Interesse den kraftvoll wirkenden Lebensmächten zu dienen suchen und dessen Adel „nicht nur königstreu, sondern königlich gesinnt" ist; glücklich ist das Land, wo Titel und Orden die Würdigsten aus der Menge herausheben, wo nur an Erfahrungen und Überzeugungen Reiche lehren dürfen und das Genie in Kunst und Leben etwas gilt. Unfrei aber ist das Volk, worin die Besten den Fürsten als Last und Rute empfinden, den Adel mit den Drohnen des Bienenstockes vergleichen müssen, das bureaukratisch entartete Beamtentum hassen, über Titel und Würden lachen und geringschätzig auf die verdienstlos sich Bereichernden blicken; worin die Masse in gedankenlosem Gehorsam dahinlebt und sich kommandieren läßt, was sie für heilig, edel, schön und wirklich zu halten hat. Ein solches Volk leidet Schaden an seiner Seele; denn Völker haben Seelen wie Individuen.

Es ist das große Unglück unserer Tage, daß die Ideale der frei Gehorchenden fast nie mit den allgemein gültigen Idealbegriffen übereinstimmen. Und vor allem der Deutsche hat mit schwerer Sorge auf seine Nation zu blicken, trotzdem aus dem Boden des Jahrhunderts allerorten reiche Keime sprießen. Nicht als wären es spezifisch deutsche Erscheinungen, die zu Besorgnis Anlaß geben; die Symptome zeigen sich heute vielmehr in allen Kulturländern. Nirgend aber doch so exemplarisch wie bei uns. Die Gefahr scheint in Deutschland zuweilen ein Spezifikum der öffentlichen Zustände zu sein.

Eine Gefahr vermag freilich nur anzuerkennen, wer überzeugt ist, daß Völker lebendige Ideale ebenso nötig haben, wie Korn und Gesetz. Keine große Gemeinschaft kann jener Idealität entbehren, die dasselbe ist, wie der rechte Gehorsam gegen das Naturgewollte. Geistiges Wollen zeigen, heißt schon Idealität bekunden. Wo diese fehlt, da ist auch kein Wille zur Zukunft, kein Glaube an den eigenen Wert. Denn streng genommen ist Idealität nichts anderes als die Ahnung, wessen die Seele bei höchster Anspannung und unter günstigen Verhältnissen fähig ist. Sie ist das Gewissen der Individuen und der Völker.

Die Ursache, daß die Nationen sich heute so oft einem unintelligenten Gehorsam unterwerfen, überall in den Reichen, deren Staatsleben von den Revolutionen des vorigen Jahrhunderts determiniert worden ist, muß im Übergewicht materialistischer Lebensanschauungen gesucht werden. Das ist freilich ein bedenklich zu benutzendes Wort, da es leicht in den Verdacht bringt,

als schätze man das sinnlich Wahrnehmbare und Wirkliche gering. Solche Auffassung wäre eine Fehler der Terminologie. Der schlechthin materielle Mensch hat niemals den rechten Realitätssinn, woraus allein dann das lebendige Ideal hervorwachsen kann. Denn er vermag, weil er zweckvoll begehrt oder zurückweist, profan tendenzvoll will oder nicht will und mehr die intellektuell bediente Begierde als die Vernunft regieren läßt, niemals objektiv im höheren Sinne zu sein. Er sieht an den Dingen nur Eigenschaften, die ihm ganz unmittelbar nützen oder schaden können und erfaßt die Erscheinungen und Ideen darum nicht wie sie nach vielen Richtungen zugleich wirken. Da er nicht das sachlich Wesentliche sehen kann, vermag er aber auch die Wirkungen seiner Tätigkeit nicht aus dem Naturgegebenen abzuleiten und somit nicht für die Dauer zu schaffen. Denn ausdauern tut nur, was in Natur wurzelt. Der Materialist kennt nicht jenen freien Gehorsam, der dem Göttlichen den Willen abzulauschen sucht; er hat nicht ursprüngliche Idealität, weil er all seine Lebensenergie verbraucht, um die Existenz nur zu sichern oder zu verbessern.

Der Materialismus ist in diesen Jahrzehnten, wo es so schwer geworden ist, die Existenz zu behaupten, aus einer Not fast zu einer Weltanschauung geworden. Man müßte eine Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts schreiben, wollte man den Ursachen im einzelnen nachgehen. Von der Entstehung der Industrien müßte man sprechen und von den damit verbundenen Entwickelungen innerhalb des Arbeiterstandes, von den Konsequenzen des gesteigerten Verkehrs, von den sozialen und in der Folge wirtschaftlichen Umwälzungen, den politischen Neubildungen und davon, daß viele Fragen der bloßen Existenz auf ganz neue Grundlagen gestellt worden sind. Was nicht geschehen konnte, ohne daß problematische Verhältnisse geschaffen und eine neue Auslese unter den Widerstandsfähigen getroffen wurde. Von den Herrschern mußte die Rede sein, die Imperatoren noch sein wollen, wo sie es doch nicht mehr sind, von dem Volke, das sich parlamentarisch selbst regieren will und es noch nicht kann. Von den Sklaven, die Herren zu sein glauben und den Herren, die ebensosehr Sklaven sind. Der Daseinskampf, der sich früher auf engem Bezirk gemächlicher abspielte, geht nun auf weiter Basis vor sich; Alle kommen mit Allen kämpfend in Berührung, der Wettstreit verschärft sich grausam und keine feste soziale Gliederung verhindert das Durcheinanderfluten heterogener Elemente. Der Einzelne hat vollauf zu tun um an der Oberfläche zu bleiben; er vermag über sich hinaus kaum noch zu denken. Und ist seine Existenz gesichert, so gewährt ihm der Lohn seiner Anstrengungen, das Geld, gleich so große Macht über die weniger Glücklichen, daß nur der von Natur Edle den Trieb, dieses Machtgefühl zur Grundlage des sittlichen Selbstgefühls zu machen, widerstehen kann.

Mit freierem Blick wird in diesem Kampf um Dinge der Notdurft eigentlich nur das Wirtschaftliche selbst betrachtet. Nicht daß die Lebenden schon

irgendwie ideal in ihrem wirtschaftlichen Wollen wären; aber es zucken doch durch die mächtigen Wettkämpfe des Erwerbs hier und da soziale Instinkte: ein monumentales Ideal erhebt sich wie hinter Nebeln und Wetterwolken. Es übt freilich nirgend schon schöpferische Gewalt; aber es ist doch stark genug, um im Ökonomischen wenigstens idealistische Phrasen dauernd nicht aufkommen zu lassen. Man läßt sich nicht von irgend einer Autorität unfruchtbare Ideen kommandieren. Das will freilich nicht eben viel sagen. Die Laster des Materialismus herrschen noch unerschüttert, so daß es nicht leicht ist, an die eines Tages wohl stattfindende Selbstentzündung innerhalb der wirtschaftlichen Energieentwickelung zu glauben. Diese Laster äußern sich nicht nur als Indifferenz gegen ideal geborene, freie und sachlich wertvolle Gedanken, sondern sogar als Haß gegen das lebendig Sittliche und Schöne. Trotz seiner Vermannigfaltigung ist das Leben darum unendlich arm geworden. Was wie höheres Interesse aussieht, ist immer fast Heuchelei, geschäftlicher Vorwand oder ein Spiel der Stunde. Fast nirgends mehr quillt es spontan aus dem Inneren. Überall herrscht die Furcht, die Geschäfte möchten gestört, die Möglichkeiten des Erwerbs noch mehr verwirrt werden. Was ist diese ängstliche Kriegsfurcht ringsumher anderes, als ein Zeichen von Materialismus! Nur weil niemand Opfer für Ideen und Gefühle zu bringen fähig ist, flieht man den Gedanken an Gefahr, Wagnis, Opfer und Tod, fürchtet man die Leidenschaft, die zerstört um frei bauen zu können, die ungehorsam scheint aus einem tieferen Gehorsam. Es kommt nicht zu starkem Streit um Fragen des religiösen Empfindens oder nationalen Ehrgefühls. Über theoretisches Gewäsch wagt man sich nicht hinaus. Niemanden treibt es mehr zum Kampf um Imponderabilien, denn alle Welt hat mit dem Heut und Morgen vollauf zu tun. Die eigentlich brennenden Fragen des nationalen Lebens werden von Worten umschrieben wie: Absatzgebiete und Weltmärkte für die Industrie, Arbeitsgelegenheiten für das Proletariat. Die Dinge liegen so, daß der Patriot große, Opfer heischende Kriege und selbst Besinnung bringende Niederlagen diesem faulen Frieden des genußgierigen und ideenlosen Materialismus vorziehen möchte.

Da selbst eine solche Zeit es aber nicht unterlassen mag, Idealität wenigstens vorzuschützen, um vor sich selbst gerechtfertigt dazustehen, so treten an Stelle lebendiger Ideale überkommene Idealbegriffe und formalistisch gewordene Ideen des Höheren, die das kräftigere Leben der Vergangenheit einst geprägt hat. Selbst in der geistigen Verwilderung erhält sich der Instinkt dafür, daß ein Volk ohne Ideale dem Untergang entgegeneilt. Die Regierenden betrachten es als ihre Pflicht, dem Volke „die Ideale zu erhalten" und machen sich, als die eigentlichen Mandatare des allgemeinen Materialismus zum Anwalt ungeheuerlicher Kulturlügen. Sie lassen dekorativ klingende Phrasen der Ethik, der Staatsmoral, der Kunst, des Patriotismus verkünden und vertreten die offiziellen Idealdogmen um so eifriger, je mehr diese gewaltsamer Vertretung

bedürfen. Die Lebloſigkeit dieſer Ideale gerade zwingt die Regierenden in die Rolle von tyranniſchen Schulmeiſtern, die disziplinariſch anordnen, was Gefühl ſein ſollte. Das Volk leitet ſich nicht mehr ſelbſt, durch einen freien Willen zum Gehorſam, ſondern wird in der verächtlichen Bedeutung des Wortes regiert.

In allen kapitaliſtiſch ſich entwickelnden Ländern wird heute von oben herab mehr oder weniger kommandiert, was ideal zu heißen hat. In Republiken wie in Monarchien. In England und Frankreich findet man ähnliche Erſcheinungen wie in Deutſchland; und im „freien" Amerika iſt es nicht viel anders. Überall ſehen wir die Politik materielle Ziele verfolgen und es mutet ſchon bedeutend an, wenn das Profane wenigſtens kühn und vollſtändig getan wird. Und die Ziele der offiziellen Kunſt ſind um nichts geiſtiger, trotzdem ſie als über die Maßen idealiſtiſch dargeſtellt werden. Das akademiſche Ideal beſteht überall aus einem Konglomerat eklektiziſtiſch gewonnener Formen und aus Phraſen ideologiſcher Syſtematik, es bezieht ſich immer auf die Vergangenheit, nie auf Gegenwart und Zukunft, und es iſt daneben jedem reinen neuen Wollen feindlich geſinnt. Das Kunſtideal iſt ebenfalls materialiſtiſch geworden. Es iſt nicht da als der Ausdruck lebendiger Daſeinsluſt, ſondern als ein Werkzeug, um dem Parvenu ſein trübes Daſein mit romantiſchem Schein zu umſchmeicheln, ſeiner Genußſucht zu fronden und ihm das Verantwortlichkeitsgefühl abzunehmen; es iſt ein Mittel der Staatsdisziplin. Und wie in Politik und Kunſt iſt es faſt überall. Mit größter Naivität wird jeden Tag die Sünde wider den heiligen Geiſt begangen. Freiwillig begeben ſich hunderttauſende ihres angeborenen Adels, „fliehen erſchrocken vor dem Geſpenſt ihrer inneren Größe und nennen Tugend, die ſelbſtgeſchmiedeten Ketten mit Anſtand tragen." Größer und würdiger dünken ſie ſich unter dem Kommando. Es gibt nicht mehr allgemeine Ideale, die dem Fürſten wie dem Ärmſten gehören, ſondern es gibt welche für Vornehme und Subalterne. Das Ideal iſt ein geſellſchaftlicher Modewert. Der Eine dünkt ſich edel, weil er ſich das Heilige und Schöne von der Obrigkeit diktieren läßt und der Andere kommt ſich charaktervoll vor, weil er, auch wiederum aus materialiſtiſch denkendem Trotz, opponiert. Alles liegt an der Oberfläche. Kratzt man den Lack der Geſinnung durch, ſo kommt die nackte Barbarei zum Vorſchein.

Daß man unter ſolchen Umſtänden in der idealen Forderung maßlos wird, iſt eine natürliche Folge. Man kann das Höchſte und Letzte fordern, wo nicht der kleinſte Schritt getan wird, um das Ziel auf ſelbſtgefundenen Wegen zu erreichen. Das lebendige Ideal will immer etwas Mögliches, weil es eben Gehorſam gegen das Naturgewollte, Ehrfurcht vor dem Notwendigen und Wirklichen iſt. Es iſt nicht „über den Dingen, ſondern in den Dingen, wie Gott nicht bloß Sonntags von neun bis elf in der Kirche, ſondern jederzeit und überall iſt und gefunden werden kann." Die künſtlichen, die komman-

dierten Ideale aber dürfen in Wolkenkuckucksheim liegen, weil sie von der Natur ein für allemal separiert sind. Man verlangt im Handels- und Industrieland Großbritanien gotische, im Preußen des zwanzigsten Jahrhunderts griechische Kultur; fordert vom Apfelbaum Rosen und Zuckerwerk und von der trächtigen Kuh junge Pferde. Die „höchsten Forderungen" sind wohlfeil wie Lügen. Die Menge nimmt aus der Entfernung diese Papierblumen für lenzlich duftende Blüten; und während die allgemeine Moral davon vergiftet wird, prahlt das kommandierte Ideal mit dem Schein heroisch edler Menschlichkeit. Das Übel tritt uns heute in Deutschland, wie gesagt, mit solcher Drastik entgegen, daß es spezifisch für unsere nationalen Zustände zu sein scheint. Um diese Erscheinung zu ermöglichen, mußten besondere Umstände zusammentreffen.

Der Deutsche gehorcht seiner ganzen Anlage nach, im guten wie im schlechten Sinne, mit Hingebung und Leidenschaft. In seinem geistigen Wesen ist ein ebenso schöner wie gefährlicher Zug zur Schrankenlosigkeit, ist die eingeborene Leidenschaft, das Universale zu fühlen, das allgemein Menschliche zu denken und eine Lust, sich spekulierend mit den letzten Dingen zu beschäftigen. Nur der Deutsche besitzt eine sein typisches Selbst symbolisierende Dichtung wie den „Faust"; nur in Deutschland konnte es geschehen, daß fast alle großen Geister weltbürgerliche Gesinnung als höchste Stufe der Humanität verkündeten; nur ein deutsches Genie konnte die Vaterlandsliebe als „eine erhabene Schwäche" definieren. Die Ziel und Weg weisenden Geister in England, Frankreich oder Italien waren in ihrem Denken und Wollen immer viel mehr national determiniert. Die Forderung, die alles oder nichts will, sitzt dem Deutschen um so tiefer im Blut, als sie nicht auf Temperamentswallungen beruht, wie etwa beim russischen Volke, sondern im wesentlichen eine Forderung klar sehender Vernunft ist. Die schwersten Lasten hat sich der Deutsche von je aufgebürdet. Den edlen und bewußt wählenden Gehorsam hat er oft zuweit getrieben, ist zu ausschließlich Idealist gewesen und hat es darum nicht vermeiden können, in problematische äußere Zustände zu geraten. Er ist ein eifriger Protestant geworden, weil er zwischen sich und dem Ewigen keinen Mittler dulden mochte, weil er für sich selbst die ganze Lebensverantwortung tragen wollte. Die heroische Unbesonnenheit, die hierin lag, hat er mit der Wohltat einer organisationsfähigen Religionsform, einer lebendigen kirchlichen Disziplin, ja, mit der anarchischen Entartung des religiösen Instinktes sogar bezahlen müssen. Und sein Weltbürgertum, das aus so edler Menschlichkeit stammt, hat ihm den Sinn für politisches Handeln oft derart gelähmt, daß er einer gesund eigennützigen Politik kaum jemals dauernd fähig gewesen ist. Der allzu peinlich geübte innere Gehorsam gegen das Naturgewollte hat von je dazu verführt, die naheliegenden nationalen Ideale auf Kosten des „absoluten Ideals" fahren zu lassen. Nur aus diesem Punkte ist unsere ewige Sehnsucht nach dem Griechentum, als nach dem höchsten

Menschheitsideal zu erklären. Unsere Genies stellen sich asketisch unter das Gesetz des kategorischen Imperativs und verbluten an ihrer inneren Unbedingtheit. Goethe und Bismarck haben so nützlich —, so praktisch kulturfördernd gewirkt, weil sie im Denken und politischen Handeln dieser inneren deutschen Maßlosigkeit — bei oft starkem Sinn für äußere Haltung —, die man von Schiller bis Hebbel, von Kant über Schopenhauer bis Nietzsche, von Cornelius bis Boecklin, von Beethoven bis Wagner, ja von Pöppelmann bis Schinckel verfolgen kann, regulierend und Schranken weisend entgegengetreten sind. Der Deutsche ist innerlich sehr individualistisch liberal und aristokratisch freiheitlich gesinnt. Vergleicht man ihn dem Franzosen, so findet man, daß dieser die viel konservativere Natur ist, die sich selbst strenge regiert, indem sie sich selbstgeschaffenen Konventionen und Lebensformen fügt. Nur darum kann der Franzose frei und ungebunden in den Fragen des äußerlichen Gehorsams sein. So paradox es scheinen mag: er ist revolutionslustig, weil er sehr konservativ empfindet; er kann die äußere Staatsform leichtherziger verändern, weil er nie zu fürchten braucht, daß ihm die organisierenden und bewahrenden Grundinstinkte des Staatslebens verloren gehen. Seine Revolutionslust ist das natürliche Gegenspiel seines Konservativismus, ist ein Akt der Selbsterhaltung. Umgekehrt muß der Deutsche der Autorität äußerlich unbedingten Gehorsam schenken, weil er fühlt, daß seine innere Freiheitlichkeit und Schrankenlosigkeit des Zaums und Zügels bedarf. Bis zur Aufgabe seiner persönlichen Selbstbestimmung unterwirft er sich oft der staatlichen Gewalt, den Reglements und Paragraphen, weil sein Instinkt ihm diese Disziplin als notwendig erscheinen läßt. Auch dieser äußerliche Gehorsam ist Selbsterhaltungstrieb und er wird darum mit Überzeugung und Hingabe geübt. Das macht den Deutschen zum guten Soldaten und zum brauchbaren Material für jeden Organisator. Keiner hat wie er die passiven Tugenden der Geduld, der Ordnung und der Unterordnung. Der Befehl hat ihm etwas Heiliges. Er fragt weniger als Andere, ob der Befehl auch gut und vernünftig ist, oder ob die ihn bevormundende Macht auch die höhere Idee vertritt. Sein Gehorsam ist zu Zeiten blind.

Das mag nun angehen, solange dem Wortgehorsam wirklich eine tiefe lebendige Idealität gegenübersteht, solange der äußere Gehorsam in der Tat nichts ist, als die freiwillige Selbstbegrenzung eines grenzenlosen Dranges. Indem die Kräfte sich dann balancieren und durchdringen, wird notwendig etwas Harmonisches entstehen. Das ist bisher aber nur für kurze Zeitspannen und unter besonders günstigen Umständen geschehen, weil der Absolutismus der deutschen Idealität dem Gedanken nationaler Selbstbeschränkung im gewissen Sinne widerspricht. Nicht als ob das deutsche Ideal eigentlich unwirklich und phantastisch wäre; aber es geht stark aufs Weltpsychologische, setzt sich gern über die Grenzen nationaler Determination hinweg und ist darum selten nur praktisch in seinem ganzen Umfange zu verwirklichen. Der

Deutsche sucht sein Nationalgefühl in so ganz anderen Dingen wie der Engländer oder Franzose, daß er nicht gut ideal zu bleiben vermag, wenn er im nationalen Sinne wirklich einmal real und praktisch denkt und handelt. Wir erblicken den Deutschen darum in seiner Geschichte entweder als einen übertriebenen Idealisten, der realpolitisch zu kurz gekommen ist, oder, im Erfolg, als einen rohen Nützlichkeitsmenschen, dem man tiefere Innerlichkeit kaum zutrauen möchte. Es ist kein Zufall, daß wir ihn als Idealisten sehen, wenn es der Nation äußerlich schlecht geht und als Materialisten in den Jahrzehnten des politischen Glücks.

Als Materialisten haben wir den neuen Reichsdeutschen eben jetzt so drastisch vor Augen, daß er dem Ausländer scheinbar von einem andern Menschenschlag stammen mag, als von den Zeitgenossen der Klassiker. Dieser Deutsche der Gegenwart, der im schweren Erhaltungskampf den freien, intelligenten Gehorsam verlernt hat, läßt nun aber keineswegs auch von dem äußeren, automatischen Gehorsam. Fester als je hängt er sich, innerlich steuerlos, an die Zeichen der äußeren Herrschaft und an die Idealismen, die ihm von staatswegen als Ersatz dargeboten werden. Große Teile der Nation sind in allen geistigen Fragen zu willenlosen Geschöpfen in den Händen der Autorität geworden, während sie wirtschaftlich doch in rastloser Arbeit einen Wert auf den andern häufen. Die Autorität selbst ist aber ebenso ideenlos, weil ihr lebendiges Wollen und schöpferische Gedanken nur aus den Tiefen des Volkes suggeriert werden könnten.

So sieht es auf der einen Seite aus. Zugleich hat das Schicksal es nun gefügt, daß Deutschland in dieser Zeit von einem Kaiser regiert wird, dessen Art die Herrschaft auszuüben, die Ungunst der Verhältnisse außerordentlich verschärft, weil er sich zur Rolle eines Kommandierenden der Idealität besonders berufen fühlt. Ohne die Persönlichkeit Wilhelms des Zweiten wären viele Erscheinungen im heutigen Deutschland unerklärlich; darum muß notwendig auch von ihr gesprochen werden. Ihre Eigenart ist auf die Disposition der Zeit und der Nation getroffen wie der Ton auf seine Oktave, vorhandene Schwingungen zum schrillen Forte verstärkend.

In dem hier zu betrachtenden Zusammenhang sind vor allem zwei Eigenschaften des Kaisers wichtig. Er hat einerseits, gerade wie die Nation, eine entschieden materialistische Lebensanschauung, ist darum durchaus den Befehlen gewisser, autoritativ auftretender Ideen unterworfen und ganz unoriginell; und andererseits fühlt er einen unhemmbaren Trieb, seine Überzeugungen und Instinkte gewaltsam zu oktroyieren. Was gegenüber den Handlungen Wilhelms des Zweiten von Schmeichlern oder schlechten Psychologen oft genialische Impulsivität genannt wird, ist die Ausdrucksweise eines heftigen, der Selbstdisziplin nicht leicht gehorchenden Naturells, das immer nur eines Gedankens, einer Empfindung, einer Beobachtung zurzeit fähig ist und dem es eben darum versagt ist, mit klarem Kausalitätsgefühl Ursache und Wirkung nebeneinander zu sehen und ein Ganzes mit beruhigter Sachlichkeit zu überblicken. Man kann

vom Kaiser sagen, nicht er hätte die Ideen, sondern die Ideen hätten ihn. Darum ist er aufs äußerste einseitig und infolgedessen unkritisch. Denn Kritik ist die Fähigkeit des Vergleichens. Er gelangt zu romantischen Übertreibungen, weil er das Eine nicht durchs Andere balanciert. Auch sein Gehorsam ist nicht frei, nicht schöpferisch.

Eine materialistische Menschlichkeit — dieses Wort durchaus aufgefaßt als Naturdetermination — könnte heute auf einem Thron immerhin günstig genug wirken, wenn sie Das, worin sie stark ist: den profanen Sinn für alles Gegenständliche, benutzte, um das ideale Wollen der um sie versammelten Staatsbeamten durch nüchterne Einwände und selbst hausbackene Bedenken zu balancieren. In gewisser Weise ist Wilhelm der Erste vorbildlich nach dieser Richtung geworden, weil er eine vornehme aber eigentlich profane Natur war, in der bescheidene Selbsterkenntnis einen feinen Spürsinn für die ihn überragende Geistigkeit hatte reifen lassen. Bei seinem Enkel ist es nun aber fast tragisch, wie sich einer verwandten Anlage ein selbstherrlicher Imperatorenwille gesellt. Wo der erste Kaiser es verstand, starke Schöpferkräfte zu seiner bürgerlichen Gestalt hinzuziehen und sich vom Glanze des fremden Talents verklären zu lassen, da zeigt Wilhelm der Zweite eine unglückliche Gabe, das Talent aus seiner Nähe zu verscheuchen und seinen Helfern das Niveau anspruchsvoller Subalternität anzuweisen. Wie er der Autorität unlebendiger Ideen gehorsam ist, so verlangt er von Anderen äußeren Gehorsam für seine Ideen.

Die Art dieses Fürsten wäre nun eine durchaus zu ertragende Fügung der Geschichte, wenn die Nation seinem subjektiven Wollen allgemeine, sachlich gerichtete Ideale gegenüberzustellen hätte. Der allgemeine Materialismus der Zeit fühlt sich aber vortrefflich regiert von dieser ideal erscheinenden, im Grunde das Materielle meinenden Geistigkeit. Daß sie das Materielle meint, ist offenbar, weil in den jähen Willensgebärden, in der dynastischen Repräsentationslust, in den Erfolg heischenden Imperatorengesten deutlich ein zweckvolles Begehren, ein stofflich gerichteter Genußwille zum Ausdruck kommt. Der Kaiser gibt weniger auf die unsichtbare Wirkung als auf den schnellen Erfolg, er will nicht so sehr das Notwendige als das ihm wünschenswert Erscheinende, will das Objektive nur im Subjektiven. Materialismus ist in seiner Politik der Drang zur Weltherrschaft und zu unmittelbar verblüffenden Wirkungen; in der Kunst ist es der Wille zur Quantität auf Kosten der Qualität. Die Reflexe dieses Wollens zeigen sich gleich in seiner Umgebung. Materialismus beherrscht die Minister, die ihre Stellung mehr lieben, als die Wirkung ihrer Tätigkeit, die Beamten, die durch äußeren Gehorsam Karriere machen wollen, die Abgeordneten des Volkes, die sich fügen wo sie standhaft bleiben müßten und Schachergeschäfte um Parteivorteile betreiben, die Künstler, die mehr nach Würden, Titeln und Aufträgen streben, als nach der Verkörperung innerer Erlebnisse, und die Gemeinderegenten, die dem Imperatorgedanken schmeicheln, weil auch sie sich selbstsüchtig darin sonnen möchten.

Der Materialist gerade braucht das repräsentationsfähige Ideal am meisten. Denn mit hohen und edlen Formen der Vergangenheit täuscht er sich über seine profane Anschauungsweise hinweg. Der Kaiser ist unseren modernen Materialisten so willkommen, weil er sie glauben macht, sie alle wären Idealisten und edle Kulturträger, wären den Griechen und Renaissancemenschen ähnlich. Die Beteiligten merken es nicht, daß sich die willkürlich aus aller Welt errafften Idealformen der Kunst, der Politik, der Ethik usw. in den Händen des Materialismus schnell verändern, wie sich die Gefährten des Odysseus unter der Rute der Circe verwandelten. Es kann nicht anders sein, weil die Seele nicht schöpferisch dabei ist. Das in diesen Jahrzehnten so laut und anspruchsvoll Begonnene schlägt der Nation darum fast immer zum Schaden aus. Es fehlt stets die innere Notwendigkeit. Und für die Mißerfolge erscheint die Gestalt des Kaisers dann nahezu symbolisch. Eigentlich meint man nicht ihn, auch wenn man auf sein Handeln direkt hinweist. Denn schließlich ist er ein determinierter Mensch wie wir alle, durch Zufall auf seine Höhe gestellt. Erst weil große Teile der Nation, weil Minister, Beamte, Künstler und Pädagogen, der Adel und das Bürgertum förmlich wetteifern, in den Tendenzen dieses Fürsten ihre Überzeugungen zu erkennen, weil sie ihre eigene Unzulänglichkeit byzantinisch auf den Namen des Kaisers, als auf den eines Vorbildes häufen: das erst wird schuld, daß man diese Zeit so oft als beschämendes Unglück empfinden muß.

Als ein Unglück, trotzdem der Nationalwohlstand mächtig wächst und die äußeren Umstände des Landes sich von Tag zu Tag verbessern. Denn hinter diesem Wohlergehen, das wir im wesentlichen den Taten der Ahnen und der rastlosen Tätigkeit im Wirtschaftlichen verdanken, drohen schon wieder Katastrophen. Während wir uns bereichern, treiben wir einem Bankerott zu. Einem Bankerott im Idealen, der immer noch den im Materiellen nach sich gezogen hat. In den letzten zwei Jahrzehnten vor allem sind viele Ursachen dazu angehäuft worden, deren Wirkungen noch ausstehen. Diese werden darum nicht ausbleiben.

Um das Gebiet des zu Betrachtenden nicht unnatürlich zu erweitern, sei nur auf Politik und Kunst hingewiesen.

Die deutsche Politik dieser Jahre wird zugleich kaufmännisch und theatralisch betrieben; niemals staatsmännisch. Es werden mit ihr alle materiell gerichteten Volksinstinkte in Bewegung gesetzt, die wirklich idealen aber ignoriert oder unterdrückt. Diese Politik ist wirr, ziellos und grundsatzlos; sie schmeichelt der Macht und ist hart und rücksichtslos gegen den Machtlosen. Sie scheut es, den Tatsachen ins Gesicht zu sehen und ist mehr eine Politik des Wortes als des Handelns. Ohne zu mehren, zehrt sie von Dem, was die im Rationellen noch unerschütterte Arbeitstüchtigkeit der Nation aufhäuft. Ihr Ziel ist äußeres Ansehen und ihr Mittel ist das Kompromiß; sie ist ohne wahren Mut, aber auch ohne Vorsicht. Unfrei in ihren Ideen, ist sie auf Personenkult angewiesen; unbeständig muß sie sein, weil sie nicht bleibende Ziele hat

und dem Schein jedes Augenblicks nachrennt. Den schlimmen Instinkten ihrer Diener ist sie eine üble Gelegenheitsmacherin und der Konvention gegenüber wirkt selbst ihr Konservativismus auflösend. Dem Sehenden zeigt sie in jeder Stunde wie wenig das nach außen geeinte Reich im Innern geistig schon geeint ist. Sie hat uns über viele Leidensstationen schon geführt und man braucht nur Stichworte zu nennen, um gleich wieder daran erinnert zu werden, mit welchem Dilettantismus ein großes, mächtiges Reich seit nahezu zwei Jahrzehnten regiert wird. Wer denkt nicht mit Scham an die Form, wie Bismarck entlassen wurde und an all das Unglaubliche, das seinem Abgang folgte; wer könnte gelassen bleiben, wenn er sich des auf den Kanzlerposten zum Nachfolger kommandierten Generals und seiner gut gemeinten Dummheiten erinnert, wenn er im Geiste die Kolonialpolitik der letzten Jahrzehnte verfolgt, die theatralisch inszenierte Chinaaffäre bedenkt und die ohne alle Konsequenz gebliebene Krügerdepesche; wer hätte es schon verwunden, daß eine große Zahl klug, ehrlich und fleißig arbeitender Deutscher als vaterlandslos gebrandmarkt werden konnten, daß Reden des Kaisers immer neue Aufregung und Sorge verursachten, wenn die Gefahr der letzten Äußerung eben beseitigt war, daß unsere Kanzler allgemach nichts anderes mehr sind als Beschwichtiger und Ausgleicher und daß sie zu einer ernsthaften selbständigen Bearbeitung wichtiger Fragen gar nicht kommen. Minister und Kanzler lassen sich willig in Atem halten durch vermeidbare Unvorsichtigkeiten, wie sie der Kaiser beging als er, zum Beispiel, seinen Brief an Tweedmouth schrieb, die Tower-Hillaffäre ermöglichte, die Mensurdepesche nach Österreich schickte oder seine jähen, erwiesenermaßen schädlichen Entschlüsse faßte, in der unendlich gefährlichen Frage, wie der Fall Moltke-Eulenburg zu behandeln sei. Deutschland steht heute, dank einer ideenlosen Politik, isoliert da, mit Mißtrauen betrachtet von alten Freunden und alten Feinden. Die törichte Taktik, heute zu drohen und morgen zu schmeicheln, beides ohne zureichenden Grund, hat Völker, die sich früher mit Mißtrauen betrachteten, zu Bündnissen getrieben und Deutschland in ihrer Mitte, ist rings eingekreist vom klug vereinigten feindlichen Interesse. Man braucht nur das Wort Marokko auszusprechen, um eine moralische Niederlage zu bezeichnen, die einer Weltmacht unwürdig ist; man braucht nur auf unsere Polenpolitik, auf das Blockgebilde, kurz auf diesen ganzen Komplex von Unrast und Kopflosigkeit zu blicken, der deutsche Politik heißt, um einzusehen, daß die Motive, die dahinter stehen, schon hart zu schelten wären, wenn sie nichts sein wollten als was sie sind, daß sie aber in parlamentarischer Weise undiskutierbar sind, weil sie gar als ideal bezeichnet und der Bewunderung mit imperatorischem Zwang empfohlen werden.

Noch drastischer fast spricht die offizielle Kunst von der unwahren Idealität der Zeit. Diese vom Hof, von den Regierungsgewalten und den Staatshochschulen ausgehende und das ganze Reich mit üblen Bildungen unmöglicher Afterstile überziehende Kunst ist ohne Gefühl und darum auch ohne Können

im tieferen Sinne. Sie sucht den leeren Schein, das pomphaft Dekorative und täuscht dem Auge eine Reife vor, die niemals wachsend geworden ist, eine Schönheit, die vom Baume der Vergangenheit gestohlen ist, eine Fülle, die gewaltsame Anhäufung ist und einen Adel, dessen Abglanz schmerzhaft nur auf die pietätlose Vergewaltigung hinweist. Diese Regierungskunst ist in ihrer akademischen Leblosigkeit mehr handwerksmäßig als ideal und mehr industriell noch als handwerksmäßig. Die Künstler, die sich ihr hingeben oder sich zu ihr kommandieren lassen, prostituieren sich selbst, während sie unsere ganze Generation vor der Geschichte kompromittieren. Ohne Konvention und Tradition ist diese Kunst in all ihrer schulmäßigen Imitationslust. Den Besseren sind ihre Produkte ein „Gelächter oder eine schmerzliche Scham"; denn was im Fürstenschloß beginnt, das endet gleichen Geistes in den Singspielhallen und Massenkneipen.

Muß noch einmal von der Siegesallee gesprochen werden, von dem Kunstgraus vor dem Brandenburger Tor, von den Plänen, dieses Tor selbst zu verschandeln, oder von Bauten wie dem Dom oder dem Kaiser Friedrichmuseum? Es ist gesagt worden und wiederum gesagt, was ausgesprochen werden mußte, aber das Prinzip herrscht unerschüttert weiter. Über Ägir, Lauff, Leoncavallo sind wir zum Kaiser Wilhelmdenkmal und zum Bismarckdenkmal gelangt, haben die Straßen der Hauptstadt von Jahr zu Jahr grotesker werden sehen durch eine fabrikmäßige Kunst, die erträglich war in den vereinzelten Kriegerdenkmalen, die in ihrer bewußten Organisation und Konzentrierung nun aber zerrüttend auf die künstlerische Moral wirkt; wir haben im Reich einen historischen Bau nach der andern durch übereifrige, gelehrte Restauratoren zerstören sehen und eine Kunstpolitik erlebt, worüber die Welt ein Gelächter erhoben hat; haben hören müssen, wie der Kaiser eine ehrlich wollende Kunst, die sich um lebendige Werte müht, mit einem Schimpfwort belegt hat und haben es knirschend ertragen müssen, daß sich freie Selbstverwaltungen deutscher Städte zur Regierungskunst haben kommandieren lassen. Auf hundert Jahre hinaus ist die Reichshauptstadt in ihren Stadtbildern kulturlos gemacht, die wichtigsten Bauaufgaben sind mit verderblicher Hast erledigt worden, in einer schöpferisch armen Zeit, die ruhig das Erstarken der jungen Kräfte abwarten sollte; und wo einmal etwas Bedeutendes organisiert worden ist, wie in der Nationalgalerie, da hat die willkürlich zugreifende Hand Wilhelms des Zweiten die lebendige Entwicklung wieder in Frage gestellt. Es herrscht rings der Bauunternehmerstil, in der Siegesallee wie in den großstädtischen Zinshäusern. Das Volk aber treibt sich ergötzt durch die bunten Gassen dahin und befriedigt seine materialistische Kunstgier ebenso vor den überladenen Werken, die der Kunstspekulant ihm zeigt, wie vor den Denkmalen, die der erste Fürst seinem Regime gesetzt hat.

Mancher sieht das schmerzlich Beschämende dieser Zustände freilich ein. Sogar unter den materialistisch Gesinnten gibt es Gescheite genug, die die Gefahren zu durchschauen vermögen. Aber sie beschwichtigen: nur still, verderbt

uns durch schroffe Einrede nicht die Geschäfte. Der Profit ist gut in diesen Jahren, und wer weiß, wie lange es noch dauert. Genau so sprach und handelte man im Paris des dritten Napoleon, vor dem Zusammenbruch. Nur war man dort genialischer selbst noch im Falschen. Die Meisten aber sind ganz zufrieden mit den Schaubudeneffekten dieser Politik und Kunst und klatschen jeder neuen Überraschung Beifall.

Die überzeugtesten Anhänger der kommandierten Ideale findet man bei uns leider dort, wo am meisten Ursache zur Selbständigkeit und zu einem selbstbewußt freien Gehorsam wäre: im Adel. Er vor allem sollte königlich denken und handeln, nicht aber subaltern. Statt dessen findet sich der Adel stets bereit, der herrschenden Politik Beamte zu liefern, die gleich zu seelenlosen Werkzeugen in der Hand subjektiver Tendenzen werden. Und auch die Regierungskunst kann allemal darauf rechnen, für ihren Dilettantismus und schulmeisternden Akademismus im Adel Resonanz zu finden. Welch stolze Stellung könnte ein mächtiger, arbeitsfroher Adel nicht einnehmen und welche traurige Rolle spielt er doch! An ihn denkt der Künstler nicht einmal als an den Käufer seiner Werke; wie viel weniger als an einen Stand, auf dessen Beifall Wert zu legen wäre. Die wirtschaftlichen Kämpfe toben hart an den Wohnstätten des Adels vorüber; er tut nichts anderes, als lärmend seine Tore vor der Sturmflut neuer Möglichkeiten zu verschließen. Berufen, dem Lande politische Individualitäten zu schenken, beschränkt er sich darauf, lächerlich gewordene Vorrechte zu verteidigen und sich selbst durch tote Exklusivität zu schwächen. Kaum ein bedeutender Künstler geht aus seinen Reihen jemals noch hervor. Die Kulturarbeit, die er zu verrichten hätte, wird bei uns immer wieder von bürgerlichen Autodidakten geleistet, denen jede gesellschaftliche Organisation fehlt. Der Adel wäre der Nation in der Tat nichts als eine Last, wenn er sich nicht noch im militärischen Beruf als Hüter lebendiger Traditionen erweisen könnte.

Auch das Beamtentum hat das beste von seiner Würde und Selbständigkeit verloren, seitdem es kritiklos allem Beifall gibt, was offiziell ist. Handeln und Denken, Fühlen und Sprechen, Liebe und Abscheu läßt der Beamte sich vorschreiben. Der Verwaltungsmann alter Schule, der ein Charakter war und ein Volksvertreter aus Liebe zur Nation und zur Sache stirbt im bureaukratischen Getriebe dieser Tage ganz aus. Wo er sich zeigt, da wird ihm die Arbeitslust bald verdorben. Blindes Gehorchen gilt als oberste Beamtentugend. Was die Regierung will und tut gilt als heilig, auch wenn morgen das Gegenteil befohlen wird. Vor allem dem preußischen Beamten, dem höheren wie dem subalternen, scheint es Pflicht, die Politik und Kunst im Sinne seines Fürsten aufzufassen. Selbständigkeit schickt sich nicht; blinde Loyalität gehört zur Standesehre und Familienmoral. Die Hofmode ist unter allen Umständen das vornehmste. Servil und dünkelhaft zugleich denken, heißt wohlgesinnt sein. Der Vorgesetzte verlangt von seinen Beamten heute nicht mehr

Vaterlandsliebe, sondern standesgemäßen Patriotismus, nicht Erkenntniskraft und Ehrfurcht vor dem Notwendigen, sondern automatisches Wissen und systematische „Bildung", nicht Sachlichkeit, sondern Korrektheit. Was Wunder, daß es dem Beamten gleichgültig wird, ob es über den geistigen Saaten seines Vaterlandes stürmt, gewittert oder freundlich blaut, ob das Selbstgefühl der Volkspsyche gesund ist oder krank. Wenn ihm nur die Karriere gesichert ist, wenn das Reich nur beieinander bleibt, damit er lebenslänglicher Versorgung gewiß sein kann!

Viele der bürgerlich Freieren drängen sich ebenfalls zu freiwilliger Entwürdigung. Man betrachte den typischen deutschen Oberlehrer unserer Zeit, wenn er seinen Schülern Loyalität eintrichtert, wenn er, Hand in Hand mit den „Behörden", der Jugend voran in eine sterbenslangweilige Zukunft schreitet, anstatt unsere Kinder zu freier Vaterlandsempfindung, zu denkender Ehrfurcht und selbstverantwortlichem Gehorsam zu erziehen. Man blicke auf die unterrichtenden und schaffenden Kunstprofessoren und Kunstgeheimräte, die ebenso oft zum Thron hinaufschielen wie rückwärts auf die Kunstformenlager der Geschichte und die sich sehr vornehm vorkommen, wenn die Regierung ihnen für gehorsames Verhalten etwas Blinkendes um den Hals hängt. Die sogar, die von berufswegen nur Gott untertan sein sollen, die Geistlichen der Staatskirche, fühlen sich mehr als ausführende Beamte denn als freie Priester, und mit wahrhaft tartüffischer Pfiffigkeit wissen sie dann die ewigen Ideale den zeitigen zu vermählen, so daß, was ihnen zur Schande gereicht, noch wie ein Ergebnis weiser Besonnenheit erscheint.

Große Scharen freiwillig Sklavischer kommen hinzu. Die Menge halber Menschen, die unter allen Umständen geleitet sein will, die sich in ihrer Neutralität zum Guten wie zum Schlechten hinüberziehen läßt, die ein wenig gutmütig ist und ein wenig bösartig, zugleich träge und enthusiastisch. Sie ist in jedem Fall eine Großmacht: wenn sie sich von lebendigen und großen Konventionen der Ethik, Kunst oder des Staatsgefühls regieren läßt, aber auch, wenn sie, wie es heute ist, der Zeitmode und dem kranken Irrtum blind gehorcht. Denn sie ist die „Nachfrage", der sogleich das geschäftlich denkende Angebot ersteht. Jenes Angebot, das nicht nach notwendigen, nach idealen Bedürfnissen fragt, sondern nach Schwächen und Leidenschaften, die ausgenützt werden könnten. Zeitungen verkünden heute von oben herab ausgegebene politische Parolen, als wären es selbständig gefundene ideale Gedanken; und die Hoflieferanten des allgemeinen servilen Gehorsams verbreiten offiziell befohlene Kunstideen, als seien sie Priester des „Guten, Wahren und Schönen". Es ist ein Riemen ohne Ende. Einer drückt auf den Anderen und gibt das geistlos empfangene Kommando geistlos weiter. Und an der Spitze dieser ganzen unerfreulichen Wirrnis steht dann immer wieder, wie eine symbolische Gestalt, der Kaiser, als ein Imperator aller politischen Irrtümer, als ein Mäcen aller Unkunst.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob ein Fürst heute noch Imperator und Mäcen sein könnte. Das Nein, das wir hören mußten, schmeckt ein

wenig nach Theorie. Denn man kann sich auch heute noch einen Fürsten denken, der durch die Kraft seiner Persönlichkeit und durch Tiefe der Einsicht einen ebenso starken Einfluß nach der Seite des Wünschenswerten ausüben könnte, wie wir ihn heute nach der falschen Richtung ausgeübt sehen. Nicht die Kaiserwürde an sich ist es, die Politik und Kunst heute verwirrt, sondern die falsche Auffassung dieser Würde von Fürst und Volk.

An die Namen der Fürsten der Vergangenheit knüpft sich oft so großer Glanz, weil sie in der Tat Exponenten ganzer Epochen waren, weil sie in ihrer Persönlichkeit die lebendigen Energien ihrer Zeit vollkommen darstellten. Die Politik, die sie trieben, sah freilich oft einer Privat-, Haus- oder Kabinettspolitik verzweifelt ähnlich; sie war meistens aber doch ganz national gedacht. Sie mußte es sein, weil die Fehler der Politik keinen Untertanen so unmittelbar und schwer treffen konnten, wie den autokratisch regierenden Fürsten. Auch der Kunst wurde dieser Fürst ein nützlicher Mäcen, weil seine Selbstherrlichkeit sich mit dem genialen Selbstgefühl des großen Künstlers in natürlicher Weise begegnete. Die berühmten fürstlichen Kunstförderer sind oft hart genug mit ihren Künstlern verfahren und haben die Kunst immer fast dynastischer Repräsentationslust dienstbar gemacht; aber indem sie es taten, führten sie die Kunst immer auch lebendigen Entwickelungen zu. Sie gelangten zu bedeutenden Resultaten auch in der Kunst, weil sie innerhalb ihrer Völker die Modernsten waren. Es sein mußten, da sie ihren Völkern aus purem Selbsterhaltungstrieb vorangingen und sie führten. Friedrich der Große und Bonaparte, Ludwig der Vierzehnte und Franz der Erste, Lorenzo de' Medici, Alexander und Perikles: sie alle waren immer die im rechten Sinne modernsten Menschen ihrer Zeit. Sie wurzelten tiefer, sahen weiter als ihre Untertanen, kraft der Macht und Verantwortung, die in ihrer Hand, und nur dort, vereinigt waren. Das Imperatorische ihrer Gebärde entsprang nicht der Willkür; die Konvention der Zeit, das Ideal, das über Alle, über Fürsten und Bettler königlich herrschte, der Staatsgedanke zwang sie dazu. Das Amt erzog den Mann, wie es ihn brauchte.

Das Leben unserer Tage will einen andern Fürstentyp. Aber Völker und Monarchen sehen es noch nicht ein; und das ist die Ursache so vieler Verwirrungen. Wilhelm der Zweite sucht das Ideal seines Monarchenbewußtseins ungefähr so in der Vergangenheit, wie der Akademiker dort sein Kunstideal aufsucht; er empfängt sein Pflichtgesetz aus toten Begriffen, nicht aus lebendigen Lebensgefühlen. Diesen Irrtum kann er ohne sonderliche Gefahr für sich begehen. Früher konnte eine mißverständliche Berufsauffassung den Fürsten Thron und Land kosten; der Fürst aber, der heute Fehler begeht, tut es, wie etwa der mit festem Gehalt lebenslänglich angestellte Direktor einer Gesellschaft: sein Gehalt geht weiter und den Schaden tragen die Aktionäre. Der Fürst, der vom alten Cäsarenschein nicht lassen mag, wird aber in allen Dingen das Unwirkliche packen; anstatt der modernste Mensch seines Volkes zu sein, wird er

der unmodernste werden. Versteht er aber den neuen Sinn des Lebens und bescheidet er sich, nichts sein zu wollen als der Verwalter, als der Majordomus der sich ihrer selbst bewußt werdenden Willenskraft der Nation, so wird er finden, daß ihm immer noch ein ungeheures Machtgebiet bleibt. In anderer Weise müssen die Fürsten versuchen, wieder die Führenden der Völker zu werden. Das erreichen sie, wenn sie bürgerlich werden, wie die Zeit es ist, und es immer mehr sein will. Bürgerlich: das heißt nicht kleinlich krämerhaft, philistermäßig und unköniglich; es gibt auch eine Bürgerlichkeit, die griechisch ist, gesättigt mit monumentalen und heroischen Zügen, die genial ist wie die Arbeit und stark wie der Krieg. Wilhelm der Zweite hat seinem Großvater den Beinamen „der Große" gegeben. Die Größe dieses Monarchen lag aber eben in Dem, was wir unserm Kaiser so oft wünschen: in dem Heldentum bescheidener Zurückhaltung, in der Unpersönlichkeit. Er war in der Tat eine der ersten bürgerlichen Herrschererscheinungen, denen gegenüber es ziemlich gleichgültig ist, ob man sie Bürgerkaiser oder Präsident nennt.

Das großbürgerliche Oberhaupt eines frei gehorchenden Volkes wird freilich in der Kunst nicht mehr ein Mäcen sein, wie Julius der Zweite, der Michel Angelo Arbeitsgelegenheiten schuf, indem er seinem Regime Denkmale wünschte; er wird es aber auch nicht sein wie Wilhelm der Zweite. Mäcen wird er nicht heißen, weil er persönlich Aufträge erteilt, sondern weil er dem still für sich, nach den selbstdiktierten Gesetzen innerer Verantwortlichkeit schaffenden Künstlern Gelegenheiten findet, ihre Fähigkeiten zu äußern, weil er die Nation mit ihren eigenen bildenden Kräften bekannt macht und der Schöpfer immer neuer Anlässe wird, die vorhandenen Bedürfnisse sich in schönen Formen entfalten zu lassen. Er darf dabei gern konservativ und bedächtig verfahren oder stürmisch genialisch, wenn sein Temperament ihn zu Diesem und Jenem treibt. Worauf es ankommt ist, daß Der, der über die Kräfte der Zeit herrscht, sie auch kennt, sie mit Ehrfurcht betrachtet, und sich in ihren Dienst stellt, nach dem Grundsatz: meine Person ist nichts, die Sache ist alles. Oder, um es weniger enthaltsam auszudrücken: meine Persönlichkeit kann Wert nur in dem Maße haben, wie ich mich einer Sache rein und tätig hinzugeben vermag.

Bürgerlich sollten die Staatsbeamten, vom Kanzler bis zum Subalternen fühlen. Auch der Adel kann sich nur erhalten und erneuern, wenn er sich verbürgerlicht, wenn er geistig wird, was er bisher aus Tradition war. Seine Notwendigkeit auch heute noch, die Wohltat seines Daseins würde der Nation wieder zum Bewußtsein gebracht werden, wenn er schöpferischen Anteil hätte an den Lebenskämpfen, an den wirtschaftlichen, politischen, sittlichen und künstlerischen. Und das Bürgertum selbst sollte tief in den Gedanken seiner Mission hinabsteigen, die höchster Anstrengung wohl wert ist. Die Zeit will einen Idealismus großer Art vom Bürger und an Stelle der materialistischen Servilität einen freien Gehorsam vor Dem, was Zeit und Schicksal wollen. Sie will königliche Bürgerlichkeit vom Untertanen wie

vom Kaiser, von der Kirche wie von der Schule, und nicht zuletzt von der Kunst.

Es wird der Zeit gelingen ihre große, mit historischer Langsamkeit heranreifende Idee zu verwirklichen, wenn auch nicht eben bald. Wenn die Erfüllung da ist, werden alle die wirren Fragen, die den Lebenden quälen, erledigt sein. Das Problem, das wir heute mit dem Namen Wilhelms des Zweiten wohl oder übel verknüpfen müssen, wird dann gelöst sein, weil die allgemeine Lebenskonvention, die moderne Anschauung von der Fürstenstellung stark genug sein wird, daß im Gegensatz zu ihr so wenig regiert werden kann, wie ein christlicher Fürst sich heute drei Ehefrauen zugleich nehmen könnte. Was uns vor allem fehlt, ist eben diese neue Konvention, die das Notwendige auf allen Gebieten sittlich macht, das Ideal, das über Alle gleichmäßig herrscht. Wie das Volk so der Fürst. Jede Nation hat im gewissen Sinn den Fürsten, den es haben will. Denn unmerklich determiniert sein Wollen das des Herrschers. Kein Kaiser könnte dauernd im Gegensatz zum ganzen Volk regieren. Daß die Instinkte Wilhelms des Zweiten den Instinkten des deutschen Volkes heute in so vielem entsprechen: das erst macht sein Wirken einflußreich und problematisch für die Nation. Es ist darum kaum notwendig, die Frage aufzuwerfen, ob dem Fürsten in unserer Verfassung zu bedeutende Rechte gewährt worden seien. Wenn die geltenden Bestimmungen von Allen konsequent, furchtlos und würdig befolgt werden, genügen sie vollkommen. Soweit geschriebene Gesetze eben genügen können. Die Deutschen wollen diese Politik, die der Kaiser, oft ohne seine verantwortlichen Ratgeber zu fragen, macht, wollen diese Imperatorengebärde, diese schlechte und dreiste Pseudokunst und diesen ideenlosen Gehorsam bei Hoch und Tief. Die Klage hat sich also nicht so sehr gegen den Fürsten zu richten, der in seiner Art einer Überzeugung folgt, sondern vor allem gegen die Deutschen dieser Jahrzehnte, die sich gedankenlos ihrem fleißigen Materialismus hingeben. Nicht nur der Kaiser befindet sich im Widerspruch zu allen Lebendigen und Tüchtigen; fünf Sechstel des Volkes tun es. Somit bleibt keine Wahl, als die Erziehungsarbeit von unten herauf zu beginnen, damit sie Bestand habe. Die langsame und fürwahr undankbare Erziehung zur Selbsterziehung, deren Ziel eine Volkskraft ist, die ihre Ideale dem Notwendigen abgewinnt und in lebendiger, freier Weise Gehorsam übt.

# Über die Rasse der Schauspieler/ von Willi Handl

Es scheint, als ließe sich der nationale Zug in jeder anderen Kunst leichter und genauer feststellen, als in der Schauspielerei. Hier fehlt es vor allem an der Freiheit und dokumentarischen Dauer der Schöpfung. Das einzelne Werk entsteht und vergeht — entsteht und vergeht — Abend für Abend aufs neue; und an manchen dieser Abende unter feindseligen äußern und innern Bedingungen, die der Künstler nicht gewollt hat und nicht auszuschalten vermag. Der Inhalt seiner Gestaltung ist nicht von seiner Wahl; dennoch muß er es verantworten, wenn einmal das Material, aus dem er schafft, sein Körper und seine Stimme, diesem Inhalt ungefügig widerstreben. Und so, von vielen Seiten beschränkt und bedrängt, kann seine künstlerische Tat die inneren Züge seines Wesens viel weniger frei und voll annehmen, als anderen Schaffenden vergönnt ist. Seiner Schöpfung quellen die bildenden Säfte nicht so unmittelbar und ungehemmt aus den Wurzeln der eigenen Persönlichkeit. Aber die stärksten, tiefsten dieser Wurzeln sind nun einmal Herkunft und Überlieferung, klimatischer und sprachlicher Einfluß, die ganze individuell verkürzte Geschichte und Naturgeschichte des Stammes, zu dem der einzelne gehört. In den anderen Künsten wirkt dies alles mit am Werk, schweigsam zwar und hinter dem Bewußtsein, aber mit seiner ganzen Kraft. Dem Schauspieler liegt es oft ganz brach neben seiner Arbeit da; oft muß er es gar umzwängen, verhehlen, gewaltsam von sich halten. Der Befehl, ganz zu sein, was er von Natur aus ist, kommt ihm nur selten von einer Rolle. Und deshalb ist ihm die Möglichkeit, sich auch mit den bestimmenden nationalen Merkmalen seines Wesens in seinem Kunstwerk ganz frei abzuspiegeln, auf gelegentliche Glücksfälle beschränkt.

Aber niemand kann gegen sein Blut. Und keine Mühe und keine Maske wird die unverwischbaren Zeichen des Angestammten aus dem schauspielerischen Gebilde tilgen. Weit herrischer läßt sich schon mit den rein persönlichen Eigenschaften schalten. Sei noch so gescheit: es wird dich nicht hindern, den Dummen dumm zu spielen (und umgekehrt, nicht wahr?); sei gutmütig und offenherzig: darum kann dir doch der Tückische gelingen; sei großen Blickes und freien Mutes: man mag dir trotzdem die zänkischen Philister glauben. Aber keiner, der nordischen Geschlechtern entspringt, wird uns je südländisches Leben mit seinem Tempo und in seiner Temperatur zur fleckenlosen Wahrheit erschaffen können; und dies gilt wieder so in seiner Umkehrung. Kayßlers Don Gutierre ist von Hebbel; die Hedda Gabler der Duse ist von — nun, von irgend einem ungeborenen, aber sehr erlesenen und sehr italienischen Dichter; von Ibsen ist sie nicht. So wird Theorie vom Atem der Wirklichkeit weggeblasen. Das Gesetz seiner Vollendung sagt dem Schauspieler: Sei international! Soweit du Deutscher, Italiener, Franzose bist, bist du es gegen deine Kunst; denn sie kann von dir verlangen, daß du morgen Engländer und übermorgen

Spanier seist. Aber das Blut spricht: Nein! Und schlägt unterm griechischen Kleid seinen deutschen Rhythmus weiter, und kümmert sich nicht um englische und dänische Namen, wenn es aus romanischen Vergangenheiten aufgezüchtet ist. Diese notwendige Entwurzelung und Umsetzung der Charaktere von Volk zu Volk bleibt eine der reizendsten Unvollkommenheiten aller Schauspielerei. Sie sorgt dafür, daß wir mit dieser Kunst dennoch auf unserm sicheren Boden ruhen, wenn uns die planlose Theaterführung von heute in die Nebel einer abstrakten Internationalität hinausstoßen möchte.

Hier wäre nun ein ganz besonderes Kapitel über die Juden unter den Schauspielern einzuschalten. Sie gehören einem Volk, das, selbst seit Jahrhunderten vielfach umgepflanzt und kaum irgendwo ordentlich eingewurzelt, sich doch überall gleich der auffallendsten nationalen Züge mit scharfem Verstand und gewollter Inbrunst zu bemächtigen weiß. Dem Schauspieler wird es dann leicht, diese erst in wenigen Generationen angelebten Merkmale, die doch mehr im Bewußtsein als im Blut sitzen, auf das kräftigste wieder auszuspielen. Sie sind fast niemals so sehr eingewachsen, daß sie den älteren Untergrund schon überwuchern, aber sie halten doch zumeist fest genug, um ein willkürliches Umspringen zwischen verschiedenen Volksarten wesentlich zu erschweren. So sind eigentlich auch diese Darsteller an das Nationale gebunden, und sogar zweifach. Einmal, weil auch sie nicht gegen das uralt angestammte Blut können und außerdem, weil dieses Blut ganz bestimmte, seit kürzerem angezüchtete Eigenheiten fremder Art auf Nimmerwiederlassen eingesogen hat. Um mir das vollkommen anschaulich zu machen, rufe ich meinem Gedächtnis die beiden bedeutendsten jüdischen Schauspielerinnen herauf, die mir bekannt sind: Sarah Bernhardt und Zerline Gabillon. Beide in ihrer Kunst durchaus überlegen, vorwiegend geistig, dem Wort und seiner kristallischen Prägung leidenschaftlich ergeben. Und jede wieder ganz verschieden von der anderen, nicht etwa nur in der persönlichen Gabe der Darstellung, sondern in ihrer ganzen Art, das tägliche Leben zu sehen und zum Stil zu bringen. Sarah vor allem in die Form, in den schönen Gestus, in den rhythmischen Tonfall verliebt, und die Gabillon immer zur Sache, zum greifbaren Charakterzug, zur bedeutenden Gliederung der Rede drängend: französisch und deutsch. Es ist eben auch der jüdische Schauspieler von den Zügen des Volkstums, in das sich seine Familie eingewohnt hat, keinesfalls unabhängig. Auch er kann, selbst wo er dominiert, das nationale Wesen seiner Kunst nicht völlig verwischen.

Denn das nationale Wesen dieser Kunst besteht trotz allem; — nur freilich im siegreichen Widerstreit gegen die letzten Forderungen der Theorie. Das sonderbarste Verhältnis von Kunst und Volkstum ist hier zu betrachten. Jede andere große Kunst ist national in allem, was sie kann; die Schauspielerei ist es zumeist in dem, was sie nicht mehr kann. An jener unverrückbaren Grenze, wo das lebendige Material der angestrebten Form am hartnäckigsten widerstrebt, offenbart sich auch die Rasse des Künstlers so schlagend

und kräftig, wie kaum sonst. Das will bedeuten: In deutschen Landen muß das Theater notwendig und beschränkt deutsch sein, weil es keinem deutschen Künstler, so volkreich sich sein Repertoire auch zusammensetzen mag, jemals gelingen kann, einen Nordländer oder Griechen oder Romanen anders als deutsch zu spielen. Natürlich nicht nur in der Sprache, sondern auch in der Farbe der Gedanken und in der ganzen Führung des körperlichen Lebens. Was bleibt uns übrig, als aus dieser kleinen Not eine erhabene Tugend zu machen, uns in den unvermeidlichen Fehler von Herzen zu verlieben und die Wandlungsunfähigkeit des Geblütes als höchste Eigenart laut und leidenschaftlich zu preisen?! Und wirklich: nach der Kunst grenzenloser Veränderung und Umgestaltung hat sich noch niemand gesehnt; und der Schauspieler, der immer wieder anders kann, würde kaum jemandem besonders teuer sein. Auf dieser halb willkürlichen Umwertung beruht ein gut Teil dessen, was neuerdings als die „Psychologie der Schauspielkunst" ausgefunden worden ist. Das Verhältnis von Zwang und Freiheit ist gegenüber anderen Künsten verschoben. Sonst ist beim Kunstwerk die Wahl des Inhaltes frei und bewußt; der persönliche (und nationale) Ausdruck aber unbewußt und notwendig. Dem Schauspieler aber ist der Inhalt des Werkes gegeben; und seine Freiheit besteht eben darin, seinen persönlichen (und nationalen) Ausdruck noch gegen den vorbestimmten Inhalt durchzusetzen. Oder: Für den Schauspieler ist Individualität (und Nationalität) ein Kunstfehler, der freilich das beste und stolzeste seiner Kunst enthält. Aus diesem kleinen aber undurchdringlichen Widerspruch ergeben sich fast alle die vielbestaunten Rätsel des schauspielerischen Wesens.

Und darum meine ich, weil sich hier — den lebloſen Postulaten zum Trotz — das Nationale in der Kunst, selbst gegen die international literarischen Absichten, von selbst versteht und auferbaut, ist es überflüssig, erst nach der volkstümlichen deutschen Bühne zu schreien und sich gegen Fremdes so ingrimmig zur Wehre zu setzen, wie manchen Ortes geschieht. Im Gegenteil, das Durchdrängen der eigenen Art durch den fremden Kunstboden gibt Bereicherung auf Bereicherung, beschäftigt und erhöht die formbildende Kraft, ohne sie doch aus ihrer besonderen Richtung zu stürzen. Denn die Grenzen dieser Möglichkeit zeigen sich im Versagen von selbst und deutlich genug an. Es war eine Zeit, da hätte die deutsche Bühne — großen Stiles nämlich — beinahe überhaupt nichts mehr zu tun gehabt, wäre sie nur auf das deutsche Drama ihrer Gegenwart verwiesen worden; denn so etwas gab es damals kaum. Ich meine die tote Epoche vor dem Naturalismus. Nie war der Zwang zum Allerwelts-Repertoire stärker und nie doch die Bewältigung dieses Repertoires durch eine heimisch kultivierte Schauspielerei vollkommener und glänzender. Damals hatte das ganze deutsche Gebiet wohl nur eine repräsentativ nationale Bühne: das Burgtheater; und diese war, literarisch, wohl die internationalste, die es je gegeben hat. Sie mußte, um ihre Überfülle edelsten menschlichen Materiales zu versorgen, über mancherlei Grenzen, in mancherlei

Zeiten hinausgreifen; mußte beim französischen Thesenstück borgen, der griechischen Klassik nachgraben, die spanische Barocke neuentdecken. Aber immer stärker, immer reiner, immer echter in ihrer streng deutschen Tüchtigkeit und Sachlichkeit wurde dabei die Kunst des Schauspielers, bis auch sie, voll gesättigt und über die letzte Reife ausgeformt, mit ihrer Zeit verfallen und von einer neuen überrannt werden mußte. Diese kam; und brachte für den neuen Aufbau ganz andere Elemente der Form heran. Denn es gab nun wieder ein deutsches Drama, und dieses durfte sich vermessen, der deutschen Schauspielerei die Wege zu weisen. Es sagte ihr: Wahr ist, was du jederzeit beobachten und feststellen kannst; aus dieser Wahrheit mache deinen Stil. Und merkwürdig: so lächerlich mager diese Anleitung war, ein paar Künstlern von ungewöhnlicher Kraft hat sie doch genügt, einen Stil zu bilden, der seine Epoche für sich bedeutet. Damals fragte freilich niemand nach dem nationalen Wesen unserer Bühne; dieses verstand sich so ziemlich von selbst, denn es war kein Raum für das Fremde, noch ein Wunsch danach. Die Literatur gab die neuen künstlerischen Formen, und die Schauspieler lebten ihnen nach; das war gerade Arbeit genug. Aber wiederum war die Literatur um ein geraumes früher mit sich fertig, als die Schauspielerei. Das naturalistische Drama riß plötzlich ab und die naturalistische Darstellung wäre im Leeren gestanden, verdorrt und verschmachtet, wäre sie wieder nur für die heimische Produktion dagewesen. Das Fremde kam jetzt, und mit ihm unendliche Bereicherung, Glanz, Weite und Höhe. Und wie die große süddeutsche Bühne seinerzeit weiter nach dem Süden greifen mußte, um zu wachsen und auszureifen, so die norddeutsche nach dem Norden. Es gab wiederum ein vollkommenes nationales Theater, seitdem es in Deutschland das vollkommene Ibsenspiel gab. Ist diese Form der Entwickelung schon wieder am Verfall? Und verfällt sie aus Überreife, oder weil ihr der Stoff zur Weiterbildung engherzig versagt wird? Wer möchte es jetzt, in diesem Jahr schon, rein historisch betrachtend zu entscheiden wagen, da der Verfall sich doch erst eben jetzt, in diesem Jahr, anzuzeigen scheint. Tatsache ist, daß alles, was mit den Augen und mit dem Herzen an der Bühne hängt, diesen Stillstand empfindet; Tatsache ist, daß man seit langem schon hinter diesem reifgewordenen Neuen das Neuere in Bildung sieht. Und diesmal fast ganz ohne Ansporn und Weisung der mitgeborenen Literatur. Hofmannsthal allein gibt einige farbenstarke, hochgeschwungene Elemente des Stils; sonst nichts im Leben des deutschen Dramas von heute, was der gegenwärtigsten Bühnenkunst eine bestimmte Richtung anzeigt. Sie sieht auf sich selbst; und sie sieht im Kampf des Werdens. Was Wunder, daß sie überall hin nach Nahrung, Stützen, Zielen ausgreift; in die Vergangenheit, ins Exotische, ins Ungewisse? Ein Repertoire von regelloser Internationalität und Zeitlosigkeit drängt sich wieder auf, — nur weil die neue Schauspielkunst wohl die Kraft in sich spürt, aber die Aufgabe nicht vor sich hat, um das bedeutende nationale Theater der nächsten Zeit

aus sich zu entbinden. Dem unruhigen Treiben, Drängen, Irren dieses Entwicklungsfiebers sehen wir nun die Jahre her zu. Und freuen uns dessen, wie denn jede Entwicklung erfreulich ist. Dennoch machte es schon ein wenig ängstlich, daß dieses Reinhardtsche Theater eigentlich zu gar keiner Art von Literatur gehört, — in dem Sinne, wie das große Burgtheater zum klassischen und nachklassischen, wie Brahms Bühne zum naturalistischen und psychologischen Drama gehört. Die objektive Notwendigkeit, sozusagen das literarische Zuhause fehlte dem neuen Stil bisher. Auch ein solches scheint sich nun — vorläufig oder endgültig? — anzuzeigen: in Shakespeare. Es ist natürlich, daß die ungeheure, überquellende, ruhelose und doch der heutigen Sinnenfreude zum Teil noch ungeborene shakespearische Welt sich mit reichsten Perspektiven einer Schauspielkunst auftut, die ihre Formen einmal aus der reinen Lust am Theaterspiel und nicht aus der Treue zu einer erwählten dramatischen Gattung aufbauen will. Denn das ist das stärkste bestimmende Zeichen dieses neuen Stils: daß er vom Theater und nicht von einer Literatur aus geworden ist. Hätte er sich sonst ohne die Leitlinien vorgezeichneter Pflichten so lange in seiner eigenen Richtung erhalten können? Und dürfte er es sonst wagen — was vor ihm kaum noch so ernsthaft gewagt worden ist — fremdgeborene Elemente in sein eigenstes Wachstum aufzunehmen? Das bedeutend Neue dieses Theaters sind seine großen Regiegedanken, — der tatenfrohe Wille, aus Bewegung, Ton, Kontur und Farbe das einheitlich lebendige Bild der Atmosphäre eines Stückes zu erschaffen. Seine erstaunliche Anomalie aber ist das geschickt durchgeführte Unternehmen, seinem Organismus zwei Schauspieler nichtdeutscher Art organisch einzuverleiben: Alexander Moissi und Oskar Beregi. Es scheint zu glücken, — wobei der Mangel an sicheren literarischen Zielen hilft. Denn da also die Theaterkunst zunächst vom Darsteller, und nur von ihm, ausgehen kann, was braucht sie sich drum zu kümmern, welche Rasse ein Schauspieler repräsentiert? Der Physiognomie dieser Gesamtheit, die sich nun mehr und mehr einheitlich ausprägt, sind damit zwei Lichter von besonderem Glanz gewonnen, von einem weicheren, beweglichen, ein wenig flackernden Glanz. Aber aus diesen Lichtern blickt sie wie aus fremden Augen. Die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Reinhardtschen Schauspielerei hat daran großen Gewinn; ihrer Einheit kommen von hier bedenkliche Gefahren. In zwei denkwürdigen Vorstellungen haben diese beiden Künstler in letzter Zeit zusammen gespielt. Die eine war Hofmannsthals „Der Tor und der Tod". Hier ist nur eine einzige Rolle von wirklichem Leben; ihr Darsteller allein ist imstande, dem gesamten Spiele Atem, Tempo, Stil zu geben. Dieser Darsteller war Moissi; Atem, Tempo, Stil der Aufführung kam von ihm. Es war ein Stil voll Weichheit, Wärme und Glanz, völlig durchkultiviert, bis zur ermüdeten Überreife; kein anderer, meint man, könnte dem Sinn und Tonfall dieser Verse so wunderbar taugen. Und dennoch: war es ein reiner Zufall, daß die um ihn gerade zu diesem

Stil nicht hinfinden konnten, daß dieser südländisch bildsamen Geschmeidigkeit Moissis die Eysoldt mit der Schlagkraft eines unheimlichen Schattenrisses, Wegener mit der durchgeprägten Deutlichkeit eines Holzschnittes inkongruent entgegenstanden? Deutsche Künste neben fremder Kunst. Und wer ganz versagen mußte, war Herr Beregi. Natürlich: denn der Vollender, der hier Tod heißt, stellt in seiner gedanklichen Bestimmtheit und Sachgemäßheit einen geistigen Charakter dar, der in der eingeborenen Vorstellungs- und Empfindungswelt dieses Künstlers keinesfalls ein lebendiges Leben führen kann. Die zweite Aufführung war: „Die Räuber". Der Stil ganz auf Jugend und Flamme gestellt. Nun, Jugend und Flamme sind diesen beiden Männern gegeben. Und wirklich: es läßt sich auf der heutigen Bühne kaum ein junger Held von prächtiger flackerndem Feuer denken, als dieser Karl Moor. Nur eine Kleinigkeit fehlte: das bißchen deutscher Idealismus, das diesen Räuber zum unvergänglichen Symbol erhoben hat; der universelle, gottüberlegene, gottwiderstreitende Geist, der weit über den unglücklichen Sohn und Liebhaber hinausstürmt, nach Welteroberung, Weltvernichtung — und sich durch Selbstvernichtung und Weltbejahung wieder in seine Bahnen findet. Dies wurde umso stärker vermißt, als die ganze übrige Vorstellung von diesem Sturm getragen zu sein schien; und wo der Sturm sein lautestes, stolzestes Lied hätte singen müssen, da blieb sein Atem aus. Das kann nicht nur in den zufälligen persönlichen Eigenschaften des Künstlers gelegen sein; es liegt an dem andersgearteten inneren Leben seiner Rasse, das sich unmittelbar auf die Rolle überträgt. Noch merkwürdiger, noch fremder Moissis Franz. Ein Spätgeborener, aus schlechten Resten eines edlen Blutes, katzenhaft zäh und feig und schleichend; ein romanisch rationalistischer Bösewicht, wie ein intriganter Pfaffe von Macchiavell etwa, oder wie ein italienischer Marquis de Sade. Gewiß, eine Schöpfung von hohem künstlerischen Wert; aber außerhalb der dramatischen Bedeutung des Franz Moor. Diese ist: zur Temperaments-Revolution des Karl die gleichgewichtige geistige Gegenrevolution zugeben, was zweifellos ohne eine gewisse Hitze und Spannkraft des Geblütes nicht geschehen kann. Diese spielte frei in der geistvoll borocken Zeichnung Wegeners, der sein phantastisches Ungetüm in ein paar grellen Strichen hinwarf. Andere Rasse, andere Phantasie.

Hier sind, meine ich, die interessantesten Probleme einer ungewissen Entwickelung. Was sonst von diesem neuen deutschen Theater an Lob und Warnung und Erwartung ausgesagt werden kann, ist meines Erachtens nur zu oft, zu laut, zu absichtsvoll schon gesagt worden. Dies aber ist ein verschwiegener und doch nicht ungefährlicher Kampf. Kann es gelingen, die beiden Nichtdeutschen der Einheit dieses Ensembles so machtvoll einzupressen, daß es nichts von seinem notwendig nationalen Zug verliert? Oder werden sie dauernd als interessante und noble Fremdlinge, als seßhafte Gäste sozusagen außen daran hängen bleiben? Oder sollte sich hier gar — ich kann es nicht glauben! — der Beginn eines wirklich internationalen Theaters deutscher Zunge vorbereiten?

***

# Vom Wandern/ von Jakob Schaffner

Wenn der Bursch seine drei Jahre ausgelernt hat, so geht es auf die Wanderschaft mit ihm. Das ist nichts neues mehr. Der Brauch will's, und den Brauch will die Notwendigkeit, weil die Lehrzeit nur eben das A B C des Handwerks gibt; aber einem Meister muß immer eine hohe Schule vorausgehen. Weil die hohe Schule in den großen Städten der Welt ihren Betrieb hat, muß der Bursch den großen Städten der Welt nachlaufen. In den großen Städten der Welt gibt es außerdem hübsche Mädchen, die einen erwarten, fremde Weine, die getrunken werden wollen, und seltsame Abenteuer, die man bestehen muß. Aber da wird die Vorstellung schon dunkel, und gleich dahinter rauscht das Meer auf, und daneben reiten die Kosaken vorbei, und ein Vulkan macht seinen Rauch darüber. „Ade, Vater. Ade, Mutter!" „Bleib' brav, Bub!" „Gewiß, Mutter!" „Lern' fleißig, Jung'!" „Jawohl, Vater!" Und: „So Gott will!" Und: „Auf Wiedersehen!" Die Mutter greint und das Herz zittert ihr vor der bösen Fremde, in die ihr Bub muß. Dem Buben freilich auch, und er steht immer so kreuzverkehrt im Auftritt herum; das macht, er will seine nassen Augen nicht merken lassen, vor der Mutter ungern, und vor dem Vater schon gar nicht. Die Uhr schlägt noch einmal. Die Ziege meckert noch einmal im Stall. Der Hund kommt herbei gewedelt und springt am neuen Ränzel herauf, das der Bursch am Rücken hängen hat. „Also leb wohl, Fritz. Hier bleibst, Moppel. Und was ich noch sagen wollt' — Halts Maul, Hund. Ob du dich kuschen wirst, Racker, verdrehter! Na ja, geh jetzt in Gottes Namen, sonst vertut mir die Mutter ihr ganzes Augenlicht auf einen Schuß. Und vergiß nicht zu schreiben, hörst du!"

Das ist der Abschied in Gottes Namen. Es wird in jedem Namen Abschied gemacht. Aber ohne triste Gefühle geht's nie ab, entweder weil's einem so gut gefallen hat im Nest, oder weil's hätte besser sein können. Es gibt auch stille Abschiede ohne Sang und Klang, und es gibt Abschiede in Hader und mit geballten Fäusten; dabei wird viel Wahrheit gehört und Resultat gezogen. Aber nachher kommt immer die Landstraße und der gediegene Wandertritt. Die üble Zeit fällt ab und bleibt zurück, weil sie's nicht weit von den engen Gassen machen kann; aber alle guten Stunden kommen mit und was sonst in der freien Wandersonne den Wert behauptet. Und nun ist auch die Zeit da für die dumpfe Wintersehnsucht, Raum zu gewinnen und die Blume auszubreiten, und von ihrem Licht und Duft angelockt kommen nacheinander die Bejahungen angeflogen und die Zuversichten, und um Mittag läßt man das erste Lied aufsteigen. Heut liest man noch lauter bekannte Ortsnamen; aber morgen abend oder übermorgen vormittag passiert man irgend eine Grenze, und damit beginnt das eigentliche Abenteuer. Jetzt kriegt man auch die richtigen Wanderaugen und die echten Wanderfüße, und wird einem das Lehrlingsherz gegen ein vollwertiges Handwerksburschenherz ausgetauscht. Das

könnte man nun dem Vater eigentlich schreiben, aber man hat schon so recht keine Zeit mehr dazu, und genau genommen könnte man's auch nicht mitteilen. Und so läßt man eine Karte ab: „Heute Nürnberg passiert. Gruß. Fritz". Das klingt männlich und sie werden das Betreffende selber merken.

„Servus, Kunde". „Servus".

„Woher des Wegs?" „Von Dingskirchen".

„Aha, von Muttern".

„N — nein".

„Also von Vatern".

Freilich, da sind immer noch Rückstände, merkt man. Die propre Kluft und das neue Ränzel. Und der Schnurrbart, der nicht werden will. Man muß die neuen Sachen tüchtig strapazieren, daß sie ein Ansehen bekommen. Aber den Schnauz muß man nach wie vor Gott befehlen.

Also das ist nun die Saale, und das sind die Burgen stolz und kühn. Es ist fröhlich. Oder es macht auch schwermütig. Aber es ist immer auf eine Weise schön. Auch wenn man kein Geld mehr hat und anfangen muß zu fechten. Dann wird es sogar erst recht schön wegen den Gefahren mit den Gendarmen. Man geht jetzt schon in der dritten Woche. Nachts schläft man unter freiem Himmel. Man hätte schon verschiedentlich Arbeit haben können, aber man will natürlich nicht. Der Vater hat auf den ersten Wurf vierhundert Kilometer gemacht; man will fünfhundert erfahren lassen.

„Servus, Kunde". „Servus".

„Woher des Wegs?" „Von Dingskirchen".

„Dingskirchen. Wo liegt das?"

„In Schwaben. Bei Ulm."

„Potz Grünzeug! In einer Walze?"

„Warum nicht? Hier kannst's lesen, im Wanderbuch."

Der Thüringer Wald, wie weit liegt der schon hinter einem! Und Magdeburg, das der Tilly zusammengebrannt hat anno — anno — Herrgott, man hat's doch gelernt! Ist aber wurscht. Gleich wird das Meer kommen. Das Herz klopft einem, wenn man's bedenkt. Noch zwei Tage. Man will auch darin baden. Und vielleicht fährt man stracks nach Schweden hinüber. Zu denken, nach Schweden! Wo der verflixte Gustav Adolf her ist, der uns unser schönes Deutschland mit seinen gerechten Füßen vertrampelt hat. Was haben wir für unsern evangelischen Glauben bezahlt! Und jetzt fängt er uns an, feil zu werden. Aber in Schweden ist der Vater nicht gewesen. Daneben liegt Rußland. Ob man da durchkommt? Oder man schlägt sich links nach Norwegen, und dann über Kopenhagen und Westdeutschland nach Holland. Herrgott, ist die Welt groß! Und so verhält es sich: Daß die Welt groß ist, macht einen zum Kerl. Viele Worte und Fragen werden unnötig; die braucht man in Zukunft nicht mehr verlauten zu lassen. Aber für manche Dinge muß man bei sich neue Namen erfinden. Und ein neues Glaubensbekenntnis

macht sich nötig, weil das alte zu dumm wird; es steht auch nicht ein Wort darin von der großen schönen Welt und von der edlen Sehnsucht, die einem das Herz schwer macht und einen nirgends mehr ruhen läßt. Das ist doch mehr, als der ganze Katechismus! Daß man die weite Welt Gottes mit seinen Herzwänden umspannen will, mit seinen Aderverzweigungen durchdringen, und mit einem tiefen Atemzug auf seine Stimmbänder setzen und sie singen wie ein Lied: darin liegt doch alles, was man überhaupt kann, alle Besserung, alle Kraft, alle Ewigkeit, alle Liebe, alle Traurigkeit und alle Religion. Wandern, das ist überhaupt Religion. Was heißt denn das: ein Handwerk lernen? Wozu lernt man ein Handwerk? Um eine Abrichtung zu können wie ein Zirkushund. Wenn man stirbt, so ist es nichts. Aber die Schönheit der Welt dauert immer, und die Sehnsucht danach dauert immer, und die Religion, die daraus entsteht ist ganz dasselbe, wie die Kraft des Lebens und die schwermütige Allmacht Gottes. Daran muß man glauben, denn es hat einen und läßt einen nicht mehr los.

Freilich die meisten reisen, weil's Brauch ist. Sie reisen von Arbeitsstelle zu Arbeitsstelle, von Meister zu Meister. Ist das auch ein Ziel, ein Meister? Man muß sich sehr bedanken für so ein Ziel! England ist ein Ziel. Italien ist ein Ziel. Indien, Brasilien, China, das sind Ziele. Eine Arbeitsstelle ist Aufenthalt und Zeitverlust. Kann man sich nach einer Arbeitsstelle sehnen? Nein. Aber nach den Mysterien des Nordlichtes, nach den Pyramiden Ägyptens, nach den farbigen Urwäldern des Äquators und nach dem Meeresleuchten der hohen See. Auch nach einer Mondnacht zwischen den weißen Gipfeln des Himalaja. Laß sehen, was gibt es sonst noch für Sehnsuchten für die Wanderschaft? Eine schöne Tscherkessin. Einen uralten und urweisen Brahminen, ein japanisches Leichenbegängnis, eine peruanische alte Tempelstadt zwischen den Vulkanen Südamerikas, eine russische Hochzeit, den Schrei des Schakals am Euphrat, das tiefe Brausen der ewigen Stille am Südpol und am Ende wird die eigene Heimat zu einer Sehnsucht; aber wenn man sich dort befindet, so ist es keine mehr. Die Eltern werden eine Sehnsucht, wenn sie gestorben sind. Und nach seiner Jugend wird man sich sehnen, wenn sie vorbei ist. Aber dann fängt man schon an, die Sehnsucht nach der Erlösung und der Ausfahrt zu spüren, die einem der Tod eröffnen soll. Dann gehen erst recht die Fernen und Weiten auf, und ein ganz neues Wandern hebt an, davon das vorige nur ein Schülerspiel hinterm Haus gewesen ist. Man hat vielleicht Kinder hinterlassen in den Armenhäusern der Zeitlichkeit; aber davon treibt es einen fort. Man versteht auf einmal das Sterben seiner Eltern, und auch ihr Alter geht einem auf mit allen Seltsamkeiten. Aber heiliger Gott, wie wandert man jetzt! Und was für Sehnsuchten fühlt man!

„Halloh, sei gegrüßt!" „Du auch! Du auch!"

„Woher des Wegs?" „Aus der vorigen Gebundenheit."

„Bist noch gebunden. Wohin willst du?"

„Dem Dreiklang nach. Hörst du ihn nicht?"

„Freilich hör' ich ihn. Aber du kannst ihm nicht nach; er ist überall."

„Was heißt das? Irgendwo muß er doch ausgehen!"

„Versuch's immerhin. Hast ja Zeit. Ich bin schon rund herum. Will jetzt unterm Regenbogen durch. Auf Wiedersehn!"

„He! Halloh! Weg ist er. Dem Regenbogen will er nach. Das ist doch ein Kinderstück. Aber was den Dreiklang angeht, so kommt es wahrscheinlich darauf an, daß man nicht rund geht. Na, auf Wiedersehen!"

Der Weg unter mir lacht. Der Weg tanzt. Der Weg brüllt! Habt ihr noch keinen Weg brüllen hören? Wie der Löwe vor dem Sprung brüllt er. Und er duftet wie eine Braut. Berge gehen an beiden Seiten betend mit. Und die Fernen wälzen sich gewaltig voraus. Aber hinten donnern die Erfüllungen, durch die man gekommen ist, und die Vergangenheiten, die man erlebte. Aber ich sage zu ihnen: „Ich kenne euch nicht, ihr Geehrten! Ich weiß, ihr umgabt mich. Aber wer seid ihr? Wer seid ihr?" Da sind sie auch schon wieder in meine Sehnsucht eingegangen. Sehnsucht vor mir. Sehnsucht hinter mir. Und über mir singen meine heiligen Lerchen und wissen, daß ich es nicht ertragen kann. Weiter! Vorwärts!

„Halloh! Sei gegrüßt!" „Du auch! Du auch!"

„Woher des Wegs?" „Aus der letzten Erlösung."

„Keine Erlösung! Wohin willst du?"

„Zur nächsten Gebundenheit. Wo empfang ich sie?"

„Sie empfängt dich, und du merkst es nicht. Erst nachher. Erst nachher. Deine Erfüllungen donnern dir nach."

„Deine donnern auch. Hast du deinen Regenbogen ereilt?"

„Nein. Es kamen Düfte. Aber jetzt geh ich dem Gefühl nach. Da ist's wieder. Auf Wiedersehn."

Ich glaube, jetzt weiß ich's. Ich sehne mich nach meiner Sehnsucht. Ich bin meine Sehnsucht. Ich bin meine Wanderschaft. Ich bin das A und das O. Was ereile ich? Nichts. Mich. Immer meine Sehnsucht. Immer eine neue Wanderschaft. Oder immer die alte Wanderschaft. Aber meine Sehnsucht wächst. Meine Sehnsucht steigt auf um mich her wie der Dampf des Frühlings, und ich fahre darein mit allen Hochgewittern des Sommers. Da löst sich des Himmels kristallene Kuppel über mir in ein Lächeln und die Glocken des Herbstes umläuten mich. Ich weiß, ich habe wieder ein Weltenalter durchmessen. Und meine Sehnsucht wächst mit Bewußtsein zur Unendlichkeit. Aus meiner Wanderschaft blüht Ewigkeit auf, wie Abendrot aus der schlankgestielten Knospe des vollbrachten Tages.

Nein, kein Ende! Kein Ende!

# Ein Abend bei Herrn de Sevirage/ Novelle von S. Ausländer

Nach der Festnahme und Hinrichtung des Chevalier de Mondeville begannen wir unsere Zusammenkünfte bei Sevirage abzuhalten.

Fast ganze zwei Monate waren nötig, um all das durchzuführen, was Vorsicht und Vernunft diktierten, bevor unser neuer Kanzler die Möglichkeit fand, den ersten Abend nach der Hinrichtung so vieler Freunde festzusetzen, den wir auch alle mit leicht erklärlicher Ungeduld erwarteten. Waren doch in diesen schweren Tagen der Verkehr mit den Freunden und die süße Erinnerung an das, was unwiderruflich dahin war, noch der einzige Trost für die wenigen, die vielleicht nur noch für einige Stunden dem Untergang entgangen waren, dem Untergang, der nicht mehr schreckte und den man als etwas Unentrinnbares hinzunehmen lernte. In den verhaßten dunklen Jakobinermantel gehüllt, stahl ich mich unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln in der hellen Frühlingsdämmerung mit ihrem purpurnen Horizont und dem jungen, zarten Mond über der Seine — zu dem Hause Sevirages.

Das verabredete Zeichen verkündete, daß alles sich in bester Ordnung befinde, und indem ich unbemerkt zu bleiben mich bemühte und die Pforte öffnete, schlüpfte ich in die Allee, deren Akazien bereits zu sprossen begannen, zum kleinen Häuschen des Marquis, wohin man in verflossenen Tagen zu galanten und andern Zerstreuungen sich zurückzuziehen pflegte, und das nun das einzige Besitztum war, das er behalten durfte, und auch dies nur, weil ihm der Konsul besonders gewogen war.

Den Statuten gemäß wurde ich, ohne irgend jemanden noch gesehn zu haben, von Martinian, dem letzten noch zuverlässigen Diener, in ein winziges Kämmerchen ohne Fenster, das von einem einzigen Licht erhellt wurde, geführt; und mit welcher Lust warf ich da den abscheulichen Rock von mir, um den rosa Seidenanzug anzulegen, der trotz des langen Liegens noch einen schwachen Duft von Parfüm um sich verbreitete, vielleicht noch vom letzten Ball in der Opera oder, wer weiß, vielleicht gar in Versailles selbst. Sogar die üppige Perücke mit dem blauen Band fand ich vorbereitet liegen, den Degen, mit allerdings zerbrochenem Griff, herz-, schmetterling- und blumenförmige Pflästerchen und endlich Puder, das ich schon zwei Monate entbehren mußte. Und ich fühlte, wie zusammen mit der Kleidung meine Leichtigkeit, mein Geist, meine Eleganz, Fröhlichkeit, Schönheit, Sorglosigkeit wiederkehrten. Kurz, all die Himmelsgaben, die während der langen letzten Monate sich hinter die verhaßte Maske eines Sansculotten flüchten mußten.

Ich warf noch einmal einen Blick in das kleine Spiegelchen, in dem ich beim unsichern Lichte der in meiner Hand zitternden Kerze das liebe, längst

verlorengegangene Bild des Chevalier und Vicomte de Fraget wieder fand, und trat gepudert, erregt und elegant in den Saal. Mit welcher Süßigkeit erfüllten all die ehemals doch so ermüdenden Kleinigkeiten der streng beachteten Etikette das Herz. Wie ruhte das Auge aus beim Anblick der hübschen Manieren, wie ergötzte sich nach ach! so langer Zeit das Ohr an der feinen geistreichen Sprache und den preziösen Wendungen der Rede! Wie bezaubernd erschien das Lächeln der Damen in ihren hohen Coiffuren, die verschiedene Figuren kunstvoll zur Darstellung brachten. Wie graziös und galant waren die eleganten Kavaliere, die die ganze Pracht der Paläste gleichsam zum neuen Leben auferweckten.

„Was für Neuigkeiten, teurer Vicomte?" empfing mich der Wirt, indem er sich zur Begrüßung erhob.

„Haben Sie gehört, beim gestrigen Empfang sagte der König zu Mondeville: Ich beneide Sie nicht allzusehr —"

„Jawohl. Doch die Österreicherin verleugnete sich nicht. Sie schlug die Tür zu, so daß die Prismen an den Lustren zu klirren begannen."

„Mondeville war prächtig."

„O, welch einen Blick der König Coigny zuwarf, der kein Lächeln hervorzubringen vermochte!"

„Dies sind alles Folgen der nächtlichen Abenteuer auf der Maskerade."

„Hören Sie doch Bongé! Er erzählt amüsante Einzelheiten, da er doch Augenzeuge des ganzen Vorgangs war."

Und Bongé begann mit solch rührendem Eifer zu erzählen, daß ich mich bereits nach einigen Minuten dem Zauber der erdichteten Berichte hingab, ohne der tragischen Wirklichkeit mehr zu gedenken.

All diese längst bekannten Erzählungen von Leuten, die schon ihren Untergang gefunden, wurden in einem Tone vorgebracht, als hätte sich innerhalb der Wände unseres ehemals ersten Salons von Paris nichts geändert, und erfüllten stets unser Herz mit süßem Schauder.

Gaveré, der sich an unseren Unterhaltungen sehr eifrig zu beteiligen pflegte und sich wohl am aufrichtigsten von uns allen durch sie hinreißen ließ, schien heute verstimmt und in Nachdenken versunken zu sein.

Ich beugte mich über den Tisch zu ihm hinüber, da ich ihm gerade gegenüber saß und fragte halblaut:

„Was fehlt Ihnen, mein teurer Marquis?"

Er zitterte zusammen und heftete auf mich seine, selbst in den fröhlichsten Augenblicken unbeweglichen hellen Augen und antwortete ganz gelassen:

„Heute bin ich ihm begegnet. Er ging durch die Rue du Dauphin. Ich muß immer daran denken, was er dort wollte. Vielleicht ging er zu ihr zu einem Rendezvous. Was sollte ich tun? Wie hätte ich stören können —"

Ich begriff, daß er von seinem Freunde sprach, der jüngst auf so tragische Weise seinen Untergang gefunden, und seiner Geliebten, die gleichfalls hin-

gerichtet wurde, doch die bei uns üblich gewordene Art, von den dahingegangenen Freunden wie von Lebenden zu sprechen, erschien mir in diesem Falle doch gänzlich unangebracht zu sein.

Man reichte Tee, der nach der amerikanischen Kampagne so sehr in Mode kam, und den ich durchaus nicht goutieren wollte, als auch Wein, der in den Kristallkelchen rot funkelte.

Bongé war schon bei der Erzählung von der Morgenspazierfahrt durch den Bois de Boulogne und vom Streit zwischen zwei sehr hochgestellten Personen angelangt.

„Sie haben mich aber vollständig vergessen, lieber Fraget", sagte die schöne Madame de Mauclaire, indem sie für einige Sekunden hinter meinem Stuhle stehen blieb, wie um die Spitze an ihrem Reifenrock in Ordnung zu bringen.

„Sie wünschen . . ." begann ich, doch sie unterbrach mich ganz laut, da unser Gespräch nicht mehr unbemerkt geblieben war.

„Freilich, freilich. Ich werde Ihnen sehr dankbar sein."

Und indem ich von dem mir so wohlvertrauten Gefühl der Liebe, Gefahr und süßen Glaubens an vielleicht leere und lügenhafte Worte erfüllt zurückblieb, ging sie ruhig und langsam auf das anstoßende Zimmer zu. Ich erhob mich und verließ nach ihr den Saal. Und unser gegenseitiges Zulächeln war eine stumme Verheißung. Ihr in einiger Entfernung folgend erbebte ich vor Überraschung, als im dunklen schmalen Korridore sich ein paar zarte Arme um meinen Hals schlangen, doch sie küßte mich unter Lachen und die Lage der Zimmer augenscheinlich sehr wohl kennend, zog sie mich in eine kleine Kammer, ganz wie die, in der ich mich früher angekleidet, und deren Ausstattung nur in einem Tisch bestand, was uns jedoch nicht all zu sehr inkommodierte.

Als wir uns nach einer halben Stunde von verschiedenen Seiten wieder bei der Gesellschaft einfanden, hatte man schon mit dem Vorlesen von Gedichten begonnen, was die Aufmerksamkeit von unserem Erscheinen ablenkte. Der etwas feist gewordene, doch noch immer schöne Jardi trug mit seiner reinen metallischen Stimme vor, ohne seine weit geöffneten, merkwürdig blauen Augen von einem einzigen Punkte losreißen zu können, als blicke er in etwas für alle andern Unsichtbares.

Zwischen das beifällige Geflüster hindurch, das die letzten Strophen des stets von einer Schar jüngerer und älterer Damen umschwärmten Dichters übertönte, vernahm man plötzlich die nicht laute, doch durchdringende, gleichsam unabwendbare Stimme Gaverés.

„Die Verse sind nicht übel, doch bemerkte ich den unumgänglichen Reim nicht — die Guillotine."

In der allgemeinen Betroffenheit fand niemand den Mut, das drückende Schweigen zu brechen, das durch die Taktlosigkeit des heute so sonderbaren

Gaveré heraufbeschworen worden war, und nur Jardi fuhr fort zu lächeln, dieses Lächeln, das seinem lieben, schüchternen Gesicht den rührenden Ausdruck verlieh.

Da erhob sich unser Kanzler und sprach würdevoll und zornig im Bewußtsein seiner Macht:

„Unsinniger Bube, wie konnten Sie den heiligen Eid vergessen, den Sie vor der göttlichen Schale des Johannes, unseres Schutzherrn und Helfers, geleistet haben! Ihre Feigheit grenzt an Verrat. Brüder, wir wollen diese wilden Worte mit Stillschweigen übergehn, genau so wie wir es mit den Henkern und Mördern tun, denn auf solche Weise siegen wir über ihre ruchlose Vergewaltigung. Marquis de Gaveré existiert nicht mehr unter unsern Freunden. So wie der Tod uns nicht einen einzigen teuren Namen entreißen kann, ebenso vertilgt eine einzige verabscheuenswürdige Handlung sogar den Namen des Verdammenswerten aus unserem Gedächtnis für alle Zeiten."

Langsam und ruhig trank Gaveré seinen Wein zu Ende und verließ unter allgemeinem Schweigen, und ohne jemand einen Blick zuzuwerfen, den Saal.

Obwohl die künstlich angeknüpfte Unterhaltung den Eindruck der bei uns üblichen Belebtheit hervorrief, verließ dennoch schwere Bestürztheit die Gemüter nicht mehr, und bald begannen wir aus Vorsicht in kleinen Gruppen uns zu verabschieden.

Zum Abschied hielt der Kanzler noch eine kurze Rede, darin er uns die Lehre von der stolzen Verneinung der traurigen Wirklichkeit ans Herz legte, als dem einzigen würdigen Verhalten bei den gegenwärtigen Verhältnissen und ermahnte uns, der Statuten unseres Ordens „der Brüder des hl. Johannes" eingedenk zu sein.

Die Laterne in der Hand des vertrauten Dieners wurde von einem plötzlichen, augenscheinlich wohlgesinnten Windstoß ausgelöscht, was uns die Möglichkeit verlieh, uns mit einem raschen lautlosen Kuß zu verabschieden, ohne daran denken zu wollen, wann uns ein Wiedersehen vergönnt sein würde. —

Das Studium der Mathematik, dem ich mich in diesen schweren Tagen mit solchem Eifer hingab, half mir darüber hinweg, nicht nur mein Schicksal ruhig zu erwarten, sondern auch den verabscheuenswürdigsten Forderungen des sogenannten „Wohlfahrtsausschusses" nachzukommen.

Die Vernunft und die feste Zuversicht, daß die Stunde noch kommen werde, da man die Maske von sich wird werfen können, um der verhaßten Revolution mit ihrer eignen Waffe den Todesstreich zu versetzen, zwangen mich, ohne Murren alles auf mich zu nehmen.

Da der Ausschuß meine Herkunft kannte, ohne jedoch irgend welche Beschuldigung gegen mich vorbringen zu können, schien er eine besondere Freude daran zu haben, mich öfter als alle andern Bürger dazu auszuersehen, als

Zeuge ihrem ruchlosen Morden einen Schatten von Recht zu verleihn. Und ich lernte es, unter den Blicken der freiwilligen Späher auch nicht mit einer Muskel zu zucken.

Am siebenten Tage des Fructidors, an einem klaren aber kalten Morgen, leistete ich einer Aufforderung des „Wohlfahrtsausschusses" Folge und fand mich auf dem Revolutionsplatz ein, um der Hinrichtung der vierzig Aristokraten beizuwohnen, die im berühmten Verratsprozeß „Sainte Vierge" zum Tode verurteilt waren.

Der Ausschuß-Beamte rief die Geschworenen aus einer Liste auf und wies uns die Plätze auf der Bank des Schaffots an, gerade gegenüber der Guillotine. Ich bemerkte nichts, was um mich herging, denn meine Gedanken waren von der Lösung einer sehr schwierigen Aufgabe völlig in Anspruch genommen, über die ich schon einige Tage nachsann, als ich plötzlich einige mir so wohl vertraute Namen vom Prokureur, der das Todesurteil verlas, nennen hörte.

Schon oft war es mir beschieden, ähnliche Prüfungen zu bestehen, ohne zu erblassen, doch in diesem Augenblick schien es mir, daß alles verloren sei: das Herz erkaltete und ich muß mich wundern, wie ich nicht hinfiel, gerade auf den Haufen da unten, der mit solcher Gier das gewohnte Schauspiel erwartete.

Auf kleinen Karren brachte man stets neue und neue Opfer, welche trotz der Geschicklichkeit und Behendigkeit der Henker oft mehrere qualvoll lange Minuten warten mußten, bis die Reihe an sie kam.

Wie viele bekannte Gesichter erblickte ich da. Da ist Tauillé, Cornet, Julicier, Bertram. Es war, als wären alle Brüder unseres Ordens heute gekommen, ihren Untergang zu finden.

Langsam, an den Stufen leicht stolpernd, bestieg Jardi das Schaffot. Er schien nicht erregt, sondern nur geniert durch die ungewöhnliche Situation und durch den Umstand, daß eine vieltausendköpfige Menge ihre Aufmerksamkeit auf ihn geheftet hatte. Das inzwischen gewachsene helle Haar ohne Perücke verlieh ihm ein rührendes, fast kindliches Aussehen. Die grobe Kleidung schien noch die Feinheit der Manieren zu heben. Ich fühlte ganz seine Nähe — dieses meines ersten Freundes in ganz Paris. In diesen wenigen Augenblicken durchschwirrte ein ganzer Schwarm von Erinnerungen mein Hirn mit der Schärfe der Wirklichkeit; unsere ersten Begegnungen im Garten von Versailles; seine hellen Zimmer im Hotel Lharmené; unsere Unterhaltungen; seine Verse, seine Briefe, sein Lächeln, alles, alles.

Und doch war es so seltsam, daß diese Erinnerungen mich gleichzeitig beruhigten und mir meine ach! so nötige Selbstbeherrschung wiedergaben. Und als eben dieselben Stufen mit festen und leichten Schritten Madame de Mauclaire hinanstieg, meine Geliebte, die herrliche Mauclaire, war ich schon vollkommen ruhig; kalt begegnete ich ihrem Lächeln, das natürlich mir galt, als sie an meiner Bank vorbeikommend, meine Beine leicht streifte; wie ein Fremder hörte ich ihre Stimme, die so gar nicht verändert klang:

„Sie sind nicht allzu liebenswürdig, Bürger Henker." Und erst als alle Leichen der Freunde wieder auf die Karren gelegt waren und die Henker das Blut abwischten und die Höllenmaschine einhüllten, fand ich den Mut, das Taschentuch zu ziehen und mir den Schweiß, der mir auf Stirn und Nacken in Tropfen stand, wegzuwischen.

„Doktor Guilletin hat nicht nur für die Hygienie und die Zeitersparnis gesorgt, er hat auch die göttlichen Prinzipien der Ästhetik nicht außer acht gelassen. Nicht wahr, Bürger?" wandte sich an mich nicht ohne Ironie der Konventsbeamte, indem er die Brille abnahm und die Papiere auffammelte.

„Oh ja, mein Herr, er schuf ein ebenso anziehendes als auch lehrreiches Schauspiel", versetzte ich lebhaft.

Im Weggehn bemerkte ich Gaveré, der noch immer mit langgestrecktem Hals dastand, um alle Vorgänge besser verfolgen zu können.

Die Sonne war vom Wind mit Purpur übergossen. Nachdem ich in aller Eile mein karges Mittagsmahl verzehrt hatte, schrieb ich ein kleines Billett auf rosa Papier:

„Geliebte meines Herzens! Sie täten mir durchaus unrecht, wenn Sie mich des Treubruches zeihen wollten. Glauben Sie mir, noch nie hat meine Liebe mit so heller Flamme gebrannt. Ihre Küsse sengen noch bis jetzt meine Lippen. Schon die Erinnerung an Ihr Lächeln läßt mich erbeben.

Ihr Ihnen bis an sein Grab ergebener, Sie mit der einzigen flammenden Liebe anbetender Fraget grüßt, küßt, fleht an.

NB. Eine blaue Maske mit dem Herzen unter dem linken Auge wird die Möglichkeit gewähren, mich von andern Masken, die dies wünschen, zu unterscheiden."

Nachdem ich den Brief versiegelt und mit der Aufschrift: „An Madame de Mauclaire" versehn, legte ich ihn in eine geschnitzte Schatulle, die mit einem Geheimschloß versehn und von innen mit gelbem Samt beschlagen war, zu einem Dutzend ganz ähnlicher Briefe, worauf ich, ohne Licht zu machen, mich in der Dämmerung wieder an die Zeichnungen und Ausrechnungen setzte. Mir waren früher auf dem Platze einige Gedanken gekommen, die mir den richtigen Weg zur Lösung einer mich schon lange quälenden Aufgabe wiesen.

# Ausstellungen/ von Oscar Bie

Es wird bisweilen behauptet, daß es an der Zeit wäre, den Deutschen eine malerische Kultur zu bescheren. Ich halte das für eine bloße schriftstellerische Redensart, die höchstens geeignet ist, die steigende Genußfähigkeit unserer Zeitgenossen zu stören. Der Deutsche besaß niemals einen nationalen Instinkt für die Malerei und wird ihn nie besitzen. Er hat eine einzige Kunst, die eine Art Nationaleigentum ist: die Musik, die von Bach an sich wesentlich bei uns abgespielt hat. Die Musik aber, infolge ihres isolierten und isolierenden Charakters, ist zur Kulturbildung unfähig, und es scheint, daß sie gerade deswegen die Kunst des Deutschen geworden ist. Unser Schicksal, in der Mitte der Länder zu liegen und selbst wieder keine Mitte zu finden, ist ein romantisches. Es verursacht Hypertrophien des Gefühls und der Intelligenz zum Schaden aller selbstgewachsenen Kultur und bringt alle gefährlichen Reize des fragmentarischen und chaotischen Wesens zu wundervoller Blüte.

Als die Berliner Akademie ihre große englische Ausstellung eröffnete, strömte eine solche Menge Besucher hinein, wie sie noch niemals eine ähnliche Veranstaltung hier gesehen hat. Dieselben Leute, die kurz vorher eine schöne Darbietung von Werken des meteorischen Géricault oder des gewaltigen Delacroix (gleichsam die Barbeys und Balzacs der Malerei) mit einem Anstandsbesuch beehrt hatten, gerieten hier in eine Verzückung, die nicht bloß kunsthistorische Heuchelei war. Sie sahen ein Kulturwerk der Malerei, eine elegante und schmeichelnde Porträtkunst, die konventionell genug war, um ihrer Auffassung bequem zu sein, und doch nicht so uniform, daß nicht an irgend einem weiblichen Profil von Gainsborough oder einem Stück gemalter Seide von Reynolds, an einem Blau und Braun oder an der Regie eines Auges der Kenner seine Freude gehabt hätte. Persönlichkeit und Schule multiplizierten sich zum Stil. Es war das letzte Produkt jener im Stil gebundenen Malerei, die die großen nationalen Kulturen, die niederländische, die italienische, geschaffen hatten, aus Importen hergestellt, aber immerhin doch gemacht. Einige Monate darauf lasen die Deutschen Meier-Gräfes neuestes Buch „Die großen Engländer". Sie lernten daraus, daß diese englischen Porträtisten keine ursprünglichen Künstler waren, daß sie mit geringen Ausnahmen in Schablone und Nachahmung sich verloren, wobei die Passivität Turners und die Fadesse Whistlers mit geopfert wurden, zugunsten der Hogarth und Constable. Nun wußten sich die Leser nicht zu helfen. Daß jene Ausstellung ihnen die neidvolle Sehnsucht nach einer ähnlichen malerischen Kultur gegeben hatte, wurde ihnen damit quittiert, daß diese Maler keine großen Maler waren. Ja, das war nun schrecklich. Man mußte sich entschließen, auf die Kultur zu verzichten, wenn so berühmte Porträtisten hundert Jahre später als Blagueure entlarvt wurden, oder man mußte versuchen, von

den revolutionären Eroberen in der Malerei eine neue Kultur zu verlangen. Wer findet sich da noch zurecht in dem Kulturgeschwätz? Doch ich will sagen, was ich mir denke: Meier-Gräfes Bücher sind die besten, die heute über Kunst geschrieben werden, weil sie wirklich von der Kunst handeln. Es sind auch ganz notwendige Bücher, weil es sehr dringend war, die Deutschen, die zuerst gar keine und dann nur eine literarische Vorstellung von Kunst hatten, über das Verhältnis des Menschen zum Pinsel einmal ordentlich aufzuklären. Seine Bücher müssen die Dinge vom Pinsel aus ansehn, von der formalen Seite, vom künstlerischen Instinkt, von der Sprache der Malerei. Wenn sie das nicht mit der ganzen Kraft der Einseitigkeit täten, wären sie nicht, was sie sind. Und so dürfen sie das letzte nicht sagen: nämlich, daß die Malerei so wenig puritanisch ist, wie ein Blatt des Ahorns oder ein Essay Paters, daß sie nicht auf einer befestigten Insel liegt, sondern mit offenen Grenzen zwischen anderen Reichen der Gesellschaft, der Vision, der Poesie, der Dekoration, der Stofflichkeit, der Illusion, und daß sie, wenn sie sich einmal durch Schutzzoll wieder gekräftigt hat, sich durch Freihandel weiten muß. Einst wird alles dieses wieder notwendige Einsicht geworden sein (wir sind noch nicht so weit), und dann wird man verstehen, was die englischen Porträtisten trotzdem und trotzdem bedeutet und dargestellt haben und wird eine soziale Kultur schätzen, die an Stil und Bewußtsein mindestens so viel gewann, als sie an Vulkanismus einbüßte. Das Malheur ist nun wieder einmal, daß Sehnsucht und Intelligenz bei uns gleichzeitig aus dem Boden schossen und sich derart verprügelten, daß man jetzt nichts als ein blutiges Schlachtfeld sieht.

Nun also gut, du hast zuerst diese kostbaren Engländer, die aus so verschlossenen Privatsammlungen kamen, ehrlich bewundert, hast dich dann belehren lassen, daß ihre malerische Qualität nicht einwandfrei ist, hast dann aber schließlich doch eingesehen, daß sie vielleicht gerade deswegen eine malerische Gesamtkultur darstellen, so mußt du dir zuletzt sagen, daß das alles wieder doch nur eine historische Tatsache bleibt, da wir wie diese Meister weder malen sollen noch können! Wir haben gar nicht die dazu nötige soziale Organisation und wir sind mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Unsere Malerei ist nicht mehr zur Zierde und Verewigung des irdischen Daseins bestimmt, sondern ein wild wachsender Garten aller möglichen, bald vom Winde hergewehten, bald absichtlich gezogenen Pflanzen. Jetzt heißt es aufpassen, wo sich etwas regt, Zufälle verwalten, Zeichen deuten, abschneiden, gießen, pfropfen, wieder sich selbst überlassen, opfern, Insekten spielen, Verkäufer spielen, überhaupt ausgleichen zwischen Technik und Industrie. Sollen wir uns da hinstellen und schöne Porträts mit zärtlichen Mienen und theatralischen Kostümen malen? Möge die Kultur flöten gehn, es gilt hier Menschenleben zu retten. Wenn wir dann fertig sind, gehen wir vielleicht in die Akademie und lauschen ein Stündchen dem Flötenspiel? Wir gehn doch nicht. Wir lieben ja dieses

Rasten und Drängen und die ewige Frage: was will werden? Wir tummeln uns. Wir leben. Und jeder Tag bringt uns neue Emotionen.

Emotionen bringt die Sezession. Nicht wahr? Welche Trunkenheit! Frau Corinth malt in einer tadellosen Technik ein gebärendes Weib und Herr Corinth malt sie mit ihren Kindern. Strathmann macht aus den drei Königen einen Bucheinband, und Stuck aus der Salome einen Juwelierladen. Slevogt wirft in stählern glänzenden Farben die Durieux als Kleopatra über ein Kanapee, und Rhein treibt seiner Frau alle Schlangenähnlichkeit mit der Durieux aus den Gliedern. Munch macht aus Walter Rathenau eine kühne Farbenstudie in Blau, und Oppler aus einem Musikerpaar reizende Puppen. Leistikow untersucht das Problem flockiger schwarzer Windwolken über einem märkischen See, und Brockhusen fegt mit dem Öl über Straßen und Wälder. Trübner malt die ernste Schönheit einer dunklen Dame, Ulrich Hübner die Luft von Travemünde, Walser die Zierlichkeit von Baumzweigen, Treumann die Karikatur der Familie, Beckmann die große nackte Schlacht, Mosson die Azaleen, Kalkreuth einen Knaben, Franck Pferde, Rösler Gras, Agathe Herrmann Schnee, Weiß Apfelsinen — um Himmels willen, wie viel Emotionen! Ehrlich gesagt, das geht nicht. Es gibt kein künstlerisches Auge, das dies alles zusammen verträgt. Das Auge, das dies alles zusammen sehen kann, muß blind werden gegen die malerische Persönlichkeit, unempfindlich gegen die Berührung des einzelnen Künstlers. Man sieht nur noch Schnee, Azaleen, Kleider, Wasser, einmal mit Kontur, einmal ohne, man sieht ein Bacchanal verstellter Gebärden in täuschenden Kostümen. Man flüchtet sich zu Leibl und wird wehmütig. In diesem Saal fragt man sich nach der deutschen Kultur. Ein Mann, der so ernst und sachlich war wie in dieser schwarzen Dame aus dem Reichenberger Museum, so hell und leicht dabei wie in diesem Kokottenkopf von 1870, war dies das verborgene Zentrum einer wirklich deutschen und dennoch unmittelbaren Kunst? Ich denke wohl Und darum wurde es nichts.

Gegen diesen Leiblsaal wirkt die Ausstellung wie eine Versuchung des Antonius von Corinth (sie hängt da), ein Chaos nackter Leiber und bunter Natur. Antonius schreit nach Ordnung. Aber Ordnung wäre Rettung. Darum wird ihm der Wunsch nicht gewährt. Warum hängt Hettners kreischendes Bild der aufbrechenden Sonnenmenschen so, daß es einen ganzen Saal totschlägt? Warum hängen Baluscheks Illustrationsbilder in einem Raum mit Veth, Daumier, Israels und Liebermanns phänomenaler Judenstraße und seinen Porträts, den einzigen, die gemalte Menschen hier sind? Warum nimmt man solche Anekdoten auf, wie sie Block erzählt: „Das neueste Heft" oder „Genesung", ein Genre, gegen das die Sezession gegründet wurde? Warum so gleichgültige Franzosen? Warum überhaupt so viel, so schrecklich viel Gleichgültiges? So viel Werenskjold, so mäßige Trübners, den Hospitalgarten van Goghs, der nichts ist gegen die schlagende Ausstellung, die eben

Cassirer von ihm brachte? Ich kann mich für diese Regie nicht einsetzen in einem Zeitpunkt, da von der Kraft der Sezession unser Ruhm abhängt. Verlangt man von der Malerei, daß sie Malerei sei, so verlange man von einer Ausstellung, daß sie Ausstellung sei. Paraden sind keine Spaziergänge, Bücher keine Zeitschriften, Ausstellungen keine Zufälle. Sie sollen Rhythmus und Direktive zeigen.

Der Weg aber ist folgender. Wir haben anlehnende Künstler, Sohn-Rethel archaisch, Ulrich Hübner pariserisch, Curt Herrmann mehr koloristisch, Paul Baum mehr methodisch pointillierend. Wir haben die große blühende Landschaft der Könner: Corinth in fruchtbarem Kampfe zwischen Derbheit und Phantasie (deutscher als alle Werdandileute), Slevogt der Sucher, der diesmal seinen Treffer fand, Leistikow, der ruhige Typenbildner, Liebermann der Reichste von allen, unerschöpflich an Besitz und Assimilierung. Aber es geht eine Sehnsucht durch die Geister nach dem neuen Gesetz. Des reinen Spieles, des selbstischen Genusses müde, wollen wir uns, im Leben und Schaffen, stärker in einer Synthese bewußten Wollens finden, wollen unsere Existenz sozialer gründen, formaler bilden, eine neue Religion der determinierten Arbeit uns gewinnen, auf daß wir der Sünde des Pessimismus entgehen. Die aus der Schönheit kommen, lieben wieder den nackten Körper, der der Sonne entgegentanzt. Die aus dem Leben kommen, lieben wieder das innere Gesetz, das sie heißt ihren Stil den Dingen aufprägen. Dieses ist die neue Akademie, die uns die Lehre des vergangenen Jahrhunderts, die Konstruktivität zu einer ethischen Notwendigkeit erhöhen wird. Was wirkte in Gauguin? Lest seine taitanische Reise „Noa-Noa", er stellte aus dem Glanz neuer Farben den reinen Menschen heraus, der naiv und schön wieder über die Erde wandelt. Was wirkte in van Gogh? Er gewann aus der sozialen Fülle den Zwang des inneren Gesetzes, der ihn in einer für Menschenkraft unertragbaren Anspannung in aller Flut der Farbe die Form der Naturen und Figuren lehrte. Auf der Sezession hängt sein Selbstporträt: auf grünem Grund ein asketischer Kopf rot umrissen, rot in den Schatten der Nase und Backe, die Knochensilhouette eines Arbeitergesichts, die letzte Sicherheit in der Modellierung der Fläche und Kontrapunktik der Farbe, ein wahrhaft ethisches Formwerden der Farbe — Johannes V. Jensen, sein vulkanisches Ebenbild, würde sagen: Moral der Deszedenztheorie, Anbetung der Brooklynbrücke.

Noch ist es ein Weg und nicht viel mehr da als die Symptome. Wenn ein Schüler van Goghs, Nauen, versucht den Akt in dieser Weise zu gestalten, interessiert es. Es interessiert, die Beziehung moderner Ingenieure zum Neoimpressionismus zu studieren. Maillols und seiner Schüler Prähistorismus in der Vereinfachung der menschlichen Gestalt liegt auf dieser Bahn. Maurice Denis' Formalisierung der heiligen Geschichte wirkt nach dieser Richtung. Nach dem Monumentalen hin sucht Hodler die neue Form. Beckmann, aus dem Naturalistischen kommend, ringt mit dem schönen Menschen. Seine

nackten Leiber am Meere waren dem Ziel näher als seine heurige Schlacht, die die verschiedensten Beleuchtungen und Luftmilieus nicht zur Einheit verbindet. Weiß findet in seinen drei badenden Frauen in engem Kreise eine glückliche, nicht zu lehrhafte Form des schön bewegten Aktes. Hofers sitzendes Mädchen ist eine Probe des strengen Stils der Italienfahrer, die sich wieder einmal zusammentun, um die Luft der Stätten zu atmen, die heilig bleiben — wo Marées wirkte, wo Hildebrand lebt, dort wo man nicht im Schrei gebärender Frauen das große Mysterium der nackten Natur sieht, sondern im schönen Wandeln und im sonnigen Ruhen und in der Vollendung der harmonischen Geste, die die Göttlichkeit der Konstruktion unseres Körpers offenbart, der natürlichsten und doch der heiligsten Natur, Anfang und Ende aller Schule.

Ich weiß keinen Rat, wie aus diesen Regungen für unser Land eine malerische nationale Kultur entstehen soll. Ich sehe Aktionen und Reaktionen. Ich sehe tiefe Zusammenhänge mit dem Leben. Aber solange dieses Leben kein nationales ist, sondern ein persönliches, wird sich eine andere als persönliche Kultur der Kunst nicht bilden. Das ist der Unterschied zu den Engländern. Wird man das gelten lassen? Auf meinem Tintenfaß, aus dem ich diese Zeilen langsam herausfädele, steht als Fabrikmarke das ominöse Wort „Kultur". Es ist schaurig, das Wort immer so vor sich zu haben, aber es wird wohl noch lange dort stehen bleiben.

# Zwei Sonette/ von Herbert Eulenberg

## Von den Quellen der Liebe

Dies ist so seltsam, daß ich es muß künden,
Vielleicht, daß andern gleiches schon geschah.
Dann weint wohl eine, jener lächelt: Ja!
Doch keiner weiß den Grund ganz zu ergründen
Von den zwei Quell'n, die in der Liebe münden:
Daß man vor Lust bebt, noch eh' man sie sah
Und überschäumt, wenn dann die Stunde da.
Doch auf einmal erschauert wie in Sünden:

Daß plötzlich alle Liebe wie verfliegt,
Und man sich anstarrt, als könnt' man sich hassen,
In jedem Augenblick gern von sich lassen,
Und scheu' in seine Höhle sich verkriecht,
So wie ein Tier im Wald, das beim Erblassen
Der Sterne morgens die Verwesung riecht.

## Den Frauen

Wahr ist's, die Liebe wechselt ihre Farben,
Kornblumen werden weiß im Wasserglas.
Man mißt die Stunden nicht mit gleichem Maß,
Erinnerung macht schöner die, die starben.
Und anders ist es uns am Tag der Garben,
Als da wir säten — wer das je vergaß,
Ist unwert, daß er je ein Weib besaß! —
Das Antlitz bleibt nicht stehn, das wir umwarben.

Doch noch der letzte Rest ist voller Wonne,
Weint nicht, ihr Frauen! Haltet gierig fest,
Was jemals zu euch sprach: „Ich liebe dich!"
Und spendet nicht den Kindern alle Sonne,
Sie lassen schnell euch einsam in dem Nest,
Aus dem die Liebe heimlich vorher schlich.

# Politische Chronik/ von Theodor Barth

Sage mir, wem du Denkmäler setzest, und ich will dir sagen, wer du bist.

Es würde sich verlohnen, einmal die preußische Geschichte der neuesten Zeit an Denkmälern darzustellen.

Der Frühling dieses Jahres ist ganz besonders ergiebig an charakteristischen Monumentalgeschichten. Bevor Kaiser Wilhelm II. zur Erholung nach Korfu reiste, hat er in Berlin noch rasch ein Virchow-Denkmal verworfen, das die Stadt Berlin dem großen medizinischen Forscher auf einem öffentlichen Platze der Hauptstadt Preußens errichten will. Die Ausführung des Monuments war dem Bildhauer Klimsch übertragen, dessen künstlerischer Entwurf allen Fährnissen banausischer Kritik zum Trotz sich die Anerkennung der berufensten Kunstsachverständigen erzwungen hatte. Der König von Preußen, dessen absolutistische Herrschaft sich auch über die öffentlichen Plätze Berlins erstreckt, fand den Entwurf des Künstlers nicht nach seinem Geschmack. Allerdings sah er ihn nicht im Modell sondern nur in einer Abbildung. Klimsch muß sich deshalb mit der Anerkennung seiner künstlerischen Pairs begnügen. Die Aufstellung des von ihm bereits begonnenen Werkes auf öffentlichem Markt bleibt ihm versagt.

In Korfu angelangt hat der Kaiser sofort eine weitere Denkmals-Verfügung getroffen. Heinrich Heine, dem von der Kaiserin Elisabeth von Österreich im grünen Dickicht des Achilleion ein Poetenwinkel eingeräumt war, wird aus seinem Marmortempelchen vertrieben. Der jetzige Eigentümer des Achilleion will ihn nicht mehr sehen. Er hat das Recht, sich seine Gäste zu wählen, die lebenden wie die steinernen. Heinrich Heine ist nicht hoffähig. Heine hat manches von Voltaire, aber Wilhelm II. wenig von Friedrich II. und Korfu ist nicht Sanssouci.

Die dritte Denkmalsgeschichte dieses Frühlings ist die politisch interessanteste. Der Freiherr Otto von Manteuffel ist die Verkörperung der echtesten preußischen Reaktion. Daß ihm in Preußen noch kein Denkmal gesetzt war, erschien pietätlos. Keine Zeit konnte passender gewählt werden, um das Versäumte nachzuholen, als die Ära der Bülowschen Blockpolitik. In der märkischen Stadt Lübben wurde um die Osterzeit 1908 das Manteuffel-Denkmal enthüllt. Der Oberpräsident von Brandenburg, die Regierungspräsidenten von Potsdam und Frankfurt a. d. Oder, der Polizeipräsident von Berlin und andre staatliche Würdenträger nahmen offiziell an der Enthüllung teil. Fürst Bülow konnte zu seinem lebhaften Bedauern nicht anwesend sein, da er gerade in Italien weilte; aber der Chef der Reichskanzlei Herr von Loebell war erschienen, um die Abwesenheit des preußischen Ministerpräsidenten zu entschuldigen und zu versichern: „Seine Durchlaucht hätte besonderen Wert darauf gelegt, durch sein Erscheinen zu zeigen, welche Verehrung er nicht nur der Person, sondern auch dem Wirken seines hervorragenden Amtsvorgängers zollt." Verehrung

für das politische Wirken des allerreaktionärsten preußischen Ministerpräsidenten! Neben das Bekenntnis zum extremsten Agrariertum sollte man auch diese Manteuffel-Verehrung dereinst auf den Leichenstein des Fürsten Bülow setzen. Schade, daß nicht die freisinnige Fraktionsgemeinschaft eine Deputation abgeordnet hatte, um der Enthüllung des Denkmals beizuwohnen. Allerdings würde wohl auch diese neueste und stärkste Bekräftigung der reaktionären Gesinnung des Fürsten Bülow den Blockfreisinn nicht aus seiner Käthchen von Heilbronn-Stimmung gerissen haben. Daß Verliebte durch schlechte Behandlung nicht aus ihrem Liebeswahn aufzuscheuchen sind, ist eine der sichersten Erfahrungen der Liebespsychologie. Donna Elvira mag von Don Juan noch so schnöde behandelt werden, immer aufs neue ist sie bestrebt, „weder einen Grund noch einen Vorwand zu liefern, sich ausschalten zu lassen".

Die Bülowsche Blockpolitik hat sich bewährt. Das ursprünglich völlig Unwahrscheinliche ist schließlich Ereignis geworden. Nichts, auch die miserabelste Behandlung nicht, hat vermocht, den Willen zur Unterwerfung in der freisinnigen Fraktionsgemeinschaft zu unterdrücken. Diesen Willen zur Unterwerfung nennt man heute mit Vorliebe: den Willen zur Macht. Um Macht zu gewinnen, so argumentiert man, muß man sich denen gefügig zeigen, die die Macht haben. Wenn man sich erst durch Fügsamkeit Macht erworben hat, dann will man die Macht auch gegen die heutigen Machthaber richten: so wie der junge Kuckuck die Pflegeeltern aus dem Nest wirft, wenn er zu Kraft und Größe heranwächst. Die Sache hat nur den einen Haken, daß preußische Junker nicht die geringste Neigung haben, liberale Kuckuckseier auszubrüten. Die Spekulation des Liberalismus, sich durch Unterwerfung in die Macht hineinzudienen, ist die denkbar schlimmste dialektische Verirrung. Damit ist aber auch die Blockpolitik des Freisinns gerichtet. Weder der Vater der konservativ-liberalen Paarung, Fürst Bülow, noch die Konservativen beider Richtungen denken im entferntesten daran, dem Liberalismus irgend welche ernsthaften Zugeständnisse zu machen. Es wiederholt sich im Bülow-Block dasselbe, was sich zwanzig Jahre vorher im Kartellreichstage abspielte. Damals war es unter den liberalen Parteien die nationalliberale allein, die sich mit den Konservativen und Freikonservativen zu einer Kartellmehrheit von 218 zusammenschloß. Die Nationalliberalen hatten in diesem Kartell-Reichstage für sich allein fast genau so viele Stimmen, wie heute Nationalliberale und Blockfreisinn zusammen. Von einem Einfluß des Liberalismus auf die Politik des Kartells wurde auch damals gern gesprochen. In Wirklichkeit aber wurde nur mit Hülfe der Nationalliberalen die denkbar schlimmste reaktionäre Politik getrieben. In den folgenden Wahlen von 1890 verloren die Nationalliberalen nicht weniger als 57 Mandate; während die deutsch-freisinnige Partei für ihre dreijährige stramme Opposition gegen die Kartellwirtschaft mit einem Zuwachs von 34 Mandaten belohnt wurde, und die Sozialdemokratie 24 Sitze gewann. Der jetzige Bülow-Block verfügt im Reichstage fast genau über die gleiche

Mehrheit, wie das Kartell von 1887, nur ist diesmal neben den Nationalliberalen auch die freisinnige Fraktionsgemeinschaft im Kartell. Dieselbe Rolle, die der Nationalliberalismus im Kartell-Reichstage spielte, nämlich die des Steigbügelhalters der Reaktion, spielt im Bülowblock der irregeleitete Freisinn. Vestigia terrent!

Nachdem der Blockfreisinn in den fünfviertel Jahren der Existenz des Bülowblocks seine völlige Unfähigkeit erwiesen hat, den anderen Block-Alliierten gegenüber seinen Grundsätzen auch nur eine bescheidene Anerkennung zu verschaffen; nachdem er es sogar fertig gebracht hat, den wichtigsten Grundsatz des Liberalismus, den Grundsatz der staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit preiszugeben; nachdem er so politisch und moralisch deklassiert dasteht, erscheint es so gut wie ausgeschlossen, daß er innerhalb des Blocks jemals eine andre Rolle als die eines konservativen Gehülfen spielen wird. Er hat aber auch bereits die Kraft eingebüßt, sich aus den Schlingen der Blockpolitik durch einen resoluten Entschluß zu befreien. Der Block erscheint auf längere Zeit gesichert; die freisinnige Opposition als ernsthafter politischer Faktor ausgeschaltet. Diese Dekadenz des Blockfreisinns hat eine Anzahl von Mitgliedern der freisinnigen Vereinigung veranlaßt, ihre Zugehörigkeit zu der politischen Organisation der Partei zu lösen. Ich selbst gehöre auch zu den Sezessionisten.

Man hat gegen die Rätlichkeit dieser Trennung mancherlei eingewandt. Vornehmlich wurde die Erwägung ins Feld geführt, daß der Liberalismus nur durch Einigkeit stark werden könne, und zur weiteren Bekräftigung dieser Weisheit darauf verwiesen, daß in einem Lande mit der parlamentarischen Erfahrung Englands nicht selten innerhalb einer der beiden großen Parteien weit stärkere Gegensätze vorkämen, ohne daß eine Sezession die Folge sei. Dabei wird nur das eine übersehen, daß in England ein parlamentarisches Regiment besteht, wobei die Unterwerfung selbst unter den törichten Willen einer Parteimehrheit unter Umständen der Partei die Herrschaft im Staate zu sichern vermag. Ist man aber einmal an der Herrschaft, so kann man manche Sünde der Vergangenheit wieder gut machen. Bei uns dagegen ist alles anders. Selbst Parteien, welche die Mehrheit bilden, bestimmen nicht ohne weiteres den Gang der Regierung. Die freisinnigen Parteien aber, wenn man sie auch in einem einzigen Fraktionskörper zusammenschweißte und mit der Präzision einer Maschine abstimmen lassen könnte, stellen für sich allein im Reichstage nur den achten, im preußischen Abgeordnetenhause noch nicht den zehnten Teil der Volksvertretung dar. Die Hoffnung des Linksliberalismus auf realen Einfluß im Parlament und in der Staatsverwaltung beruht darnach auf Hoffnungen für die Zukunft, beruht auf der Anbahnung eines Zusammenwirkens mit Parteien, die verwandte demokratische Ziele anstreben.

Eine freisinnige Fraktionsgemeinschaft, die dieses letztere Ziel aus dem Auge verliert, wird durch eine Parteidisziplin, die alle Kräfte auf einem falschen Wege zusammenhält, den echten Liberalismus um so mehr schädigen, je straffer die Parteidisziplin ist. Die Rebellion der demokratischen Elemente gegen die

Parteidisziplin wird in einem solchen Falle zur Notwendigkeit, um zu verhüten, daß nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Zukunft der demokratischen Sache unheilbar kompromittiert wird. Die freisinnige Fraktionsgemeinschaft ist auf dem besten Wege zu einem dienenden Glied der antidemokratischen Reaktion zu werden. Ist diese Entwicklung nicht aufzuhalten, so wird bei uns die Sozialdemokratie die einzige Vertreterin der Idee einer demokratischen Staatsentwicklung. Zugleich aber öffnet sich immer breiter die Kluft zwischen der in der Sozialdemokratie organisierten Arbeiterschaft und dem liberalen Bürgertum. Verschwinden jene bürgerlichen Elemente aus der Politik, zu deren ehrlicher demokratischer Gesinnung die Arbeiterschaft Vertrauen hat, so entschwindet damit zugleich die Möglichkeit, in absehbarer Zeit, nachdem die Blockillusionen vorüber sind, den Gedanken einer Kooperation aller demokratischen Kräfte zur Herbeiführung eines konstitutionellen Staatslebens mit Erfolg wieder aufzunehmen. Nur wenn man diesen Betrachtungen nachgeht, wird man verstehen, daß diese freisinnige Sezession keine Kaprize war, sondern das Produkt wohlerwogener Entschlüsse darstellt.

Wie sehr der Freisinn durch seine längere Zugehörigkeit zum Bülowschen Block an politischer Haltung und Geltung einbüßt, dafür liefern nicht nur die immer kompromittierender werdenden Lobsprüche der reaktionären Presse einen Beleg, sondern in noch stärkerem Grade der Verlauf der preußischen Wahlbewegung.

Die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause finden im Juni statt. Dem Freisinn bot sich eine ausgezeichnete Gelegenheit, in einem energischen Wahlkampfe gegen die rechtsstehenden Parteien für die Forderung des gleichen Wahlrechts unter Zurückstellung aller kleineren Fragen Propaganda zu machen und so zum Vorkämpfer einer großen Reformbewegung zu werden. Aber wie jammervoll verläuft diese Wahlbewegung! Der Blockfreisinn, der im Reich mit Konservativen und Nationalliberalen im Kartell sich befindet, spürt allenthalben das Bleigewicht dieser seiner Kartellverpflichtungen. Der volksparteiliche Abgeordnete Fischbeck hat im vorigen Sommer das Wort erschallen lassen: die Zwingburg nieder! Unter dieser Zwingburg sollte das elendeste aller Wahlsysteme, das preußische Dreiklassenwahlsystem verstanden werden. Die freisinnige Volkspartei trinkt heute mit den Verteidigern dieser Zwingburg Schmollis, nicht nur mit den Nationalliberalen, sondern sogar mit den Konservativen. Wo immer die Konservativen sich bereit finden lassen, ihre irgendwo gefährdeten Mandate durch Verabreichung eines Mandat-Trinkgelds sicher zu stellen, ist die freisinnige Volkspartei bereit, das Geschäft abzuschließen und die Forderung der Wahlrechtsreform in die Prinzipien-Rumpelkammer zu werfen. Kein Wunder, daß die Reaktion sich in Preußen heute behaglicher fühlt als seit langer Zeit.

Es ist schon früher in diesen Chroniken von dem Versuch des Kultusministers Holle die Rede gewesen, die ultramontane Gepflogenheit eines Index verbotener Bücher in die preußische Verwaltungspraxis zu tragen. Der Konflikt mit der Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung hat damit geendet,

daß man es der Gesellschaft wohlwollend überlassen hat, durch einen spontanen Akt den Indexwünschen des Kultusministers entgegen zu kommen. Dieses Harakiri ist gar manchem freidenkenden Manne nicht als befriedigend erschienen.

Herr Heinrich Ilgenstein, der Herausgeber des „Blaubuchs", hatte in besonders temperamentvoller Weise die Kritik an dem Vorgehen des Herrn Holle fortgeführt. Ob solcher Vermessenheit wird er sich vor dem preußischen Strafrichter zu verantworten haben; jedoch bezeichnender Weise nicht wegen Beleidigung des Kultusministers, sondern — man höre und staune — auf Grund des Paragraphen 166 des Strafgesetzbuchs wegen angeblicher Beschimpfung der preußischen Landeskirche. Der Paragraph 166 ist der bekannte Gotteslästerungsparagraph, dessen Beseitigung schon öfter Gegenstand einer populären Agitation gewesen ist. Der Paragraph kennt nur Gefängnisstrafe und sieht eine solche bis zu drei Jahren vor. In dem inkriminierten Artikel kommt Herr Holle mit seinen Indexgelüsten allerdings schlecht weg. Zugleich wird hervorgehoben, daß die Kirche hinter jenen Indexneigungen stehe. „Aber was für eine Kirche? Eine, in der auch nur der Schimmer von etwas Göttlichem wohnt? Nein. Eine ganz gemeine Polizeikirche." An einer späteren Stelle wird dann noch einmal von dieser Polizeikirche als von der „Karikatur einer Kirche" gesprochen. Deshalb Räuber und Mörder! Diese Äußerungen bilden die wesentliche Unterlage einer Anklage auf Grund des Paragraphen 166. Wenn in dem Ausdruck Polizeikirche eine Beschimpfung der Kirche zu sehen ist, so würde das Wort Polizeistaat eine Beschimpfung des Staates darstellen. Wer literarisch-politisch ein wenig gebildet ist, der weiß, daß der Begriff Polizeikirche nur die Tendenz jedes Klerikalismus wiedergibt, die Tendenz, religiöse Bedürfnisse für kirchliche Machtzwecke auszubeuten. Seit Jahrhunderten bemühen sich die freieren Geister und die wahrhaft religiösen Naturen, die Kirche zu verinnerlichen, zu verhindern, daß die Kirche sich Polizeibefugnisse anmaßt. Wer heute in Preußen in temperamentvoller Weise diesem Bestreben Ausdruck gibt, läuft Gefahr, in den Maschen des Paragraphen 166 gefangen zu werden! Auch wenn, was wir für beinahe selbstverständlich halten, sich kein Gericht findet, welches in diesem Falle auf eine Gefängnisstrafe erkennt; daß die öffentliche Anklagebehörde überhaupt den Versuch machen konnte, hier eine Beschimpfung der Landeskirche zu konstruieren, bleibt charakteristisch genug.

Schlechte Politik — schlechte Finanzen! Die Finanznöte des deutschen Reiches fangen an, beängstigend zu werden: eine vierprozentige Rente, die unter Pari steht; eine dreiprozentige, die bis auf 81 heruntergegangen ist; Engagements für neue Reichsausgaben, die hundert Millionen überschreiten; die Notwendigkeit, in nächster Zeit Deckung für jährlich annähernd vierhundert Millionen Mark zu schaffen! Einstweilen ist die Reichsregierung noch völlig im unklaren, wie sie das Gleichgewicht im Reichshaushalt herstellen soll. Der Reichsschatzsekretär ist bisher nur „erschrocken". Den Sommer wird er dazu

benutzen, sich zu besinnen. Im Spätherbst will man dann ernsthaft an die Reichsreform gehen. Der Bülowsche Block soll die Zugkräfte liefern, um die Karre aus dem Dreck zu ziehen. Die freisinnige Fraktionsgemeinschaft wird der Ehre für würdig erachtet, dabei als Extragaul angeschirrt zu werden. Schon heute steht das eine fest, daß die zu erwartenden neuen Steuern im wesentlichen indirekte sein und auf die Schultern der misera plebs contribuens gelegt werden. Es liegt das durchaus in der Entwickelung der herrschenden reaktionären Wirtschaftspolitik. Der Protektionismus ist von den geduldigen deutschen Konsumenten seit Jahren so ruhig ertragen, daß man sich kaum wundern kann, wenn eine geistlose Finanzpolitik immer wieder zu einer weiteren Belastung des Massenverbrauchs ihre Zuflucht nimmt. Will man eine gesunde Steuerpolitik kennen lernen, so muß man die deutsche Reichsgrenze überschreiten und nach Dänemark und England gehen. Dänemark hat die blühendste Landwirtschaft, obgleich — man kann auch sagen weil — es keine agrarischen Schutzzölle kennt. Neuerdings haben Regierung und Parlament in Dänemark einige weitere Schritte auf der Bahn der Handelsfreiheit gemacht. Eine freihändlerische Zolltarifreform hat eine Anzahl Zölle auf industrielle Verbrauchsartikel abgeschafft oder ermäßigt, den Einnahmeausfall durch Erhöhung der Abgabe auf Tabak und Spirituosen, sowie durch eine Erbschaftssteuer gedeckt. Ein solcher Sieg wirtschaftspolitischer Vernunft klingt wie ein Märchen aus alten Zeiten. Man hatte sich schon beinahe daran gewöhnt, den schutzzöllnerischen Unsinn allenthalben siegen zu sehen. Sogar in Großbritannien zeigten sich in jüngster Zeit bedenkliche Symptome des Abfalls von der alten Freihandelspolitik. Bei einer ganzen Reihe von Nachwahlen verlor die freihändlerische Regierungspartei in England Sitze an schutzzöllnerische Konservative. Selbst Winston Churchill, der frühere Kolonial-Unterstaatssekretär und jetzige Handelsminister, konnte bei der Neuwahl, der er sich zu unterziehen hatte, seinen Sitz in North-Manchester nicht behaupten und mußte in Dundee parlamentarisches Unterkommen suchen. Churchill ist ein Freihändler vom reinsten Wasser, radikaler Demokrat trotz seiner Familienzugehörigkeit zum Herzogshause Marlborough.

Das englische Kabinett ist nicht unwesentlich verändert. Der Premierminister Campbell-Bannerman mußte schwerer Krankheit halber aus dem Amte scheiden und starb wenige Tage nachher. An seine Stelle ist der bisherige Schatzsekretär Asquith getreten, der aus einem radikalen Milieu anfangs der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts von Gladstone ins Kabinett berufen wurde, obgleich er vorher nie eine amtliche Stellung bekleidet hatte. Ich erinnere mich eines Zusammentreffens mit ihm bei dem gegenwärtigen Postmeister Sidney Buxton vor siebzehn Jahren, als Asquith gerade durch seine Verteidigung im Parnellprozeß berühmt geworden war. Er war der radikalste unter den anwesenden radikalen Politikern: the rising hope of the stern and unbending Radicals. Inzwischen hat er sich dem imperialistischen Flügel der Partei ein wenig genähert; aber er ist ein zu kluger Staatsmann,

um nicht insbesondere der wachsenden politischen Macht der britischen Arbeiterschaft Rechnung zu tragen; eventuell auch durch die Berufung von Arbeiterführern ins Ministerium. Sein Vorgänger Campbell-Bannerman war ihm nicht gleich an Scharfsinn und Beredsamkeit; aber er besaß dafür jene unschätzbare Gabe des Parteiführers: Zähigkeit und Ausdauer in der Behauptung einer einmal eingenommenen politischen Stellung. Der Glaube an seine Zuverlässigkeit und seinen Gerechtigkeitssinn war in der englischen Bevölkerung fest eingewurzelt. Sein Charakter hatte eine große Ähnlichkeit mit dem des früheren amerikanischen Präsidenten Cleveland, dessen Tage ebenfalls gezählt sind. Cleveland hat in einer der schwersten wirtschaftlichen Krisen durch seine solide staatsmännische Energie den Kredit des Landes gerettet und vor den Wirrnissen des Silberschwindels bewahrt. Die Nachwelt wird, wie ich glaube, seine Verdienste um das Land höher bewerten als die des glänzenderen Roosevelt.

Daß die großbritannische Wählerschaft sich einmal in ihrer Mehrheit wieder zum Protektionismus bekehren sollte, ist, trotz der vereinzelten schutzzöllnerischen Nachwahlerfolge, unwahrscheinlich. Gerade jetzt hat das englische Volk Anlaß gehabt, die Überlegenheit seiner freihändlerischen Finanzpolitik über die schutzzöllnerische Deutschlands drastisch kennen zu lernen. Der first Lord of the Treasury konnte dem Unterhause ein Budget vorlegen, dessen Ergebnisse ebenso glänzend sind, wie die des Deutschen Reichsbudgets trostlos waren. Im Deutschen Reich eine sprungweise Vermehrung der Schuldenlast bis zu der kolossalen Summe von einer Milliarde Mark in wenigen Jahren. In England eine jährliche Schuldentilgung von 300 — 400 Millionen Mark. So verschieden sehen die finanzpolitischen Früchte eines agrarischen Junkerregiments und einer aufgeklärten Freihandelsregierung aus.

Campbell-Bannerman war übrigens auch ein aufrichtiger Freund eines guten Einvernehmens sowohl mit Deutschland wie mit Frankreich. Ihn beherrschte der gesunde Gedanke, daß der europäische Friede nur dann völlig gesichert sei, wenn die drei Großmächte England, Deutschland und Frankreich eine Art Dreibund bilden würden; einen Bund, nicht basiert auf Vertragsparagraphen, sondern auf freundschaftliche Gesinnungen der öffentlichen Meinung dieser drei Völker. Der französische Ministerpräsident Clemenceau hat es sich nicht nehmen lassen, persönlich an den Bestattungsfeierlichkeiten für Campbell-Bannerman in London teilzunehmen. Er scheint damit symbolisch haben andeuten zu wollen, daß die Beziehungen zwischen Frankreich und England intimere seien als die zwischen England und Deutschland. Es fehlt nicht an englischen Preßkommentaren, die hervorheben, daß in der Tat heute in der Empfindung des englischen Volkes das romanische Frankreich einen bevorzugteren Platz vor dem germanischen Deutschland einnähme. Blut ist zwar dicker als Wasser, aber gemeinsame demokratische Anschauungen sind kein schlechter Völkerkitt. Das reaktionäre Preußen andrerseits besitzt ein erprobtes Talent sich unbeliebt zu machen.

# Rundschau

## Octave Mirbeaus Automobilbuch

Endlich, endlich wieder ein Buch, in dem unverfälschter, ungeschwächter esprit gaulois lebt! Man kennt ihn ja kaum noch, diesen hüpfenden, tänzelnden, sprudelnden, schäumenden, hurtig verdunstenden und noch hurtiger wieder aufperlenden Geist, der belehrt ohne zu belasten, erheitert ohne zu verarmen; der funkelt ohne zu versengen, und doch in seinen geheimen Falten kindlicher Großmut und überschwänglicher Leidenschaft Altäre baut. Borussifizieren sich die Franzosen? Trinken sie zu viel deutsches Bier? Hören sie zu viel deutsche Musik? Man könnte auch meinen, daß die ewige Jagd nach der Pointe, dem Bonmot und dem ... Ewigweiblichen den Witz ausgehöhlt hat. François Rabelais, der freieste und frechste Prinz Vogelfrei in der gallischen Menschheit, der nebenbei, unter Haufen übel duftender Zoten, das Feinste, Tiefste, Letzte sagte, hat heute zu Erben ein ekelhaftes Gezücht von Pornographen, deren literarische Zeugungskraft kaum zur burlesken Clownerie ausreicht .. Balzac, Flaubert, Anatole France, Baudelaire, Verlaine, der Impressionismus .. ich weiß schon, weiß schon; mehr Fülle, Farben, Formen kann weder Wort noch Palette einfangen. Von denen um Diderot, Taine, Renan schweige ich; hier wird keine französische Kulturgeschichte versucht, wohl aber bringt Mirbeaus Automobilbuch alle diese Gedanken in Schwung. Dann aber ist zu sagen, daß sich offenbar, seit Rabelais, das Rabelaisische in französischer Art und Kunst abgeschwächt und verflaut hat. Die Geister, durch die der gallische Genius die Welträtsel zu entschleiern sucht, die Bouffons von Gottesgnaden, sterben allmählich aus. Courteline: ja. Aber zu mager, zu arm an Weltstoff, zu grimassenhaft und verrunzelt; seiner Groteske fehlt der Goldschmuck der Grazie; sein Witz ist ätzend und voll bösen Blicks; er hat Schadenfreude: Rabelais kennt sie nicht. Sollten die Franzosen sich verschlechtern, in dem Maße als sie ernster werden? Und sie werden ernster; man spürt, daß inzwischen die Kulturatmosphäre sich sozial, wissenschaftlich, technisch erweitert und bereichert, aber auch ästhetisch verdickt, vergröbert und verpöbelt hat. Die süße Mischung von Ernst und Scherz, die tolle Ausgelassenheit, der Witz als ungesuchte Beigabe und Begleiterscheinung auch der sinnvollsten Rede, die naive Keckheit, die Anlage zum ideellen Rausch, zum Fanatismus, dann wieder das sans-gêne des Geistes, das sich mal aller Rücksichten ledig fühlen will und unter possierlichen Gebärden bis zu den Schamteilen unsrer menschlichen Existenz vorwagt: das alles wird unter Frankreichs Schreibern gar zu selten, und man ist zufrieden, sich noch des anmutreichen Faltenwurfs ihres Ausdruckes freuen zu dürfen. Dem heutigen Paris läßt sich das alles schon äußerlich anmerken. Es ist immer noch die unvergleichlichste Stadt, nicht nur an der Etoile und der Avenue de la Grande Armée; jedes Wiedersehen wird zum Fest. Aber die Temperatur der Lebenslust sinkt merklich. Die einen arbeiten schon fast mit deutscher Gründlichkeit und deutscher ..verdrossenheit; die ande-

ren aber, die genießen mit von Amerika importierter kapitalistisch organisierter Absichtlichkeit.

Also wird der Leser nun wissen, was er hoffen darf, in Mirbeaus Buch zu finden. Es gibt, rabelaisisch nackt, in einer unaufhörlichen Reihe bedeutungsvoller Zynismen und Lyrismen, die Summe gallischer Lebensanschauung und Zukunftshoffnung von heute, — genießbar freilich nur für schwindelfreie Menschen. Quel charme de la canaille.. Mirbeau hat manche Fehlleistung gut zu machen; seien wir froh, daß eine Prachtleistung sie nach fast unverzeihlichen Geschmacksverirrungen (die Tagebücher von Kammerjungfern und Neurasthenikern: Kolportage für Snobs; kaum mehr) schnell vergessen läßt. Welch ein Taumel des Erlebens, wenn wir, für drei Franken Passagiergeld, zahlbar an die Bibliothèque Charpentier, Paris, in Mirbeaus 628 — E 8 steigen. Es lebe der Automobilismus! Wenn er so zu genießen, so zu erleben, so anzuschauen, so sehr an Land und Volk heranzukommen, so gründlich die papierne Last, die uns knechtet, blind und stumpf macht, abzuschütteln ermöglicht: dann ist er gerechtfertigt, dann sei er gepriesen. Wie arm und phantasielos kommen wir uns vor, die wie, vom Fahrplan gefesselt, in überpackten und überheizten Eisenbahnkoupés an der Massenjagd nach dem Reichtum Gottes und der Menschen uns beteiligen. Erfolgreicher als sämtliche neu aufgelegte Romantiker des Inselverlages entführt uns Mirbeaus Automobil ins zaubrisch romantische Land, in dem unsre wunderliche Existenz wurzelt. Freilich, schwindelfrei muß der Passagier schon sein; und gewohnt, durch die Staubwolken der öffentlichen Vorurteile hindurch zu blicken. Sonst steige er lieber erst gar nicht ein.

S. Saenger

## Die Revolution

Gustav Landauers Revolution, ein Bändchen der von Martin Buber herausgegebenen „Gesellschaft" (Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.), verdient eine herzliche, warme, dringende Empfehlung. Die Arbeit ist die Äußerung einer innerlich reichen, in ihren Grundinstinkten wahrhaftigen Persönlichkeit, die abseits steht vom Getriebe der sich, nur sich wollenden Menschen. Dieser liebenswürdigste aller theoretischen Anarchisten steckt voll Lyrik; er sinnt mehr als daß er denkt; der Rhythmus seiner keuschen Sprache stammt aus dem überschwänglichsten Herzen; und das Ideal wird weniger konstruiert als mit religiöser Inbrunst herbeigesehnt. Alle Schwächen der Abhandlung rühren von diesen Vorzügen her. Trotzdem keine leeren Schälle; erlebtes Wissen bereitet viel Labsal. Der Anfang ist schweifend. Da wird mit Selbstverständlichkeiten einigermaßen Aufwand getrieben; zum Beispiel, wo vom Wechsel zwischen verhältnismäßiger Stabilität (Topie) und solchen der Krisis (Utopie) die Rede ist: des vom Rausche der Begeisterung beflügelten Versuches, die im gesellschaftlichen Organismus eingenisteten Schädlichkeiten nach Maßgabe des gemeinen Besten, des allgemeinen Wohles, des Glückes und der Wohlfahrt aller zu vertreiben. . Zudem ist die Architektur des Buches höchst mangelhaft; es ist nicht eigentlich komponiert, es ist in diesem Betracht echt deutsch: die Gedankenfäden laufen hin und her, Verweisungen, Abschweifungen, Einschiebungen und Parentheses spielen eine so große Rolle wie die Berufung auf das Geschaute und Erlebte. Aber der Niederschlag dieses Geschauten und Erlebten ist in so köstlich reiner, so beziehungsreicher, sinnlich warmbelebter Sprache ein Genuß für den Leser, der dem gottrunkenen Anarchisten herzlich wohlwill, wie starke Zweifel er in seine historischen Konstruktionen und Überzeugungen setzen mag. Darum wird man mit Landauers Definition der Revolution nicht ernstlich ins Gericht gehen wollen: sie sei wie ein Gesundfieber zwischen zwei Siechtümern. Gesundfieber? Meinetwegen. Aber zwischen zwei Siechtümern? Dann ist das Fieber ja kein Gesundfieber mehr. Und wozu dann die ungeheure, unser Kollektivgehirn fast verzehrende Arbeit, die auf die Organisation und Neuorganisation von Staat und Gesellschaft gerichtet ist? Wer in dem Glauben selig wird, diese Arbeit führe doch nur von einem Siechtum ins andere, die Gesellschaft sei, bis auf den Rauschzustand der Revolutionszeit, ewig krank, ihr pathologischer Zustand sei der normale, mit dem ist nicht zu rechten, auch

wenn dieser Glaube kein geistreichelnden Sophisten bloß nach empfundener, sondern ein historisch und philosophisch gestützter Glaube ist. Die naive Orientiernng, die aber auch vor der anspruchvollsten Kritik standhält, verläuft anders. Die Kunst des Politikers treibt, wie die des Arztes, Prophylaxe; sie will Krankheiten verhüten; das schmerzhaft bewußt gewordene Mißverhältnis der Staats- und Gesellschaftseinrichtungen zum Mehrheitswillen und Massenbedürfnis harmonisieren. Sie zielt auf Evolution, nicht auf Revolution; und auf die Evolution beziehen sich alle Begriffe, mit denen das konstruktive politische Denken die Vorwärtsbewegung, den Übergang von einer Gesellschaftsordnung in die nächste, vom ancien régime ins nouveau régime begleitet: vor allem unsere Vorstellungen über Freiheit, Recht und Pflicht. Vom Recht der Revolution zu sprechen, ist mir darum stets als Grundirrtum erschienen, obwohl viele radikale Denker aller Zeiten, Mönche und Scholastiker inbegriffen, diesem Unbegriff verfallen waren und sind (hat nicht auch Johann Gottlieb Fichte mit ihm geliebäugelt?): die Revolution ist ein Rückfall in einen vorgesellschaftlichen Kampfzustand, aus dem die neue Nüance des Beziehungsbegriffs „Pflicht und Recht" erst wieder geboren wird. So ist's immer gewesen, wirds immer bleiben; nur daß inzwischen das Heer der Optimisten merklich gewachsen ist, die da glauben, es würden, weil der Staat die notwendige Form der Entwicklung ist, durch die sich mehrende Macht der Belehrung und Bekehrung, durch Bildung, Wissenschaft, Aufklärung, bewußte Gesinnungszucht die entwicklungshemmenden Elemente (Tyrannis von oben und unten) ausgemerzt werden. Ja; aber ist denn der Staat überhaupt die notwendige Form der Entwicklung? ist er nicht immer eine Notinstitution, die zu den sittlichen und schöpferischen Kräften des Kulturlebens von vornherein im Widerspruch steht und durch organisierte Gewalt zeugenden Geist ersetzen will? Nun, das ist in der Tat Landauers, wie der Gruppe um Réclus und Tolstoi, Meinung; ein Staat als schwergepanzerte Machtorganisation, die nebenher Kulturaufgaben leisten will, sei ein Unbegriff. Aber nur, weil sie im Staat, wie Bauern, Kinder und Feministen, nur ein starres Zwangssystem, nicht ein elastisches und wandelbares Formprinzip sehen, das gerade der freie Mensch als höchste sittliche Idee verehrt, an dessen Entwicklung gerade der freie Mensch arbeiten sollte. Aber ich gerate ins Widerlegen; und wollte doch vor allem empfehlen. Und zu empfehlen gibt's da vieles, was wie das Wetterleuchten eines eigenen Geistes anmutet; so ganz besonders eine überwältigend schöne Darstellung der noch von mehr als einem als öder Steinbruch verschrieenen urchristlichen Zeiten, in denen „zwischen den Menschen als unsichtbare Atmosphäre Christus war". Überhaupt ist ja das ganze Büchlein, wie sein Urheber, erfüllt von Liebe, von Geist, von schaffender Lust, vom Glauben an die verbindende, vereinigende, entsündigende Kraft unserer sozialen Urtriebe, — von dem, was jenseits aller Widerlegungen im bejahenden Gemüt sprießt. Von dort her strahlt auch verklärendes Licht auf die Revolution. „Die Revolution ist ein Mikrokosmos: in unglaublich kurzer Zeit, in großartiger Zusammendrängung, weil die Geister der Menschen komprimiert waren und aufspringen, wird die Welt des Möglichen wie ein Brand, der über die Zeiten flammt, zur Erfüllung gebracht. In der Revolution geht alles unglaublich schnell, so wie im Traume der Schlafenden, die von irdischer Schwere befreit scheinen. Man hat wohl auch noch wachend, in Abendstunden geistiger Arbeit, des Schauens und Phantasierens, der Vorsätze und des Schaffens, oft eine Stimmung, wo einem alles federleicht, ohne Hemmnis, möglich und durchführbar erscheint. Dann kommt der graue Tag, und man begreift nicht mehr, daß man so sorgsam, so gläubig, so hoffnungsvoll und so zweifellos gewesen ist." Wir nennen den Glauben utopisch, der da wähnt, inmitten einer Gemeinschaft von Menschen wie sie sind solche Rauschzustände verewigen zu können; aber Menschen, die solchen Glauben ehrlich hegen, lieben wir.

S. Saenger

## Jensen

Da ist die Gestalt eines skandinavischen Dichters von jungen Jahren, der sich zur Ausnahme einmal nicht durch wehmütig oder ironisch gefärbte Sehnsucht ver-

zehrt. Gewiß, ich liebe auch die anderen, die in Moll von weißen Häusern, unglücklichen Müttern, spaßhaft verliebten Kandidaten — ach so viele Kandidaten und Kammerherrn gibt es in den vielen Romanen aus jener Gegend — sanft berichten, sanft sogar, wenn sie spotten. Doch ist dieser Johannes V. Jensen, den uns die allerletzten Jahre geschenkt haben, auch nicht von der Strindbergart, die ihren Verfolgungswahnsinn genialischen Maßes und ihre Verbitterung in zerrissene, exhibitionistische Bücher gießen. Ein Junger heute noch, nachdem er die ganze Welt durchreist hat, fünf oder mehr Bände von dichterischer Größe geschrieben hat und in der Heimat als Politiker, natürlich als schärfster Persönlichkeits-Politiker manche Keule mit Recht und Unrecht auf jene Sanften verschiedener Fraktionen hat niedersausen lassen, die wie natürlich auch die Menschlein ihrer Romane beim Caloric-Punsch, der unsereinen umwirft, sanft und redselig und ein wenig durch das Leben gekränkt, von sentimentalischer Art bleiben. Er ist hart und sein Atem stark und als er noch jünger war, hat er die ganze Welt schlingen, fressen wollen. So ist er einer jener Abenteurer der Freizügigkeit geworden und des Reisens. Hat für sich — und ich grüße da den verwandten Menschen — das Gefühl, das wunderbare Gefühl von Losgelöstheit, dahin können und dorthin, dann wieder entdeckt, das fast verloren war seit die Völker über die Welt schwammen und das unsere Generation durch die Technik des Reisens erst wiedergewonnen hat. Da haben wir nun die wahre, die wirkliche Freizügigkeit, die nichts oder nur ein Geringes mit jener gesetzlich gewährleisteten und wirtschaftlich zu neuen Formen der Sklaverei führenden Freizügigkeit gemein hat, die von der Generation vor uns für das höchste Gut gehalten worden ist, trotzdem sie ja damals kaum in Wirklichkeit bestand. Abenteurer, denen die Welt gehört durch das Bewußtsein, wohin man alles wandern und wie man über die Meere fahren kann, um neues Leben zu spüren, — das sind erst wir, die Jüngeren, die vom Dschungel und Urwald bis zur Atlaskette und dem schmalen Turm, den vielen, menschenbewegten Höfen Sevillas ziehen und vielerlei Lüfte atmen, vielerlei Frauen erkennen. Von solchem Gefühl handelt insbesondere Jensens Novellenbuch „Die Welt ist tief"... mit seiner aufwühlenden Beschreibung einer Orgie in den tiefen, dunkeln Wäldern (dort nämlich, nicht im Kreise irgend einer komischen Großstadt-Boheme mag eine Orgie, das letzte Sich-Lösen aller urmenschlichen Instinkte, erblühen), das Buch mit der spanischen Geschichte, in deren Geruch ganz Sevilla mit seinen Palmen, der Sonne, dem Schmutz, den unnahbaren und dann wieder geschäftsmäßig zu erhandelnden Frauen lebt und in dem die Melodie unserer neue Welten Durchreisenden erklingt: Singt Lieder, leidet an Sehnsucht, ihr Eingesessenen! Fliegt durch tiefe und unsagbare Träume ihr, die ihr nicht weiter kommen könnt ... Es liegt eine kleine Insel in Ostindien, Misol mit Namen, dorthin könnte ich ebensogut reisen wie zu einer anderen Insel. Kum heißt eine Stadt in Persien, die werde ich vielleicht besuchen ... Was erwartet mich auf Ceylon? Derlei also ist ein neues Weltgefühl, Lebensgefühl. Und niemand bisher hat es so stark ausgedrückt als dieser vor zwei Jahren, drei Jahren unbekannte Johann V. Jensen, der heute durch seine Bücher zwingt, selbst wenn er, wie das hie und da zum Exempel in seinem letzten Roman „Das Rad" geschieht, dem Leser ganz einfach körperlich unangenehm wird, — aber fast wie eine Hypnose fängt einen dieses Dichters Natur ein, trotzdem der kluge und abgehärtete Kritiker sich sagt: In diesen beiden, Amerika in seinen Zentren, New-York und Chicago erfassenden Romanen „Madame d'Ora" und „Das Rad" ist Journalismus und aus tiefen Quellen springende Dichtung so gut gemischt, wie Mystik und Technik wirksamer, gut auf Spannung angelegter, ausgerechneter Detektivromane.

Ist Amerika so, wie es da herauskommt? Es ist sicherlich auch so. Denn Jensen ist ein Mann — darf ich nicht noch einmal sagen: ein Journalist? — den es ungeheuer reizt, seine Impression durch das Abrollenlassen von vielen, vielen Kinematographenbildern, die im unruhigsten Lichte bald überhell, bald verschwommen aufzucken, auf andere zu übertragen. So hat er auf seinen Reisen gesehen — ein armes Wort! —, geliebt, — das aller Zeiten reichste Wort — hat gelitten, ist zornig geworden und von Phantasien weittragender Art gepackt und dann, ja alsdann machte er aus dem, was er am

stärksten gelebt hatte, Novellen und Romane. Schrieb und schreibt viel und darum ist nicht alles von wasserheller Klarheit der Kunst. Alles aber ist spannend, ergreifend, vom Leben durchflossen, erschüttert und ungeheuer interessant (wobei schon Absicht ist). Aber dies ist ja unser, der für große Massen schreibenden Publizisten Schicksal, daß wir gelegentlich einfließen lassen können, was uns teuer ist, doch dies in einen Rahmen tun müssen, mit anderem verquicken müssen, damit eben unsere Bücher (und somit auch das uns teuerste in ihnen) gelesen werden.

So mag man auch aus diesen Büchern herauslesen, wie Johannes V. Jensen älter wurde und indes er Amerika, in das er so unbändig verliebt war, in der und jener Äußerung schilderte, die Weisheit vom „Rad" lernte, nach der er dieses sein letztes uns übersetztes Buch nannte, entdeckte, jene Urweisheit vom Rad, die aus dem Östlichen, aus Indien kam, und das Symbol angibt vom ewigen Kreisen aller Dinge, vom Endlosen, Unendlichen, von der tiefen Dynamik aller Lebensvorgänge, die sich ihre gerechte Balance halten und vom Unentrinnbaren, vom Leben in tausend Formen, dem kein Ende gesteckt sein kann; denn unaufhörlich dreht sich das Rad, einen Widerstand ausgleichend durch den anderen — nichts hält es den geringsten Bruchteil einer Sekunde auf.

Vom Rad, Schwindlern, Detektiven, Heimat, Amerikaleben, vom überstarken Erdgeruch der dunkeln Wälder, von monströsen Religionsfanatikern, armen hysterischen Medien, abgehackten Händen und einem Dichter, der eine gesunde Milliardärin heiratet, und von Millionen andrer Sachen mag man in den vier Bänden Jensens lesen. Und er ist jung und wieviel wird er noch erleben und uns in Kunst umprägen? . . .

W. Fred

## Liebeskünste

Gestern las ich Ovids Ars amandi in der neuen Übersetzung, die Alexander v. Gleichen-Rußwurm im graziösen Dixhuitieme-Stil bei Bard eben hat erscheinen lassen. Heut las ich das Schriftchen, das Robert Heffen unter dem Titel „Glück in der Liebe, Beiträge zur Psychologie des deutschen Mädchens" bei Albert Langen herausgab. Nun muß ich sie vergleichen. Denn Ovids Buch ist auch eine Psychologie der römischen Dame und Heffen schildert auch die Kunst zu lieben. Ich muß sagen, man hat sich entwickelt! Ein französischer Moralist meinte, über die Liebe ließe sich das Absurdeste sagen, denn alles wäre schließlich wahr. Ich glaube das nicht mehr, seit ich Ovid wieder gelesen habe. Wenn Ovid recht hat, ist er einfältig, eine Art Galateo für römische Knaben, die sich nicht die Zähne putzen, waschen und rasieren wollten. Wenn er aber verwickelt werden möchte, was bei dieser Materie erst der Anfang aller Lehre ist, wird er falsch. Seine Rezepte basieren zum großen Teil auf den Mitteln des Schmachtens, der Belagerung und Erweckung des Mitleids. „Demütig Flehn erhört sie, nicht stolzes Verlangen." Die Mythologie wird gefälscht: „die Zeit macht Penelope willig" — wie so, lieber Naso? Eine reizende Vorstellung hat er: Odysseus, der im Meeressande der Kalypso seine trojanischen Strategien aufzeichnet — eine Welle kommt und spült sie weg — was sagt Kalypso: „und diesem Element willst du dich anvertrauen?" Arme Kalypso, die den Ulyß wegen seiner reizenden Unterhaltung behalten will. Ich glaube, Naso, sie hätte sich unsterblich gelangweilt und ihn nach diesem Experiment sofort ziehen lassen. Sie hat ihn behalten aus keinem andern Grunde, als den Robert Heffen der Klytämnestra für ihren Ehebruch als Entschuldigung zugesteht. Denn Robert Heffen ist Arzt und legt die Natur zu Grunde. Seine Liebeskunst ist keine Tändelei mehr mit schon verlorener Liebe, sondern die Theorie, diplomatisch und dekorativ den Prozeß der Natur auf eine erfolgreiche und genußreiche Art zu unterstützen: Hygiene der Werbung, Beobachtung des komplizierten Liebeskampfes, Aufstellung der beiden extremen Typen, des Blaubart und der Kleopatra. Der Ladiesman schlägt auch den Lady-Hiller, nicht nur den Bärenbänter. Und während der altrömische Dichter sich mit mythologischen Vergleichsbildchen behilft, operiert der deutsche Arzt mit der ganzen schönen

Literatur von Shakespeare bis Lermontoff, die er mit einer beneidenswerten Beweglichkeit des Geistes zum Leben in Beziehung setzt und mit dem Humor eines Jägers auf seine Fährte bringt. In Rom sprach der gebildete Viveur, hier spricht der Kenner von englischer Zucht, dazwischen aber — — thront Stendhal, klassischer Systematiker wundervollster Erfahrung.

## Leben und Dichten

Die Meisten überwinden das Leben durch das Dichten, die Wenigsten das Dichten durch das Leben. Dieses ist Rimbauds Schicksal gewesen. Wir lesen sein Leben und lesen seine Gedichte, und was bleibt uns von diesen? Einige schöne leuchtende Flecken, die zwischen Baudelaire und Toulouse-Lautrec stehen. Eine wunderbare Phantasie vom trunkenen Schiff, das durch Meere von Opiaten gleitet und letzte Sichtbarkeiten dem staunenden Fahrer offenbart (Traumvorstellungen einer bewußten Sterbestunde in der reinen Sphäre der Elemente). Ein zitterndes Bild eines Knaben, der unter der Hand von Mädchen, die ihm — Läuse suchen, wollüstig erschauert. Die Munchsche Vorstellung der Stubenhocker, die blatternarbig in Riesenskeletten schwarzer Stühle sitzen. Die Odeur der Armen in der Kirche, der Schrei von Paris, die Alchemie der Vokale, die langsamen Schritte des Pan, die Spuren der Zirkuswagen mit goldenen Holztieren, geputzten Schäfern und Särgen unter Ebenholzbaldachinen, die Jagd auf die Morgenröte, die wir oben am Lorbeerhain fangen. Was bleibt davon als Illuminations zu einem Leben, das rauschend, in brutaler Leidenschaft durch Gefängnisse, Obdachlosigkeiten, Krieg, niedere Arbeit, Literatur, Urwälder und Wiesen sich wälzte, durch halb Europa, nach Sumatra, zu den Kiplingtieren, dem Orient, den Melenikegern, um rechtzeitig mit einem Fluch auf das Dichten zu erlöschen? Dieses, scheint mir, war ein Dasein und das bißchen Schreiben nur sein erster Schritt.

In der deutschen Übersetzung, die die Insel herausgab, nimmt das Leben fast den Raum der Gedichte ein. Ammer übersetzte sie, und sicherlich die Prosa mit leichterem Herzen als die gebundene Sprache. Stefan Zweig schrieb die glühende Einleitung.

Oscar Bie

## Ein modernes Gebäude

Auf einer Winterwanderung über die schwäbische Alb sah ich neulich ein Gebäude, dessen Erscheinen an einer Stelle, der die Pflege der Kultur Sinn und Aufgabe ist, registriert werden muß. Das Gebäude steht in dem bedeutungslosen Dorfstädtchen Pfullingen, am Fuß einer der ersten Bergketten, der Alb. Theodor Fischer aus Stuttgart hat es gebaut und in ihm in einfacher und großer Klarheit und bedeutsamem Sinn zwei Säle vereinigt, nichts als wie zwei Säle.

Der eine dient der Gymnastik des Körpers, der andere der Gymnastik der Seele. Ein jeder von ihnen trägt in seinem Aussehen das Gepräge seines Zwecks: Der Turnsaal ist eine lichte Halle, weit, breit und hell gewölbt. Man sieht gern einen schlank sehnigen Männerkörper, vom Spiel der Muskeln kräftig belebt, weitaus an Ringen unter dem Gewölbe schweifen. Der Theater- und Musikraum ist ein hoher, fast quadratischer Raum. Die Fenster stehen an zwei Seiten ruhig und blank hoch unter der Decke. Die Wände bekleiden die feierliche Einfachheit und die Melodiosität ihrer Verhältnisse mit Wandbildern junger Stuttgarter Künstler, die an Hodler Feuer gefangen haben. Alles liegt, wie unter einem gedämpften Licht, in dem anregend schattigen Graugrün, das die Grundfarbe des Saales macht, führt zum innerlichen Wandern, streichelt Stimmungen und Gedanken aus dem Blut. Und hell und plötzlich, wie oft zwischen Wolken ein blaues Feld Firmament sich öffnet, schwingt an der einen Längsseite eine kleine Bühne; ein Inselchen, das dem Meerwanderer, der in die Ferne auf Erleben ausfährt, die Versprechen von blühender Vegetation und gennßreich tiefen Tagen entgegenträgt. Zwischen den Akkorden der farbenfreudig aufeinander gestimmten Kulissen zieht eine lyrische, deutsche Gegend über den Hintergrund, die Bruno Goldschmitt am Bodensee, dieser deutschen Idealllandschaft

gefunden hat. Und in all der Ruhe, Einfachheit, Gedanklichkeit trägt der Raum den Ernst und das Feierliche von etwas Religiösem in sich, das wartet.

Mein Freund schlug bei unserm Besuch ein paar Akkorde über den Flügel, und schnell blühte es ringsum auf in den grangrünen Schatten und strich bedeutsam über die Bogentüre, die mit wundervollem Schwung, wie ein Tor zu süßen Gefilden edler Wanderungen, groß und festlich der Bühne gegenüber in der glatten Wand steht und den Theater- und Musikraum von der Turnhalle scheidet.

In diesem leicht getrennten Nebeneinander, innerlich aber festlich getragenen Zusammensein der zwei schönen Räume, von denen der Turnsaal unvermittelt gleich ins Freie geht, birgt sich mit kräftiger Zartheit eine Sehnsucht, die dem Anschein nach in unsern Tagen wieder leis aufzudämmern beginnt: die Pflege des Körpers; aber eine Pflege, die aus seelischer Notwendigkeit entspringt und zu seelischer Freude gehegt wird.

Welche Begeisterung durchglüht uns in der Berührung mit der edlen Kräftigkeit der von antiken Meistern überlieferten Körperschönheit griechischer Leiber, die unter Assistenz einer ganzen, kultivierten Nation aufwuchsen und sich zu reich genossenen Spielen zusammen fanden! Die Wissenschaft unserer Zeit hat den engen Zusammenhang grade zwischen den Beginn der Blutproduktion, d. h. der primitiven Stufe der Pflege des Körpers und dem Leben des Gehirns bewiesen. Und wie viele von uns Tagesarbeitern erleben an sich selbst die gütigen Wirkungen körperlicher Exerzitien auf die Spannkraft des geistigen Arbeitsvermögens. Schon nach Wanderungen, Ruderstunden, Rodelfahrten, Tennisexaltationen schäumt das Blut befreit, leicht durch die Adern, steigt wie frischer Duft im Kopfe auf und greift die Impulse, die geschleudert aus der Seele ins Gehirn quellen, in lichtem Reichtum und leichter Klarheit geruhigt zu vollen Bündeln zusammen.

So treibt die Körperpflege doppelte Resultate: Sie reinigt und klärt, zugleich wo sie verschönt; sie wirkt im eignen Blut und auf fremde oder auf die eignen Augen. Die Pfullinger Hallen Theodor Fischers kommen nun wie ein Vorangreifen in die kaum von einer Allgemeinheit gefaßten Sehnsüchte, die dieses kulturell verwerten wollen. Ihre Form schließt Kultur des Körpers und Kultur der Seele in das eine Haus zusammen, das wie ein Symbol des eminenten Gedankens steht, daß die Körperpflege etwas sehr Kulturelles wird, wenn sie unter dem Schatten der Seele vor sich geht: Veredlung des Zusammenseins und Ineinanderwirkens der Gliedmaßen, an deren Adel der Bewegungen, an deren gesunder, fein durchgebildeter Plastik sich das Herz durch das Auge freut. So sind die Pfullinger Hallen ein Kulturfaktor.

Sie tragen in ihrer Architektur das Bewußtsein dieses Zweckes, innerlich und ruhig bemeistert. Sie dämpfen zu ernster Einfachheit alle Plötzlichkeiten von Vorbauten, Dächern und Giebeln, mit deren Formen sie sich innig in die Lannenhaftigkeit der Alblandschaft legen, die über sie hinweg wie klingend ihre schnellen Höhen hin und her in den Himmel hebt. Die geruhigte Feierlichkeit ihres Innern steht auch in den äußern Verhältnissen, und das Bauwerk ist ein Meilenstein auf dem Weg unserer beginnenden Kultur, nicht bloß in seiner Idee, sondern ebenso sehr in dem architektonischen Gepräge, das die ruhig kraftvolle, überlegene Eigenart Theodor Fischers so gestaltet hat, daß es zu den paar Werken zu zählen ist, auf die wir vielleicht eine Renaissance unserer verlotterten Baukunst gründen können.

Bei dem Allen mag es wohl am Verwunderlichsten erscheinen, daß grade das Schwabennest Pfullingen, dieses abseits begrabene Städtchen von 6000 Einwohnern ein solches Haus bauen konnte, zu einer Zeit, in der die Hauptstadt der Schwaben ihr großes, neues Hoftheater der sterilen Senilität eines pfuscherischen „Stilarchitekten" geschmacklos auslieferte.

Der Schlüssel des Rätsels ist — ein Mäzen. Louis Laiblin heißt er.

Norbert Jacques

## Masken des Mannes

Der Liebende: In hundert Tagen, Anna, lieb' ich dich einen Tag wirklich wie Gott es sich vom Menschen-

herzen erträumte! Du aber spürst es nicht, Anna, wie selten ich vor dir wirklich hinknien möchte und beten — — —.

Der Maler: Gnädige Frau, gestatten Sie mir, Sie unglücklich zu lieben, in zehrender Not, und zehn Jahre lang mich an Ihre Fersen zu heften — — —.

Dann erst werde ich es versuchen, ein Porträt von Ihnen zu malen, das Ihre Eigenart wiedergibt!

Der Dichter: Bin ich ein Dichter?! Alle seid ihr Dichter, gleich mir! Nur nehmt ihr euch nicht die Zeit und die Mühe! Wie demütigend auch für euch, wenn ihr euch sagen müßtet, ihr könntet dasselbe fühlen wie wir und tätet es nicht!?! Um euch das zu ersparen, nennt ihr uns ehrenvoll Dichter! Sind wir es?!? Wir leben in Masken von Dichtern, und ihr in Masken von — — — gewöhnlichen Menschen!

Das Sexualtier: Bin ich wirklich primitiv und brutal?!? Es hat nur den Anschein. Wartet nur kurze Zeit noch — — — in meinem Ur-Ur-Enkel zeigt sich der ideale Trieb, den ich ihm sorgsamst gepflanzt! Wär's nicht in mir gewesen, wie käm's denn dorten heraus?!?

Der Skeptiker: Hab' ich denn die Kraft, auf Gipfel zu steigen?!? Also halt ich sie lieber für unerklimmbar! In vergeblicher Sehnsucht sich verzehren, gelingt eben nur dem Stärksten, dem Helden! Aber wir tragen die Masken unserer vorsichtigen Feigheit! Wir leugnen das, wozu uns die Kraft fehlt! Wir leugnen die Gipfel, weil wir sie nicht zu erklimmen vermögen — — —!

Don Juan: In tausend Frauen suche ich mir es zusammen, was eigentlich vereint sein sollte in einer! Unter der Maske des Eroberers bin ich so nur stets der Besiegte!

Der Idealist: Bin ich zu schwach, das Leben zu tragen so wie es ist, bin ich zu stark dazu?!? Mancherlei Unfähigkeiten verbergen sich jedenfalls unter der Maske des Träumerischen!

Der Eifersüchtige: Ich stelle mich, als erwartete ich verzweifelt erst auf die tragischen Katastrophen des Lebens, während ein freundliches „Wie geht es Ihnen" mich bereits ebenso mordet! Aber unter der Maske, erst tiefstes Leid zu erwarten, trage ich lächelnd in mir das Leid des Tags und der Stunde!

Der Selbstlose: Wir sind die Wucherer mit diesem Kapital „Seele"! Uns allein verzinst es sich tausendfach.

Äußerlich geh'n wir gebückt-demütig dahin; aber innerlich aufrecht und kerzengrade! Kolossal geschickt geben wir unsern Nerven unaufhörlich Halt, Würde und Kraft!

Unter der Maske von lebensunfähigen Träumern machen wir eben doch schließlich das beste Geschäft! Selbstlos sein ist eine Medaille dem Krieger in einer verlorenen Schlacht!

Der Gemeine: Kann ich zu den Sternen?!? Nun also, was bleibt mir denn übrig als das Dunkel zu lieben?!

Unter der Maske „ich will" kauert die Wahrheit „ich muß"!

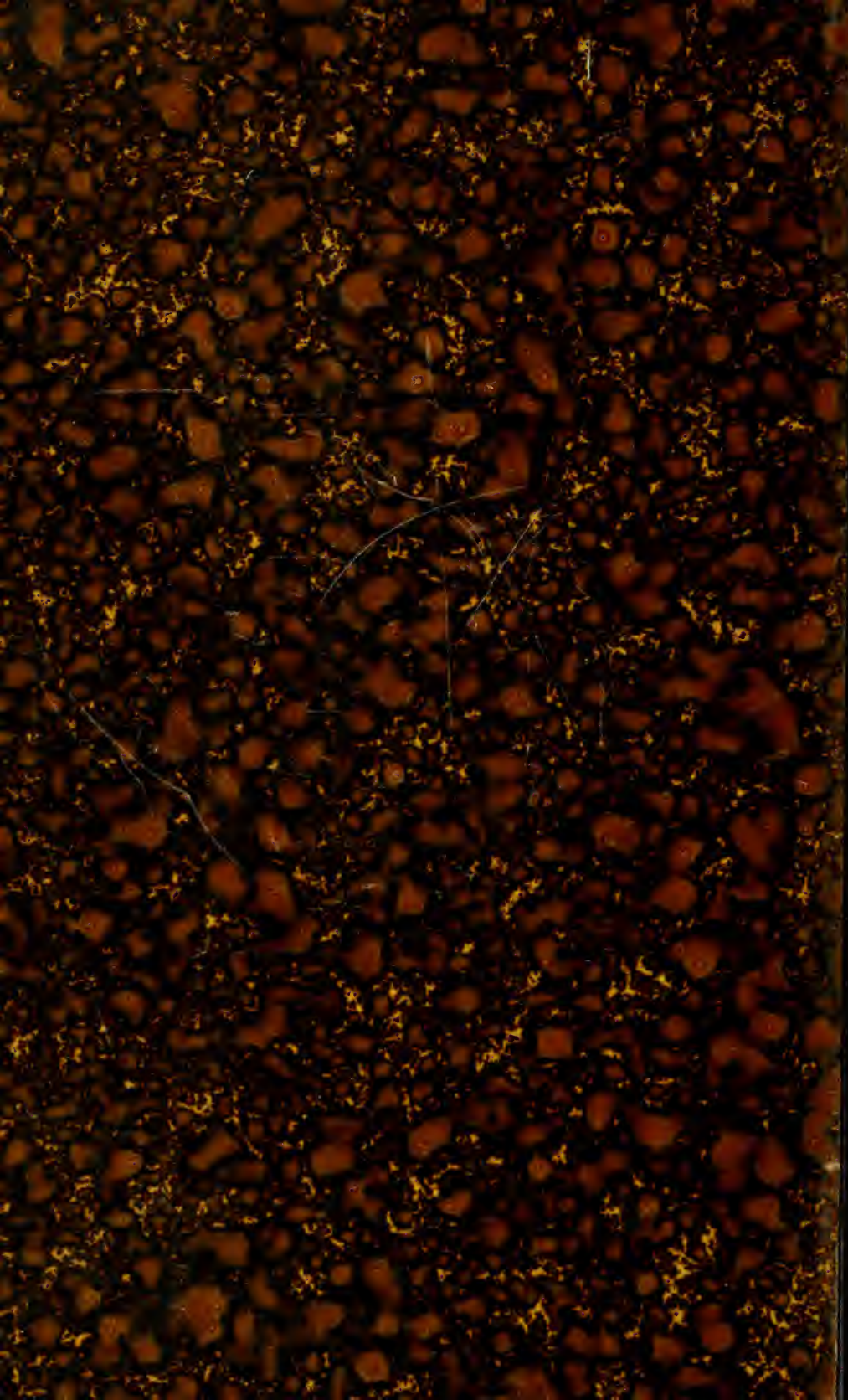
Der Chorus Aller: Billige Wahrheiten repräsentieren wir: 2 und 3 ist gleich fünf: Sagte uns einer dennoch, es sei ihm zu hoch, erwidern wir ihm sogleich, er sei uns zu niedrig!

Peter Altenberg

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

AP
30
N5
1908
Bd.2

Neue Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY